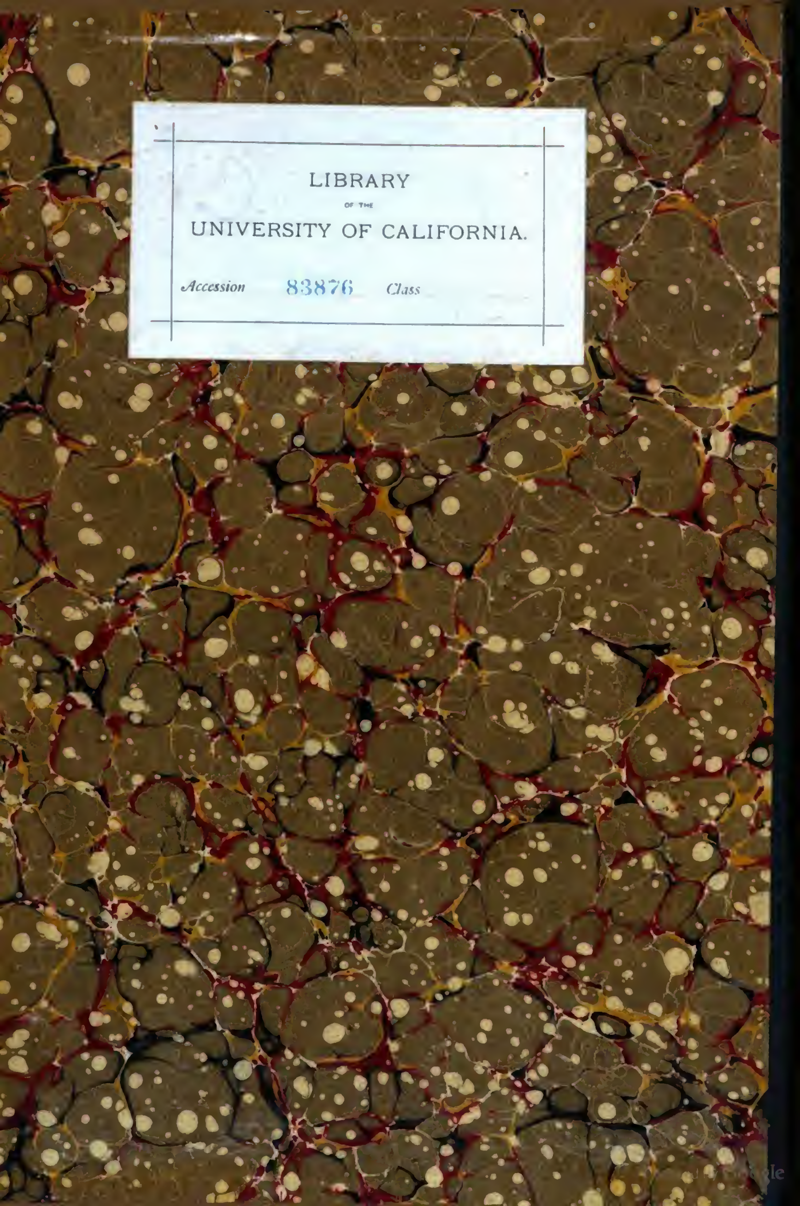
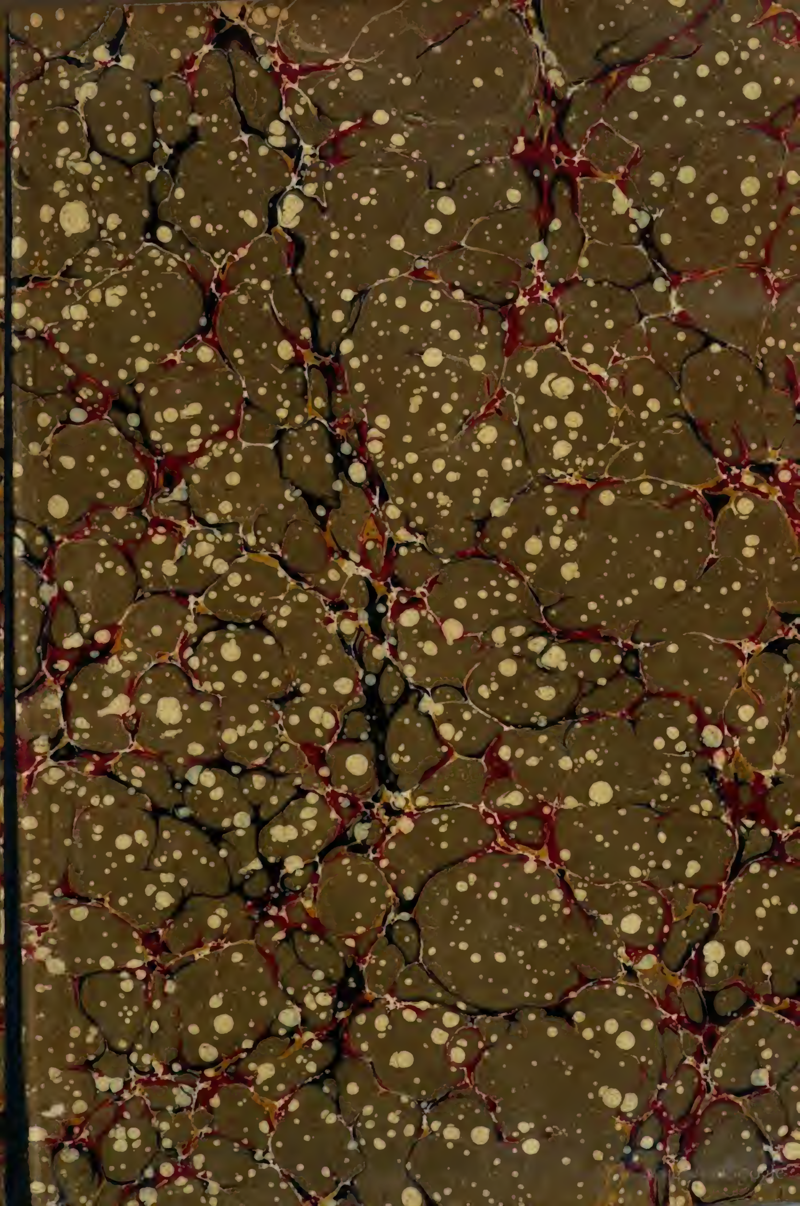
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Accession 83876 Class




II. Band.
1900.
Ueber Land und Meer
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis.

II. Band. 1900. Heft 6–9.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Skizzen und Aufsätze.

Wissenschaft. Kultur- und Sittenbilder.

Geschichte und Zeitereignisse.

Biographien und Charakteristiken. Porträts.

Aus hohen Kreisen.

Natur.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.

Malerei.

Gemälde.

Zeichnungen.

Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen.

Farbige Reproduktionen.

Verschiedenes.

Industrie und Technik. Handel und Verkehr. Oeffentliches Wohlfahrtswesen. Statistik.

Militär und Marine.

Sport und Alpines. Jagdwesen. Mode.

Poesie.

Litteratur.

Für müßige Stunden.

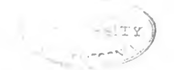
Schach.

Briefmappe.



Theo Grust

Wir gratulieren!



Félicie.

Aus den Briefen eines Thoren.

Von

Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Endlich ein Lichtblick! „Wenn wir mit dem Tesching schößen?“ — Ich kenne wohl schönere Vergnügungen — aber man tau! . . . Mit Flobert in einer Ahnengalerie schießen — dazu bin ich ungefähr zehn Jahre zu alt. Aber was die Langeweile in Rivieraschlössern nicht zeitigt! — Die Herzogin lockte der helle kurze Knall auch herbei. Sie fand das Spiel erst befremdlich, dann komisch. Sie schoß sogar mit. Anfangs zitternd, mit nervöser Hand — um ein Haar hätte sie einen edeln Ahn durchlöchert. Das gab sich aber bald. Die Kugel schlug dann so glatt ins Herzaß, daß der Herzog und ich uns zusammennehmen mußten, um nicht geschlagen zurückzufallen. Das war ein Eifer, eine Lustigkeit, ein Lachen, von dem ich beinahe angesteckt wurde! Die Ahnen schauten dem alten Adel etwas kühl, hochmütig zu bei seinem Vergnügen. Sie verachteten uns wohl ein wenig. Mit Unrecht nicht! Wenn sich der ritterliche Geist bis zum Teschingschießen verflüchtigt . . .

Du wirst darüber dein weises Haupt schütteln, Gert. Ich schüttelte das meine auch im Geiste. Ich schaute mit gelindem Mißtrauen den graziösen Bewegungen der matten Félicie zu, Bewegungen, die immer zielbewußter wurden, je länger das Spiel währte. Soll ich das als Omen nehmen? Ich habe kein Recht dazu. Mir war ja auch bei dem Billardspiel neulich die Hand so wunderbar leicht und sicher. — Und wäre Félicie so seicht und oberflächlich wie dieser Langweilsport, sie hätte mich währenddem vergessen. Und doch traf mich immer wieder der warm schillernde Blick, das schalkhafte Kinderlächeln, das da sagt: ‚Unsinn, alles Unsinn, lieber Freund! Ich denke an Sie, ich fühle mit Ihnen in jeder Sekunde . . .‘ Ach, wenn sie doch eine kalte Kokette wäre, deren Seele man nicht zu kennen braucht, weil sie keine hat! . . . Aber Félicie liegt jede Berechnung fern. Sie kennt ihre Reize, ihre Macht, sie läßt beides wirken — aber so naiv reizend, so unberechnend, fast unbewußt, daß ich wiederum doch nicht verstehe, was mir am ersten Tage schon klar, daß nämlich die Duchesse die Zügel der Schloßregierung in den schmalen Händen hält und nicht der Duc in seinen kräftigen, sonnenverbrannten.

Es ist so wunderhübsch und so sehr gefährlich, eine geliebte Frau verstohlen zu beobachten, an jeder Bewegung sich zu freuen, an jedem Lächeln sich zu sonnen. Man wird dabei blinder, wo man sehender werden wollte. Das ist vielleicht das höchste Glück der Liebe, diese Blindheit — der vergoldende Hauch, der mit der Frau kommt, aber nicht mit ihr schwindet. Sage mir, wes Geistes Kind ist diese weh- und süßlächelnde Zauberin Félicie! — Sage mir, sie sei ein echtes Weib, stark und doch schwach, klug und doch thöricht! . . . Ach, die Schwäche und diese Thorheit lieben wir ja am meisten — Doch sage nicht: sie sei vernünftig! . . . Dann schwände mir der holde Traum, ich müßte sie beinahe hassen, die ich doch so heiß liebe — O sage lieber gar nichts, Gert! . . . Mit dieser Frau kommt die Illusion, geht die Vernunft. So muß es sein, so wird es sein immer. Und wenn ich dazwischen meine weisen Briefbetrachtungen streue, das Gift des Argwohns geflissentlich säe, so ist das nur das verzweifelte Zucken des ratlosen Skeptikers, der mich griesgrämig von einem Zauber befreien möchte, dem ich so gern unterliege.

Es regnet diese ganze Woche. Der Duc bewacht uns wie ein Pascha seine Lieblingsodalisken. Mag er! Wir schlagen ihm doch ein Schnippchen. Wir thun so heilig und sind so unheilig . . . Wenn ich denke, wie es mich durchrieselt, sobald sie mir beim Kaffee die Zuckerschale herüberreicht und ich dabei heimlich die kühlen, schlanken Finger berühre! Sie durchrieselt's auch — ich fühl' es. Und ich werde nicht etwa verwöhnt, ich darf die Finger eigentlich nie berühren, wenn ich es am leidenschaftlichsten möchte. Es ist das kein Quälen von ihr — dazu ist sie viel zu gut! — Es ist das pochende Herz, das schlagende Gewissen, das sie zaghaft zurückhält, wo sie am liebsten sündigen möchte . . . Gert, sind wir denn eigentlich so furchtbare Sünder? Es ist ja nur ein Blick oder ein leises Berühren der Hände! — Diese kleinen Sünden hinterlassen uns nur ein wehes Gefühl des Bedauerns, daß wir so feige sind, daß wir nicht öfter sündigen. Ich zum Beispiel habe gar kein Reuegefühl, das Gewissen peinigt mich gar nicht. Sie liebt den Mann ja nicht — eben darum darf sie sich doch von mir lieben lassen. Die Sünde ist so schön, wenn man fühlt, daß man eigentlich ein gutes Recht zu ihr hat . . .

Und wenn ich zuweilen stutzig werde, ernst — ich verstehe es doch nicht ganz, daß sie so gleichmäßig gegen ihn sein kann, so unentwegt gütig! Das ist eben die schlechte Scheidemünze der Gesellschaft, die man beileibe nicht höher werten darf, als sie wert ist. Und mir giebt ja Félicie das Gold ihres echten Gefühls. Würde es doch immer von Frauen so weise verschwendet! . . . Und wenn ich doch stutzig

werde, mich frage: ‚Versteht dich die Frau auch ganz, ahnt sie, daß sie mit jedem Lächeln einem Glücklichen das Herzblut aussaugt, einem Glücklichen, der so unsagbar unglücklich würde, sobald es verschwendetes Herzblut wäre‘ — so brauche ich nur das süße Gesicht anzusehen. Ihr Herz kann wohl schwach sein, aber es kann nimmermehr lügen. Es weiß ganz genau, daß ein so großes Gefühl nicht mit einem sentimentalen Adieu abgelohnt werden darf. Thäte das Félicie dennoch — so wäre sie eine große Sünderin, und feige wäre sie auch ... Und wenn sie doch wäre — nicht etwa eine kalte Kokette, an deren Reizen man sich vielleicht berauscht, aber todsicher wieder an dem Katzenjammer dieses Rausches gesundet — wenn sie eine von den naiven Sünderinnen wäre, die alles nehmen, alles geben, nur sich nicht selbst, die mit einem kleinen, elenden Gewissenszucken ein großes Gefühl abthun, weil sie es nicht verstehen, nicht verstehen können ... Die Sorte ist freilich die gefährlichste. Sie mordet freundlich lächelnd, wo andre nur leicht verwunden ... Die Vorsehung soll uns ja wunderbar verschlungene Pfade führen. Sie wird einem so großen Gefühl nicht ein so kleines, schwächliches bescheren, das für schweres Gold nur dünne Scheidemünze zu geben vermag, weil es nichts andres besitzt. — Die Sorte, die sich auf die Kniee wirft und nichts thut, sich aber getröstet erhebt und sagt: ‚Herr, ich fühle mich rein — denn ich versprach nichts!‘ ... Als wenn Frauenaugen und Frauenlippen nicht immer weit mehr versprächen, als sie halten können! Es ist doch auch nicht das Wort, das allein bindet. Jedoch es giebt auch solche Frauen — und möge mir Gott beizeiten die Erleuchtung geben —, die nur halten, was sie in Worten versprachen. Die kämpfen vielleicht lange — aber sie werden unfehlbar mit einem liebenswürdigen ‚Vergiß!‘ abthun, was sie nie hätten wecken sollen.

Gert, man soll den Leuten ihren Himmel nicht nehmen — nehme mir der Himmel auch nicht den Glauben an diese Frau!

Und doch wünschte ich von Herzen, dieser graue Himmel und diese graue Woche wären vorüber! Man versumpft unter dem Grau im Verstande wie im Gefühl. Und die Sünde wird auch etwas Alltägliches, Graues. Man tritt die Moral nicht mehr mit Füßen aus Verachtung, sondern gedankenlos. Man soll mit dem empörten Herzen sündigen, nicht mit den aufs Vergnügen dressierten Sinnen. — Dieses Schloß und dieser Duc — mich töten sie beinahe. Wer lange unter dem Bann der beiden aushält, verdient's nicht besser. Er wird am Ende doch nicht sterben, aber er mumifiziert sich unfehlbar.

Essen — Schlafen — Teschingschießen — Billardspielen ...

Das Schlafen spielt hier nämlich eine große Rolle — und ich schlafe so schlecht!

Das Frühstück in der Halle — das leise Rauschen des Kleides: Wie lange dauert's noch, daß sie mir etwas Alltägliches werden — ein hübsches Vergnügen? ... Dann, aber erst dann, Gert, nenne mich einen Schurken, einen gewöhnlichen Sünder! Sonne — Wärme — die angebetete Frau allein: wenn ich das Dreigestirn doch wieder hätte! ... Schon diese Mahlzeiten und diese Gespräche! ... Gutes Essen — guter Wein — guter Appetit — gute Laune ... Ja, den Deuwel auch, was verlange ich von den Menschen noch mehr? — Ich verlange freilich viel mehr. Ich kann mich in dieses lautlos treibende Räderwerk nicht fügen, welches dieses Schloß in dieser Woche nun einmal für mich repräsentiert. Es ist freilich eine Macht, eine große Macht, die die Menschen abschleift, bis sie glatt, bis sie nichts. Und vor dieser drohenden Glätte, diesem drohenden Nichts möchte ich uns beide behüten — sie und mich.

Es ist ein wunderbar kleiner Horizont, den solche Gesellschaft besitzt — eine Gesellschaft, die eigentlich nichts liebt als sich selbst. Dieser Horizont ist so klein und so reich — sie bringen wer weiß was in ihm unter: Gott und Königtum, Staat und Gesellschaft. Und die Leute sind dabei nicht dumm, sie sind gewissermaßen frei in ihrem Urteil. Aber ihr Glauben hat keine Freudigkeit, er hat etwas Dumpfes, Schweres, einen Gruftgeruch, von dessen Kälte mir schaudert. Ihr Königtum ist das Königtum der letzten Bourbonen, ein Absolutismus ohne Härte, aber auch ohne Kraft, ein laisser aller von Gottes Gnaden, das wahllos Kluges und Dummes, Gutes und Schlechtes thun darf, und gegen das die Massen sich nur deshalb nicht empören dürfen, weil es die von Gott eingesetzte Obrigkeit ist. Nimm da mal unser wirklich modernes Königtum dagegen, das sich klug auf seine Armeen stützt und trotzdem vom blaublütigsten Junkertum zum rotesten Sozialismus hin und her schwankt, weil es schlechterdings nicht anders kann, weil es in dem Moment umgestürzt würde, wo es sich thatenlos auf sein Gottesgnadenpiedestal zurückzöge. Der Staat hat den Leuten nur darum ein Recht, weil er zufällig noch zu Recht besteht — und die Gesellschaft auch nur, weil sie dieses „zu Recht“ wenigstens behauptet. — Das ist der Horizont — er ist so scharf begrenzt, so geheiligt — und wer hinter diese mit Brettern vernagelte Welt zu schauen suchte, wäre ein Lästerer oder ein Narr. Das ist die graue Tradition, die verständige Trägheit dieser Leute, die, wenn sie zu Gott beten, bitten, daß er die Welt rückwärts gehen lassen möge. Und das ist nicht etwa Eigennutz oder Heuchelei — es wäre das Glück eben dieser Gesellschaft und damit doch auch das Glück der Welt ... Mache diesem Duc klar, daß die Erde nur ein winziger, durch die Sphären unaufhaltsam rollender Ball ist — mache ihm klar, daß der Kampf zwischen Trägheit und Bewegung das Lebenschaffende und Rettende ist — mache ihm klar, daß der Kampf in Wahrheit der Vater aller Dinge ist, und daß jede Tradition nur so lange ein Recht hat, als sie kämpft, blutet, und daß sie in dem Augenblick von einer jüngeren, lebenskräftigeren überholt ist, wo sie sich kühl auf sich selbst zurückzieht wie hier! ... Er wird nicht unwillig werden, er wird nur lächeln und dir ganz klar entwickeln, daß alles Bestehende gut sei, weil es bestehe; und daß man zurückblicken müsse wie die Geschichte, nicht vorwärts wie die Sozialwissenschaft.

Und in diesem Kreis leben und weben diese Menschen, sind glücklich, in ihrer Weise gut und ahnen gar nicht, daß sie unbewußt an sich selbst das Verhängnis der Degeneration vollziehen helfen, das die erschlafften Enkel zu Alltäglingen macht und die Epigonen zu Idioten.

Gert, seitdem ich die Arbeit kenne, kenne ich auch den Kampf. Alles andre ist vielleicht Unsinn. Es giebt nicht Tugenden und Laster, es giebt nicht Gute und Schlechte, es giebt vor einer unbarmherzigen Naturmoral vielleicht nur Starke und Schwache — Geschlechter, die sich den Boden kämpfend erwerben, wo jeder vergossene Blutstropfen segnend befruchtet, und Geschlechter, die ruhmlos dahinsinken müssen, weil der klaffende Hieb nicht mehr den roten Strahl zischen läßt, sondern nur das welke, blutarme Fleisch aufreißt.

Das ist nicht etwa „sie“, die ich damit treffen will! Das ist „er“, das ist seine Gesellschaft, die er so klassisch repräsentiert. — Die Gerechtigkeit war nie meine Stärke. Dazu bin ich zu impulsiv. Ich kann den Mann, der mir nichts gethan hat, dessen Gastfreundschaft ich genieße, nun einmal nicht ausstehen — und der Moment, wo ihn der neidische Unglückliche noch haßt, ist sicher nicht fern. — Gleichgültig! — Was kommt's auf dieser Erde auf einen Antiquitäten sammelnden Duc mehr oder weniger an? — Und wenn ich ihn selbst hinüber beförderte einmal? — Auch gleichgültig! — Wer nicht ehrlich hassen kann, der kann auch nicht ehrlich lieben. Und wir Rabens kranken so wie so leicht an der kleinen Moral, die uns die große verdirbt ... Was heißt überhaupt Moral? — Wir schössen noch alle mit dem Flitzbogen und führen in Eibenbaumkanoes, wenn es nicht Menschen gegeben hätte, die bewußt die Gesetze mit Füßen traten, die Moral verachteten und kühn ihre eigne freie Persönlichkeit dahin stellten, wo sonst eine Vogelscheuche den Gelüsten kleiner Geister leicht gewehrt hatte.

Es ist dies eine Philosophie, die ich sonst nüchtern nicht unterschreiben würde und vielleicht schon morgen nicht mehr unterschreibe, weil sie wohl nur der leidenschaftliche Protest eines großen, heißen Herzens gegen die kleine Moral dieser Gesellschaft ist, die hier welk und siech in jeder wertlosen Antiquität die große Moral narrt. — Ich will mich selbst nicht verlieren in dieser kleinen Moral, die so schnell angenommen, weil sie so bequem ist. Ich will mir auch in der Sünde die Größe des Gefühls bewahren!

Darum strahle du wieder, ungetreue, heiße Rivierasonne, — gleite du wieder zierlich über die blauen Wogen, Jacht Félicie, sicher geführt von deinem herzoglichen Piloten! — Ich muß mit der Frau allein sein, bald allein sein! — Und ist sie so wertlos wie ihre Gesellschaft, dann sind die kleinen Sünden zwischen uns nur der selbstverständliche Tribut, den ein kleines Gefühl einem großen zollt — und die Vorsehung wird über sie wie ich mit einem kühlen Lächeln hinweggehen. Ist aber die Frau pur sang, so wird sie eines Tages dieser Gesellschaft unbekümmert den Fehdehandschuh hinwerfen — und ihre Sünde wird eine That sein, die der Menschheit frommt.

Denn sieh, Gert, ich habe die Hoffnung, daß ich diese reizende Seele viel mehr lieben werde als diesen reizenden Körper, und daß diese Seele mir dankbar sein wird, weil ich sie vor dem Schicksal einer verstaubenden Antiquität oder vor noch etwas Schlimmerem bewahrte ... Das, was Félicie jetzt von ihrer Seele giebt, das ist wie der schüchterne Hauch eines Gefangenen, der zu lange gefangen war, als daß er das Licht der Freiheit plötzlich begreifen könnte. Und darum glaube ich sie so gut zu verstehen. Sie ist eine geheime Feindin ihres Gemahls — keine offene. Der kleine Nadelstich, der durch ihre unendliche Liebenswürdigkeit doch zuweilen durchzuckt, ätzt vielleicht auch ... Denn wenn wir bei Tisch oder nach dem Billard von Politik sprechen, von Litteratur, nimmt sie immer die Partei der Unzufriedenen, Verfemten, weil sie selbst eine ist. Sie thut's nie verletzend, sie haßt das häßliche Wort — das ist die Konsequenz der Erziehung, die natürliche Vorliebe der vornehmen Frau für die vornehme Form — aber sie sagt's doch ganz ehrlich:

„Du bist im Irrtum, Charles — du denkst, daß die Erde sich nicht dreht — und sie dreht sich doch!“ — „Ich glaube auch gar nicht, daß unser Glaube dem Herrgott so viel wohlgefälliger ist als der halbe Fetischglaube der armen Küstenfischer — nur weil uns das leichte Wohlthun so viel leichter und das schwere Sündigen so viel schwer gemacht ist ...“ Wenn sie dann weiter sprechen will, ereifert sie sich, wird rot, und nur die jetzt dunkel leuchtenden Opalaugen vollenden den ketzerischen Schlußsatz, den die höfliche Zunge verschluckte.

Der Duc läßt sie stets gewähren, lächelt liebenswürdig mokant mit mattem Auge — zuweilen streift auch mich sein Blick, als wenn er sagen wollte: ‚Ja, lieber Freund, das thut sie doch nur für Sie, um einer etwaigen Unglaublichkeit zu begegnen, die ich selbst weder bemerken noch viel weniger bekämpfen würde, weil ich vom Volksredner genau so weit entfernt bin wie vom Dandy ... Das schönste und sicherste Stück meiner Sammlung bleibt nämlich doch die Félicie.‘

Ehrlich gesagt, manchmal habe ich auch den Soupçon als wenn die Herzogin nur glätten, beruhigen möchte — und sich dabei doch arglos selbst belügt. — Ich täusche mich. ... Wenn ich mich doch nicht täuschte — wenn sie zu den Frauen gehörte, die die Form zu sehr lieben, als daß sie die je dem Inhalt opfern könnten? ...

Das ist die graue Woche, das sind die Einflüsterungen dieses Schlosses, dessen Tradition so fest gefügt ist wie seine Mauern. Und während ich ihnen willig lausche — ein kluger Mann, der den Kern der Dinge zu durchdringen sucht — bin ich vielleicht erst recht ein Thor, ein unglücklicher Fisch, der in seinem Netz verzweifelt zappelt und damit weiter nichts erreicht, als daß die Kiemen sich im Maschengewirr rettungslos verfangen... Schickt einem solche Intervalle der Teufel, oder schickt sie Gott? Ich weiß nicht, ich weiß nur, daß alles Grübeln nichts hilft,



Jean Aubert

Im Wintersturm.

daß es bloß unklar macht, die schöne naive Sicherheit nimmt, mit der allein man den Menschen und Dingen siegreich gegenübertritt ... Ich hatte sie einst — ich habe sie nicht mehr. Ich will die Seele dieser Frau kennen, ich sehne mich nach ihr, wie der Zweifler nach der Offenbarung. Und ich will doch nur die eine Offenbarung: die große Seele! Und finde ich die nicht, so sage ich nicht mit kluger Resignation: ‚Suche nicht länger, wo nichts zu finden' —, sondern ich suche und suche weiter und werde finden, weil ich finden will. Dies Findenwollen ist eine fixe Idee. Da setzt der kranke Idealismus eines großen Gefühls ein, daher weht der vergoldende Hauch, der verflogen mich töten muß — Er wird verfliegen, Gert! Der Skeptiker wenigstens bleibt mir getreu ... Aber was nachher kommt? ... Wer sein Ideal so langsam, qualvoll sich formt, der wird es zwar stiernackig zu verteidigen wissen, aber doch auf der letzten Schanze die Flinte ruhmlos ins Korn werfen und sagen: ‚Warum kämpfe ich eigentlich für ein Phantom — und warum kämpfe ich gegen mich selbst?' — Aber bis man dahin kommt, Gert — bis man dahin kommt!

Mit der Arbeit habe ich's auch wieder versucht. Unmöglich! — Das Toilettenzimmer nebenan läßt mich nicht. — Wie eine riesige Gefängniszelle nimmt sich das Atelier jetzt aus bei dem grauen Licht. Das ist mir schon recht. Wir sind ja alle Gefangene und wissen's nur nicht. — Aber wenn ich einmal den Stift in die Hand nehme, den Pinsel ansetze, schweift mein Blick sofort wie gezogen nach der dicken Portiere, die mich von dem geheiligten Raum trennt. Es ist mir dann, als ob diese unbewegliche Portiere wallte. Ich muß aufstehen — ich muß! — Hinter der Portiere ist niemand. Trotzdem bleibe ich, lausche, bis der Fuß mich schmerzt, der angehaltene Atem mich betäubt. Nichts — kein Laut in dem leeren Gemache, das ich nicht kenne, und das mir meine Phantasie doch so deutlich malt: weich, luxuriös, mit leisen Wohlgerüchen, die aus lang herabwallenden, kohlschwarzen Haaren strömen und um eine reizende Gestalt wogen. Ich sehe die Herzogin im seidenen Morgenrock, wie sie sich träumerisch im Spiegel belächelt — ich sehe, wie sie den Maroquinschuh über den schmalen Fuß streift — ich sehe jede Falte des Kleides — ich sehe das schneeige Weiß des zarten Armes schimmern. Ich sehe sie sich von Zeit zu Zeit umdrehen, horchen, weil sie den Lauscher, den Späher ahnt — und dann wieder lächeln: ‚Warum soll er nicht? Er hat ja sonst nichts vom Leben, der arme Kerl!' — Meine Vorstellung ist da so mächtig, meine Sinne sind so erregt, daß ich mich nicht zu rühren wage und ohne Unterlaß nach diesem trostlos leeren Raum hinüberhorche, den sie erst spät in der Nacht aufsucht.

Und wenn sie wirklich kommt — ich höre den weichen Schritt so deutlich auf dem weichen Teppich und fühle, wie sie sachte, mit verhaltenem Atem näher kommt an meine Thür ... Gert, uns trennt weiter nichts als diese lächerliche Thür, zu der wir den Schlüssel nicht besitzen, und die wir doch nicht öffnen würden trotz des Schlüssels — Was braucht's des Schlüssels? Es braucht nur den Willen! Ein Druck meiner Schultern — und die Schranke fällt krachend. Aengstige dich nicht! Sie fällt nicht, sie fällt nie ... Dafür schleicht die Herzogin wieder vorsichtig zurück. Der weiche Sessel federt leise, wie sie sich zur Nachttoilette niederläßt. Meine Nerven sind zum Tollwerden gespannt. Jeder Laut — wie der Schildpattkamm durch das schwarze Haar gleitet, das elektrische Knistern der Strähne unter dem Bürstenstrich, wie eine Haarnadel zu Boden fällt, das geräuschlose Flechten des Zopfes mit anmutig vorgebogenem Halse — ich sehe mit den Ohren, die Phantasie übersetzt meinen Augen alles.

Zuweilen kommt auch der Duc. Ein höflich knarrender Männerschritt — der Hauch einer Zigarette, den ich sofort spüre ... Sie unterhalten sich flüsternd aus Rücksicht auf mich. O, wie ich an solchen Abenden dies glatte Französisch hasse, das ich nur am Tonfall erkenne! Als wenn zwei Verschwörer raunten, zwei Verschwörer gegen mein Glück. Die Unterhaltung dauert nie lange. Es ist Gewohnheit oder Konventionalität. Gleichviel! Mir kocht das Blut. Ich hasse den Duc, wie man nur seinen Todfeind zu hassen vermag. Es ist ein Gleichgültiger, eine Null im Gefühl, die Frau liebt ihn sicher nicht! Und das ist vielleicht das Quälendste, daß dieser Mensch ungewünscht und ungenossen das besitzen darf, wofür ich meine Seligkeit verkaufte ... Wenn ein großes Gefühl auch dieses trockene Herz durchzitterte — ich trüge es leichter! ... Jedoch dieses Ringen mit dem Leblosen, gewissermaßen mit der stumpfen Materie, mit der Tradition ohne Recht und Macht — Nein, nein! ... Ich weiß nicht, wann ich mehr fiebere — sobald sie kommen, oder sobald sie gehen ... Das leise Zuklinken der Thür — der verhallende Schritt ... und dann die Leere, die schreckliche Leere! ... Ich wünsche dem Mann nur den Tod — ich kann nicht anders! ...

Gert, jeden Abend wird mir klar, daß der Kampf mit mir eine Thorheit ist, daß ich die Seele dieser Frau gar nicht kennen lernen will, und daß es nur die wilde Sehnsucht nach ihrem eignen Besitz ist, die sie verkleinert, verleumdet, weil ich eben nicht begreifen kann, daß andre in der Bahn des Gewohnten ruhig fortgleiten können, aus der ich so weit geschleudert bin ... Die ganze Psychologie ist grüner Tisch. Welche Seele ich auch bei dieser Frau finden werde — das Rauschen des Kleides, der Blick, der Druck der Hand sind schon jetzt so starke Mächte, daß ich mich nicht nach noch stärkeren zu sehnen brauche ... Daß das mal endigen muß, weiß ich. Aber ich bin schon so feige geworden, daß ich nur um Aufschub flehe.

IX.

Endlich! — 6⁰ — wie's in Kursbüchern steht. Ich bereits auf. Der Duc soll wissen, daß er einen selbstlosen Gastfreund zurückläßt. Anfangs glaubte der gute Mann einen Geist zu sehen und wollte ein Kreuz schlagen, als ich Schlag sechs in der Halle erschien. Dann war er gerührt, ich bestrickend. Ja, Gert, das Unglück macht gemein, und verbotene Liebe erzieht Heuchler.

Wir treten in den Frühmorgen hinaus, die Zigarette in der schlaffen Mundecke. Es ist ein Frühmorgen frisch und tauig — der scharfe Seewind vertreibt die letzten Schlafkobolde. Wir steigen zum Meer hinunter — nicht übermäßig gesprächig, wie immer. Die Kamelien erwachten gerade, die Agaven schimmerten naß. Aber der Lorbeer säuselte schon freundlich, und die dunkeln Magnolienblätter blinkten traulich. Es schwebte ein starker Seehauch durch die reine Luft — als zweifelhafter Bote guten Wetters. Die Sonne lag hell blinzelnd über dem gelbgrünen Meer, hinter einer Wolkenwand halb versteckt. Die gute Dame war sich noch nicht ganz klar, ob sie ihr rundes Gesicht in freundliche oder griesgrämige Falten legen sollte. Die Brandung schrie hell. Schaumkronen hüpften lustig, und die Schaluppe unten am Fels schaukelte sich auf der leicht bewegten Flut. Der Herzog schritt rüstig, die Nase voll Salzluft und das Herz voll Thatendrang. „Wird wunderbarer Tag, Baron! Es ist doch rührend, daß Sie so früh aufgestanden sind ... Meine Frau wollte auch noch kommen ... na ...“ Und er lächelt wieder sein liebenswürdig mokantes Lächeln: „Sie kommt ja doch nicht!“

An dem winzigen Bootshafen steht bereits der Diener mit Mantel und Decken. Es ist ein undurchdringliches Dienergesicht, das Geheimnisse klug bewahrt oder teuer verkauft. Weiter draußen in See wiegt die „Félicie“ anmutig ihren weißen Leib; die blauweiße Flagge flattert, der Bootsmann an Bord salutiert herüber. Der Herzog gab dem Diener noch einige französische Befehle — Ein kräftiger Händedruck: „Heute abend, spätestens morgen auf Wiedersehen, Baron.“ — Dann sprang er ins Boot. Die Ruder zogen an — aber eine kecke Welle schleuderte den schwanken Kahn erst noch einmal bis zu der Felsplatte zurück, auf der wir stehen. Der Herzog lachte. Dann ging's mit langen Ruderschlägen der „Félicie“ zu — im Kielwasser ein hellgrüner brodelnder Streif.

Und wenn der Brave direkt in den unverdienten Höllenrachen führe — ich habe noch niemals mit so ungeteilten Gefühlen jemand den Hut zum Abschied geschwenkt. Jetzt legt das Boot backbord bei. Der Herzog erhebt sich — in dem Moment hoch über uns eine weiche, helle Stimme: „Bon voyage, bon voyage!“ — ein wehendes Taschentuch — und zwischen den Blättern einer Riesenagave gleich darauf die Herzogin, weit vorgebeugt, den Kameenkopf rosig überhaucht vom eiligen Gehen, die großen Opalaugen leuchtend. Der Duc scheint sich einen Augenblick zu besinnen, ob die unbequeme Rückfahrt den flüchtigen Abschiedskuß wert sei. Verführerisch genug sieht sein junges Weib wahrhaftig aus! ... Wär' ich der Mann — und wenn ein Ozean von Tod und Gefahren zwischen uns läge — ich müßte zurück, ich müßte sie noch einmal küssen — Ehehelden denken meistens anders, wollen pädagogisch wirken ... Die Narren! Wem solch geliebter Mund zulächelt ... Daß doch keiner die Perle zu schätzen weiß, die ihm ein blindes Glück in den gleichgültigen Schoß warf!

Der Duc ist an Bord geklettert und ruft noch durch die hohle Hand ein paar französische Worte zurück, die eine mitleidige Brandung verschlingt. Wie ich es doch heute liebe, dies glatte Französisch der beiden! Das ist nichts Intimes — das ist Konventionalität, auf welche sich die beiden so hübsch spät heut besannen ... Zum Ueberfluß kommt jetzt die Herzogin den Schlangenweg hinunter gewandelt — ohne Hast, mit einem freudig federnden Schritt.

„Guten Morgen, Herzogin.“

„Guten Morgen, Baron. Es ist frisch heute — und ich war noch nie im Leben so früh auf!“ Sie schüttelt sich dabei leicht fröstelnd unter ihrem langen Silberfuchsmantel. Dann neigt sie sich über die Felsplatte, wo die gedämpfte Brandung weißen Schaum heraufspritzt. Das Wasser netzt lüstern die weiße Hand. „Das ist auch frisch — aber angenehmer ...“

Indes werden auf der „Félicie“ die Segel gelöst. Der Schiffskörper stampft unmutig auf den hellgrünen Wogen, und der leuchtende Kiel taucht zuweilen bis an die Bordlinie ins Meer. Jetzt dreht sie sich langsam, bekommt Fahrt. Wir sehen interessiert zu, wie sie so anmutig nickend davongleitet. Der Herzog lehnt am Kajüteneingang, die Hand grüßend zur Kapitänsmütze erhoben. Ich räuspere mich. Félicie streift mich in einem hellen Blick. Mir dauert der Abschied zu lange. Sie aber bleibt und winkt, bis der Herzog ganz klein, ganz fern. Dann erst wendet sie sich zu mir: „Warum so ungeduldig auf einmal?“

„Herzogin, ich bin ja glücklich, wenn ich in Ihrer Nähe bleiben darf.“

„... Und trotzdem immer eifersüchtig und anspruchsvoll! ... Sie werden mal einen so unbequemen Ehemann abgeben, dessen Hauptvergnügen noch dazu sein wird, die unglückliche Frau zu quälen ...“

„Ich heirate nie.“

Sie thut, als wenn sie nicht verstände. „Ich will Sie nämlich vor dem Schicksal eines griesgrämigen Junggesellen bewahren, dem jede Rivierabucht und jede Riviera-Table d'hote gleich langweilig ist ... Freilich, ob ich Sie gerade einer Frau empfehlen könnte?“

„Eine ungeliebte würde ich zu Tode quälen.“

„Ja, das würden Sie allerdings!“

„Und eine geliebte?“

„Haben Sie in Ihrem Leben die Frau je anders betrachtet als — als Lieblingssklavin, hübschen Zeitvertreib, Baron? ... Aber das schadet nichts! Wenn Sie nämlich Kinder hätten — und ich bin ganz sicher, daß Sie Kinder haben würden —“

„Ich habe nichts für Kinder übrig, Herzogin. Ich würde ihnen freilich nie etwas Böses thun — ich würde sie höchstens als das betrachten, was sie sind: nämlich schutzbedürftige Würmer, die man bald zu sehr verhätschelt, bald zu sehr prügelt, weil man sich in den kleinen Ideengang nicht hineinversetzen will oder vielleicht auch nicht kann. Es gäbe allerdings eine Möglichkeit ...“

Doch die Herzogin läßt mich die reizende Möglichkeit nicht ausspinnen. „Ach, Sie reden, wie Sie's verstehen! Weil Sie keine eignen Kinder

haben, verstehen Sie fremde nicht und haben sie natürlich auch nicht lieb. Warten Sie doch erst die geliebte Frau ab! — Das andre findet sich dann ganz von selbst ... Sehen Sie, man sagt uns sogenannten Weltdamen — und ich bin noch dazu drei Viertel Französin — doch in Wort und Schrift nach, daß wir nichts so haßten als das Muttersein wegen der Figur, der Toilette, der vielen Unbequemlichkeiten, und daß diese unnatürlichen Mütter dann ihre Unglückskinder sofort an Ammen und Wärterinnen ganz bedingungslos und herzenskalt überlieferten, und daß das ganze mütterliche Gefühl in nichts bestehe als in einer gewissen Eitelkeit, wo Babyspitzenkleider und frühreifes Geplapper das Höchste ... Mich trifft so etwas nicht. Ich habe meinen kleinen René nie verschmerzt und werde ihn nie verschmerzen. Ich habe sein Bild unter einem Albumberg begraben, weil es mir so viel Thränen gekostet hat und noch kostet. Und ich hole es doch jeden Tag wieder hervor und streichle es und bedecke es mit denselben Küssen und denselben Thränen. Ich hadere mit der Vorsehung, daß sie mir ihn und damit eigentlich alles, alles nahm ... Ich bin nicht glücklich verheiratet — Ihnen brauche ich das wahrhaftig nicht zu sagen — wär' ich's, dann wäre ich schlechter als schlecht. In meiner Ehe kenne ich eigentlich nur eine schöne Zeit: als ich René erwartete. Da war ich so glücklich und liebte auch meinen Mann ... Das war aber alles schon lange vor dem Tode wieder vorbei. René hätte nicht leben können — oder höchstens als meine Qual, als ein lebendiger Leichnam. Dennoch denke ich oft: ‚Hätte ich dich nur noch, ich wollte dich ja so lieb, so lieb haben!' ... Denn die Mutter ist in mir so stark, daß ich auch einen Idioten heiß, unendlich lieben würde ... Dann ständen Sie auch nicht hier — dann hätten Sie mir nie das sagen dürfen, was Sie mir neulich im Billardzimmer sagten! Das Kind wäre mir ein sicherer Schutz gewesen gegen jede Versuchung ... Sie denken nach dem allem vielleicht, daß ich mich eines Tages von meinem Mann trennen könnte? Das thu' ich nie. Ich hebe mir nur diese Möglichkeit als äußersten Trost auf — Ich bin meinem Mann treu, so weit ich es ihm überhaupt sein kann. Mich hat noch nie ein andrer geküßt, ich habe noch niemals einem das erwidert, was ich Ihnen neulich erwiderte. Darüber hinaus giebt's aber auch nichts! ... Sie denken wohl, ich sei sehr oberflächlich — und ich kann doch so tief fühlen. Trotzdem komme ich nie zu dem Punkte andrer Frauen: ‚Da, nimm mich!' Ich würde auch an der Scham zu Grunde gehen ..."

„Und halten Sie diese mißverstandene Pflichterfüllung für besser, Félicie?"

Sie antwortet nicht. Sie beugt sich tief herab auf den tauschweren Blütenkelch einer roten Tulpe. Sie thut's mit schwerem Atem und abgewandtem Gesicht. Später lächelt sie mich mit feuchten Augen an: „Lassen Sie alles Ueberzeugenwollen. Bei mir führt es zu nichts. — Und nun zu ganz etwas anderm! Ich habe in der letzten Woche viel über Sie nachgedacht. Ich möchte Sie glücklich sehen!"

Ich lache rauh auf.

Sie fährt ruhig fort: „Sie müssen bald weg von uns — in Ihre Heimat — da werden Sie schon ein nettes Mädchen finden, das Sie auch verdient. Ich kann nämlich auch selbstlos sein."

„Zu selbstlos, Herzogin!"

„Aber wirklich! Ich bete täglich für Ihr Glück."

Darauf sage ich höhnisch: „Und wenn ich meine Verlobungsanzeige schon in der Tasche hätte? Bin ich nun einmal Schurke, dann bin ich's auch ganz!"

„Wie meinen Sie das, Baron?"

„Nun, daß ich thatsächlich verlobt bin."

„Nein ..." Und da sehe ich doch einen feinen Blitz des Argwohns in den Opalaugen aufzucken. „Ja, allerdings dann ..."

„Ja, allerdings dann!" wiederhole ich zwischen den Zähnen — bis ich endlich doch, nicht mehr Herr meiner selbst, gepreßt weiter sage: „Warum reden Sie das alles? ... Warum quälen Sie mich so, Herzogin?"

Der Ton traf sie doch. — Wir wandeln den Felsweg nun wieder in die Höhe. Der Diener ist schon weit vor uns, hoch oben auf der letzten Terrasse — er geht mit einem diskreten Rücken und einem so gebogenen Kopfe, als wenn er zwischen dem Arm hindurch nach hinten schielen möchte. Wir aber folgen sehr langsam. Die Herzogin überlegt. Sie hat etwas auf dem Herzen — und hat's auch wieder nicht. Die unregelmäßigen Schwingungen des geschlossenen Sonnenschirms deuten das an. Sollten sie meine letzten Worte vielleicht gerührt haben? Und sie, die allen Gutes thun möchte, weil's ihre Natur so heischt, weil sie den Samariterberuf des Weibes erfaßt hat wie keine — möchte mir wohl etwas Liebes sagen. Ihr wird das immer so schwer. Das ist die Feinfühligkeit, die reizende Gêne, die einen gütigen Mund verschließt, bis ihn das gütigere Herz öffnet. — Wir sind jetzt gerade an der Steinbank seligen Angedenkens. Der Morgenwind rauscht, die See blinkt. Wir bleiben beide stehen — unwillkürlich — die Erinnerung des unvergeßlichen Vormittags neulich grüßt auch aus dem toten, taufeuchten Stein. Aber heute hüten wir uns beide, in die Weite zu schauen, wo die „Félicie" jetzt mit ausgebreiteten Fittichen vor dem Winde dahinfliegen muß. Die Herzogin sieht mich lange und warm an. „Wissen Sie, warum ich heute so früh aufstand? — Weswegen ich in diesem saloppen Morgenrock herabeilte? — Sehen Sie ihn, bitte, nicht an! Der graue Pelzmantel ist noch mein einziger Schutz, denn er verhüllt die schrecklich derangierte Toilette — Wissen Sie, weswegen ich dann so thöricht gelaufen bin, was meinem Herzen gar nicht gut thut — und weswegen ich dennoch wie ein Dieb hinter der Riesenagave dort versteckt stand, bis ‚er' abgefahren war? — Schämen Sie sich mal wieder, Sie Undankbarer! Es geschah Ihretwegen — nur Ihretwegen ... Das ist ja das Wunderbare, daß ich immer im voraus weiß, was Sie thun werden, ja, was Sie gerade denken ... Ich wollte Ihnen das heute nicht sagen — es ist Ihnen gar nicht gut! — und ich sag's Ihnen doch! Habe ich Sie gequält, so will ich Sie auch wieder trösten."



Jaroslav Vešin

Ein Postgeheimnis (Motiv aus Oberungarn).

Das sagt die angebetete Frau so leise, so reizend! Die Güte dieses Herzens würde eine Todsünde vergolden ... Und ich? Gert, ich kenne mich selbst nicht mehr. Die hübsche Phrase flieht mich gänzlich. Ich finde nicht einmal die einfache Antwort des Herzens — als wenn diese Liebe auch um meine Geisteskräfte wie ein rosiger Nebel wallte. Ich kann das liebe, liebe Geschöpf nur ansehen und sagen: „Wie sind Sie doch heute wieder schön und gut, Félicie!" — Es klingt so hölzern, so gesucht ... Und ich möchte doch eine teuflische Beredsamkeit dafür haben oder den unfehlbaren Blick für die Schwäche der Frau, wo man ihr das eigne große Gefühl einflößen könnte wie einen Zaubertrank. Jetzt rächt das heiße Herz alles, was das kalte einst verbrochen ... Ja, kalt sündigen, kalt sündigen — wer das noch könnte! Man verstand's doch mal, man wußte die Frauen so gut die schräge Straße sanft herabzuführen ... Führe ich überhaupt — oder werde ich geführt?

Wir gehen jetzt dicht nebeneinander — ein schmaler Steg, auf dem wir uns berühren müssen. Wir wissen's, wir fühlen's, wir wandeln stumm. Ist das einer von den entscheidenden Momenten im Leben, wo die Herzen sich ängstlich zusammenziehen und dann qualvoll schlagen, weil sie in der bangen Stunde den Sturmesfittich fühlen, der auf sie herniederbrausen muß — schwer, mächtig? Ich fühle ihn schon lange. Fühlt sie ihn auch? — Wird sie sich feige ducken vor dem Brausen, das die großen Gefühle weckt und die kleinen scheucht? Nein, sie soll sich nicht ducken, mit angstvoll geschlossenen Augen zu Boden schauen, bis der Sturm vorüber, der dem Feigen nur eine ewig graue, entgötterte Alltagswelt zurückläßt! Sie soll auch nicht kämpfen gegen ihn — dazu bin ich da — sie soll sich nur an mich klammern, weil sie mir vertraut, weil das holdeste Geheimnis alles Lebens, die Liebe, unser Talisman geworden! Wir wollen ihn kämpfend erwerben oder kämpfend verderben ... Vorsehung, die du mir das große Gefühl gabst, laß es nicht jetzt im ewig Leeren verrinnen! ... Es verrinnt auch nicht — ich fühl's.

Gert, ich werde wieder langweilig. — Die Wirklichkeit mit ihrem vernünftigen Wechsel von Licht und Schatten, von verschlungenen Pfaden und breiten Landstraßen führt auch uns sänftiglich auf den Hauptweg zurück, und wir, die wir so eng bei einander gewandelt auf dem schmalen Felspfade, wir wandeln jetzt sehr weit voneinander auf der breiten Straße. Wir wissen jetzt auf einmal, was wir vorhin nicht wußten: daß wir zwei Sünder sind. Wir wissen auf einmal, was der Anstand fordert und welch neugierige Augen die Fenster dieses Sarazenenschlosses unter Umständen sein können. Auf der breiten Straße des Lebens kommt man wohl immer auseinander.

Der Diener mit dem diskreten Rücken erwartet uns an dem Treppenportal. Wir hatten beide noch nicht gefrühstückt — auch nicht an das Frühstück gedacht. Jetzt gab uns die Domestikenfrage, wo wir den Kaffee serviert beföhlen, die Vernunft und die Feigheit zurück. Sie wünscht ihn in das grüne Boudoir — ich in meine Halle. Voilà le monde! Dieser gleichgültige Lakai, den ich wie alle Domestiken immer etwas als leblose Sache betrachte, trennt uns beide Zusammengehörigen sofort und definitiv. Es ist zwar nur ein Mensch, der an unsern Handlungen nicht einmal etwas finden darf, der es aber doch finden könnte — und darum finden wir auch etwas dabei. Das ist die kleine Moral, an der wir alle kranken.

Das war das erste Frühstück tout seul. Ich hatte ein Buch mitgenommen: Maupassants „Notre cœur", dein Lieblingsbuch. „Er" könnte ich wohl sein — aber „sie" ist ganz anders. Zu Ende habe ich's noch nicht. Wenn man selbst einen Roman erlebt — wozu fremde Gedanken nachdenken?

In der Halle verbrachte ich den halben Vormittag lesend, träumend. Ich wartete ja doch ... Mein ganzes Leben wird vielleicht ein solches Warten sein, ein hoffnungsloses Sehnen nach dem Rauschen, dem Blick, der Hand. Wie ich's aushalte — das weiß Gott allein! Wenn man nur bis zum Dejeuner zu warten hat — sechs lächerliche Stunden — und schon alle Gefühle des Ertrinkenden durchmacht ... Dabei meinte es der Tag so gut! Er zog so leuchtend herauf — erst mit violettem Schimmern, das auf den alten Waffen gleißte, über den Halsberg des Geharnischten zuckte — dann ein rotes, gieriges Funkeln, als habe alles Metall Leben bekommen — endlich die helle, heiße Flut, die fessellos in die gotische Halle strömte. Sie macht alles lebendig. Die tief braungebeizten Eichenmöbel beginnen zu glänzen, das blasse, eingewobene Gold der Paniere blinzelt erwachend, die Staubatome tanzen — nur die schwarze Riesenöffnung des Kamins bleibt rußig, kalt, tot ... An dem Licht allein mich zu freuen — ich vermag's nicht mehr. Es höhnt die Liebeskranken. Auch das Billardzimmer meide ich. Von Erinnerungen mögen andre leben, mich quälen sie nur. Im Atelier endlich Ruhe, Dämmerung, das allmähliche Absterben der erregten Gefühle auf der weichen Ottomane. Es ist, glaube ich, eine Art Selbsthypnose, die man so übt. Ich schlummerte nicht, ich war nur matt, Traumbilder zogen wie fahle Schemen vorüber.

Da — ein leises Klopfen. Narrt mich der Teufel wieder einmal? Es kommt von dem Toilettenzimmer her. Meine Phantasie hörte es schon oft ... Wieder der Ton — aber ungeduldiger. Ich erhebe mich leise, schleiche zur Portiere. Es pocht wirklich jemand. Ich räuspere mich diskret.

Jetzt eine verschleierte, vorsichtige Stimme: „Sind Sie es?"

„Ja, Félicie."

„Wollen Sie auf den Balkon kommen? — Aber Sie sind wahrscheinlich zu müde? ... Nein, Sie sind ganz gewiß zu müde! Adieu ..."

„Félicie — nur eine Sekunde!" Da höre ich an einem Rascheln, daß sie gar nicht weggegangen, daß sie das feine Ohr an die Thür gepreßt hält. „Ich komme sofort, Félicie ... Ich bin selig."

„Nein, kommen Sie nicht sofort! Erst nach einer Viertelstunde. Es ist der Leute wegen. Diener und

Jäger habe ich in den Ort hinuntergeschickt. Sie sollen frei haben bis vier Uhr, dann wird nämlich erst gegessen heut. Ist's Ihnen zu spät? — Jetzt will ich auch noch die Jungfer weg haben. Sie soll zum Fischer an den Strand gehen, nach Langusten fragen. Dann ist das Schloß bis auf die Küche leer. Ich möchte mal einen Nachmittag allein sein mit Ihnen ... Nun, quäle ich Sie noch immer? Oder bin ich nicht viel zu gut?"

„Félicie — angebetete Félicie!" — Ich bin sicher etwas von Sinnen. Diese Viertelstunde des Wartens! Wenn ich je in meinem Leben glücklich gewesen, so war's diese elende Spanne Zeit. Es ist ein Prickeln — ein Rausch — eine Sehnsucht, die verbotene Paradiesesfrucht zu pflücken! Ich stand mit der Uhr in der Hand auf einem Fleck. Wie träge doch der Sekundenzeiger hüpfte, wie die Minuten schlichen!... Dreizehn ... vierzehn ... Der Atem ging mir aus. In dieser kurzen Minute, die noch fehlt, konnte der Duc zurückgekommen sein, oder ein Herzschlag konnte sie gerührt haben. Was heißt fliehende Zeit? Wenn in einer endlosen Minute das Glück sich zehnmal abwenden kann, das man geträumt. Punkt drei Viertel zwölf knarrt meine Thürklinke. Ich schlendere gemächlich durch die Ahnengalerie, sehe mir einen von den gottverdammten Lièges noch ganz genau an. Es ist die Komödie der Gleichgültigkeit, die man sich geflissentlich selbst vorspielt, während man doch ohne Schwingen fliegen könnte, bloß getragen von dem göttlich sündigen Glücksgefühl.

Dieser sogenannte Balkon ist eine durchbrochene Eisengalerie, die auf der Seeseite den ganzen Sarazenenturm entlang läuft. Vom Verandazimmer tritt man hinaus. Ich bin überzeugt: sie ist noch nicht da, wird nie kommen, weil ich nur träumte ... Aber sie ist da. Sie sitzt an einem kleinen, eingelegten Tisch, fast versteckt unter der tief herabgelassenen Marquise. Félicie trägt ein seegrünes Foulardkleid, das um ihre anmutigen Glieder sich weich wie ein Nixengewand legt. Sie lächelt. Sie reicht mir die schmale Hand zum Gruße hin. Als ich mich niederbeuge, sie zu küssen, zuckt sie ein wenig zurück. Ich sehe Félicie an. Sie beißt sich auf die Unterlippe, aber die Braue ist spöttisch gekraust. Dann tippt sie mit dem Finger auf das Kleid.

„Für mich?" frage ich leise.

„Für Sie!" tönt's leiser zurück. „Es ist das erste Mal seit Renés Tode, daß ich nicht in Trauer bin. Und Grün lieben Sie ja so — Sie sagten's neulich einmal. Gefalle ich Ihnen?"

„Ich bin unaussprechlich glücklich, Félicie."

„Endlich — einmal!" — Dann wechselt sie den Ton und sagt lustig: „Ich hab's mir überlegt — es ist so thöricht, wenn man den Tag nicht genießt. Er ist so kurz, kehrt vielleicht nie wieder. Heute in einem Jahr — wo sind Sie, wo bin ich?... Das sollten wir immer im Leben bedenken — und genießen, genießen ... Die kurze Zeit hindurch will ich Ihnen so viel Sonnenschein geben, wie ich kann! Ich thue ja etwas Gutes damit. Ich gebe ihn einer Kunst, die ihn braucht, und einem Menschen, der ihn verdient. Nachher büße ich — und Sie vergessen ... Ach, sagen Sie nichts dagegen! Denken Sie nicht! Grübeln Sie vor allem nicht!... Sehen Sie, der Tag ist so schön, und die Sonne meint's so gut — und ich gehöre Ihnen die kurze Stunde so ganz, — weil ich will ... Wir wollen an nichts denken, als daß wir uns gehören, und daß uns die Welt gehört. — Das Leben ist sonst so häßlich, und die Menschen sind so flach! Es ist beinahe Pflicht, sich in das Traumland zu flüchten. Wir sind also in einem Zaubergarten, wir sind mutterseelenallein und dürfen uns der köstlichen Gegenwart freuen ..."

Sie ist wahrhaftig eine Zauberin — eine Hexe, die man verbrennen sollte, weil sie das gefährlichste Elixier zu mischen versteht: Güte und Charme. Außer uns beiden existiert nun nichts mehr. Die Menschheit versank — ich opferte Dich gedankenlos mit, Gert. So bin ich, so ist das Glück. Ich vergaß Dich. Du warst nie! Ich könnte ohne euch alle noch tausend Jahre leben ohne Wunsch, ohne Bedauern — mein Glück heischt nur „sie" ... Ich bin ja verzaubert!... Der Wind hat ausgesäuselt, der Park duftet. So schauen Böcklinsche Bilder aus. Ein Stück Meer in der Mittagsglut — tief, blau, leuchtend; am brennenden Fels schläfrig auf- und abgleitender Schaum; darüber die Landstraße — weiß, stumm, brütend; in den verstaubten Oliven kein Hauch. Nur Sonne, Fels, Meer ... Die wundervolle Oede lockt wohl die Geschöpfe der Tiefe herauf. Die Nixen sonnen ihren Schuppenschwanz auf seebespültem Stein — ein bärtig Ungetüm treibt tückisch lächelnd im wohligen Naß — und weit drüben am Kap stürmen die weißmähnigen Wogenrosse Poseidons hochaufbäumend die steile Klippe ... Das ist der Süden, das ist das Licht!

Und wir beide auf unserm Zaubereiland schauen das Bild, saugen's ein, vielleicht selbst berauscht von Sonne und Glut. — Und ich, den die Liebe zum Thoren gemacht, erzähle den lauschenden Opalaugen Thörichtes, wie's die Frauen lieben und das Glück. Ich erzähle ihr die Kindergeschichte von der wüsten Insel im uferlosen Ozean, wohin uns beide ein mitleidiger Orkan verschlagen, und wie sie dort einsam und arm mich lieben müsse, weil kein andrer da ...

Sie lauscht und lächelt. „Warum eine wüste Insel — warum wir beide allein? Eine Insel — gut! — aber eine schöne Insel mit vielen Menschen, wo Sie gerade mich finden, weil Sie gerade mich suchen ..."

„Würden Sie mit mir glücklich werden, Félicie?" Die hellrote Flut steigt ihr in die weißen Schläfen. Sie zittert nervös — und antwortet nicht. „Sprechen Sie doch, Félicie!"

Da endlich: „Ja, ja — sehr glücklich! ... Aber fragen Sie nicht immer!" Sie hat mir noch nie das Wort: „Ich liebe —" gesagt. Sie könnte auch mal aussprechen, was meine Lippen und meine Augen ihr so oft sagen! Sie ist eben so feinfühlig, mimosenhaft, sie hat Angst vor dem bannenden Wort — weil ja alles nur ein Traum sein soll — eine Episode, eine Erinnerung ... Warum muß es das nur sein — warum muß es das nur sein, Gert?

Und bei diesem Gedanken, den ich so oft denke, und den ihr feiner Instinkt stets verrät, werde ich traurig, sentimental. Sie jedoch bleibt fest.

„Nein, nicht das, was Sie denken — nie! ... Sie wollen immer mehr, immer mehr. Begreifen Sie denn gar nicht, daß ich Ihnen so viel gebe, zu viel gebe ... Oder wähnen Sie, ich spräche mit allen Männern so? — Bei Gott nicht! — Und so genießen Sie doch unser kurzes Glück, anstatt es auch mir zu verkümmern! Seien Sie doch froh, daß Sie überhaupt noch so fühlen können! ... Soll ich Ihnen etwas sagen, was Ihnen sicher Freude macht? — Ich verstand mich noch mit keinem Mann innerlich so wie mit Ihnen!"

Ja, das So-gut-verstehen — das ist's eben! Wenn ich bei ihr doch die flache Stelle fände, die Untiefe des Herzens, die ich bei jeder Frau fand und, sofort abgekühlt, noch bei keiner einzigen dachte wie hier: ‚Du einziges Geschöpf!'

Sie ist eben so anders wie andre. Sie ist gerade so weit große Dame, wie ich's liebe — in der Geschichte aller gesellschaftlichen Thorheiten genug bewandert, um mit einem Lächeln, einem Blick, einem Lippenzucken anzudeuten: ‚Ich kenne die häßliche Wahrheit — aber ich mag sie nicht.' Und dann wieder Weib genug, um zu verstehen, zu entschuldigen, vielleicht gerührt zu sein, wo eure Ostelbierinnen ungehört verdammen würden. Schliff die Gesellschaft hier einen Stein glatt, so schliff sie einen edeln Stein. Kein Klatsch — keine Pikanterie — und doch eine Frau, mit der man sich nie langweilt, weil sie die höchste Gesellschaftskunst beherrscht: gütig zuzuhören und klug zu begreifen ... Es passierte mir noch nie — wir sitzen fast vier Stunden hier, wir haben Kluges und Thörichtes geredet wie natürlich, und doch hat auch nicht einen Augenblick der Gähnreiz unsre Gesichter fade gemacht und lang.

Die Kammerjungfer stört uns. Langusten sind nicht aufzutreiben. Die nicht mehr junge Französin macht dazu das spitzbübisch-dumme Dienstbotengesicht. Sie ist wohl keine Vertraute — aber sie hat Augen. Félicie verständigt mich darüber durch einen Blick. Der Traum ist aus. Wir bleiben zwar noch einige Minuten.

„Fabelhaft, wie der Wind abgeflaut hat! Sie werden noch lange nicht in Nizza sein ..."

„Kann der Herzog heute noch zurückkommen? Vielleicht per Bahn?"

„O nein! Vielleicht übermorgen. In diesem Punkte binden wir uns gegenseitig nie."

„Käme er doch nimmermehr zurück!" murmele ich ingrimmig. „Die ganze Welt soll versinken, die ganze Menschheit umkommen ... Wozu giebt's eigentlich die schönen Riviera-Erdbeben?"

Sie sieht mich fest an. „Ja, so sind Sie! Weich gegen sich und die Sie lieben — hart gegen alle andern."

Wie gut sie mich erkannt hat! Mich beschämt die Wahrheit nicht. Uferlose Nächstenliebe mögen die Alten üben, die Schwachen, die Geschlechtslosen — denen gehört auch der andre Himmel! Doch eine junge Leidenschaft muß selbstisch sein — denn dann erst ist sie groß.

... Ob wir bis zum Abend solch Zusammensein fortsetzen können, macht Félicie Skrupel. Beim Essen sind wir krampfhaft lustig. Kaum aber hat sich die Thür hinter der Livree geschlossen — da werde ich traurig und sie stumm. Eine lange Pause, wo das Knacken der Mandelschalen der einzige Laut. Dann fragt sie mit leisem Vorwurf: „Was ist Ihnen?"

„Ich weiß nicht."

„Habe ich wieder etwas verbrochen?"

„Ich weiß nicht!" wiederhole ich nervös. Ich kann's nicht über die Lippen bringen, was noch in dieser zwölften Stunde Pflicht: ‚Giebt's für uns beide noch eine Hoffnung — oder bleibt's bei der Episode? — Wenn letzteres — dann adieu für immer.' ...

Ich soll übrigens heute nicht mehr in der Halle warten; es könne sehr lange dauern und sie sei so müde ... „Sie versuchen's mal wieder mit dem Quälen, mein Freund. Sie wollen das eine Wort herauspressen — und ich sag's doch nicht! ... Ihnen gegenüber haben weder meine Augen noch meine Liebenswürdigkeit je gelogen — und werden's auch nie. Meine Gefühle sind unwandelbar. Das sollte Ihnen eigentlich mehr wert sein als das thörichte Wort."

Das Resultat war, daß ich bis zur Dämmerung in der Halle saß — ich, der ich das Warten nie verstand, warte jetzt auf sie wie ein Hund — und daß ich mit dem geharnischten Manne Zwiegespräche pflog: ‚Wie sie so schön und gut — und ich dagegen so undankbar und häßlich!' Wahre Liebe macht uns doch bescheiden. Wenn die schwachen Frauen wüßten, wie bedingungslose Sklaven wir starke Männer sein können, sie würden uns ein wenig verachten. Vielleicht verachten sie uns auch ein wenig — und das ist der Liebe bester Kitt ... Und Félicie kommt doch! Sie murrte sicher innerlich, sie wollte nicht. Aber ein großes Gefühl ist auch ein Bann, dem sich so leicht keine entzieht. Sie ist wieder der Reiz, die Liebenswürdigkeit selbst.

Ich hatte sie früher gebeten, sie möge mir etwas vorspielen auf dem Klavier. Der Duc bat auch. Sie schlug's jedoch uns beiden kurz ab. Heute wünscht sie mich selbst in das Musikzimmer, setzt sich gleich ans Instrument. Erst will's nicht — ein paar Takte: zu zaghaft oder zu hart. Sie fürchtet meine Kritik, wähnt, ein Künstler möchte eine Virtuosin hören. Aber es ist so verschwiegen dämmerig in dem Rokokogemach, daß unter den suchenden Fingern sich allmählich ein schwermütiger Chopin entwickeln kann, ein Nokturno, wie's zur Stimmung paßt und zum Tag. Sie hat einen weichen Anschlag, ein weiches Spiel. Ich möchte sagen, sie spielt sich selbst. Anmutig, verschleiert, das Gefühl durchgleißend wie fernes Leuchten, aber in der Tiefe der Leidenschaft findet die zarte Hand wohl den dumpfen Laut — nicht den mächtigen Ton ... Sie spielt wie jemand, der sich selbst sucht. — Ich klatsche nur leise. Die glatte Technik bestach mich nie. Félicie will aufstehen. Ich lasse sie nicht: „Noch mehr — noch mehr — noch mehr von Ihnen selbst!" Sie hat nämlich mal früher komponiert, wie mir der Duc verriet.

„Ach, warum diese alten Thorheiten wecken?“ wehrt sie.

„Sagen Sie das nicht! ... Es wird wohl dasselbe sein wie bei uns. Unsre ersten ernsten Malversuche belacht man vielleicht selbst, weil sie gekünstelt, anempfunden — doch ihre gewisse Naivität erreichen wir später nie mehr.“

Sie will nicht, sträubt sich, sieht mich ängstlich an. „Aber wenn ich Sie doch so sehr bitte, Félicie!“

Da spielt sie. Es sind sehr kurze Stücke, eine Art Lieder ohne Worte — schwermütig wie ihr eigen Los — viel Gefühl ... Sie spielt mehrere. Die weiche Form frappiert überall. Alles so maßvoll, so wunderhübsch gerahmt! — Und fast ängstlich sucht mein Herz nach dem verhaltenen Grollen, dem heißen Blitz der Leidenschaft. Manchmal sehe ich ein fernes Wetterleuchten — aber wie gespannt ich auch horche: Kein Donner! ... Ich bin glücklich, daß es bei dem ungewissen Leuchten bleibt. Ich bin auf einmal so wahnsinnig eifersüchtig geworden auf den einen, den längst Vergessenen, der dies Herz aber doch schon traf. War er — was doch sehr natürlich! — so müßte ich ihn hassen, obgleich er's nicht verdient, und sie beargwöhnen, obgleich sie's erst recht nicht verdient. Aber er war noch nie! Gott sei Dank ... Vielen mag sie den leichten Sinnenreiz zurückgegeben haben, den sie selbst weckte. Auf der traurigen Suche nach dem Gleichgestimmten mag sie thörichte Träume geträumt, heiße Sünden gedacht haben, um sich am Ende doch enttäuscht abzuwenden. ‚Nein, der nicht — der nicht — es fehlt etwas!‘

Und wie sie jetzt weiter spielt — ein Motiv variierend, das ich nicht kenne — wird auch der Ton freier, voller — ich sehe das Wetterleuchten stärker, ich höre wirklich das ferne Grollen — Und plötzlich steht sie auf nach einem banalen Schluß ohne Kraft. „Ich kann nicht mehr!“ Ihr bangt vor dem großen Gefühle, das kommen wird, kommen muß ... Es kommt — es kommt! Ach Gott, ich bin so glücklich!

Das war freilich eine andre Nacht als die erste in diesem Schloß. Eine warme, schwüle Nacht mit verschlafenem Flüstern und geheimnisvollem Raunen. Die Elfen dieses Parks ziehen um die dunkeln Boskette ihren Zauberreihen bei ungewissem Sternenflimmer, sie neigen sich lächelnd. Sie neigen sich lächelnd auch mir. Auf dem Balkon stand noch spät in der Nacht eine zarte Gestalt und winkte mir freundlich ... Heute murmelte ich zum erstenmal nicht das Schlaf-Vaterunser, wie's alte Kindergewohnheit. Wozu den Himmel erflehen, den man schon hat? Ein gütiger Gott wird es mir gern vergeben.

*

Am nächsten Tage ein etwas geniertes Wiedersehen. Der Duc hatte zum Ueberfluß telegraphiert, daß er erst am Morgen Nizza erreicht, und daß die „Félicie“ beim Einlaufen leichte Havarie erlitten habe. Die müsse in seinem Beisein ausgebessert werden. Die Gattin möge kommen oder bleiben — ganz nach Wunsch. Ich wurde bei dieser Proposition nicht weiter erwähnt, weil ich ein Maler und doch eigentlich kein Mensch bin. Félicie weiß nicht recht, was thun. Solche Reparaturen dauerten erfahrungsgemäß mehrere Tage — und das sei so lang — und Charles in Nizza mit dem Prinzonkel, dem Marquis, dem Grafen so traurig allein. Sie hat Gewissensbedenken oder will mich quälen. Auch der mitleidigsten Frauennatur fehlt der grausame Zug nicht. Bei Félicie ist das ein Reiz mehr! Mich wirklich zu quälen, das brächte sie doch nicht fertig. Aber den Glücklichen ein klein wenig zappeln zu lassen — ein ganz klein wenig, um zu sehen, wie groß zuerst die Trauer und wie groß nachher das Glück.

Ich kann bei solchen Gelegenheiten nicht bitten. Ich kann höchstens das Entgegengesetzte von dem sagen, was ich meine: „Ja, da müssen Sie wohl reisen, Herzogin ...“

„Ja, das muß ich wohl ...“

Wir steigen die Wendeltreppe hinab. Auf der letzten Stufe erträgt Félicie meine Qual nicht länger und sagt weich: „Ach, glauben Sie doch das dumme Zeug nicht, ich bleibe natürlich!“

Gert, diese vier Tage, aus denen sogar fünf wurden! Warum hat der Glückstag bloß vierundzwanzig Stunden? — Aber genossen haben wir ihn — genossen! — Und leichtfertig sind wir geworden — leichtfertig! Sie beinah noch mehr als ich. — Und draußen eine Sonne und eine Klarheit! Alles ruft uns zu: ‚Freut euch, weil ihr euch liebt.‘

Wir sind eben auf einer Oase — und ich ein weiser Thor. Ich denke nicht an das Morgen, Félicie denkt auch nicht. Sie soll sich nicht Rechenschaft geben, sondern nippen, immer stärker nippen am goldenen Becher der Freude, bis sie endlich in vollen, durstigen Zügen den edeln Trank trinken muß. Es ist ein edler Trank, Gert — es ist das Beste, was sich zwei Menschen geben können — ein großes Gefühl!

Wir haben übrigens eine strenge Zeiteinteilung. Spätestens um neun Uhr morgens die Halle. Dann der duftende Park. Die Siesta auf dem Balkon. Nachmittags eine Tour ins Freie, wo ich Malkasten und so weiter höchst eigenhändig trage — und nicht der Diener, wie Félicie anfangs wünschte. Abends nach dem Diner jeder für sich. Höchstens, daß ich nach stundenlangem Fenstergucken noch das freundliche Neigen eines geliebten Hauptes vom Balkon erwische. Um den Abend habe ich wie ein Verzweifelter gekämpft. Er ward nicht gewährt. Am Abend hat sie Angst vor mir — vielleicht auch ein wenig Angst vor sich selbst, was sie nicht eingestehen will. Erreichen werde ich's vielleicht doch — am letzten Tag als letzte Tröstung für den aus dem Paradiese Gestoßenen. Denn ganz zuerst sollte es bei dem Morgenspaziergang bleiben. Darauf wurde die Balkonsiesta erschlichen — ‚Ein einziges Mal ... ganz sicher nur ein einziges Mal!‘ — Der Nachmittagsbummel jenseits des Portals mit dem goldenen Herzogshut — undenkbar! Jedoch ich habe so lange gefleht, bis sie weich wurde: „Wenn ich Sie wirklich damit glücklich mache!“ — Und dazu das süße

Lächeln dieses geliebten Mundes! ... Ich fasse mich ungefähr zehnmal täglich an die Nase, um zu konstatieren, daß ich nicht träume.

Als wir das erste Mal aus dem Portal zogen, war Félicie doch stark geniert. Ich will auch nicht die verständnisinnigen Dienstbotenaugen sehen, die von den Fenstern des Souterrains sich in unsre Rücken bohrten — den Kommentar dazu will ich auch nicht hören. Zugunterletzt, was sind Dienstboten? Tiere, Sachen ... Das denke ich. Ihr vornehmes Gefühl würde solche Auffassung empören. Wir beide sind jetzt auf der staubigen, menschenleeren Chaussee allein. Ich habe das Gefühl eines vor Liebesglück wahnsinnig gewordenen Hochzeitsreisenden. Wir wandeln sehr sittsam, sprechen von Wetter und Wind, bis die letzte Zinne des Sarazenenturmes hinter einer Felsecke verschwindet. Da sehe ich sie glückselig an — sie lächelt auch.

„Nun, sind Sie zufrieden, mein Herr? Ich gebe Ihnen weit mehr, als ich geben darf. Aber ich gebe es gern.“

„Félicie, was habe ich Sie doch lieb!“ Sie sagt so was nicht, aber sie hört's gern von mir. Ich bin Sklave — ich will's sein ... Erst sollte nur eine Viertelstunde Weg zurückgelegt werden. Darauf fünf Minuten Ruhe unter einer überhängenden Olive, sie auf meinem Malerstuhl, ich stehend. Und dann sofort zurück in die Zwingburg. Es wurde aber ganz anders. Ein uraltes, staubiges Vehikel mit einem lahmen Schimmel trottete daher. Der italienische Kutscher quälte uns nach Landesart. Und da der Mann gebrechlich aussah, und da Félicie überall die holde Fee sein muß, fuhren wir so bis nach meinem Küstennest. Das heißt, wir stiegen etwas früher aus. In dieser herzoglichen Prunkkutsche einzuziehen, das wäre doch etwas zu idyllisch gewesen, und unsre Gemeinschaft auch. Wir besehen Läden, kaufen eine Kleinigkeit, sprechen mit dem alten Badearzt, der die Duchesse im Verdacht einer Zweimeilentour zu Fuß hatte. In den engen, dumpfen Straßen der charakteristische Geruch nach verfaulenden Orangen und Schmutz. Ein Schweif dunkeläugiger Fischerkinder folgt uns als Ehreneskorte. Die Frauen in den Hausthüren grüßen, die Kinder schreien: „La duchessa — la duchessa!“ Sobald Félicie den Ort betritt, ist sie die Königin, der man huldigt. Die Männer schauen ihr nach, verhungerte Hunde kommen wedelnd. Schön und gut ist sie! — Und dabei keine Spur von Hochmut! Nur die lächelnde Liebenswürdigkeit, die verschwenderisch Confetti ausstreut, die sie selbst als Frau merkwürdigerweise nicht liebt. Sie freut sich der wilden, heuchlerischen Infantenhorden, spricht in fließendem Italienisch mit Frauen, die ihr die Säuglinge entgegentragen, als wenn sie die segnen sollte. Ungezählte Soldi fliegen durch die Luft, was an Nickel vorhanden, folgt, etwas sparsamer. Mir selbst macht das Schauspiel Spaß. Die Bengels bekommen nie genug! Ich suche im leeren Portemonnaie und will endlich ein paar Lirelappen opfern. Dieser Verschwendung wehrt Félicie vernünftig. „Das ist zu viel — das hat keinen Sinn! Sie kennen die Leute hier nicht. Man will doch nur den Kindern eine Freude machen. Den Lireschein aber schleppen die nach Haus, und dann faulenzt eine ganze Fischerfamilie davon zwei Tage. Das will ich nicht. Die Leute können arbeiten und sollen's auch! ... Es ist viel besser, wir gehen diesen unglücklichen Hunden Brot kaufen.“ — Auch die werden gelabt, obgleich italienische Tierliebe sie immer mit Fußtritten von uns abhalten will. Endlich gehen wir. Ein fremder dreister Bettler kroch nämlich immer winselnd um mich und schrie: „Misericordia, signore ducca, signore ducca!“ Der Herzogin stieg dabei ein verlegenes Rot in die Wangen. Sie sagte rasch: „Geben Sie dem Manne Ihren Lireschein — aber dann fort! ... Wir vergessen ganz, daß Sie noch etwas malen wollen.“

Ich bin gehorsam. — Die Horde bleibt auch auf ein Winken der weißen Hand zurück. — Wir gehen nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen.

Sie, die sonst so eilig und von Fels zu Fels springen kann wie eine Gemse, schreitet matt, langsam ... Erst ein rasselnder Wagen, dem wir ausweichen müssen, rüttelt uns aus gefährlichem Nachdenken. Es sind die leidigen Rivieratouristen. Der Kutscher grüßt ehrerbietig die Herzogin, wie hier alles Volk vor dieser Heiligen kniet zehn Meilen in der Runde. Wir sehen dem vollen Break nach. Die Fremden thun ein Gleiches mit uns, während der Kutscher über die Schulter weg ihnen Aufklärungen giebt. Ich sehe noch die bewundernden und neidischen Gesichter. ‚Eine Herzogin — und so reizend! ... Und dieser Glückspilz daneben!‘ — Ich weiß ganz genau, daß ich ein Glückspilz bin. Ich bin auch vielleicht stolz auf jeden Blick, den Félicies Reize anziehen. Gehörte mir aber Félicie ganz — ich würde kein bequemer Ehegatte sein: stark eifersüchtig und leicht gekränkt. Und doch würde sie mir diese Unarten leichten Sinnes vergeben, weil ihr gutes Herz genau weiß, welche unendliche Zärtlichkeit sich dahinter versteckt.

Aus dem Malen wurde diesmal nichts. Wir setzten uns auf der schwarzen Klippe fest, um zu träumen. Das thaten wir eine Weile. Wir können aber auch sehr verständig sprechen — über die Kunst, das Leben, über uns selbst. Félicie liebt die Arbeit bei Männern, haßt den Müßiggang. Mir gegenüber ist und bleibt sie ein wenig pessimistisch. Sie will mir nicht glauben, daß ich sehr scharf arbeiten kann, und meint, wenn ich mein Talent nicht noch rechtzeitig entdeckt hätte, so wäre ich eines schönen Tages ausgegangen mit einer geladenen Pistole und aufgefunden worden mit einer abgeschossenen, weil ich die gleichmäßige Fronarbeit des Lebens doch nie ertragen hätte ... Du siehst, alter Gert, sie kritisiert bei aller Güte scharf und richtig ... Aber sie läßt sich auch gern belehren, hört klug zu, wie ich über unsre Kunst und mein Verhältnis dazu spreche. Wie ich im Leben doch nie ganz hätte verkommen können, weil ich eigentlich immer ein weiser Verschwender gewesen sei, selbst im wüstesten Bacchanal der scharfe Beobachter, der die schönen und die häßlichen Linien aller Dinge sehr klar unterschied. Und

wie dieser geschärfte Blick, weil er alle Tiefen des Lebens selbst gemessen, mir auch künstlerisch der gute Leiter gewesen sei ... „Denn Leute meines Genres, liebe Félicie, müssen sogar bummeln und faulenzen können von Zeit zu Zeit, weil sie unbewußt aufnehmen und bewußt schaffen sollen. Sie sollten mich mal in meinem Atelier sehen, verbissen in irgend eine Idee! Da arbeite ich immens — allerdings ruckweise, aber mit ganzer Kraft — da bin ich nervös, geärgert und mache mir das Leben absichtlich so schwer, wie sich's andre Leute leicht machen. Denn ich treibe mein Handwerk so ehrlich wie einer — und schone mich wahrhaftig nicht! Die Götter haben vor die Unsterblichkeit den Schweiß gesetzt. Wenn's darauf allein ankäme, so hätte ich auch ein kleines Anrecht darauf!" ... Ich spreche lange und warm — ich male vielleicht in Worten ein Bild. Das ist langweilig für den Laien, der jedes Gemälde nur im Prunkrahmen für fertig hält.

Félicie ist ganz anders. Sie hört mit einem hellen und doch nach innen gewandten Blicke zu. Sie sieht, begreift, arbeitet mit. Es ist mir ein Genuß, wie ich das in dem schillernden Opal beobachten kann. Und sie sagt in ihrer zuweilen etwas träumerischen Art: „Wäre ich Ihre Frau, ich würde immer dabei sitzen — ganz still, ganz Auge. Und ich würde glücklich dabei sein ... Vielleicht würden Sie das selbst gar nicht wollen — das würde mich kränken. Und wenn Sie mich schlecht behandelten, was ich Ihnen schon zutraue, — so würde ich Ihnen doch nicht davonlaufen! Wen ich lieb habe, dem bin ich von ganzem Herzen treu und verstehe ihn so gut!"

Da antworte ich: „Ja, Félicie, wenn ich Sie ganz hätte — was könnte ich da leisten! Denn es giebt eigentlich nichts, was ein Mann nicht kann, wenn zwei so geliebte Frauenaugen ihn bitten ... Und Sie würden mir endlich die Sonne geben, die ich brauche, und die nur Sie mir geben können."

„O, die würde ich Ihnen so gern geben! Ich würde maßlos stolz sein auf jeden Erfolg von Ihnen — ich würde mich so freuen ..."

„Und warum müssen denn wir beide als Fremde, getrennt durch dieses Leben wandern?"

„Ja, warum müssen wir ... Aber das ist und wird sein. Zu ändern ist nichts. Ich denke, sobald ich allein bin, und nachts so viel an Sie, mein Freund. Im Grunde sind wir beide wohl gut, nur die Verhältnisse machen uns schlecht ... Wie hätten wir beide uns zum Guten erziehen können! ... Aber kein trauriges Gesicht, mein Freund, wenn ich bitten darf! Die Sonne geht sehr bald unter. Bedenken Sie, wie kurz der Tag ist! ... Und glauben Sie mir immer, daß ich in Gedanken bei Ihnen sein werde, so oft Ihre Gedanken mich wünschen. Jeder Erfolg von Ihnen wird mich auch kindisch freuen ... Sie müssen glücklich werden! Ich denke ja so viel an Ihr Glück ..."

Ja, Gert, da werde ich wieder weich und traurig. Ich habe auch jetzt beim Schreiben sicher einen feuchten Schimmer in der Augenecke. Was ist die Frau doch gut! ... Und was nutzt's mir schließlich?!

Wir kamen gerade so knapp nach Hause, daß wir Dinertoilette machen konnten.

Wie die Zeit flieht! An der Seite dieser Frau muß ja das Leben des Glücklichen nur ein einziger, kurzer Sonnentag sein ... Und wenn ich denke, wie lang mein kurzes Leben mal sein wird und wie ohne Sonne!

*

Wir haben jetzt den vierten Paradiestag. Wenn das Ungetüm morgen wirklich schon käme! ... Briefe schreiben sich übrigens die beiden nicht. Sie wechseln täglich Depeschen. Denen vertraut man weder Geheimnisse noch Intimitäten an. Und wenn sie sich mal aus Jux die landesüblichen Eheergüsse leisten würden — ich glaube, in den Briefen stände noch weniger als in den Telegrammen.

*

Der Duc kommt erst übermorgen. Der Aufschub nutzt mir gar nichts. Félicie hat gemessenen Befehl, ausgerechnet morgen eine Tantenmarquise zu besuchen, die sich irgendwo in einer Rivieravilla langweilt ... Ein Tag also noch — aber ein verlorener Tag ... Félicie kam noch um zehn Uhr abends in das Billardzimmer, wo ich heute als Solospieler den abwesenden Herzog markierte. Der Abend allein stimmt mich doch immer traurig. Darum fliehe ich dann entweder zu Dir oder zu dieser geistlosen Zerstreuung.

Félicie ist sehr niedergeschlagen. „Ich muß weg — sogar schon früh. Abtelegraphieren, das hieße uns verraten ... Ach Gott, mein Freund, ich lasse Sie so ungern einsam! Dieser eine Tag, vielleicht der letzte, der uns überhaupt noch gehört im Leben — und den müssen wir auch noch hergeben."

„Ich habe kein Glück, Félicie — ich habe kein Glück."

Félicie überlegt ... „Ich könnte um neun zurück sein ... Sie würden mir dann bei meinem verspäteten Diner Gesellschaft leisten. Was ich Ihnen von diesem letzten Abend geben kann, das soll Ihnen gehören."

Das ist wahrlich ein schwacher Trost! Diese eine elende Stunde — und noch dazu unter dem Späherauge einer Livree.

Félicie fühlt das auch, Félicie schmerzt's auch.

„Kommen Sie, wir wollen an irgend einen von den Bücherschränken gehen! Ich hole mir hier abends noch oft etwas Lektüre. Da kann ich Sie ja zufällig getroffen haben... Ich habe meinen Leuten sonst nie Grund zum Argwohn gegeben — jetzt regt er sich stark, wie ich merke... Suchen Sie mir ein englisches Buch!... Sie liegen ganz unten."

Während ich dienstfertig niederknie — sie steht dicht neben mir — und ihr ein gleichgültiges Buch nach dem andern präsentiere, fühle ich plötzlich an ihrer kühlen Hand, daß mich das Opalauge sucht. Ich sehe sie an. „Sie holde Félicie!" Und da packt es mich wie ein Krampf, ich nehme die weiße Hand, die sie mir diesmal nicht entzieht, und drücke sie gierig an meinen Mund und bedecke sie mit fiebernden

Küssen. So viel erlaubte sie mir noch nie. Und diese willenlos mir überlassene Hand soll zeigen, daß ich ihr lieb, daß sie mit mir trauert... Ach, diese duftenden, kühlen Hände, deren kranke Schönheit nie ein Goldreif stört!... Freilich die Lippen — die Lippen ... Ich habe die Lippen dieser Frau noch nicht berührt.

X.

Mein Schlaf bleibt miserabel. Man träumt ja auch wachend so schön!... Die letzte Nacht natürlich — die Nacht eines zu Henkenden. Ich war schon mit dem Morgengrauen auf, gescheucht von der bebenden Angst, ich könnte den Abschiedsgruß Félicies verschlafen — und damit das letzte Sonnenlächeln des Glücks. Im Toilettenzimmer kein Laut. Sie nimmt sich Zeit ... Drinnen halte ich es nicht mehr aus und beginne auf der Landstraße zu promenieren. Die Luft kühl, herrlich, der weiße Staub noch schwer vom Tau. Wenn sie abfährt, muß ich ihr unbedingt begegnen. Dennoch wage ich mich nicht um die nächste Felsecke. So wandern wilde Tiere in ihren Käfigen auf und ab — ruhelos, mit brennenden Augen. Die armen gefangenen Bestien thaten mir immer so leid.

Sieben — acht — neun — ich müßte hundemüde sein von dem zwecklosen Gehen, und ich bin nur nervös. Der Zug nach Savona geht um halb zehn — eine Stunde Wagenfahrt dazugerechnet. Wenn das Coupé nicht durch die Lüfte geflogen ist, kommt die Herzogin zu spät ... Da fällt mir das Boot ein. Wenn sie mich morgens vergebens im Schlosse gesucht hätte und dann, um abzukürzen, über die Bucht gerudert wäre ... Ich habe eben kein Glück!... Mir ist, als hätte ich die Frau schon heute endgültig verloren. Ich schlendere stumpfsinnig zurück durch das Portal, an der Remise bleibe ich stehen. Der Kutscher wäscht dort die Wagen ab. Er ist ein vorzüglicher Stallmann, Engländer durchaus, der mich auch nur mißvergnügt grüßt. Ich könnte bei ihm fragen, warum die Herzogin per Boot gefahren sei. Ich thue es nicht — ich bin so matt!... Ich stehe wohl über eine Stunde bei dem Mann, höre das Wasser rauschen, die Räder surren, der scharfe Geruch von Pferden und Stroh und Wagenlack quillt heraus. Ich könnte wähnen, ich wäre bei uns zu Hause — ich liebte solche Gerüche mal sehr. Was ist mir das Zuhause, die Heimat? — Ich habe keine mehr! Mein Englishman mag denken: ‚Dieser schweigende Zuschauer will mich kontrollieren.' Ich spreche ja auch sonst mit den Leuten nie. Der Mann aber glättet das helle Riemenzeug mit einem verbissenen Lächeln und putzt unwirsch die hellen Silberschnallen am Kopfstück. Vom Souterrain her ruft jemand, der mich nicht sieht, ein französisches Wort — eine englische Antwort knurrt zurück. Ich erwache aus meiner Trägheit, weil ich merke, daß ich hier doch wohl etwas zu lange gestanden.

Als ich die düstere Burgtreppe langsam emporsteige, höre ich einen leisen Schritt. Ich zucke zusammen. Da steht auch schon Félicie vor mir. Sie ist sehr blaß: „Wo sind Sie gewesen?“ fragt sie hastig. „Ich suche bereits im Schlosse eine Stunde — ich habe sogar dreimal an Ihrem Zimmer geklopft, was sehr unvorsichtig. Jetzt wollte ich nach Ihnen im Garten suchen — Ich fürchtete schon, Sie hätten etwas Unglaubliches gethan — diesmal an sich.“...

Ich kann im Moment nicht antworten. Ich kann sie nur ansehen.

„Aber ich reise jetzt gar nicht weg — erst spät abends. Alles ist umgeändert.“

Ich zittere beinahe — mich durchrieselt ein solches Gefühl von Glück, von wonniger Unkraft ... Hast Du das jemals gefühlt, Gert?... Und wenn der Tod auf der nächsten Stufe lauerte — es ist so schön! — „Angebetete Félicie!“ sage ich endlich.

Da lächelt sie auch. Sie hatte wohl vorher für mich gebangt und bei meinem Anblick sich ein wenig geärgert über ihre grundlose Angst. Jetzt fühlt auch sie die Macht meines großen Gefühls ... Ja, ich habe eine Macht über sie.

Aber sie fürchtet diese Macht, sucht sie immer schnell abzuschütteln. Darum sagt sie hastig: „Den ganzen Vormittag können wir hier unmöglich stehen bleiben! Ihr Frühstück wartet. Ich werde Ihnen sogar Gesellschaft leisten. Kommen Sie schnell!... Es ist unvorsichtig, es ist thöricht — was thut's? Ein Augenblick gelebt im Paradiese ...“ Ja, wenn's nur mit dem Tod erkauft wäre! Ich fürchte mich vor dem knochigen Herrn wahrhaftig nicht. Es soll mit einem Male vorbei sein — meinetwegen in dem Moment, wo die herzogliche Jacht einläuft. Leben heißt büßen — sterben nie! In der Halle muß ich trinken, essen, rauchen. Sie ist eine strenge Hausfrau für ihre Gäste, die Herzogin. Ich soll meine Nerven konservieren und meinen Magen. „Sie müssen blind gehorchen, mein Herr!... Was machen Sie nachher mit einem kranken Körper? Gewissensbisse möchte ich Ihretwegen nicht haben — dazu denke ich viel zu sehr an Ihr Glück ...“

Und Glück habe ich doch! Der Duc kommt noch einen Tag später, die Schiffszimmerleute in Nizza scheinen mit uns im Bunde. Die Marquise ist heute in Genua, wünscht aber bei ihrer abendlichen Rückkunft die reizende Nichte unbedingt vorzufinden. Ich grolle mit dieser widerwärtigen Tante. Félicie tröstet mich: „Ich kann dann schon mit dem Nachmittagszuge zurück sein. Es ist zwar ein furchtbarer Zug, der überall anhält. In der ersten Klasse kein Mensch, nicht einmal einer von den entsetzlich spuckenden Italienern ... Eine wahre Tortur in diesen ausgefahrenen Wagen! Dafür haben Sie mich drei Stunden früher.“

Die letzten Worte höre ich kaum noch. Ich bin zerstreut. Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf: „Bis zu welcher Eisenbahnstation bringt Sie morgen der Marquisenlandau?“

„Bis Alassio. Es ist eine wunderbare, meilenweite Fahrt längs der Küste, auf die ich mich sonst allein freuen würde, die mir aber morgen allein wehe thun wird. Sie sehen, mein Freund, daß auch ich leide ... Es giebt freilich noch eine nähere Station — kleines Fischernest — aber da halten die Schnellzüge nicht.“

„Und der Omnibus?"

„Der allerdings."

„Und wenn ich Sie nun fußfällig bitten würde, Félicie, gerade in diesem Fischernest einzusteigen?"

„Und was haben Sie davon?"

„Weil ich Sie dort erwarten will, Félicie."

Sie sieht mich groß an und spricht wie immer in der Bestürzung französisch: „Mais vous êtes fou, mon ami — c'est impossible!"

„Das sehe ich nicht ein."

„Aber ich! Meine Leute hier würden es merken, der Diener dort würde es merken ... Das geht nicht — das wäre das Ende! ... Sie sprechen da auch einen Gedanken aus, den ich nicht mal nachzudenken wage." Félicie ist sehr entschlossen.

Da lege ich mich aufs Betteln: „Seien Sie doch barmherzig, Félicie ... Es geht — es geht ganz gewiß! Ich fahre ganz einfach morgen vormittag mit irgend einem Mietwagen die ganze Küste lang bis nach dem Fischernest. Es können bergauf bergab fünfzig Kilometer sein. Lassen Sie es hundert und mehr Kilometer sein — Und wenn ich ein halbes Dutzend von den erbärmlichen italienischen Kracken kaput jagen sollte — um zehn Uhr fahre ich ab, um fünf bin ich zur Stelle. Auf dem kleinen Bahnhof dort bin ich x-beliebiger Tourist, den niemand kennt. Sie kennen mich auch nicht, falls der Diener Sie bis ins Coupé bringen sollte."

„Aber wenn es jemand merkt, Herr von den Raben?"

„Aber es merkt es niemand!"

Félicie überlegt lange. Zuweilen sieht sie mich forschend an, dann starrt sie ins Leere.

„Es geht nicht, mein Freund!"

„Es geht, Félicie!"

„Es geht unter keinen, keinen Umständen."

„Wer schon so viel gewagt hat für mich, der zaudert bei dieser Kleinigkeit nur aus lächerlicher Angst vor den Leuten? ... Nun gut — es mag uns jemand sehen — selbst der Duc — ich kann doch zu guter Letzt in jeden Zug und in jedes Coupé steigen. Nicht einmal Sie, Herzogin, könnten mich daran hindern ... Sagen Sie nachher: ich sei zudringlich gewesen — oder erzählen Sie's direkt als amüsanten Zufall Ihrem Mann ... Aber diese Angst vor den Lästermäulern ..."

Sie unterbricht mich nervös:

„Es sind nicht die Leute, es ist nicht Menschenfurcht — es ist etwas ganz andres."

„Und?"

„Fragen Sie nicht! Gestehe ich Ihnen den wahren Grund, so mache ich Ihnen vielleicht eine Freude damit — und ich darf Ihnen nicht einmal diese Freude machen!"

„Félicie, dann wenigstens diese Freude!"

„Nun gut — wissen Sie's! Ich habe Angst vor mir selbst! Hier im Schloß und auf der Landstraße bin ich meiner bis zu einem gewissen Punkte absolut sicher. Es bleibt bei Worten, beim Handkuß ... Aber da draußen — ich weiß nicht — da draußen ist es etwas ganz andres ... Diese Fahrt ist eine so verbotene Sache, daß Sie sicher etwas ebenso Verbotenes versuchen würden zu thun. Thäten Sie's, so könnte ich Ihnen nie wieder ins Gesicht sehen, Sie müßten auf der Stelle abreisen ... Wie ich für Sie fühle, wissen Sie genau — doch wegwerfen will ich mich nicht!"

Natürlich habe ich ketzerische Gedanken, und ebenso natürlich lüge ich: „Sie sollen mir ja während dieser Fahrt weiter nichts überlassen als Ihre angebetete weiße Hand, Félicie!"

„Gut! Aber schwören Sie mir, daß Sie nie auch nur den leisesten Versuch machen werden, mehr ..."

Da werde ich wieder ehrlich: „Das kann ich nicht versprechen, Félicie! ... Wer so anbetet wie ich, der ist nicht immer Herr seiner selbst."

„Also, sehen Sie!" antwortet sie leicht gekränkt.

„Aber es liegt doch in Ihrer Hand, Félicie! ... Seien Sie vernünftig für mich ..."

„Ich möchte schon."

„Also ich darf kommen?"

„Nein, nein, Sie dürfen nicht!"

„Félicie?"

„Ach Gott, quälen Sie doch nicht! ... Die Vernunft — die dumme Vernunft! ... Ich habe ja noch mehr Angst vor mir als vor Ihnen! — Und das soll man nicht mißbrauchen bei einer Frau!"

„Was heißt mißbrauchen, Gert? — Kuß heißt Gewalt. Ein erster Kuß wird immer geraubt. Und im Grunde ihres Herzens lassen sich die Frauen doch gerade den so gern rauben! ... Du hältst so etwas für sündig. Was heißt sündigen, wenn man liebt? ... Ich will ja gern mein ganzes Leben lang für die Frau betteln gehen — betteln gehen für einen einzigen Kuß!

Gebettelt und gefleht bei ihr selbst — das habe ich genug. Durchgesetzt habe ich's auch, das heißt holen darf ich sie, küssen darf ich sie nicht ... Und ich werde sie doch küssen!

*

Am Abend frostiger Abschied — die Dienstboten beobachten uns. Den Wagen befiehlt Félicie morgen erst zum Courierzuge an die Bahn. Hat sie unsre Verabredung absichtlich vergessen? Ein letzter verstohlener Blick von der Treppe her beruhigt mich darüber.

Bis Mitternacht schrieb ich an Dich. Schätze meine brüderliche Liebe nicht zu hoch! Indem ich fieberhaft schreibend mich selbst gebe, suche ich mir selbst zu entgehen.

Später habe ich etwas Unglaubliches gethan. Ich bin in ihrem Toilettenzimmer gewesen. Ich schlich wie ein Spitzbube über den Korridor — nicht etwa gemeine Neugier oder noch was Schlimmeres! Ich sehnte mich nur so kindisch nach der Frau — und weil sie fern — wollte ich doch irgend etwas von ihr, wenigstens den Duft des schwarzen Haares, der in dem Gemach vielleicht zurückgeblieben. Er war auch mitleidig zurückgeblieben. Ich spürte so deutlich den feinen, weichen Duft, als ich nachtwandelnd wie Lady Macbeth, das schwankende Licht in der Hand, zum Toilettentisch ging. Das zierlich arrangierte Empiretischchen einer vornehmen Frau mit dem funkelnden Krystall der geschliffenen Flacons

und dem gleißenden Silber der Wappenmonogramme. Ein leiser Hauch von Kölnisch-Wasser schwebte darüber. Kein Puder, keine Schminke! — Diese Virtuosin der Natürlichkeit verachtet die häßliche Kosmetik. Alles steht an seinem Platz in jener reizenden Ordnung, die keine bezahlte Kammerjungfer schaffen kann. Vor dem großen Stehspiegel eine lächerlich kleine japanische Vase — ein halbverwelkter Erikablütenzweig darin. Es ist so rührend — ich pflückte ihn ihr neulich in den Bergen — und sie hält Andenken so heilig! ... Ich liebkose die Vase. Aufblickend sehe ich mich selbst in dem blitzenden Glas. Ich bin doch einigermaßen erschreckt. Meine Liebe macht nicht gerade jung. Das kann ich Dir versichern, Gert! ... Einen Schritt weiter — und ich wäre im Schlafzimmer gewesen. Aber nein — das nicht! Ich kenne nur aus den Erzählungen des Duc diese uralten geschnitzten Prunkbetten, in denen seit Jahrhunderten die gefürsteten Edeln von Lièges mattlächelnd geboren wurden und mattlächelnd starben. Wunderbare historische Goldbrokatdecken sollen sich über die weichen Polster legen ... Ich sehe das alles im Geiste sehr genau — und möchte dem Schicksal fluchen ... Giebt es überhaupt noch einen gütigen Gott?

Den nächsten Vormittag spielte ich den Gelangweilten, interviewte den französischen Diener nach lohnenden Partien. Er gab mir sehr höflich eine erlesene Auswahl. Schon vor neun Uhr trollte ich mich, ohne das Dejeuner abzubestellen. Ich ging in die Berge, das heißt, ich schlenderte unnatürlich langsam bis zur nächsten Felsecke, um dann zu laufen wie ein Flüchtling. Ich hatte wieder Glück. Nach zehn Minuten begegnete mir ein leerer Mietswagen, der von Ventimiglia zurückkam. Eleganter, etwas müder Zweispänner, der noch bis Savona will. Ich engagierte ihn nur für eine kurze Strecke, weil ich mir vorgenommen hatte, die Tour in wenigstens vier Etappen zu machen.

Wie die Fahrt war? ... Sie gilt für eine der schönsten an der Riviera an einem Sonnentag. Und der Tag ist so klar und so sonnig, das Meer so blau, die zackigen Felshäupter so scharf umrissen wie nur je am Vorabend eines Sturmes. Mein Malerauge sonnt sich nicht daran. Es ist ein fieberndes Vorübergleiten an verstaubten Oliven, weißen Häusern, stummen Parks. Die Ponente hat beinahe Sommer. Von den grauen Mauern wuchern die blauen Glycinien, Palmen rascheln, Cypressen starren, blühende Obstbäume recken sich wie weiße Riesensträuße heraus — zuweilen schwankt auch ein schlanker, blattloser Blütenzweig in dem zarten Hellviolett des echten Frühlings. Viele Wagen mit Vergnügungsreisenden begegnen mir, oder ich überhole sie. An den Schlägen glänzen die aufdringlichen Namen großer Hotels. Die Leute lehnen im Fond, das trunkene Auge starr auf das blauende Meer gerichtet, auf dem ein kleiner Küstendampfer träge dahin zieht; andre plaudern glückselig. Ich höre helle Frauenstimmen, sehe helle Kleider. Die Jugend schwelgt in Lust und Frühling — nur ein bildhübsches, blasses Mädchen träumt. Was interessiert's mich?! ... Ich sehne mich nach einem seegrünen Kleid, nach kranken Lippen, einem kranken Lächeln. Darum zieht mir alles andre vorüber, verschwommen wie ein Traum — die Eindrücke, die Gedanken — im schläfrigen Aufblinken. Auch meine Sinne haben nur noch Kraft für die eine. — Von den Ortschaften kommen Kinder gelaufen, nackte Füße trippeln, armselige Aermchen mit Veilchensträußen und wilden Rosen strecken sich flehentlich zu mir. Betteln — klagen — gierige Dunkelaugen. Der italienische Kutscher läßt gleichmäßig die Peitsche auf die mageren Pferderücken fallen. Mitleid kennen hier nur die Fremden. Ich kenne es auch nicht mehr. Ich sehe nach der Uhr — es ist noch so früh. Ich könnte Stunden verschwenden mit vollem Recht, und halte doch die eine verlorene Sekunde, die der Wechsel von Veilchenstrauß und Soustück beansprucht, für einen Frevel. Ich habe nicht mal Zeit, den Beutel zu ziehen. Nur immer vorwärts! Die Peitsche knallt, die Pferde traben schärfer. Hinter uns jammern die Enttäuschten. Ich kann heute nicht mitleidig sein, ich darf es nicht einmal — ich habe ein Ziel. Wenn die Pferde unterwegs niederbrächen, wenn eine Steinbrücke zusammengestürzt wäre oder ein Schieferberg über die Straße gerutscht! Meine Phantasie sieht alle diese Möglichkeiten. Ich berechne, ob ich dann noch laufend das Nest erreichen könnte. Indessen rollt der Wagen weiter — bergab mit quietschender Bremse und stolpernden Pferden, dann quält sich's bergauf, die Pferderücken gekrümmt, die Last schwer ... Blaue Buchten ... Wilde Kaps — Rauschende Pinien oben — rauschendes Meer unten. Es ist so einzig schön! Die Empfindung dafür entfliegt mir rasch. — Es geht durch die elenden Küstenorte mit ihren dumpfen Gassen, ihren schattigen Bogengängen, ihrer schweren Atmosphäre von Schmutz und Alter und finsterem Glauben. Die losen Eisen klappern auf dem harten Pflaster. Dann wieder ein schmaler Durchblick — eine flimmernde, dunstige köstliche Bläue: die See. Morsche Kähne sind auf den Sand gezogen, Burschen spielen, die Bocciakugel rollt, der Geruch nach salzigem Wasser und faulenden Fischen dringt herüber ... Es geht durch die großen Kurorte, wo das hohlwangige Schwindsuchtsgeschlecht auf Ruhestühlen an den Promenaden liegt, das müde Gesicht nach der Sonne, die Lungen rasselnd in dem aufwirbelnden Staub. Und dicht daneben eine schlendernde, lässige, elegante Welt, die sich amüsiert, flirtet. Ich sehe Toiletten, so chic oder so gesucht wie bei einer Nachmittagsrundfahrt im Bois de Boulogne. Elegante Läden mit Riviera-Erinnerungen: den fremden Muscheln, den matten Spitzen, den bunten Seidentüchern, den bemalten Spielereien aus braunem Olivenholz. — Ach, sie hat zwei so verschiedene Gesichter, die goldene Riviera! Ein hübsches, lächelndes, oberflächliches — und ein krankes, müdes, elendes. Ich fahre durch das alles mitten hindurch, mich interessiert nichts. Ich bin ja so jung, so glücklich, der Himmel liegt vor mir, ich fahre ihm fiebernd entgegen, und die leuchtende Natur lächelt mir Beifall! Und vielleicht bin ich selbst ein Kranker, der Kränkste von allen, einer von

den wirklich Unglücklichen, deren Weh keine Sonne mehr zu vergolden vermag, bis es endlich die eigne Kugel endigt ... Wozu die thörichten Gedanken? Ich fahre ja dem Glück entgegen ... dem Glück!

Ich habe bereits dreimal den Wagen gewechselt, die italienischen Kutscher angetrieben, daß sie die ausgemergelten Gäule bis aufs Blut quälten. Ich liebe Tiere, galt im Regiment als Pferdenarr — und heute könnte ich selbst die verendenden Pferde wieder aufpeitschen, die frischen zu Schanden jagen, ohne einen Schimmer des Mitleids — nur mit dem verbissenen Blick nach meinem Ziel. Das Glück ist hartherzig, Gert ... Da drüben hinter jener schmalen Bucht schimmert das Nest endlich vor. Es ist drei Uhr. Ich habe eine wahre Gewaltfahrt hinter mir, an die die Tiere noch lange denken werden. Jetzt sind die neuen gute, ausgeruhte Pferde, die mich spielend ans Ziel bringen müssen. Da geht das Glücksfieber — der Zweifel kommt ... ‚Ob sie überhaupt kommen wird? — Sie wird sicher nicht kommen! ... Ob sie mich wirklich lieb hat? — Sie spielt nur mit mir!' ... Ich, der ich doch so vieles hinter mir habe, kann auf einmal nicht begreifen, daß einen häßlichen Kerl eine schöne Frau doch lieb haben kann. Und jetzt geht's mir beinahe zu rasch. Die letzten Strecken im Leben sind wohl immer furchtbar kurz oder furchtbar lang ... Wir sind wahrhaftig schon in der Stadt! Eine alte Jungfer mit einem Malkasten und emanzipiert geschnittenem Haar tritt ausweichend zur Seite und sieht dabei feindselig nach dem gehaßten Mann. Sie ist von unangenehmer Häßlichkeit — hat also ein gutes Recht auf Emanzipation und Männerhaß. Ich muß lächeln. — Ihr andern aber, ihr hübschen Mädchen und hübschen Frauen, seid ihr wirklich so thöricht, in eurem gleichen Recht das Heil zu erblicken? Seid ihr erst uns gleich geworden — ohne Schwäche und ohne Korsett — was seid ihr dann noch? Eure Schwäche ist eure Macht — sie ist uns heilig. Und ihr wollt thöricht das hergeben, was euch zu den Despoten unsrer Herzen und Sinne macht? Félicie liebt die Emanzipation sicher nicht. Sie gängelt mich mit einer weißen, kranken Hand — und gängelt mich so gut! ...

Der Kutscher beugt sich zu mir herüber: „Alla stazione, Signore?“

„Si, alla stazione.“

Kaum hab' ich's gesagt, da thut's mir auch schon leid. Wenn der Wagen jetzt nicht in diese kleine Seitengasse abböge, wenn ich immer weiter und weiter führe, immer die Pferde wechselte, eigensinnig und doch ohne irgend ein Ziel, bis ich zusammenbräche in tödlicher Ermattung? Der Schlaf danach wäre mir vielleicht Heilung ... Denn es ist kein Spiel, keine Episode, keine Erinnerung, wie Félicie wähnen mag — ich will mehr, ich will alles, ich will sie selbst, ich will das Glück! ... Du darfst mir schreiben, Gert, wenn Du mir helfen kannst. Sag, hat mein Glück große Opalaugen und eine kranke Hand und wartet auf mich in einem seegrünen Kleid? — Die Vorsehung narrt uns nur zu gerne, hüllt auch das Verhängnis in lockende Gewänder unter lockenden Formen — und wir eilen diesem Verhängnis nach mit lechzenden Lippen und fiebernden Sinnen ... Und wenn's das Verhängnis wäre, Gert — und wenn ich's genau wüßte: ich kann nicht mehr entfliehen, ich will's auch nicht mehr.

Ich rufe noch einmal dem Kutscher zu: „Alla stazione!“ — Ich rufe es bewußt — denn ich fahre bewußt dem Verhängnis entgegen.

Der Bahnhof ein steinerner Kasten mit schmutzigen Wärtesälen und faulenzenden Facchini. Sonst keine Menschenseele. Auf den Perron darf man erst in der letzten Minute — und es fehlt noch eine gute Stunde bis zum fälligen Zug. Die ruhelose Wanderung der Menageriebestie beginnt wieder. Die Station liegt hoch, hat eine einzige Zugangsstraße. Wenn der Duc auch auf Besuchsgedanken gekommen ist und ich plötzlich den Marquisenlandau erblicke — im Fond die beiden vereint — ich könnte nicht mal entfliehen. Ich müßte in den Gepäckschuppen oder auf die Treppe zur Vorsteherwohnung retirieren, aus welchen zweifelhaften Zufluchtsorten mich ein lächerlicher Zufall vertreiben könnte. Die Lächerlichkeit galt mir stets als das Schlimmste. Auf jeden Fall aber wäre dann unsre Beziehung entdeckt. Denn ich könnte dem Duc doch unmöglich weismachen, ich sei aus purer Marotte die sechzig Kilometer und mehr abwechselnd Galopp und Trab gefahren, bloß um ausgerechnet in diesem ganz uninteressanten Fischernest wieder in einen Bummelzug zur Rückkehr zu steigen. Und Félicie? — Ich fühle, daß auch der leiseste Verdacht auf sie mir furchtbarer ist als eine eigne entsetzliche Tortur. Allmählich wird's auch lebhafter. Ein paar elende Droschken kommen den Berg hinaufgekrochen und versuchen mit mir: „Mousiu... caballo... gutes caballo“ zu accordieren. In den Güterschuppen schleppen Blusenmänner Apfelsinenkörbe, und der unrasierte, würdige Stationsvorsteher sieht zu. Die Sonne funkelt. Der hoch ummauerte Park eines italienischen Nobile grüßt mich jenseits der Geleise mit rauschenden Palmen und fruchtbeladenen Orangenbäumen. Ich verstehe heute die glückselig lächelnde Natur doch nicht recht. Ich würde auch keinen Glücklichen verstehen, weil es doch für alle nur das eine Glück geben kann — und das erwartet mich doch allein. Ueber einen Unglücklichen würde ich wiederum die Achseln zucken, weil doch eigentlich niemand auf dieser Erde unglücklich sein kann, weil mir selbst das Glück winkt. Dann werde ich wieder kleinmütig. Wenn sie Gewissenszucken bekommen hätte, nicht käme? ... Und ich erwarte sie doch so sehnsüchtig und habe sie doch so unsinnig lieb! ... Wieder ein keuchender Droschkengaul, Leute, die mit dem Zuge weg wollen. Der Billetschalter drin wird geöffnet. Sie kommt doch nicht ... Mir wird so trostlos zu Mute wie einem verlassenen Betteljungen ... Ich Kleinmütiger — mir winkt ja schon das Glück.

Der scharfe Trab herrschaftlicher Pferde — ein hoher, gelber Jagdwagen — ein seegrüner Hut und ein seegrünes Kleid, der helle Sonnenschirm leuchtet. Sie ist es wirklich! Ich trete in das Bahnhofsgebäude, höre, wie draußen der Kutscher tadellos

pariert. Der Diener springt vom Bock ... ein paar helle, italienische Worte von einer geliebten Stimme: „No, no, grazie!“ Der Wagen wendet langsam. Wieder der scharfe Trab, diesmal bergab. Félicie tritt schnell in den Bahnhof. Ich gehe auf sie zu: „Félicie, angebetete Félicie ...“

„Guten Tag ... so seien Sie doch vernünftig!“

Ihre Angst ist unnötig, auf dieser verlassenen Station stört kein verdächtiges Gesicht.

„Sehen Sie, ich bin doch gekommen, mein Freund! Was ich verspreche, halte ich stets.“ Wie ich mir jetzt das Billet nehme, bebt die Hand, die die Lirescheine aufzählt. Félicie sieht das. Sie ist ein wenig verlegen, unsicher in dieser ganz ungewohnten Situation. Sie möchte mir gar nichts erlauben. Ich darf ihr nicht einmal die Hand küssen.

„Nein, nein — ich habe Angst vor Ihnen! Sie werden doch etwas Schlimmes thun.“

Und da werde ich sicher vor freudiger Aufregung: „Félicie, was werde ich Ihnen denn thun, als Ihre kleine Hand küssen und wieder küssen und Ihnen sagen und wieder sagen: ‚Sie angebetetste der Frauen! ...‘“ Ich werde ja nichts Besseres wissen, weil es doch das Beste sein muß für dieses kleine Ohr.

Sie wehrt sich. „Ich fahre Damencoupé — oder wo noch andre Menschen sind!“

„Félicie!“

„O, Sie haben so etwas gewiß schon oft hinter sich! Ihnen ist das Verbotene eine häßliche Freude! ... Ich fühle mich hier so gewöhnlich, beinahe erniedrigt. Ich bin schlecht — ganz gewiß schlecht! ... Und daran sind Sie schuld, mein Herr.“

Ich aber fühle mich ganz rein, weil es kein gemeines Sündigen ist, weil ich nur das große Gefühl für diese Frau fühle.

Die Wartesäle werden geöffnet, wir gehen rasch hinaus auf den Perron, mit argwöhnischem Blick jeden anständigen Anzug musternd. Auch hier giebt's keine Verräter oder Feinde. Félicie, die vor Angst zittert, merkt das wohl auch — der Zug läuft ein. Es ist ein schwerfällig schwankender Zug, mit gefüllten dritten Klassen und einem einzigen Waggon erster. Kein Mensch drin. Mein Glück! Denn die großen Opalaugen der geliebten Frau suchen ängstlich nach diesem einen Reisenden wie nach einem rettenden Engel. Beim Einsteigen drücke ich dem Kondukteur einen Franken in die Hand. Die Thür klappt zu. Félicie sieht mich feindlich an: „Wozu das Trinkgeld? Ich hab' es wohl gesehen!“

„Weil wir doch allein sein wollen.“

Da schreitet sie rasch nach der andern Seite des Coupés und beugt sich mit ihrem schmiegsamen Körper so weit heraus, daß ich rufe: „Um Gottes willen!“

„Ich stürze mich hinaus — ich stürze mich ganz gewiß hinaus!“

Félicie ist so nervös und aufgeregt, daß ich in diesem ängstlichen Mädchen die tadellos sichere Dame der großen Welt kaum wiedererkenne. Und so, wie sie jetzt ist, ist sie ja noch viel reizender — das Gesichtchen rosig, die großen Opalaugen in flimmernder Angst — und dabei so warme, schöne Augen! So warme Augen sah ich nie bei einer andern Frau. — Der Zug rasselt ab. Vom Park drüben blinzelt zum Abschied eine goldene Orange. Und jetzt, wo wir im Freien sind, wird Félicie ruhiger. Wir haben noch zwei Stunden Fahrt vor uns. Ich sollte die Gewissensflut ruhig abebben lassen. Ich kann es nicht. Ich fiebere ja selbst so sehr! Ich habe bei jeder schwerfälligen Drehung der Räder das Gefühl: wieder eine unwiederbringliche Minute ungenutzt verstrichen! — Félicie ist im Polster zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, und atmet schwer. Das schwarze, schlichte Haar flattert ein wenig verwirrt. Nach einer Weile sehe ich sie lächelnd an. Sie lächelt wieder. Ein ganz leises sündiges Verstehen liegt in unser beider Blick. Es sieht beinahe aus, als wenn wir auf der Hochzeitsreise wären ... Ja, eine Hochzeitsreise mit ihr — eine Hochzeitsreise, die nie kommt! ... Warum kommt sie nie? ... Liebt Félicie mich auch nur den hundertsten Teil so stark wie ich sie, dann ist sie eines großen Entschlusses fähig, dann ist sie frei ...

Heute reichen meine Gedanken so weit. Während der Fahrt war ich schon glücklich, als ich endlich neben ihr sitzen durfte und ihre weiße Hand fassen und sie mit Küssen bedecken. Ich spreche leise zu ihr. Es ist das thörichte Stammeln der Leidenschaft, das sie von ihrem korrekten Duc nie gehört haben mag. Man findet nie das richtige Wort und wird doch immer verstanden. Ich möchte uns beide in den Traum wiegen, daß wir auf unsrer wirklichen Hochzeitsreise sind, daß wir uns von Rechts wegen gehören, daß die Sonne nur für uns lächelt, die See nur für uns blaut.

Sie lauscht, betäubt sich, schweigt.

Endlich sagt sie, auch gefangen von dem holden Wahn: „Eh bien, mon ami, nous sommes mariés pour deux heures, mais nous sommes mariés.“

Sie hat mir das schon einmal gesagt, als wir ein ernstes Thema berührten — aber das war im Schloß, im Banne der Tradition. Hier klingt es so anders, so bethörend! ... Ich muß sie küssen.

Ich habe die Hand um ihre lächerlich schlanke Taille gelegt. Sie zittert nervös, beide Hände krampfhaft vor dem Gesicht, und murmelt kaum hörbar: „Ich springe zum Fenster heraus, ich springe heraus!“ — Aber sie springt nicht. Ich küsse die Finger, fiebernd, toll — ich will ihr die Hände wegziehen vom Gesicht. Ich kämpfe, ich brauche Gewalt.

„Nie, nie, nie!“ Die Schwache ist jetzt so stark, obgleich ihr die Finger beben.

„Félicie, angebetete Félicie.“

Bis sie endlich matt geworden flüstert: „Thun Sie es nicht! Uns kann das nicht gut sein — Ihnen ganz gewiß nicht!“

Die kleine, praktische Vernunft! Gewiß ist es uns beiden nicht gut! Aber wer immer danach fragen wollte im Leben? — Ich muß sie küssen — und sollten wir beide an diesem einen Kusse sterben. Ich bin eben von Sinnen.

Da pfeift es kurz. Ein Tunnel kommt. Der dicke Lokomotivenqualm schlägt durch das geöffnete Fenster ins Coupé. Félicie springt geängstigt auf: „Nein, nicht hier, nicht hier! Es ist so häßlich."

Und in diesem Tunnel und in diesem Qualm habe ich sie geküßt. Es war nur das blitzschnelle Berühren eines sofort Zurückgestoßenen — aber es waren dennoch ihre süßen, kranken Lippen, die sich im Kampf aufeinander gepreßt hatten.

Dann eine Station. Der Perron gedrängt mit gewöhnlichem Volk. Wir sind wieder verständig, rücken weit voneinander weg. Sie ordnet sich das entzückende, wirr gewordene schwarze Haar, steckt den grünen Strohhut mit der Nadel zurecht ... „Wenn jetzt jemand hereinkäme! ... Mein Gott, ich schäme mich so sehr ..."

Doch es kommt niemand. Der Zug gleitet wieder stampfend durch ein schmutziges Nest mit verwahrlosten Gärten und wehenden Wäschefetzen auf den rostigen Balkons.

Félicie sagt nur: „Aber thun Sie es nie wieder — nie wieder!"

„Aber Felicie, sei doch barmherzig, ich kann ja nicht anders, ich habe dich ja so lieb!"

Und wieder der Kampf und die Abwehr — und der flüchtige, glühende, geraubte Kuß. Es ist zum Ersticken heiß im Coupé; unsre Gesichter sind heißer. Félicie schämt sich, schmollt. Ich bin ihr ein häßlicher Barbar — und doch haben die Frauen solche Barbaren gern. Ich habe ihr doch wohl den Zaubertrank des großen Gefühls eingeflößt, den ihre dürstenden Lippen immer wieder verzweifelt wegstießen, dann aber tranken — so widerwillig und so gern!

Drei Viertel des Weges haben wir hinter uns, sie sind dahingesaust wie ein Meteor in diesem elenden Bummelzuge ... Liebt mich Félicie? Warum murmelt sie denn immer wieder: „Wird Ihnen das auch gut sein? Muß das nicht schrecklich enden für uns beide?"

Ihre holden Lippen könnten auch einmal das „Du" der Liebe flüstern in schönem Selbstvergessen. Sie flüstern es nicht.

„Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, aber das kann ich nicht! ... Ich schäme mich ja so!"

Ich habe gebettelt und gefleht um dieses letzte Almosen. Ich selbst darf das „Du" sagen, weil das „Sie" lächerlich wäre einer Frau gegenüber, die man küßt, so küßt — Gert, sie ist gut und schön, und was sie sündigt, das sündigt ein großes, unbefriedigtes Herz. Sie hat vor mir noch keinen fremden Mann geküßt — kein Fehltritt — kein Flecken — nur der tötende Gewohnheitskuß des eignen Mannes, der sie nicht versteht, vielleicht nicht mal liebt ... Sag mir, liebt sie mich, Gert? — Oder ist's nur das Neue, Große, das sie für den Augenblick betäubt, weil es so mächtig? ... Wenn sie mir nur Sonnenschein sein will für die kurze Zeit — solcher Sonnenschein ist im Grunde doch Mitleid, und das habe ich nicht verlangt. Den Tod nach dem Genuß will ich gern — doch die Finsternis eines ganzen Lebens hinterher ertrage ich nicht ...



Das Denkmal für die Toten

Begreift sie denn, was ein Mann giebt, der alles giebt, der gern für sie leiden, bluten, sterben will — der in dem Wirbelsturm der Sinne sich aber nicht selbst verlieren darf, sondern sich selbst finden? Eine Sünde kann ganz gut groß sein, wenn sie sich zur großen That auswächst. Sie bleibt klein und erbärmlich, wo es bei der Episode bleibt, dem Augenblicksrausch.



m Père-Lachaise. (Text S. 24.)

Es kommen nur noch zwei Stationen. Man soll die Zeit nützen im Guten wie im Schlimmen. Félicie soll mich einmal küssen — nur einmal!

Und sie hat mich geküßt — rasch, heiß, ein fiebernd Sündigen, das die Lippen zu den Lippen zwingt und sie jäh voneinander reißt: „Aber das ist ganz gewiß nicht gut — das ganz gewiß nicht!" Darüber kann sie scheinbar nicht hinaus.

Der Zug pfeift wieder. Während er langsam einfährt, sagt Félicie, die aufgestanden ist, mit ihrer reizenden Vernunft: „Jetzt müssen wir wirklich verständig sein, mein Freund — wir wollen nämlich hier aussteigen, die letzte Strecke zu Fuß gehen. Das habe ich mir ausgedacht. Der letzte Tag gehört Ihnen ganz. Darum habe ich auch den Wagen erst zum Kurierzuge bestellt ... Morgen ist alles zu Ende — alles!"

Diese Station ist noch neu — eine aufschießende Rivalin der großen Modebäder. Die aristokratischen Bekanntschaften der Herzogin verirren sich ebensowenig hierher wie meine Leute. Auf dem Perron bleibt Félicie in schwermütiger Träumerei stehen. Sie schaut einem Kinde nach, das von der jungen Mutter in ein Coupé dritter Klasse gehoben wird. Ein gelähmter Körper, ein krankes Gesicht mit müden, weichen Braunaugen.

Félicie denkt an ihr eignes Kind. Darum thun ihr die Leiden dieses fremden weh ... Wie sie im Augenblick dasteht, so schlank, so zierlich, mit der unendlichen Güte im umflorten Blick — da ist sie Weib, Mutter mit siechem Herzen ... Wir sprachen nie davon — aber jetzt weiß ich's, daß sich der tote René allmählich wie ein Gespenst zwischen den beiden Prunkbetten des Schlosses aufrichtet. Dieser Tote scheidet mit seinem sterbenden Kinderauge unerbittlich eine Ehe, die aus Schwäche, Gewohnheit oder mißverstandenem Martyrium sicher nie geschieden wird. Sonst hätte es Félicie bei dem Duc nicht so lange ausgehalten ... Glaube mir, Gert, das Elendeste von allem, die morsche Tradition, ist auch hier stärker als unsre mächtigsten Gefühle! ... Und doch, gerade im Anschauen dieses kranken, fremden Kindes begreife ich das nie Begriffene: welch hohes Glück es doch sein muß, ein geliebtes Kind zu haben von einer geliebten Frau. Mag es krank sein, ein Sorgenkind — es ist aber ein Kind der Liebe. Wir finden uns in ihm sicher wieder — unser eignes großes Glück, unser eignes großes Weh. Die Liebe schafft Wunder. Daß ich so fühle, ist eins davon ... Ein geliebtes Kind ... eine geliebte Frau ...

Ich habe Félicie auch davon gesprochen. Sie

versteht mich ohne Erröten, weil sie thörichte Prüderie verachtet. Sie lächelt: „Ach ja, ein Kind — ein geliebtes Kind! ... Aber sprechen wir nicht davon! Es wird nie sein, es kann nie sein ..." Manchmal verstehe ich die Frau doch nicht ganz. Sie bleibt vernünftig auch im thörichten Traum. Die ganze Sache war bald vorüber — als rosige Wolke am Horizonte aufgestiegen, als graue spurlos im Meer versunken. Félicie hat das richtige Gefühl, daß man an solchen Tagen nicht grübeln darf.

Es war ja auch ein so wunderschöner langer Weg am Meer. Die Felsbrandung rollte fast zu unsern Füßen. Sie peitschte in kleinen, weißen Springstrahlen den Stein. Wo sie gischtend, lüstern den Flachstrand hinauflief, hatte beim Zurückfluten das Knirschen der winzigen Sandkörner einen fast musikalischen Klang. Wir blieben oft stehen und freuten uns an dem Laut. Und sahen dann wieder in den schwarzen Felslöchern den Schaum flockig cieseln ... „Wir wollen heute lustig sein, mein Freund, wir wollen genießen!"

Und wir genießen. Wir finden uns endlich ungewollt auf der alten Klippe wieder, wo mich die Vorahnung des großen Gefühls überkommen in der heiligen Nacht, mit dem heimlichen Nagen der Brandung am Fels, und wo die Brandung dann als zierliche Schaumschlange um die Klippe gespielt und größer und größer geworden ... Die Fischer prophezeien für morgen spätestens Sturm. Wenn dann die schaumgekrönten Wellenberge sich brüllend über die Klippe stürzen, sie überfluten, erschüttern, wegreißen wollen in unverständlicher Wut? — Die leblose Klippe hat's gut. Auch die stärkste Brandung kommt und geht und entreißt ihr höchstens ein winziges Stück. Ich bin weit schlimmer dran. Die Brandung eines großen Gefühls hat mich erfaßt und läßt mich nimmer. Und kommt erst der Sturm, dann vermag nur ein Wunder den verlorenen Schwimmer lebendig auf die rettende Küste zu heben. — Es giebt keine Wunder, Gert! Auch im Zenit meines Glückes heute weiß ich das genau. Ich will auch nicht mehr betteln bei der Vorsehung. Wenn sie dem ehrlich Ringenden nicht doch giebt, was er will, dann mag sie's behalten! Andre schmettert solche Welle unkenntlich in Splittern an den Stein — mich aber wird sie als Wrack anspülen, als lebendigen Toten.

Félicie bleibt fröhlich, weil sie es sein will. Sie hat für morgen auch Sturm prophezeit — und sieht doch mit leuchtendem Blick ins Weite, wo eine fahl gewordene Sonne tückisch blinzelnd ins Meer kriecht.

Auf der See kein Segel! — Sie fürchten alle den Orkan. — Nur wir zwei beide bleiben auf der schwarzen Klippe ...

XI.

Sturm ...

Nach Sonnenuntergang wurde es schon so merkwürdig schwül. Wir erstickten beinahe in dem atlasausgeschlagenen Coupé, das auch ich zur Rückfahrt benutzte. Félicie wünschte die gemeinsame Fahrt durchaus: „Die Leute mögen munkeln oder nicht ... mag es eine Verabredung sein! Aber heute kein Verstecken spielen, heute nicht! — — Morgen — morgen — ich habe ein Grauen vor dem Morgen."

Weit drüben über Monte Carlo ein schwefliges Wetterleuchten. Unsre Rassepferde gingen in unruhigem Trab. Als wir in den Schloßhof einfuhren, lag der Park düster, stumm, mit schweren, heißen Düften. — Das Diner — eine einsilbig schleichende Unterhaltung bei fast unberührten Speisen. Wenn ein Teller klirrt, fährt die Herzogin nervös zusammen. Der Diener hinter dem Stuhl lächelt diskret. Wir stehen sehr bald auf. Félicie reicht mir matt die Hand. Sie spricht französisch: „Verzeihen Sie, Baron, wenn ich mich schon jetzt zurückziehe. Der Besuch und die Fahrt haben mich doch sehr angestrengt. Ich merke das jetzt erst. Mein Herz verträgt große Strapazen doch nicht mehr." ... Bei den letzten Worten schillert das große, müde Opalauge noch einmal licht ... Ein Blitz zuckt durch das gotische Riesenfenster, so daß die bunte Glasmalerei Leben bekommt. Es ist eine Scene aus der Legende — ein Apostelkopf bewegt sich, ein Heiligenschein leuchtet fahl ... Ganz fern der Donner wie ein dumpfes Knurren.

„Gute Nacht, Baron."

„Gute Nacht, Herzogin."

Ich gehe auch sofort in mein Zimmer — auf meinen Lauscherposten an der Portiere. Félicie kommt gegen alle Gewohnheit bald. In der schwülen Stille höre ich jeden Ton. Sie geht auf dem weichen Teppich auf und ab — bald schleppender, bald schneller Schritt. Sie hält sehr lange aus — ich verstehe sie nicht. Dann bleibt sie stehen. Das Seidenkleid knittert, als wenn sie niederkniete — ein fremder Laut, als wenn jemand, das Gesicht auf ein Kissen gepreßt, leise schluchzte. — Jetzt verstehe ich sie — ich könnte auch weinen.

Ich rühre mich nicht, bis sie wieder aufgestanden. Die Thür zum Schlafzimmer knarrt kaum hörbar — ich bin allein. Vielleicht heut zum erstenmal ist es mir recht. Auch ihre Nähe war mir Qual... Mir ist ums Herz so weh ... Die verwünschte Gewitterluft drückt wohl auf meine Nerven. — Eine halbe Stunde, wo ich mit brennenden, trockenen Augen in das knisternde Licht auf dem Marmortisch starre. Auf der hellen Wand gegenüber spielt der Schatten. Ein paarmal überflutet ihn die Helle eines Blitzreflexes. Ich horche nach dem Donner, als brächte er Befreiung — aber wieder nur das ferne, drohende Knurren ... Ich öffne das Fenster, weil ich die Atmosphäre nicht mehr aushalten kann. Die Cypressen starren wie umflorte Fahnenmasten bei einem Begräbnis. In den Mimosenblüten säuselt's, der Zweig einer Steineiche nickt. Nachtgetier schwirrt, von der Helle gelockt, ins Zimmer — ein großer Falter flattert mit. Ich sehe ihm nach, er flattert geblendet gleich ins Licht und taumelt mit versengten Flügeln auf den Leuchter. Die sammetnen Fühler zappeln verzweifelt, während er sich rücklings quält Ekkehard fällt mir ein — und die Herzogin Hadwig

— und der arme Falter, der ein Mönch war ... Ich ein Mönch! ... Ich möchte über diese thörichte Vorstellung lachen ... ich vermag es nicht mehr.

Das Säuseln draußen wird stärker — auch die Cypressen klagen leise.

Ich war noch im Park. Es trieb mich. Ich mußte den Felsweg noch einmal gehen, den ich am ersten Morgen mit ihr gegangen. Ein schwüler Wind fächelt die brennende Stirn ... Ich sah die schwefligen Blitze über dem Meer ruhelos aufzucken — die Umrisse von Baum und Busch zeichneten sich scharf in dem gespenstischen Licht. Dann gähnte unter mir der Abgrund — der Fels häßlich gelb, die See tückisch grau. Das Unwetter hing schwer lastend über Nizza. Der ganze Horizont ein schwarzer Qualm ... Jetzt zuckt's unaufhörlich. Die Felslinien des Ufers in fahler Helle leuchtend — dabei das Gestein tot und starr wie auf einem Wüstenbilde. Der Sturm sammelt wohl Kraft für morgen ... Mir schwindelt auf dem Felspfad heute nicht.

Auch unten am Wasser war ich und stand auf der Felsplatte am Bootshafen, von wo der Duc sich vor sechs Tagen eingeschifft. Eine lächerliche Spanne Zeit — und was birgt sie? — Das Schicksal eines Menschen ganz gewiß — vielleicht das von dreien sogar. Ich starre in das schwarze Meer. Es ist kaum bewegt; nur bei den leuchtenden Blitzen sieht man das feine Wellengekräusel. Die Brandung ein schmaler, weißer Streif, aber unheimlich. Sie gischtet so leise und so hohl ... Auf der Felsplatte an dem dunkeln, tiefen Wasser kamen mir böse Gedanken. Sie kommen wohl jedem einmal ... Warum kündet sich eigentlich der Sturm so lange an? Warum kommt er nicht morgen ohne warnende Wetterboten — urplötzlich? Die Jacht in See — der Duc am Steuer — die schwarzgrünen Wogenberge — der zersplitterte Mast — die vor Angst verzerrten Gesichter — die paar verzweifelten Schreie — endlich ein angespülter Leichnam, der mich über das Schicksal eines Mannes beruhigt ... Scheußliche Gedanken! ... Verdammt mich meinetwegen! Oder ich selbst will am Steuer sitzen, es soll meine Leiche sein. Und wenn die habgierige Flut mich nicht herausgiebt — auch gut. An einem ehrenvollen Begräbnis liegt mir nichts. Es hieße höchstens ein Memento für sie — ein Stein, nach dem eine heimlich pilgert, das Gruseln einer sentimentalen Erinnerung, die dennoch wohlthut ... Darin bin ich doch ganz anders als die Frau. Für sentimentale Erinnerungen habe ich zu heiß gefühlt ... Ich bin sicherlich nicht schlecht! Aber was mir der Himmel nicht geben will, das nehme ich gern von der Hölle ... Lieber Gert, ich ventiliere in dieser Nacht sehr ernstlich den Gedanken, ob ich mich nicht durch einen Sprung frei machen sollte. Es wäre ja nur ein unglücklicher Zufall. Die Frau würde vielleicht auch aufatmen. Aber die Welt ist lächerlich. Etwas Lächerliches durchkreuzte auch meinen Entschluß. Ich bin ein allzu guter Schwimmer, ich könnte am Ende doch ans Land kriechen wie eine gebadete Maus und hätte nichts davon als einen Schnupfen und den Ekel vor der eignen Jämmerlichkeit. Wir Nervenmenschen haben viel Anlage, feige zu werden. Und meine eigne Feigheit würde mir noch weher thun als eine andre ... Durch dieses Resumé bin ich eigentlich schon feige, und im Zenit des Glücks an Selbstmord zu denken, ist vielleicht die größte Feigheit. Wir denken alle zu viel und vergessen darüber die rettende That — die That, ob gut oder schlecht, gilt allein! Ich glaube, daß uns ein Gott nur nach den Thaten richten wird. Und da oben werden keine mutigen Thatsünden, sondern nur feige Unterlassungssünden gebüßt. Schon hier — mit dem kleinen Finger, den ich einem Ertrinkenden reiche, thue ich etwas Besseres, als mit dem größten Gedanken für eine ertrinkende Menschheit. Die That, und nochmals die That! Und dabei gelten die meisten Guten nur für gut, weil sie aus Schwäche keine Sünde ganz thaten. Schöne Heilige die!

Ich steige den Berg ganz artig wieder hinauf. Da ist wieder der Bann dieses Schlosses, der mich erst peinigt und dann ernüchtert. Jeder unterliegt ihm auf die Dauer — Félicie auch — Weit da draußen die frei atmende Brust, das ganze Gefühl, die ganze Sünde; hier drinnen sofort das beengte Herz, die kleine Verantwortlichkeit, der weinerliche Bankrott. Die Tradition umgiebt uns eben mit so viel kleinen Gefühlen, daß das große lächerlich oder lästig wird ... Entfliehen? — Non, mon cher frère. Jetzt müßte ich schon mir selbst entfliehen, und das geht bekanntlich nicht anders als durch den Tod.

Ich muß übrigens sehr lange in der Schwüle gewandelt sein, denn ich hörte im Schlosse eine Uhr Mitternacht schlagen. Als ich oben auf der Terrasse noch einmal zurücksah, war der Horizont drüben nur ein tiefschwarz umrissenes Feuermeer, das sich unheimlich genug in dem bodenlosen Wasser spiegelte. Zuweilen grollt dumpfer Donner. Es beginnt stärker zu wehen in lang ausholenden Stößen. Die Büsche beugen sich, die Cypressen knarren. Die Brandung geht hohler. Wie ich die Treppe hinaufschlich, um niemand zu stören, auf Zehen, sah ich von der Ahnengalerie her einen blassen Lichtschein. Ich dachte sofort an Diebe. Und so wenig mir der Herzog genehm, gegen Einbrecher will ich ihn gern schützen. Ich war aber grundlos mutig. Der Lichtschein kam aus dem offenen Musikzimmer. In der Ahnengalerie lehnte eine schwarze Gestalt am Fensterkreuz. Und die reizenden Linien dieser zierlichen Gestalt würde ich wohl in der ewigen Finsternis noch erkennen!

Bei einem Knarren der Diele fährt sie leicht zusammen. „Félicie!“ sage ich leise.

„Ach, Sie!“

Ich fasse eine fiebernde Hand. Und sehe in ein furchtbar blasses Gesicht: „Was ist dir? Bist du krank? Oder bist du mir böse wegen heut nachmittag?“

Sie schüttelt den Kopf: „O nein! Ich könnte doch höchstens mir böse sein. Und ich bin auch mir nicht böse ...“

„Hast du auf mich gewartet?“

„Nein. Ich habe Sie wohl gesehen vorhin auf der Terrasse. Ich starre schon über eine Stunde hier hinaus in die Blitze. Ich war todmüde — und konnte doch kein Auge zuthun ... Ich bin so verzweifelt!"

„Du bereust doch, Félicie?"

„Nein!" antwortet sie fast empört. „Sie suchen bei mir ein tiefes Gefühl, und ich gebe es Ihnen. Mehr kann ich nicht!" — — Sie sieht mich lange an mit großen, dunkeln, fiebernden Augen ... „Seien Sie einen Augenblick ganz still! ... Es ist niemand da ... Nun kommen Sie schnell!"

Dann nimmt sie mich hastig bei der Hand und führt mich ins Musikzimmer ... „Küssen Sie mich noch einmal, aber schnell!" —

Dann umarmt sie mich rasch mit ihren weißen, weichen Armen. „Machen Sie die Augen zu!" Sie küßt mir hastig Mund und Augen. Als ich ein Gleiches thun will, tritt sie zurück. „Lassen Sie! Es ist genug ... Ich habe Sie wirklich lieb! — Glauben Sie es mir jetzt endlich?" Ihre geliebten Augen sehen mich dabei fest an, als wenn sie sagen wollten: ‚Nun, du Kleingläubiger, bin ich kleinlich?'

Nein, bei Gott, kleinlich ist sie nicht! Wo sie sich auf sich selbst besinnt, da ist sie groß. Wenn nur nicht die lähmende Tradition dieses verwünschten Schlosses wäre!

Ach, Gert, ich bin doch so glücklich, so dankbar! ... Wir blieben nicht lange. Sie trieb zum Gehen. Als ich bereits über eine Stunde wieder in meinem Zimmer, klopft's hinter der Portiere, und eine liebe, weiche Stimme sagt: „Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Es wohnt ein böser und ein holder Zauber in diesem Schlosse. Welcher ist mächtiger?

(Fortsetzung folgt.)



Das Denkmal für die Toten auf dem Père-Lachaise.

(Siehe das Bild Seite 20 und 21.)

„Monument aux Morts", Denkmal für die Toten, hat Albert Bartholomé sein großartiges Werk benannt, das am Allerheiligentage auf dem Père-Lachaise, dem berühmtesten Friedhofe von Paris, enthüllt wurde. Albert Bartholomé war vor zehn Jahren nur ein wenig bekannter Landschaftsmaler impressionistischen Stiles. Eines Tages vertauschte er — ob ihn der Mangel an Erfolg oder andre Beweggründe dazu veranlaßten, möge dahingestellt bleiben — den Pinsel mit dem Meißel und wurde Bildhauer. Der Tod seiner jungen, von ihm zärtlich geliebten Gattin führte ihn dazu, dem eignen Gram künstlerischen Ausdruck zu verleihen, aber in der Verfolgung dieses Gedankens riß er sich von dem persönlichen Empfinden los und gelangte zur Verallgemeinerung der Idee, zu einer Darstellung des Todes in mannigfacher Gestaltung. Es heißt, der Künstler habe gar nicht an eine Verwertung dieser Arbeit gedacht, in eifrigem Schaffen nur Linderung des an ihm zehrenden Kummers gesucht, aber in der Ausstellung, die 1895 die Pariser Sezession auf dem Marsfelde veranstaltete, brachte er doch das Werk in einer Thonskizze zur Schau. Von dem Herkömmlichen weit abweichend, erweckte es auf der einen Seite Befremden, auf der andern Bewunderung, aus dem Widerstreit der Meinungen aber wuchs, getragen von dem Urteil der Kunstkenner, der Wunsch empor, daß die ebenso geniale wie kühne Schöpfung nicht Entwurf bleiben dürfe, sondern zur Ausführung gelangen müsse. Aber man wußte nicht recht, wohin mit dem Werke, und auch die Kostenfrage ergab Schwierigkeiten. Beinahe wäre das Monument für Frankreich verloren gegangen, denn ein japanischer Diplomat betrieb ernstlich die Erwerbung für sein Heimatland, aber gerade diese Konkurrenz führte die Einigung zwischen der französischen Regierung und der Pariser Gemeindeverwaltung herbei. Die Kosten wurden von beiden übernommen, und die Stadtgemeinde räumte dem Künstler zur Errichtung seines Monumentalwerkes die Mittelallee des Père-Lachaise ein. Ein würdiger Ort. Denn wenn auch dieser Friedhof, wie oben erwähnt, nur noch verhältnismäßig wenigen Abgeschiedenen Raum gewähren kann, so ist er doch der Platz, wo eine große Zahl von Frankreichs berühmten Männern ruht, eine geweihte Stätte.

Nun zu einer kurzen Beschreibung des Monuments. Es stellt den Eingang eines Grabgewölbes dar, und das Auge des Beschauers fällt wohl zunächst auf das düstere Thor, durch das ein junges Paar dahinschreitet. Aus der Haltung des Mannes läßt sich schließen, daß er mit einem Schauer über die Schwelle tritt, aber das Weib legt ihm die Hand auf die Schulter, als wolle es sagen: „Was bangst und zögerst du? Ich bleibe bei dir!" Zu beiden Seiten dieses in seiner Schlichtheit mächtig ergreifenden Paares erblicken wir Gruppen, deren Aufbau von dem sonst üblichen durchaus abweicht. Man ist gewöhnt, solche Gruppen in aufsteigendem, sozusagen „pyramidalem" Verhältnis zu der oder den Hauptfiguren zu sehen, hier aber gewahren wir eine aufsteigende und eine absteigende Gruppe, also eine völlige und vielleicht gerade darum doppelt wirksame Abweichung vom Herkömmlichen. Die Gruppe links drückt die Furcht, die Angst vor dem Tode aus, diejenige rechts die Ergebung in das unabwendbare Schicksal. In jeder Gruppe sind vereint beide Geschlechter, Alter und Jugend in ihren verschiedenen Stufen, so wie sie eben der Schnitter Tod hinwegmäht. Jede Figur hat ihr charakteristisches Gepräge, aus dem der empfindende Beschauer dem Künstler ernste und tiefe Gedanken nachzufühlen vermag. Den tröstlichen Gedanken der Auferstehung, des Wiedersehens nach dem Tode veranschaulicht die Nische unterhalb der Todespforte. Nebeneinander ruhen in der Gruft ein Mann, eine Frau und beider Kindchen. Der Genius der Unsterblichkeit hebt die Grabplatte empor, so daß die Entschlafenen aus dem düsteren Grabe auferstehen können zum ewigen Lichte, zum seligen Frieden.

Das Material des ergreifenden Monumentes ist nicht, wie an mancher Stelle irrig angegeben worden, Marmor, sondern ein feiner weißer Sandstein aus der Champagne, nach dem Orte seiner Gewinnung Stein von Enville genannt. Fr. E.



Madeirastuhlkritik.

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

9. Mußestunden auf dem Achterdeck.

Die Mußestunden an Bord eines Schulschiffes haben im großen ganzen auch für das „Achterdeck" einen sehr euphemistischen Beigeschmack. Denn so ganz der Muße pflegen, einem ungestörten dolce far niente sich hingeben, bedeutet an Bord ungefähr so viel, wie an Land „umgeschnallt auf Wache liegen". Wie dort außerhalb der Ablösungsstunden das alarmierende „Raus!" gerufen werden kann und wird, so kann an Bord die Pfeife des Bootsmannes schrillen zu jeder Tages- und Nachtzeit und „alle Mann" auf die Beine bringen. Dann heißt 's: Ade, du süße Mußezeit, „es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein," doch, „wenn zwei auseinandergehen, so sagen sie: Auf Wiedersehen!" — Allein das Wiedersehen mit der Mußestunde ist oft recht schmerzlicher Art. Oben an Deck hat's geregnet und geweht, man ist durchnäßt und durchlüftet bis auf die Knochen, und — ungemütlich feucht ist's Wiedersehen. Oder das Manöver hat zu lang gedauert, länger, als die kurzatmige, darum um so zärtlicher umworbene Freizeit vertragen kann, und — das Wiedersehen ist ganz trauriger und schmerzlicher Natur. Die Mußezeit ist verronnen, die Mußestunde ist gestorben, und die Freizeit ist gekapert von der lauernden Schiffsroutine. — Das ist das schreckliche Ende der vielgepriesenen Mußestunde.

Indessen nicht alle Schiffe werden gekapert, und bei weitem die meisten halten sich über Wasser. Das Schicksal aller und der meisten Mußestunden endigt nicht mit einem Nimmerwiedersehen, obgleich Störungen aller Art, wie zu einem Vorgesetzten gerufen oder von einem Untergebenen mit Meldungen „belemmert" werden, die zugemessene Muße der Freizeit illusorisch zu machen berechtigt sind. —

Das Schiff segelt im Passat, jenem wunderbaren nordatlantischen Ozeangebiet zwischen den westafrikanischen Inselgruppen der Kanarien und von Kap Verde und zwischen der westindischen Inselflur, mit dem ziemlich gleichmäßigen Nordost und dem lichten blauen Himmel, dessen Horizont die eigentümlich weißen Federwolken des hoch über dem Nordost-Passat hinziehenden Gegenpassates aus SW umkränzen; mit dem köstlichen, erquickenden Hauch und der klaren Luft, die durch keine Nebel, keinen Regen getrübt wird; das Gebiet, in dem Aeolus und Neptun mit ihrem Wassergefährten Pluvius ein mildes, die Seefahrt erträglich machendes Regiment führen: — dort läßt sich's leben, dort kann man an Deck zu jeder Tages- und Nachtzeit im leichten Tropenanzuge seine Mußezeit angenehm verträumen.

Scheint der Mond recht hell und klar, oder blinken die Sterne so freundlich hernieder, dann

kostet es allemal einen harten Kampf mit dem „frischluftschleckernden" äußeren Menschen, einen energischen Entschluß des lieben Ich, unter Deck zu gehen und die Koje in der geschlossenen Kammer des Zwischendecks zur nächtlichen Ruhe aufzusuchen. Denn die runden Fensteröffnungen (bull-eyes) in den Zwischendeckskammern liegen so niedrig über der Wasserlinie, daß sie eigentlich nur im Hafen geöffnet werden können. Manch einem Kammerbewohner ist der Drang nach frischer Luft in See schlecht bekommen, wenn er vorwitzig das Köpfchen durch das Bulley steckte und tiefatmend die würzige Seeluft einsaugen wollte und statt dessen gewürztes Seewasser in die Nase und das Gesicht erhielt; oder, wenn er, einem unbezähmbaren Triebe zu Naturstudien folgend, bei nächtlicher Weile das Funkeln und Flimmern des schönen Meerleuchtens bewundern wollte und statt dessen das Funkeln und Flimmern feuchtwarm von Neptun in die Augen bekam. Denn er sah sie nicht, die neugierig durchs Bulley guckende See, und als er sie sah, war es zu spät, sie hatte ihn schon gefaßt, — ausrücken gab's nicht mehr, und wagt er's doch, zu fliehen und zu fleuchten durchs enge Bulleythor — „au! mein Kopf! — brrr! — Pfui Deibel!" Weißt du nun, was die verborgene Ursache des Augenflimmerns war?!

Die heißen Strahlen der Tropensonne, die auf das Haupt des Tages niederbrennen, mildert die frische, würzige Seebrise aus Nordost im Passat. Zur erquickenden Mittagsruhe sucht man dennoch mit Vorliebe des kühlenden Schattens Obdach auf. Die Madeirastühle sind ja so riesig angenehm und bequem, so einladend zum Ruhen und Träumen, daß sie ihren Beruf an Bord verfehlt haben würden, wollte man sie nicht zum liegenden Sitzen benutzen. „Wer zuerst kommt, der zuerst mahlt!" — dies gute alte Sprichwort hatte der Erste Offizier auch hinsichtlich der Benutzung der Madeirastühle für die Erlaubnis ihres Aufenthaltes an Deck wie in der Messe feierlichst sanktioniert. Darum giebt's auch für einen Nichtbesitzer solches mußeverschönernden Inventars häufig genug Gelegenheit, sich darin im kühlenden Schatten der Kommandobrücke oder der Segel von der leichtwogenden See zum süßen after dinner-Schlummer einwiegen zu lassen. Wem es zu stark wird, das wiegende Wogen der See, der läßt sich eine gestrickte Hängematte aufhängen und schlummert ungewiegt, vom säuselnden Passat leicht und angenehm umfächelt. —

Mittagsruhe.

So gewiß „Mulschen" (Schlafen) eine Lieblingsbeschäftigung des Seemanns in der Freizeit ist, so kann er doch die ganze Freizeit nicht verschlafen. Da treten dann in den Kreis leichterer Unterhaltungen Spiel und Musik.

Von allen den Spielen, die die leere Zeit ausfüllen, haben sich an Bord eigentlich nur zwei heimisch gemacht. „Bleilatsch" ist das eine und häufiger geübte, „Pfeilwerfen" das andre und weniger gespielte. Letzteres dürfte wohl allgemein bekannt sein. Es besteht darin, daß man mit einem gefiederten Pfeil nach einer Scheibe wirft. Das Bleilatschspiel hat sich, vermöge seiner leichten Ausführbarkeit an Bord unter allen Verhältnissen, so in die Marine eingebürgert, daß es auf dem Achterdeck den entschiedenen Vorrang, auf den meisten Schiffen sogar die Alleinherrschaft errungen hat.

Es braucht blutwenig zu seiner Lebensfähigkeit. Ein Stück Kreide, mit der an Deck eine Zahlenfigur mit Kopf gezeichnet wird, und einige dünne, runde Bleiplatten, mit denen aus einer gewissen Entfernung nach der Figur geworfen wird, und die an Bord immer „besorgt" werden können. Das ist alles, was außer den Teilnehmern am Spiel zum Bleilatsch gehört. Auf unserm Bilde sehen wir die Kreidefigur und auf dem Kopfe derselben zwei Bleilatsche liegen; die dritte Latsche wird gerade geworfen; gespannt verfolgen die andern Spieler den Wurf. Man spielt entweder partienweise oder jeder für sich.

„Musik hat eine große Kraft!" pflegte jemand immer zu sagen, und in der That, es giebt nichts Köstlicheres und Anregenderes in See als gute Musik. Die Musikkapelle, die sich der etatsmäßige Hoboist aus den Dilettanten der Schiffsjungen und der Mannschaft heranbildet, vermag selten etwas Erhebendes zu leisten. Ueber das Niveau einer mittelmäßigen Kleinstadtkapelle kommt sie kaum hinaus. Das liegt in der Natur der Bordverhältnisse.

In der verhältnismäßig großen Offiziermesse eines Schulschiffes (bis 20 Personen) finden sich gewöhnlich einige Mitglieder, die nicht bloß „zuhörenderweise" musikalisch sind, sondern auch selbst mehr oder weniger, auf diesem oder jenem Instrument, auf der Geige oder Ocarina, nach und nach ohne Noten die hehre Kunst der Musik „ausübenderweise" betreiben. Ein Klavier fehlt selten an Bord und ein Klavierspieler meistens auch nicht. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob jemand Straußsche Walzer und andres Drehbare spielt,

vielleicht auch, nach Noten kümmerlich eingeübt, ein „mittelschweres Salonstück“, wie das „Gebet einer Jungfrau“, „Husarenritt“, „Alpenklänge“ und andres mehr, oder ob einer, mit unverkennbarer musikalischer Anlage und einer gewissen Künstlerschaft, sich in Chopinschen Notturnos und Wagnerscher Opernmusik ergeht.

Aus dem Lande der Orangen und der Musik ist ein kleines Schlaginstrument, die Mandoline, in unsre Marine gekommen und findet immer mehr



Mußestunden.

Verehrer unter den Seeoffizieren. Ohne Mandoline begiebt sich so leicht kein Schiff auf die Reise, wenn man nicht unterwegs Gelegenheit hat, dieselbe in ihrem Heimatlande Italien selbst käuflich zu erwerben. Sie hat in der Hand eines ungeübten Spielers einen unsympathisch klimpernden Ton, hört sich aber, mit vollen Accorden und gut gespielt, sehr hübsch an. Eine reizende Musik giebt es, die das Gemüt so schwärmerisch in mondhellen Passatnächten durchzittert, wenn zwei Mandolinen als erste und zweite Stimme sich mit einer Guitarre zum Spiel vereinigen. Da vergißt man bei einem kühlen Trunk und einer duftenden „Habana“ leicht alle Mühsale der oft rauhen Seefahrt.

Unser „Schlagtrio“ ist in Madeira gewesen; man sieht es an den Sitzflächen und den Kopfbedeckungen. Die Madeirastühle sind unverkennbar, den großen Strohhut läßt man sich auch noch gefallen gegen tropische Sonnenwirkung, aber daß die Zipfelmütze, die sogenannte Carapuca, ohne Schirm und Sonnenschutz, ein tropisches Kunstprodukt zur Vervollständigung der Nationaltracht auf dem sonnigen Madeira-Eilande sein soll, auf dessen Berglehnen der feurige Malvasier zur vollen Traube glüht, viel, viel schöner und prächtiger als der Falerner und die Weine von Samos, die einst den alten Kommersliederdichter Horaz begeisterten: das klingt schier unglaublich und — ist auch nicht mehr wahr! Denn die farbenreichen Landestrachten auf den Inseln und Fluren der exotischen Himmelsstriche weichen mehr und mehr, wie bei uns im heiligen Deutschen Reiche, europäischer Kultur, der Herrschaft der Modetyrannen Londons und Paris'.

Ein sehr beliebter Sport zur Ausfüllung der Mußestunden an Bord ist das Angeln, Fischen und Harpunieren. Wo in einem Hafen sich irgendwie Gelegenheit bietet, da ziehen erfahrene Bootsleute mit einer auserlesenen, kundigen Schar von Matrosen, die Fischer von Beruf sind, mit dem Schleppnetz an Land und fangen sich ein warmes Abendbrot. Nicht selten begleiten sportslustige Offiziere solchen nächtlichen Fischzug.



Beim Bleilatsch.

Bequemer schon macht sich das Angeln von Bord aus. Es bringt Unterhaltung und Abwechslung für langweilige Hafentage und auch für ruhige Seetage, wenn das Schiff bei Windstille in fischreichen Gegenden

segelt oder „schwabbert", wie es der Seemann nennt.

Neben der Jagd auf kleinere, eßbare Fische wird mit rachestillendem, mörderischem Hochgenuß auch die Jagd auf das Hochwild des Meeres eifrig betrieben.

Sobald ein Hai sich zeigt, flugs ist die Haiangel über Bord, um dies menschenwüterische Ungeheuer unschädlich zu machen. Die Marineverwaltung kommt diesem tiefwurzelnden Haß des Seemanns gegen den widerlichen Menschenräuber durch Ueberweisung einer etatsmäßigen Haiangel fürsorglich entgegen. Ein Witzbold will sogar wissen, daß, wie die einzelnen Inventarstücke für die verschiedenen Größen der Schiffe klassifiziert sind, auch die Haiangel der „klassischen Größenteilung" unterworfen sei, also, daß die Panzerschiffe erster Klasse, die — nebenbei bemerkt — selten in haihaltige Meeresteile kommen, mit Haiangel Nr. 1, die Panzer zweiter Klasse mit Haiangel Nr. 2 und die Schulschiffe mit Haiangel Nr. 4 oder 5 ausgerüstet seien. Ob's wohl möglich ist? — Kurz und gut, jedenfalls besitzen die Schulschiffe in ihrem Inventarienetat eine Haiangel, und sie wird, wo es nur möglich ist, fleißig gebraucht.

Mancher Leser wird ungläubig fragen: wie kann man nur einen Hai „angeln"? Ja, so eine Haiangel ist freilich keine Stecknadel, sondern mehr einem ganz niedlichen, scharf gespitzten Bootsanker ähnlich, der an einer Kette befestigt und mit dieser an einer Leine über Bord gegeben wird. Als Köder dient ein Stück Salzfleisch oder irgend ein verdorbenes oder übriggebliebenes andres Stück Fleisch. Bald wittert der Hai den Fraß und schlengert sich in großem Bogen an die im Wasser hell schimmernde Beute heran.

Höchst interessant ist es, die beiden Piloten oder Lotsenfische, längliche, bläulich-silbergrau schimmernde Fische von 15 bis 30 Centimeter Länge mit breiten, dunkelblauen Ringen um den Leib, in ihrem geschäftigen Treiben um den Hai herum zu beobachten. Der Haifisch, etwa 3 bis 5 Meter lang (sie sollen eine Länge von 12 Metern erreichen), ist sehr unbeholfen und ungeschickt in seinen Bewegungen; darum läßt er sich, wenn er allein ist, stets von den beiden Lotsenfischen begleiten und leiten. Sie schwimmen schnell und leicht nach allen Richtungen aus, und haben sie etwas Freßbares gefunden, so nähern sie sich wieder dem Hai, umspielen ihn am Kopf und vor den Augen, bis er die gewünschte Richtung einschlägt. Als gehorsame Diener und respektvolle Untergebene nehmen sie ihren Gebieter in die Mitte und geleiten ihn so zum fröhlichen Schmause, zur Beute auf Leben und Tod, je nachdem ob er von seinen erbitterten Feinden, den Anglern an Bord, in den Hinterhalt gelockt wird. Der Anbiß des Haies, der sich meistens nur in verkehrsreichen Gebieten aufhält und dort durch böse Erfahrungen gewitzigt und durch Schaden klug geworden ist, erfolgt mit größter Vorsicht; sehr häufig sogar, wenn es ihm zu verdächtig vorkommt, läßt er die Beute fahren und schwimmt ab.

Auch nach geglücktem Fang hat es seine großen Schwierigkeiten, das fürchterlich schlagende Ungetüm sicher binnenbords zu nehmen. Vorsichtig wird der Hai bis zum Schwanzstück über Wasser geheißt, mittels einiger Gewehrkugeln zum Verenden beruhigt und dann an einem ihm um den Leib gegebenen Ende völlig aufgeheißt. Trotz der willig ihm gespendeten Kugeln aus allen möglichen Mordinstrumenten lebt er noch fort, und es ist gefährlich, seinem widerlichen Rachen mit den dreireihigen, spitzen, dolchartigen Zähnen zu nahe zu kommen. Da machen dann ein paar wuchtige Hiebe mit dem Kappbeil, die das Schwanzstück von dem Rumpfe trennen, ihm den Garaus. Nun erst beginnt seine Verarbeitung zu „klein Holz", an der sich gekühlter Haß und Schadenfreude laben. Eine meterlange Spillspake — das muß das erste sein, denn „das Biest will ja noch beißen!" — wird ihm in den immer noch gierig geöffneten Rachen geschoben; sie verschwindet spurlos und findet sich erst wieder mit den Blechbüchsen, alten Stiefeln, Eisennägeln, unverdauten Speiseresten, wenn man seinen Leib öffnet. Auch lebendige Junge werden häufig in dem Leibe des Scheusals gefunden, die der Seemann als vorsichtiger Mann erst tötet und dann über Bord hievt. „Sie könnten sonst im Wasser weiter leben" und das Heer der gefräßigen Scheusale vermehren.

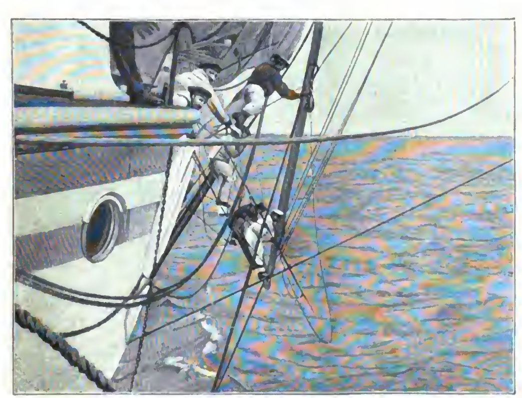


Das Schlagtrio der Messe.

Eßbar ist von dem Hai nur das Schwanzstück, wenn es, stark gewürzt, den übeln Geruch betäubend, zu Steaks bereitet ist, — es gehört freilich ein starker Appetit zu solcher Delikatesse! — verwendbar dagegen ist sein Fett zu Thran und Stiefelschmiere, seine Rückenwirbelsäule als Material für einen Spazierstock, sein Kopf mit den scharfen Zähnen als Schaustück; Liebhaber heben sich auch von den Schwimmflossen einige Stücke auf. Das Fleisch geht wieder über Bord — mit und ohne Haiangel.

Weidgerechter gestaltet sich das Harpunieren der munteren, zu Paaren von mehreren Hunderten zuweilen in sausender Fahrt durchs Wasser eilenden — einem Torpedo nicht unähnlich — und in lustigen Sprüngen über die Oberfläche des Wassers herausschnellenden Tümmler-Delphine. Es sind feiste, rundliche Burschen von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter Länge und haben ein Durchschnittsgewicht von 2 bis 3 Zentnern. Der Kopf erinnert an den eines Schweines, weshalb sie auch „Schweinsfische“ genannt werden; ihr Fleisch und Blut ist dunkelrot, fast schwärzlich, wird aber, ohne sehr wohlschmeckend zu sein, gern von der Mannschaft als willkommenen Extrahappen gegessen.

Betrachten des Haianbisses.



„Klar bei der Harpune.“

Die Tiere umspielen in großen Mengen das segelnde Schiff und kommen dem Bug desselben so nahe, daß man sie vom Stampfstock aus, in dem unser Bild den Harpunier darstellt, harpunieren kann. Die Harpune ist an einer leichten Leine befestigt, die, durch einen Block (Rolle) geschoren, auf der Back (vorderer Decksaufbau) aufgeschossen, klar zum Ausrauschen liegt, sobald die Harpune, glücklich geworfen, dem Tümmler im Leibe sitzt. Mittels eines Tauendes wird er dann aufgeheißt.

Der Standort des Harpuniers ist nicht ganz ohne Gefahr. Denn der Stampfstock taucht bei nicht ganz ruhiger See häufig ins Wasser und mit ihm der Harpunier. Aber das Vergnügen des Sports läßt er sich durch solche Kleinigkeiten nicht stören; ein nasses Bad scheut der Seemann nicht, und das Leben an Bord ist im ganzen ein so eintöniges und nur von der Pflicht ausgefülltes, daß jede bescheidene Abwechselung einen kräftigen Reiz ausübt.





Der Baugrund der neuen deutschen Heilstätte für Lungenkranke in Davos.

Davos.

Wer auf der Reise in das Engadin mit der Rhätischen Bahn die Station Davos-Wolfgang erreicht hat, wird die wunderbar schöne, gegen Süden sich erschließende Aussicht nicht vergessen. Zwischen Wiesen und Wald gebettet, im Vordergrunde ein stiller, dunkelblauer See, hinter ihm, umrahmt von bewaldeten Bergen mit grünen oder felsigen Häuptern, Wiesenpläne, aus denen sich die stattlichen Kurorte von Davos erheben. Trotz der gewaltigen Hochgebirgsnatur hat man nach einer Weiterfahrt von nur wenigen Minuten beim Betreten des Kurorts Mühe, sich vorzustellen, daß man sich 1560 Meter über dem Meere befindet. Gut unterhaltene Fuß- und Fahrwege, großstädtische Kaufläden, Kurhäuser, Villen und Pensionen, von Gärten und Anlagen umgeben, so daß Sonne und Luft überall freien Zutritt haben, lassen uns vergessen, daß vor dreißig Jahren Davos noch ein einsames Hochgebirgsthal war, das erst seit kurzem durch eine Poststraße zugänglicher gemacht ist. Ungewöhnlich günstige klimatische Verhältnisse und Kurerfolge ließen so schnell diese Villenorte entstehen. Davos verdankt sein rasches Erblühen aber nicht zum wenigsten dem Umstande, daß seine Bewohner, und unter ihnen besonders die Reichsdeutschen, mit vereinten Kräften Schöpfungen ins Dasein gerufen haben, die dem ganzen Thale zu gute kommen. So ist zum Beispiel der Hauptfluß des Thales auf einer Strecke von 7 Kilometern eingedämmt worden. Aus den Seitenthälern hat man das herrlichste Quellwasser in verschwenderischer Fülle zugeführt. Ein ausgezeichnetes Kanalisationsnetz sorgt dafür, daß alle Unreinlichkeiten sofort aus dem Bereiche der Kurorte entfernt werden. Natürlich fehlt eine durch den ganzen Kurort sich erstreckende Hydrantenanlage nicht, damit im Sommer die Straßen staubfrei erhalten werden können. Straßen und Häuser sind elektrisch erleuchtet, und an manchen Orten wird nicht nur mittels Elektricität bereits geheizt, sondern auch gekocht.

Während sich vor dreißig Jahren nur vereinzelte Gäste in Davos einstellten, hat sich die Jahresfrequenz heute auf 15000 Besucher gesteigert, wobei die große Zahl derer, die ihren Wohnsitz dauernd in Davos aufgeschlagen haben, nicht mitgerechnet ist. Im März dieses Jahres dürfte, unter Einschluß der zahlreich aus Geschäfts- und Gesundheitsrücksichten in Davos Lebenden, die Zahl der deutschen Reichsangehörigen 1600 überschritten haben.



Die Grundsteinlegung für die neue deutsche Heilstätte in Davos.

So fleißig auch menschliche Kunst in Davos gewirkt hat, seine Blüte und Bedeutung hat es hauptsächlich seinem Klima zu verdanken, das sich bis heute als das wirksamste Heilmittel bei Lungenleiden erwiesen hat. Daß Davos im Winter, und zwar von Mitte November bis April, von Schnee bedeckt ist, ist bei seiner Höhenlage selbstverständlich. Von der einzigartigen Pracht sonniger Wintertage — im Januar und Februar 1891 wurden 56 wolkenlose Tage gezählt — vermag sich nur der einen Begriff zu machen, der sie erlebt hat. Thatsache ist, daß bei einer Lufttemperatur von 5 bis 10 Grad unter Gefrierpunkt die Kranken bei sonnigem Wetter stundenlang im Freien sitzen können, ohne wärmer gekleidet zu sein als im geheizten Zimmer. Die Gefahr, die Kurgäste zu verweichlichen, die bei längerem Aufenthalt in einem milden, südlichen Klima wohl eintreten wird und häufig die Rückkehr der Kranken in die nördliche Heimat erschwert, fällt bei Davos vollständig weg. Wunderlicherweise herrscht auch heute noch in weiten Kreisen die Auffassung, Davos müsse, da es als Winterkurort berühmt sei, im Sommer unerträglich heiß sein. Meteorologische Beobachtungen haben ergeben, daß das Sommerklima von Davos genau die Mitte hält zwischen dem des Ober- und des Unterengadins, deren Vorzüge als Sommerfrische über jedem Zweifel stehen. — Im internationalen Kurort Davos hat das reichsdeutsche Element eine angesehene Stellung errungen. Deutsche Heilanstalten, Gasthäuser, Schulsanatorien, Geschäftsbetriebe aller Art, ein deutscher Klub mit behaglichen Räumen legen davon Zeugnis ab. Bekannt dürfte sein, daß einige deutsche Herren in Davos sich zusammengefunden haben, um eine deutsche Heilstätte für minderbemittelte Lungenkranke ohne Unterschied der Konfession im Davoser Thal ins Leben zu rufen, unterstützt von den Gesandten des Reichs und Bayerns in Bern und einer großen Anzahl der hervorragendsten Laien und Aerzte unsers Vaterlandes. Unweit der Station Wolfgang sind in schönster und günstigster Lage, nach Süden frei, auf den Seiten von Wald umgeben, Grund und Boden für die deutsche Heilstätte in Davos erworben, in der Hoffnung, daß noch in diesem Jahre der Bau der Heilanstalt begonnen werde, die allein in der Lage sein dürfte, dem Notstand deutscher minderbemittelter Kurgäste abzuhelfen. Die englische und holländische Kolonie, sowie die Basler Kantone haben mit ihren Sanatorien zu Gunsten Minderbemittelter in Davos die günstigsten Erfahrungen gemacht. Für die Dringlichkeit der deutschen Bestrebung dürfte sprechen, daß vom internationalen Kurvereine zur Unterstützung unbemittelter Lungenkranker in Davos im Jahre 1897 Reichsdeutschen mit 11600 Franken, im Jahre 1898 Reichsdeutschen mit 9190 Franken eine Beendigung ihrer Kur ermöglicht wurde, und daß dieser Verein nicht mehr im stande ist, den Davos zahlreich aufsuchenden reichsdeutschen minderbemittelten Lungenkranken in einer den wachsenden Bedürfnissen entsprechenden ausreichenden Weise zu helfen. Es ist gelungen, nahezu 230000 Mark für den Bau der deutschen Heilstätte durch freiwillige Gaben zusammenzubringen. Weitere 100000 Mark sind dem Davoser Komitee durch ein Vermächtnis zur Gewährung von Freibetten an Lungenkranke ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses zugefallen. Es fehlen ihm noch etwa 70000 Mark, zu deren Aufbringung unsre Landsleute ausschließlich auf freiwillige Beiträge angewiesen sind. — Am 22. Oktober, am Geburtstag der Deutschen Kaiserin, hat in Anwesenheit des deutschen Geschäftsträgers in Bern, Dr. von Flöckher, und Vertretern der Davoser Obrigkeit unter außergewöhnlich großer Beteiligung der reichsdeutschen und schweizerischen Bevölkerung, sowie der Davoser Kurgesellschaft die Grundsteinlegung der deutschen Heilstätte in Davos „ob dem See" in feierlicher Weise stattgefunden.



Phot. John Thiele, Hamburg.

Professor Ludwig Noster in seinem Atelier. (Text siehe nächste Seite.)

Professor Ludwig Noster.

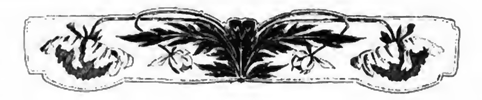
Ludwig Noster wurde 1859 zu Friedeberg in der Neumark als Sohn eines Malers, der namentlich Innendekorationen für Kirchen lieferte, geboren. Seine ersten lohnenden Erfolge errang er mit Darstellungen Christi, zu denen ihn die Arbeiten in der Werkstatt seines Vaters inspiriert hatten. Ein größeres Gemälde, „Besuch bei der Großmutter im Spital", das ihm den Ginsbergpreis (2000 Mark) eintrug, erregte auch die Aufmerksamkeit Kaiser Wilhelms I., der sich fortan für den jungen Künstler interessierte. Dies Bild befindet sich, ebenso wie ein großer Teil seiner späteren Arbeiten, in Privatbesitz; andre wurden von öffentlichen Sammlungen, wie die Nationalgalerie, angekauft. Allmählich trat jedoch bei dem inzwischen zum Hofbildnismaler aufgerückten Künstler die „Bildermalerei", wozu auch einige Landschaften, „Erinnerungen an den Zuyder See", gehören, mehr in den Hintergrund, und er, der nunmehr auch sein eignes Atelier im Schlosse eingeräumt erhalten hatte, wandte sich mehr und mehr dem Porträtfache zu. In dieser Spezialität gehören zu seinen besten Leistungen eine Reihe von Kaiserbildern, deren Hauptvorzüge in einer geschickten Variierung des Themas, einer lebenstreuen, von feiner Beobachtung und eingehendem Studium zeugenden Charakterisierung, dem warmen, frischen Kolorit, sowie einer kraftvollen Plastik bestehen. Noster hat seit Jahren seinen ständigen Wohnsitz in Berlin. Eine seiner letzten Schöpfungen ist das große Porträt, das Kaiser Wilhelm dem Hamburger Senat zur Ausschmückung des Kaisersaales im neuen Rathause geschenkt hat.



Momentaufn. von Hugo Rudolphy, Berlin.

Feuermeldung auf der Strasse in Berlin.

Ein Berliner Straßenbild hat hier der Photograph auf seine Platte gebannt. Neugierig steht da groß und klein um einen Feuerwehrmann, der an einem Apparat mit seiner Wache sich telephonisch in Verbindung gesetzt hat. Auch ein Schutzmann ist zur Stelle, um die Ordnung zu hüten. Der Feuerwehrmann hat hier nur die Aufgabe, den Apparat auf seine Funktionsfähigkeit zu prüfen. Sonst spielen sich da zuweilen lebhaftere Scenen ab. Denn es handelt sich um einen der selbstthätigen Feuermelder. Da ist irgendwo plötzlich ein Brand entstanden; ein Sendbote eilt herbei, zerschlägt die Glasscheibe des Apparates, holt einen Schlüssel heraus, öffnet und setzt durch Ziehen die Feuerwache in Alarm. Nun wartet er, bis die immer hilfsbereite Wehr zur Stelle kommt, und giebt ihr über die Oertlichkeit nähere Auskunft; er kann aber auch zur Brandstätte zurückkehren und sich damit begnügen, einen Zettel zu hinterlassen, etwa mit der Meldung: „Mittelfeuer bei Schulze, Zossenerstraße 7." Manchmal ist es auch „blinder Lärm", der die Feuerwehr herbeiruft. Aber die Berliner üben scharfe Kontrolle und lassen solchen „groben Unfugstifter" selten aus den Fingern.





Das Gespenst.

Novelle

von

Otto von Leitgeb.

Die Gräfin war erst vor einigen Tagen vom Land hereingekommen. Heute hatte sie die guten alten Hausfreunde wiedersehen wollen. Es war ein ganz intimes kleines Souper gewesen. Aubry war natürlich da, Prinz Ferdinand Wyl, Maysdorff, Garstein, Fekety, Rauden. Keine Damen. Nur diese intimen Herren, die „Habitnés“, die „Garde“, wie sie sie nannte; kurzum, die Freunde, die ihrem Hause am allernächsten standen, die dem Salon der Gräfin gewissermaßen das Gepräge aufdrückten, indem sie nie fehlten, überall die bereiten Helfer und Berater waren, zu jeder Stunde für die schöne Despotin durchs Feuer gegangen wären. Der ganze, eben endende Sommer war durchgesprochen worden, und der ganze kommende Winter, wie er etwa ausfallen sollte. Auch kein einziger der Bekannten war vergessen worden, alle „waren durchs Sieb gezogen worden“, meinte Aubry in seiner trockenen Art. Und wo ein Härchen zu finden gewesen ... aber in aller Freundschaft und Güte übrigens! Lieber Gott! Wenn man ganz unter sich ist und weiß, man spricht bloß zu Freunden, vor denen man keine Geheimnisse hat ... man meint ja nichts Schlechtes! Irgendwo hat doch jeder sein Plätzchen, wo er sich offen ausspricht. Die Gräfin that einen ganz kleinen süßen Seufzer. Dann erhob sie sich, angeregt, zufrieden, beinahe dankbar. Die letzten zwei Wochen in der Schweiz, der Trubel in den Hotels — das alles war eigentlich zum Schluß ermüdend geworden. Hier diese prachtvolle Ruhe, die königliche Bequemlichkeit und Schönheit des Hauses und noch ein paar schöne Wochen, bevor der Winter kommt.

Prinz Ferdinand hatte ihren Arm genommen und geleitete sie auf die Terrasse hinaus; die andern folgten. Es war ein mild-kühler Abend. Auf den hohen, schwarzen Bäumen des Parkes lag mystischer Lichtschein von der kleinen, etwas melancholisch schimmernden Mondsichel. „Wie heimlich und schön!“ sagte die Gräfin. Prinz Ferdinand gab ihren Arm frei, küßte ihre kühle, beringte Hand und seufzte nun seinerseits, gerade laut genug, daß sie es hörte.

Ein Tisch und die eisernen Lehnsessel mit den dunkelroten Sitzdecken waren unter dem Glycinien-dach heraus ins Licht geschoben worden. Der Mond ließ die Krystallflasche mit dem Cognac glitzern und blitzen, das weiße Silber für den Thee, den leise rauchenden Samowar. Kerzengerade stieg sein feines Rauchwölkchen in die stille Nachtluft hinauf. Im Garten hie und da regte sich ein Vöglein in den Zweigen, leise rufend oder im Traum sprechend. Durch die Aeste schimmerte aus der Ferne ein großer, bleicher Fleck, der Tennisplatz. Und wenn man gerade hinaufsah, entdeckte man neben dem schwachen, unsicheren Halbmond Sternlein im blassen Blau, da und dort eines, blinkend und zwinkernd. Die Herren rauchten. Die Gräfin hatte eine große weiße Rose in die Finger genommen, die auf dem Tisch gelegen, und senkte das feine Näschen duftselig in die sammetnen Blütenblätter. Eine Zeitlang lag Schweigen über der kleinen Gesellschaft, als müsse man erst ein bißchen ganz still verdauen, oder als sei die friedliche Schönheit des Abends doch wirklich wert, sich ein paar Minuten um gar nichts andres zu kümmern.

Dann erzählte Rauden von der letzten Jachtfahrt mit dem Prinzen; Fekety von dem Duell der beiden Abgeordneten X. und Y., wovon die Zeitungen voll waren und wo er dabei gewesen. Maysdorff verschluckte sich an seinem zu heißen Thee und bekam einen Hustenanfall; Garstein verfiel in sein Pferdelachen; Aubry begann von den schönen Amerikanerinnen zu phantasieren, die er in St. Moritz getroffen.

„Ei! Ei!“ sagte die Gräfin und drohte ihm zerstreut mit dem Finger. „Und das erzählen Sie mir am ersten Abend, wo wir wieder beisammen sind?! Wenn ich nicht so gewiß wüßte, Aubry, daß Ihre Treue mit keinem menschlichen Worte zu messen ist ...“

Er lächelte unter seinem weißen Schnurrbart, machte in seinem Sessel eine galante Verbeugung und fuhr dann mit der Hand nachdenklich durch sein üppiges Silberhaar.

Der Graf kam und rief von weitem Entschuldigungen: „Verzeih, Isabel, ich habe euch so lange allein gelassen! Ich weiß auch nicht, was Wimmer eingefallen, zu dieser Stunde zu kommen! Es war wegen den Gewehren.“

Und man begann nun von der Jagd zu sprechen. Der Graf hatte seine Frau gerade nur nach Hause gebracht und wollte morgen abend wieder abreisen. Es war hohe Zeit.

„Wann gehen Sie, Aubry?“ fragte Isabel.

„Gar nicht, Gnädigste,“ entgegnete der alte Löwe. „Ich werde zu unruhig; meine Hand zittert manchmal.“

Garstein lachte wieder wie ein Pferd. „Acht Hähne, heuer im Frühjahr, Gräfin!“ schrie er.

Die Gräfin hatte ihren Stuhl ganz hinausgeschoben ins Mondlicht. Still saß sie da, die Arme über der Brust gekreuzt, und sah in Gedanken verloren zum Himmel. Und jeder von dem kleinen Herrenkreise ließ einmal bewundernd seine Blicke über ihre Gestalt gleiten, über diesen Kopf — es giebt nichts Aehnliches! —, über das Gesicht, das, nun ein bißchen bleich von dem Lichte der kühlen Mondnacht, unbeweglich, fast statuenhaft aussah, verklärt von dem schön gezeichneten Augenpaar, als sie sich fast mit Absicht von ihnen so abgetrennt hatte, etwas abgelöst und herausgehoben.

‚Gerade wie das Heiligtum, vor dem man auf die Kniee sinken möchte,‘ dachte Prinz Ferdinand, und dann zog er seinen Stuhl ganz nahe zu dem ihren, und sie begannen zu „schwärmen“, ganz richtig zu schwärmen von den Mondnächten, die es an der See gegeben, — ach, das Meer! das Meer! — von der weiten, weiten Welt, von den Herrlichkeiten der Natur überall, an der Küste, im Sand der Wellen, in Feld und Heide, im gottvollen Gebirg; das Großartige, Heilige ... Nichts giebt es wie die Natur! Was ist schließlich alle menschliche Kunst dagegen! Was ist die schönste gemalte Leinwand gegen ein paar lebende Bäume! Was ist die schönste Musik gegen ein Morgenlied der Vögel im lebenden Wald!

„Und nicht nur draußen in der Fremde, für die wir jedes Jahr ein kleines Kapital ausgeben; das ist ja nichts als Mode! Hier nicht minder, lieber Freund! Glauben Sie, ich freue mich wie ein Kind auf die ersten Ritte, wenn ich alle meine vertrauten Wege wieder aufsuchen werde, in den stillen Feldern, die kleinen Hügel hinab und hinauf, die Hecken entlang, die wir länger als sonst überall frisch und grün haben; durch die Weingärten, mit dieser verträumten Ferne ... Dort im Süden, wo der Himmel heller und grüner ist, darunter rauscht das Meer. Ich freue mich eigentlich wie ein Kind, wißt ihr, daß ich wieder hier bin!“

Prinz Ferdinand wurde beinahe weich zu Mute. ‚Sie ist einzig,‘ dachte er, ‚ein einziges, unvergleichliches Engelsgeschöpf in allem, was sie sinnt und denkt! ... Unbegreiflich, unfaßbar vom Schicksal Auserkorener, der ihr einmal sagen dürfte, daß es in dieser Welt nichts giebt, was man lieben, wirklich lieben kann, als nur sie allein! — Diese Göttin!‘

Die Gräfin fröstelte ein wenig in den schönen Schultern. Dann rückte sie sich aufrecht auf ihrem Sitz und wurde lebhaft.

„Ich muß euch etwas zeigen, etwas Reizendes, ganz Neues!“

Baptiste, der kleine schwarze Baptiste, der wie eine Säule an der Thür gestanden, brachte es auf einen Wink. Ein weißes, weiches Etwas, das er auf einem Silberteller trug. Die Gräfin griff danach. Es flimmerte wie ein Gespinst von Lichtstrahlen in ihrer Hand.

„Dies ist ein Schleier! Ist es zu glauben? Er ist wahrhaftig drei Meter breit, acht Meter lang. Sehen Sie nur!“

Sie stand auf und enthüllte das Fabelgespinst mit den Fingern. Es floß wie Silber auf ihre Füße herab. Dann legte sie es oben auf ihre blonde Haarkrone, ließ an ihren Hüften zwei Wellen davon wie weiße Wolken herabfließen und hüllte sich ganz darein. Nur ihr Gesicht blieb unbedeckt. Mit großen Augen sah sie zur Mondsichel auf und blieb eine Weile regungslos. Die traumhafte Erscheinung schien aus dem Dunkel des dahinterliegenden Gartens hervorgeschwebt, alles Licht auf ihr gesammelt, und ihre Gestalt wurde größer und schlanker dadurch; alle Linien des feinen Körpers glichen sich aus, sich ergänzend, ineinander überfließend, ein Märchen, eine Vision. Eine Zeitlang konnte man nur schweigend, hingerissen auf sie sehen.

„Großartig!“ rief der Prinz endlich, mit einem Seufzer aus Herzenstiefe.

Aber jetzt begann sie langsam die Hände zu regen. Zwei Flügel, aus Mondlicht gewoben, waren ihre Arme; leise wie perlenweißer Nebelatem zitterten sie, von der unfühlbaren Luft bewegt. Und langsam wiegte sich die Gestalt. Rote Lichter von den Glühlampen im Zimmer fielen darauf und der gelbliche Lichtbalsam des Mondes und die ahnungsfeinen blauen Lichtschatten der Nacht. Dann stand sie wieder still, hob die Stirn dem Himmel entgegen, daß der Schleier von ihrem Haar sank, streckte wie im Gebet die gekreuzten Hände empor und verharrte in dieser Haltung, während sich tausend lebendiger kleiner Falten, um ihren Körper wehend, zitternd, schimmernd, suchend und fließend, langsam beruhigten; ein Ausklingen und Verlieren, wie ein Ton, ein letzter Accord fürs Auge, eine letzte Harmonie sich beruhigender Wellen von Schönheit.

Der Prinz erhob sich plötzlich, entzückt. Aubry klatschte in die Hände, sie alle klatschten frenetisch, wie besessen.

„Einzig! Einzig! Noch nie dagewesen!“ krähte Fekety.

Und wieder eine Salve von Beifall. Die Hände schienen berauscht wie die Augen.

„Aber nun, meine Lieben, werde ich euch etwas verraten!“ sagte sie mit der holden, einfachen Kinderstimme und nahm den wallenden Schleier ganz in ihren Nacken und auf die Schultern hinauf, daß er wie eine rätselhafte Boa anzusehen war. „Ich beginne wahrhaftig zu frieren und bitte, daß wir uns hineinbegeben.“

Vor dem großen florentinischen Kamin ließ man sich nieder. Freilich brannte noch kein Feuer darin, aber beinahe war es gemütlich, daran zu denken. Sie dachte auch wirklich daran; deshalb setzte sie sich allein an den Tisch, auf den Diwan, von dem man gerade auf den Kamin hinsah; sie setzte sich bequem in eine Ecke und zog beide Füße unter dem Kleid auf den Sitz. Prinz Ferdinand saß daneben im Fauteuil.

„Ich bin müde,“ sagte sie. „Jetzt solltet ihr mich eigentlich einmal ausgesucht gut unterhalten. Anatol, hat jedermann zu rauchen? Gieb mir auch eine Zigarette; — nach so langer Zeit!“

Sie zündete sie aber nicht an. Im Moment waren ihr die Ringe an den Fingern unbequem.

„Kommen Sie, Aubry, helfen Sie mir! Sie haben dies schon einmal gethan und verstehen sich darauf. Oder wollen Sie, Prinz Ferdinand? Werden Sie mir nicht weh thun? Passen Sie auf! Ich bin schauderhaft empfindlich!“

„Welche Pracht!“ sagte der Prinz und hielt ihren großen schwarzen Brillanten empor, nachdem er mit äußerster Sorgfalt den winzigen Ring vom Finger gebracht hatte, wobei seine Hände zitterten vor Ungeschick. Der große schwarze Brillant, den alle Welt kannte, — ihr schwarzer Brillant!

Aubry fragte: „Wie viele Koffer Einkäufe haben Sie heuer von der Reise mitgebracht, Gräfin? Sogenannte Kapitalsanlagen!“

„O," sagte ihr Mann mit notgedrungen guter Miene, denn die Millionen gehörten ihr allein, „wir waren heuer am Rückweg von Ostende einzig nur bei Fouquet. Die ganzen Einkäufe haben Platz in einer schwedischen Streichholzschachtel."

„Aha, das sind die billigsten!" lachte Aubry. Er verstand sich darauf. Man gab ihm selbst gerne Aufträge, wenn er nach London oder nach Paris fuhr. Er hatte so „eine Hand dafür". „Zeigen Sie her!" sagte er und griff nach einem der Ringe, „der ist neu; ich kenne ja alle die Ihren. Famos, großartig! Das nenne ich Wasser und Feuer! Gratuliere! — Eh, aber das dort, das dort!" und er deutete mit der Hand nach ihrem Halse. „Das ist auch neu! Der Tausend noch einmal!"

Sie nahm den zusammengerollten Schleier, den sie noch immer um den Hals trug, über den Kopf herab, legte ihn neben sich auf den Tisch und löste dann die Spange, die Aubry gemeint hatte, vom Kragen ihres Kleides los. Sechs Juwelen. Zwischen zwei sprühenden Solitären vier jener schwärzlich-moosgrünen Perlen von wundervollem Schmelz, wie sie bei mittlerer Größe und solcher Rundung den Preis gegen die Hunderttausende zu nehmen, Schatzstücke, Einzigkeiten, nur ganz wenigen Sterblichen erreichbar.

„Fouquet!" sagte sie beinahe schwärmerisch, während sie das Kleinod ein Weilchen selbst verwundert zwischen den Fingern hielt. Dann bestaunte es Prinz Ferdinand, dann bekamen es Aubry, Maysdorff. Der Graf lachte gezwungen.

„Hab' ich's nicht gesagt?" rief er. „In einer schwedischen Streichholzschachtel —"

Endlich legte Aubry das Stück schweigend auf den Tisch zurück. Er blickte in diesem Augenblick fast verwundert die holde Fee an, die es zum Schmuck tragen durfte, so — wie etwas gar nichts Besonderes, heute, bei dem kleinen Souper, sans prétention. Donnerwetter! Die Millionen waren ihm wohl bekannt, aber um sich so etwas zu leisten, da „gehört etwas dazu!"

Sie schob nun mit ihren entblößten Fingern das alles fast liebkosend in ein Häufchen vor sich zusammen, die Ringe, die Spange, die gewundenen ägyptischen Armbänder von unlegiertem gelbem Gold, die ihren Gelenken zu schwer geworden waren, trotzdem sie weich waren wie Kerzenwachs. Dann neigte sie den Kopf ein bißchen zurück, sah aus dem Augenwinkel unter den langen Wimpern hervor, wie es blitzte und Strahlen warf, gab den Stücken wieder eine andre Lage, schmeichelte mit der Hand darüber, ballte alles in der kleinen Faust zusammen, ließ es wieder auf die Tischdecke fallen, Stück für Stück.

„P—huh!" machte Anatol. „Ich sag' dir ja, Isabel, gieb es in eine schwedische —"

In diesem Augenblick klinkte etwas im Zimmer, kurz und scharf. Zu gleicher Zeit verglommen alle Lampen, und sie saßen in tiefer Finsternis da. Nur Maysdorffs dicke Zigarre sah man wie eine Kohle leuchten. Die Fauteuils rückten, alle lachten, die Gräfin schlug in die Hände und rief: „Bravo! — Die neue Patentbeleuchtung! — Elektrische Finsternis!"

„Spielen wir doch jetzt cache-cache!" krähte Fekety.

Garstein verfiel in einen kurzen Lachkrampf.

„Von selbst wird nichts!" rief Nauden.

„Das zweite Mal in einer Woche," sagte Anatol jetzt ärgerlich. „Baptiste! — Na, Kerzen endlich!"

„Kuckuck!" rief Nauden inzwischen.

Baptiste brachte zwei Armleuchter herein, und die Gräfin begann wieder ihr feines Silberlachen. Von den Herren saßen nämlich nur zwei da: ihr Mann mit dem ärgerlichen Gesicht, das er zu machen verstand, halb verlegen, halb wütend, wenn so etwas einmal vorkam, und der gute Maysdorff mit seiner dicken Zigarre. Aubry stand neben seinem Sessel, als sei er eben im Begriff gewesen, sich auch zu verstecken, und dabei überrascht worden. Fekety hatte sich hinter seinem Fauteuil auf den Teppich gesetzt. Garstein räusperte sich in Isabels Rücken, und Nauden rief aus seiner Ecke wieder „Kuckuck!" und war nicht zu sehen. Aber plötzlich stieß Isabel einen kleinen ängstlichen Schrei aus. Prinz Ferdinand, der ein Impromptu liebte und Talent dafür besaß, hatte in der Dunkelheit den Zauberschleier ergriffen und war damit rasch auf einen Sessel gestiegen, der neben ihm vor dem Kamin gestanden. Er hatte das zarte Gewebe flink entfaltet und mit Geschick, so gut es gehen wollte, über seine lange schlanke Gestalt drapiert. Den Kopf hatte er mit eingehüllt, das eine Ende des Schleiers um den Arm geschlungen, die Hand, so hoch er konnte, senkrecht über sich gestreckt. Die gespenstische Erscheinung sah unglaublich hoch aus, und nichts rührte sich an ihr, als hie und da ein kleines, zuckendes, herabrieselndes Fältchen. In dem flackernden, rotgelben Lichte der Kerzen schien es, als stände eine festgebannte, rätselhafte, silbergraue Nebelsäule mitten in dem Prunk des Saales, der schwarzen Kaminöffnung entstiegen, wie ein zögernder Schatten, ein Spuk. Wirklich, einen Moment blieben sie alle stumm, so gelungen war der Scherz. Isabel drückte ihre kleine Hand auf die Brust. Es war doch eigen. Er verstand es immer wieder, ungesucht und ungezwungen etwas Neues einfach und gefällig zu geben. Sie lächelte nun.

„Aber Sie haben mich wirklich bange gemacht!" sagte sie. „Kommen Sie nun, Prinz Ferdinand —"

„Sei beschworen, Nebelgeist!" sagte Aubry so tief wie möglich.

„Komm, glitzernder Opferrauchgeist aller dort verglommenen Flammen, oder was du bist!" setzte sie neckisch und aufmunternd hinzu. „Steig herab zu uns Alltagskindern und sei uns freundlich; deine Sache hast du gut gemacht!"

Er enthüllte sich und stieg vom Sessel herab. Seine braunen Augen leuchteten, und ihre Scherzrede hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben. Mit einer Verbeugung gab er ihr nun den Schleier zurück.

Anatol meinte: „Es ist einfach zu ärgerlich mit der Beleuchtung! Ich bitte um Entschuldigung, aber ich muß doch schauen, ob ich nicht entdecken kann, was da eigentlich los war!"

Prinz Ferdinand hatte die Arme auf die Kniee gestemmt und sah eine Weile nachdenklich zu Boden.

Dann hob er beinahe scheu den Blick und ließ ihn langsam über Isabels feinen Kopf hingleiten, ganz langsam . . .

Und als ob man eben davon gesprochen hätte, fing Nauden auf einmal an: „O, die Loïe Fuller! Es ist gar nicht zu vergessen, wenn man das einmal gesehen hat. Sie haben sie nie gesehen, Gräfin? O ich versichere Ihnen — eigentlich, wie ich davon nur hörte, dachte ich immer, nun, es ist so ein Variététheaterstückchen, mehr oder weniger gut oder schlecht, Artistenarbeit, nichts mehr. Aber dann —! Das sind Träume, wirkliche Künstlervisionen. Farben und Lichteffekte, wie man sich's gar nicht vorzustellen vermag, Uebergänge von Hell und Dunkel, von sanften Lichtern in den Schatten, von einer Nuance in die andre. Das ist Kunst, sage ich! — Wissen Sie, dabei erfindet sie selbst sich das Kostüm. Das sind also lauter Ideen, sozusagen Schöpfungen, gewiß, in ihrer Art. Ich sagte, die Loïe Fuller. Aber sie hat Schule gemacht. Im vorigen Herbst sah ich in Dresden — war es in Dresden? — ja! eine entzückende Person — Miß — Miß — der Name thut nichts zur Sache. Großartig! Einen Feuertanz führte sie auf . . .! Dazu hatte sie nichts als einen Schleier, wie dieser da ist. Durch eine Glasplatte im Boden wurde grelles, feuerrotes Licht auf sie gelenkt. Sie bewegte den Schleier wehend um sich, hinauf und hinab — und das schienen lauter rieselnde, fließende Flammen — ich versichere — selbst durchs Binocle. Schließlich brach sie zusammen, fiel in die Kniee, versank in den Flammen . . ."

„Parbleu!" machte Aubry. „Was muß das für ein Zauber gewesen sein! Frau Gräfin, haben Sie Herrn Robert von Nauden schon jemals so eine lange Rede sprechen gehört?"

Nauden schwieg verlegen, und die andern lachten. Zerstreut lachte Isabel mit. Sie schob wieder an ihrem Schmuckhäufchen. Wie anders das jetzt im Kerzenlicht aussah! Eigentlich tiefer brennend, voller leuchtend, mystischer —

„Donner —!" sagte Fekety, sich mit einem Sprunge erhebend. „Sie halten zu Gnaden, Gräfin, ich habe vergessen: einer der Rittmeister ist versetzt worden, reist noch heute abend ab. Fürs Abschiedsmahl hab' ich mich entschuldigt, aber auf die Bahn muß ich —"

Er empfahl sich mit dem gewöhnlichen geräuschvollen Wesen.

Und Prinz Ferdinand war noch immer nachdenklich, und die Gräfin lehnte im Diwan rückwärts und blickte ein wenig zerstreut.

„Ja, ich wollte sagen," begann nun Maysdorff, „heute begegnete ich Baronin List. Sie wissen nicht, daß sie schon zurück ist?"

„Nei—n!" machte Isabel und spielte wieder mit den Juwelen.

„Wissen Sie, Gräfin, nun ist es bekannt, was damals an der Geschichte war, im Frühjahr, als sie nach Venedig fuhr und absolut glauben machen wollte, daß Anatol sie begleitet habe, während wir gerade an dem Tage alle hier beisammen gewesen. Haben Sie schon gehört?"

Isabel schüttelte den Kopf. „Aber kein Sterbenswörtchen, denn seither . . . Ach!" rief sie plötzlich erschreckt. Sie strich über den Schleier vor ihr am Tische, über die gelbe Plüschdecke, als seien ihre Hände nervös geworden. Dann sah sie Aubry unsicher an und drückte die Fingerspitzen ihrer kleinen Rechten an die Schläfe. . . . „Dieser plötzliche . . . dieser plötzliche Schmerz . . . in der Schläfe . . . gerade so wie . . . wirklich, als ob ich meine Neuralgie bekommen sollte . . ."

„Nun also!" rief Aubry ungeduldig. „Natürlich, ich weiß ja, die Nachtluft und so —!"

„Nein, nein!" sagte sie, machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe und schüttelte ihr Haar. Und nach einer kleinen Pause: „Also . . . Prinz Ferdinand, Sie sind so schweigsam . . . erzählen Sie mir doch auch etwas . . . zerstreuen Sie mich!"

„Sie sind wirklich etwas bleich!" meinte der Prinz besorgt. „Ist Ihnen etwas? — Im Ernst nicht?"

„Aber, Leutchen!" sagte sie nun energisch, „seid doch nicht wie Kinder! — Nun werden sie noch alle darüber die Köpfe zusammenstecken! Bravo! — Aber nun erst recht, lieber Aubry! — Kommen Sie!" Sie schwang den Schleier wieder um ihren Nacken, zweimal, hielt beide Enden mit den Armen weit von sich weg, sah Prinz Ferdinand an, machte eine niedliche kleine Grimasse, knickste und fragte: „Ist es recht so, Sie Künstler?" Dann schob sie den Schmuck zusammen und in ihre Tasche. „Wirklich, ich sehne mich nach ein paar Atemzügen frischer Luft . . . Ihr habt das Zimmer angeraucht, Kinder! Kommen Sie, machen wir noch einen Schritt auf die Terrasse hinaus," und rasch ging sie den andern vor aus der Thüre.

„Enfant gâté!" brummte Aubry, als er zuletzt nachging und seine Uhr ansah.

An dem Gitter draußen drückte sie ihre Stirn ein Weilchen auf das kalte Eisen. „Ich habe doch Kopfweh, Aubry!" gestand sie dann kleinlaut.

„Ich weiß, Madonna!" sagte er fast väterlich. „Ich kenne ja diese Augen; ich weiß, wie manchmal das Blut rasch aus diesen feinen Schläfen weicht; ich weiß, wie Sie in so einem Momente dreinschauen, so ein bißchen ängstlich, aufgeregt, ein bißchen zerfahren. — Also! also!" Und lauter setzte er für die übrigen hinzu: „Meine Herren, ich schlage vor — es ist elf Uhr vorüber, und der Hausherr ist gegangen, um die elektrische Leitung zu untersuchen, wie wir wissen! Verzeihen Sie, liebe Gräfin, die Garde kennt ja diese kleinen Geheimnisse! Er ist müde und fährt morgen auf vierzehn Tage jagen. Recht hat er; wir sollten schon fort sein!"

Sie hielt sie nicht mehr zurück. Einem nach dem andern reichte sie ihr kühles, seidenes Händchen zum Kusse.

„Aber ich will meine Garde noch haben!" sagte sie zuletzt in der kindisch bewegten Art, die sie an ihr kannten, wie um jedem noch einen freundlichen Eindruck mitzugeben. „Ich will noch solche ruhige Abende haben . . . Adieu! Adieu!"

Auf der Straße puffte Aubry den Prinzen scherzend in die Seite. „Was ist Ihnen über die Leber gelaufen, durchlauchtiger Freund? Sie machten

heute ein wahres Hamletgesicht, seit Ihrer Geistererscheinung! — Und Garstein! Seit einer Stunde stumm wie ein Fisch. Wie lachen Sie denn gewöhnlich, ha? — Seid ihr verschlafene Jugend! — Nur mein Maysdorff ist immer frisch wie eine Rose. Brav, Maysdorff, brav! Nicht einmal die Kanonenzigarre hat ihn verstimmt. — Nun aber gute Nacht, junge Herren! Hier schon trennen sich unsre Wege!" — —

Nachdem Maysdorff seine letzte Verbeugung in der Thür gemacht hatte, war Isabel eine Weile wie angewurzelt mitten im Zimmer stehen geblieben. Dann strich sie mit der Hand über die Augen und atmete tief auf.

Baptiste trat herein.

„Ich bleibe noch hier," sagte sie, sich abwendend, und durch das Zimmer schreitend. „Sie müssen später ablöschen."

Zuerst ging Baptiste im Gange draußen auf und ab, um sich munter zu erhalten. Es war ein schwerer Tag gewesen mit hunderterlei Arbeit, und Baptiste war grausam schläfrig. Dann setzte er sich in einen der alten Venetianer Lehnsessel. Es wurde spät, ganz spät. Endlich verdämmerte seine Aufmerksamkeit, und sachte nickte er ein. Er schrak wieder auf, als ihn die Gräfin an der Achsel rüttelte, sprang auf die Beine und blinzelte sie mit wiedererwachter Beflissenheit an. Sonderbar, wie die Frau Gräfin aussah! Oder war es der Schlaf in seinen Augen? — Und wie ihre Stimme klang!

„Baptiste!" sagte sie. „Räumen Sie das Zimmer morgen früher als gewöhnlich auf; — hören Sie mich, Baptiste? Und dabei sehen Sie ganz genau und langsam überall nach, auf dem Teppich, auf dem Diwan, — besonders am Tisch davor und dort herum, auf allen Möbeln, überall! Vielleicht auch auf der Terrasse! Sehen Sie überall genau und aufmerksam nach, und nur Sie allein. Ich habe eines von meinen Schmuckstücken verloren. Haben Sie mich gut verstanden, Baptiste? Und nun löschen Sie ab!"

Er rieb sich die Augen, nachdem die Frau Gräfin gegangen war. Ja, er war furchtbar verschlafen, aber er hatte alles gehört und verstanden. Gewohnheitsmäßig zog er seine Uhr. Beinahe zwei! Langsam löschte er dann im Salon die tiefgebrannten, abgeronnenen Kerzen, eine nach der andern; das Pusten machte müde, aber diese langen, krummgebogenen Dochte sollte der Teufel mit den Fingern anfassen! Zwischendurch gähnte er, daß es dröhnte, und wunderte sich, wie sonderbar die Möbel herumgestoßen worden waren. Und endlich ging er wieder schlaftrunken gegen die Thür, sperrte sie hinter sich ab und steckte den Schlüssel zu sich, fröstelnd vor stumpfer Müdigkeit.

*

Der nächste Tag war für Isabel einer von denen, die sie aus ihrem Leben ausstreichen konnte. Sie lag mit geschlossenen Augen wie bewußtlos im Bette. Gegen Abend kam Anatol herein, sich zu verabschieden; er reiste ab. Dann verfiel sie wieder in jenes ertötete Dämmern, aber endlich schlief sie doch ein, und das war immer ihre einzige Hilfe. Erst am nächsten Mittag erwachte sie, im Dunkel der festgeschlossenen Jalousien. Sie streckte den feinen weißen Hals ein wenig aus dem Kissen und versuchte behutsam den Kopf zu schütteln. Er schmerzte nicht mehr. Dann klingelte sie und ließ die Fensterladen öffnen. Therese, die wie ein unkörperliches Wesen lautlos zu sein verstand, fragte, wie es der Frau Gräfin gehe, ob sie sich erheben werde, ob das Frühstück gebracht werden sollte? — Nein, noch nicht! Noch ein bißchen Ruhe. Langsam begann sie zu fühlen, daß es wie ein laues Wohlbehagen unter der federleichten Seidendecke durch ihre Glieder zu fließen begann. Wie ein Erwachen zum Leben. Ja, es war wieder alles gut. Sie fühlte die abscheuliche Hitze nicht mehr und fror auch nicht. Es begann sie sogar zu unterhalten, mit den feinen, biegsamen Fußspitzen die kühleren Stellen im Bette ausfindig zu machen. Da war eine ... da wieder! ... Hu, ganz kalt! ... Sie faltete die Hände zwischen den Knieen, bog sich ein wenig zusammen, kauerte sich behaglich wieder in ihre Lage und versuchte noch einmal die Augen zu schließen. Aber nein, sie war doch zu wohl für solche Trägheit. Sie blickte jetzt herum und begann sich an den Farben zu freuen, die sie sehen konnte. Mattgrünes Licht fiel durch die japanischen Gazerideaux vor den Fenstern herein; auf der gelben Seidendecke lag es wie Goldstaub, und in den Bildern gegenüber an der Wand waren alle die zarten Wasserfarben lebendig geworden. Herkomers Ivy sah gerade zu ihr herab, mit den klaren, munterblickenden Augen, in denen so ein frisches, verstecktes Schelmenlächeln liegt. Sie liebt das Bild, — sie liebt es wirklich! Dann kamen auch die Gedanken, ganz geordnet, ganz gesund. Mit einem Ruck zog sie nun ihre Füße an sich, setzte sich auf, strich ihre zausigen Haare aus den Schläfen und klingelte wieder.

„Baptiste!"

Er kam, so behutsam und lautlos wie Therese.

Gewiß, gewiß hat er es gefunden, Gott sei Dank! Er findet ja alles, Baptiste.

Nein, es war im Salon absolut nichts zu finden gewesen. Nur ein Stückchen Quirl von einer goldenen Borte, wie von einem Portepée. Vielleicht von Herrn von Maysdorff.

„Es kann mir unmöglich etwas entgangen sein, Frau Gräfin! Ich habe alle Möbel ausgegriffen, sämtliche Teppiche gewendet und jedes Pünktchen besehen, keinen Winkel, keine Ecke, nichts übergangen. Ebenso auf der Terrasse. Und niemand außer mir hat im Salon zu thun. Frau Gräfin wissen ja, wenn etwas wirklich verloren worden, haben wir es noch immer wiedergefunden. Vorigen Winter nach dem Ball den Bouton; er war innen an einer Franse unten am Vorhang gehangen. Selbst den schwarzen Brillanten auf der Wendeltreppe zum Turm, bevor die Frau Gräfin heuer abreiste. Nein, ich bitte um Verzeihung, im Salon ist es ganz gewiß nicht verloren worden!"

Sie entließ ihn.

„Merken Sie wohl, Baptiste, daß dort niemand außer Ihnen zu thun hat wie bisher!"

Sie lag wieder eine Weile sinnend da. Dann befiel die Sorge ihr Bewußtsein wie etwas ganz Ungeheuerliches. Alles Blut schoß ihr in die Schläfen. Und mit kurzem Entschlusse langte sie nach dem Tischchen neben ihr, nahm einen Bleistift, ein Billet, eine Enveloppe und schrieb mit fliegender Hand ein paar Zeilen. An Aubry. Sie mußte ihn dringend sprechen und wollte nachmittags bloß für ihn zu Hause sein.

Dann stand sie auf und ließ sich ankleiden. Und die Stunden, bis er kam, verrannen fürchterlich langsam. Sie wanderte fort durch die Zimmer; es litt sie nirgends. Sie ging auch in den Salon hinüber, schritt ruhelos darin auf und ab, überallhin, den Kopf gesenkt, die suchenden Augen am Teppich. Sie schmerzten sie beinahe schon. Vor dem Tische am Diwan blieb sie eine ganze Weile stehen. Genau erinnerte sie sich der Situation. Hier hatte Anatol und Maysdorff gesessen, ihr beinahe gegenüber. Rechts, neben dem Fauteuil, hatte sich Fekety versteckt; Garstein mußte hinter ihr am Boden kauern; Rauden rief von irgendwoher „Kuckuck!“ Dicht neben ihr auf dem Sessel stand Prinz Ferdinand, und Aubry aufrecht hier, auf diesem Flecke.

Endlich kam Aubry.

„Aubry, verzeihen Sie — aber ich brauche Ihr Ehrenwort, daß das unter uns zweien bleibt, was Sie nun hören sollen!“

Er sah sie verdutzt an, und sofort verschwand der legere Ausdruck aus den scharfen Augen des alten Weltmannes. Es kam eine gewisse sachliche Spannung und Aufmerksamkeit in sein dunkles Gesicht, beinahe so, wie wenn er, ohne mit der Wimper zu zucken, am Turf die Chancen für den Outsider verfolgte, auf den er gegen den Favorite gewettet hatte.

„Immer wie Sie befehlen!“ nickte er.

„Erinnern Sie sich,“ begann sie mit etwas zitternder Stimme, „der Brosche, die ich vorgestern abend am Halse getragen?“

„Ich meine!“ entgegnete er. „Zwei Solitäre und vier außerordentliche grüne Perlen?“

„Eben diese! — Ich hab' sie verloren!“

„Verloren?“ schrie Aubry.

„Ja, — gewiß, — verloren!“

„Verzeihen Sie mir, Gnädigste, aber das klingt höchst unwahrscheinlich. Es giebt Sachen, die man einfach nicht verlieren kann. Dazu zähle ich Broschen mit sechs Juwelen, deren jedes ein ansehnliches Kapital vorstellt. Wie und wo wollen Sie das verloren haben?“

„Wie? Das fragt sich. Wo? — Hier in diesem Zimmer, eben vorgestern abend!“

„Ah!“ machte Aubry und schüttelte den Kopf. „Unmöglich! Einfach unmöglich, — nämlich, daß sie dann nicht zu finden sein sollte, wenn danach gesucht worden. Ist das geschehen?“

„Ich selbst habe allein stundenlang gesucht, gleich nachdem alle fort gegangen waren.“

„Sie selbst? — Noch in jener Nacht? — Und dann?“

„Baptiste am nächsten Tag, gestern!“

„Wer ist Baptiste?“ Aubry wußte es wohl, aber es stak etwas vom Polizeimann in ihm, und er wollte es von ihr hören.

„Unser ältester Diener, unser Vertrauensmann.“

„Sind Sie seiner sicher, — ohne den geringsten Zweifel?“

„So, daß ich ihm in jedem Moment mein ganzes Vermögen ohne Sorge in die Hand geben würde,“ entgegnete sie.

„Das sagt man so!“ meinte Aubry. „Also Baptiste! Ja, ja, das ist Ihre sogenannte Perle. — Und versteht sich der aufs Suchen?“

„Und aufs Finden, wie kein andrer. Es ist manchmal geradezu verblüffend.“

„Hm!“ machte Aubry nachdenklich. Nach einer Weile erst fragte er: „Wann haben Sie den Verlust bemerkt? — Ich erinnere mich sehr genau jenes Abends. Wir hatten die Spange in Händen, einer nach dem andern. Zuletzt habe ich selbst sie wieder auf den Tisch vor Sie hingelegt. Sie spielten mit den schönen Dingelchen. Mir scheint, als wir wieder auf die Terasse gingen, steckten Sie alles miteinander in die Tasche. War es nicht so?“

Sie nickte. „Eben da, als ich über meinen Kopfschmerz klagen wollte, hatte ich gesehen, daß das eine Stück fehlte!“

„In dem Moment? — Ich gratuliere! Sie haben Beherrschung!“

Eine leichte Röte stieg in ihre Wangen. „Jedenfalls, wann sie verschwunden, könnte ich nicht sagen ... Ich spielte mit den Sachen. Ich war zerstreut. Ganz plötzlich fiel mir glühendheiß ein: die Brosche war ja auch da, und nun fehlt sie! Ich wollte im ersten Schrecken aufschreien, als hätt' ich geahnt, daß sie wirklich weg sei ... Aber dann glaubte ich, ich hätte sie vielleicht wieder angesteckt, fühlte sie aber nicht am Halse.“

„Warum schrieen Sie also nicht?“

„Ich weiß selbst nicht!“ entgegnete sie zögernd.

„Hm!“ machte Aubry wieder und versank in Nachdenken. „Nun sagen Sie mir aufrichtig, liebe Gräfin: Sie haben mein Wort verlangt, daß dies alles unter uns bleibt. Ich verstehe jetzt Ihren Wunsch nicht. Warum haben Sie es eigentlich mir mitgeteilt?“

„Aubry! — Damit Sie mir raten und helfen. Damit Sie mir sagen, was man eigentlich thun kann?“

„Was man thun kann!“ wiederholte er beinahe hart. „Natürlich nur eines, obwohl fast achtundvierzig Stunden zu spät, — eine Anzeige, ohne Aufschub eine Anzeige!“

„Bei der Polizei? — Nicht um alles in der Welt!“ rief sie erregt und entschlossen. „Nicht um alles in der Welt! Lieber verliere ich noch einmal so viel, viel lieber! Nein, wo denken Sie hin? — Um keinen Preis!“

„Ja dann —,“ sagte er und schüttelte den Kopf. „Lieber Gott, was soll ich Ihnen denn raten? — Lassen Sie uns übrigens einen ganz materiellen Punkt erledigen. Woher haben Sie die vier Perlen?“

„Von Fouquet!“

„Und Sie zahlten?“

„Achtzigtausend Franken.“

„Crébleu!“ machte er unwillkürlich. „Und die

zwei Steine? — Ich erinnere mich, einer stammt von Ihrer Mutter; der andre?"

„Von Anatol, vor ein paar Jahren!"

„Kind!" sagte er sehr ernst. „Und das wollten Sie wirklich so am Halse tragen, wie schön der auch ist?"

Sie errötete wieder und schwieg.

Er ging ein paarmal durch das Zimmer und sah zerstreut links und rechts nach den Möbeln, als könnten sie ihm einen Gedanken eingeben.

„Was man thun kann!" rief er dann aus. „Sagen Sie, ist irgend etwas von da aus dem Zimmer gekommen, seither, oder bei Gelegenheit, wo Ihr Baptiste suchte?"

„Absolut nichts!"

„Gut. Ich dächte, die Brosche sollte also da sein. Sie muß beinahe da sein. Und wie Sie die Sache haben wollen, kann man nichts machen, als noch einmal suchen, und zwar gleich, und wir zwei wollen das thun. Bleiben wir ungestört?"

„Unbedingt!"

Aubry schritt den Teppich ab; dann schlug er überall den Rand desselben zurück, beugte sich auf den Boden, schob die Hand auf das staubige Parkett hinein, zog sie wieder zurück. Er schien vom äußersten Kreise an jede Figur im Gewebe zu studieren und rückte langsam in die Mitte, systematisch, wie ein Jäger. Bis er zum Tische kam. Dort nahm er jeden einzelnen der japanischen Teller fort und betrachtete ihn so genau, als könne ein Vexierschloß daran versteckt sein. Endlich lehnte er sich über den Tisch, prüfte in tiefstem Studium den gelben Plüsch, zog die Decke herab und untersuchte den Teppich auf allen Seiten. Dann nahm er an jedem Möbel dieselbe Suche vor, fuhr mit den Fingern an der Lehne hinab, so tief er kam, und sondierte überall. Schließlich rückte er den Tisch weg, setzte sich etwas mühsam auf den Boden und musterte diesen, als gälte es, eine verlorene Stecknadel wiederzufinden. Dann begann er wieder im Zimmer zu kreisen, hielt sich vor jedem Möbel auf, selbst vor dem entferntesten, und betrachtete die Vorhänge, die Bilder, die Nippes, als könnte das Schmuckstück Flügel bekommen haben. Sie gingen indessen beide die ganze Zeit getrennt und schweigsam ihrer Wege. Das Bewußtsein, daß es sonst eben absolut nichts zu thun gab, machte für jetzt alle Worte zwecklos.

Isabel kniete da und dort am Boden, aber immer wieder waren es der Tisch und der Diwan, die sie am meisten anzogen. Sie kniete und schaute ratlos herum. Ihre Wangen waren allmählich glühend geworden, ihr Haar, das sie häufig mit den Händen berühren mußte, in Unordnung geraten. Therese hatte ihre Herrin gewiß noch nie so gesehen! — „Aber es mußte sich ja finden!" — Es wäre entsetzlich, einfach entsetzlich zu wissen: es ist wirklich weg, — verschwunden! — Auf einmal hielt sie inne, blieb wo sie war, am Boden gekauert und sah lange starr auf einen Fleck. Jetzt fühlte sie es ganz genau, schauderhaft wirklich: dies alles war ja umsonst!

„Hier, im Kamin," sagte Aubry, „ist etwas Asche, auch ein paar Kohlenreste. Wie mir scheint, ist das noch nicht berührt worden. Kommen Sie mir ein wenig zu Hilfe!"

Er beugte pustend seinen steifwerdenden Rücken und stippte in das Häufchen. Dann hoben sie beide, was sie fassen konnten, von der schwarzen Marmorplatte hinter dem Roste ab und sammelten es in einen japanischen Teller. Isabels feine weiße Hände wurden staubig und schwarz von Ruß und Schmutz. Aubry rührte gelassen mit dem Zeigefinger das Häuflein durch. Dann goß er den Inhalt des Tellers wieder auf die Platte zurück.

„Harte Arbeit, liebes Kind; und nutzlos, wie Sie sehen!" Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, säuberte dann seine Hände so gut es ging, und ließ sich schnaubend in einen Sessel fallen. Sein alter Rücken war wie gebrochen, zum Teufel auch!

„Ich glaube, wir sind fertig!" sagte er, stark aufatmend. „Und außerdem kommt das Zwielicht, in dem ich nicht einmal eine große Kartoffel mehr finden würde, wenn ich schon danach Jagd zu machen hätte."

Sie saß, geknickt von Müdigkeit, ihm gegenüber und nagte an der Lippe.

„Sie wissen, ich danke Ihnen so!" sagte sie verzagt. „Und, Aubry, es ist so traurig!"

„Das glaube ich!" entgegnete er ärgerlich. „Wenn Sie die Brosche, zusammengestellt wie sie war, kaufen sollten, schätze ich sie beiläufig auf zweimalhunderttausend Franken!"

Sie schwieg, plötzlich betroffen durch die laut ausgesprochene große Ziffer.

„Warum sagen Sie: zusammengestellt wie sie war?" fragte sie dann.

Er entgegnete: „Einfach, weil die sechs Juwelen zu einander paßten wie ein Wunder. Wissen Sie, wie schwer das zu finden ist?"

Beide schwiegen eine ganze Weile. Plötzlich schnellte er von seinem Sitze empor, sprang beinahe in die Höhe, ließ sich aber wieder zurücksinken und blickte sie fest und prüfend an. Ihre Augen hingen in diesem Moment fest aneinander.

„Pardon — ich fasse jetzt erst Ihre Frage auf," sagte er dann sehr langsam, und jedes seiner Worte wägend setzte er hinzu: „Wenn Ihr kostbarer, begehrenswerter Schmuck nicht verloren worden, sondern wenn er genommen wurde — dann war er so schön zusammengesetzt, denn die Hand des Verbrechers hat gleich darauf die Fassung zerbrochen, um die Juwelen im gegebenen Momente um ihren halben Wert oder noch billiger zu verkaufen."

„Um Gottes willen, Aubry, sagen Sie kein Wort mehr!" rief sie erschreckt und erhob sich vor Aufregung.

„Liebe Gräfin!" meinte er. „Verzeihen Sie, daß ich meinerseits denke, wenn man zweihunderttausend Franken zu verlieren hat, erübrigt nichts, als daß man vor allem mindestens die Umstände möglichst kühl erwägt. Es ist etwas andres, als wenn Sie eines Ihrer Taschentücher verlegen! — Lassen Sie mich diese Geschichte noch einmal durchdenken. Wir sind von der Terrasse hereingekommen und haben uns hier niedergelassen. Nach einiger

Zeit gingen die Lichter aus. Es war eine kleine Konfusion. Man lachte. Endlich kamen Kerzen herein. — In der Dunkelheit hatte sich Prinz Ferdinand mit dem Schleier drapiert. — Er stand da auf dem Sessel. Trachten Sie sich doch genau zu erinnern, wann Ihnen die Brosche gefehlt hat!"

„Gleich danach habe ich es bemerkt," sagte sie.

„Also nachdem es finster geworden war?"

„Ja!"

„Das hat einige Minuten gedauert," sagte Aubry. „Nun wäre das Natürliche gewesen, Sie hätten sofort gesagt: ‚Meine Broche fehlt! Laßt uns gleich suchen, helfen Sie mir!' — Ich habe Sie früher nicht recht verstehen können. Bitte, sagen Sie mir doch, warum haben Sie eigentlich das Natürliche, Nächstliegende nicht gethan?"

Isabel entgegnete mit Ueberwindung: „Im ersten Impulse wollt' ich es ja. Ich hatte das Wort auf den Lippen ... Aber auf einmal hielt mich etwas Unsägliches, eine ganz abscheuliche Empfindung davon ab ... Es war wie ein jähes Entsetzen, ein Schlag, der mich durchfuhr ..."

„Sprechen Sie nur!" sagte Aubry.

„Es durchfuhr mich mit einem Male die wahnsinnige Angst," fuhr sie fort, „daß überall im Menschendasein unerwartete Ungeheuerlichkeiten vorkommen können —"

Aubry erhob sich, steckte die Hände in die Taschen und ging mit gesenktem Kopfe einmal durchs Zimmer. Er pfiff dabei leise vor Unruhe. Seine weißen Brauen zitterten, und seine Augen schossen förmlich Blitze. Er war in mächtiger Erregung.

„Mit einem Worte," sagte er dann, „um deutsch zu sprechen: es durchfuhr Sie plötzlich die Angst, ein Unglücklicher könnte sich vergessen haben —"

„Es wäre entsetzlich! Entsetzlich!" rief sie.

„Und aus Edelmut wollten Sie schweigen!"

Eine Pause folgte.

„Aubry, mich schaudert!" sagte sie dann mit weinerlicher Stimme. „Ich kann mich nicht fassen! — Wohin sind wir geraten, großer Gott! — Vergessen Sie, was ich gesagt habe! — Wir dürfen nicht, um Himmels willen, wir dürfen nicht — —"

„Nein, nein!" meinte er. „Es nützt nichts! Sie haben recht: es ereignet sich manchmal eine von jenen unglaublichen Ungeheuerlichkeiten —"

Wieder eine Pause.

Aubry setzte immer seinen Spaziergang durchs Zimmer fort und pfiff leise, um sich Luft zu machen.

„Fürwahr, ein ganz verfluchter Kasus!" sagte er mehr zu sich selbst. „Ihre Gäste neulich abends waren, was man so nennt, die anständigsten Herren unsrer Gesellschaft —"

„Ich dachte ja auch gleich dabei," hub sie wieder an, „es sei nur eine abscheuliche, unfaßbare Vision, wie sie einem die Nerven manchmal spielen, weil wir starke Effekte unbewußt einmal verlangen. Ich dachte gleich, es werde sich ja wiederfinden, es sei unmöglich, daß so ein großes, sichtbares Stück verschwinde, und beruhigte mich auch in dem Moment, nur daß ich von der plötzlichen Aufregung Kopfschmerzen bekommen hatte —"

„Aber es hat sich eben nichts gefunden!" sagte Aubry. „Erinnern wir uns nur — was ist denn danach noch vorgegangen? — Anatol ging schlafen. Prinz Ferdinand saß neben Ihnen und machte schwärmerische Augen ... Maysdorff saß immer am selben Fleck und rauchte eine dicke Zigarre. Fekety — mir scheint, er ist bald gegangen, wollte jemand an der Bahn begrüßen. Nauden — Nauden — ja richtig! Wir haben gelacht, weil er ungewöhnlich redselig war und vor Eifer wieder gar so stark mit der Zunge anstieß. Er hat von einer Flammentänzerin erzählt. Sie sehen, ich erinnere mich ziemlich genau. Ja, und Garstein ... ich weiß nicht, er hat nichts Besonderes gethan. Niemand hat etwas Besonderes gethan —"

„Es ist wie ein Wahnsinn!" setzte sie verzweifelt hinzu. „Und wenn man schon an einen Wahnsinn wie diesen denkt, fragt man sich doch warum —"

Aubry lachte gezwungen auf.

„Viel Geld ist eine verteufelte Versuchung!"

„Aber es braucht es ja keiner!"

„Brauchen?!" rief er. „Ich möchte wissen, was sie sonst brauchen!"

„Ich meine, sie sind ja alle rangiert," sagte Isabel.

„Rangiert! Rangiert!" rief er wieder. „Ich bitte Sie, was heißt dies Wort, das man so hinspricht? — Ich sage Ihnen, sie haben alle Schulden, mitunter kolossale Schulden, Berge davon!"

Isabel sah ihn hilflos verwundert an.

„Jeder von diesen jungen Leuten lebt weit über die Verhältnisse, in denen er sich gegenwärtig befindet," sagte Aubry. „Sehen Sie, liebes Kind, wir kommen da auf ein Gebiet, von dem wir alle miteinander nicht gerne sprechen, weil es natürlich unerquicklich ist, und weil diese Verhältnisse unsre Gemeinschaft nichts angehen. Der einzelne soll damit zu thun haben, was er will; wir wollen nur nichts davon hören. Es hat jeder seinen Platz im Ganzen, und auf diesem Platz kennen wir ihn so, wie er sich uns zeigt, und wenn er uns so gefällt, so werden wir uns in stillschweigendem Einverständnis wohl hüten, andre Seiten zu entdecken, die ihn gefährden könnten, oder die unsern Kreis in unerquickliche Bewegung bringen könnten. Wir suchen manchmal Emotion, aber unerquickliche Bewegung hassen wir. Wir haben den Egoismus der Koterie. Wer uns unterhält oder uns liebt, uns einladet, uns gelten läßt, unsern Glanz vermehrt, uns stützt oder ehrt, oder wen wir brauchen — bei dem fragen wir nicht, ob er seinen Tapezierer oder Schneider, seinen Schuster oder seinen Charcutier pünktlich zahlt. Wir alle lieben zu glauben, es gehe alles immer am Schnürchen und sei eigentlich auf einem selbstverständlichen Wege so eingerichtet worden, daß es glänzend, sorglos und unterhaltlich ausfallen muß. Wir lieben die Aisance, wir haben Sinn für das Schöne, für das Vollkommene, und damit verdecken wir bereitwillig alles, was unsre festliche Stimmung stören könnte. Wir haben auch Anstand gelernt und greifen nicht in fremde Taschen, um zu sehen, was darin ist. Aber — ‚dazu zu gehören' muß sich jeder irgendwie erkaufen."



„Ja, aber bei diesen Herren?“ fragte Isabel. „Hat denn einer von ihnen Schwierigkeiten?“

„Ich habe gesagt, daß sie alle über ihre Verhältnisse leben,“ sagte Aubry. „Und das ist die Wurzel von tausend Uebeln. Sehen Sie Fekety an, zum Beispiel. Was wissen wir vom Herrn von Fekety? Er ist ein gefürchteter Spieler, ein gefährlicher Raufbold, ein angenehmer Causeur, ein vorzüglicher Gesellschafter mit ein wenig magyarischer Pikanterie, er hat wegen Schulden quittieren müssen, und überall gilt er als origineller, angenehmer Mensch. Von einem großen Vermögen weiß ich nichts; aber er lebt, als ob er's hätte. — Was wissen wir von Garstein? Er hat einen Krösus zum Onkel und wird ihn einmal beerben, aber er selbst besitzt keinen Heller. Und doch kostet ihm sein Leben schweres Geld. Aber, damit Sie sehen, daß der Onkel Krösus damit nicht gutwillig einverstanden ist: ich bin ja nicht indiskret — erinnern Sie sich bloß — es war ja ein offenes Geheimnis — wie Garstein voriges Jahr im Klub an einem Abende zwanzigtausend Gulden verlor. Spielschulden müssen prompt gezahlt werden. Er hat sie auch gezahlt, aber der Onkel nicht. Denken Sie da nur an den Wahnsinn, in den so eine wilde, verzweifelte Verlegenheit einen eleganten jungen Menschen stürzen kann. Es handelt sich darum, um jeden Preis den Schein seiner Stellung zu retten! — Ich führe Ihnen solche Exempel an, damit Sie sehen, wie die Dinge aus der Nähe ausschauen, und wie jeder ‚Geld braucht‘!“

„Wie schrecklich!“ sagte Isabel tonlos. „Was für ein grausames Licht lassen Sie auf die Armen fallen. Und Maysdorff?“

„O, vom braven Maysdorff weiß ich nichts!“ entgegnete Aubry. „Er wird ein gutes Taschengeld von der Mama haben, und seine Passionen kenne ich nicht.“

„Und Rauden?“

„Rauden hat eine sehr schwierige Lage, in der That,“ meinte Aubry. „Als der Alte vor zwei Jahren starb und er das Gut übernahm, verlangten seine Geschwister ausgezahlt zu werden. Zwei riesige Hypotheken liegen nun auf dem Besitz. Dafür zahlt er blutige Zinsen und sollte in regelmäßigen Abständen auch Kapital abzahlen. Aber er ist nicht der Mann, sich nach der Decke zu strecken. Sehen Sie, wenn Rauden so vernünftig wäre, wie er sein sollte, dann säße er still und fleißig in Sankt Martin draußen, bis er die ganze Geschichte in die gehörige Ordnung gebracht hat. In dieser Zeit sollte er seine persönlichen Bedürfnisse auf ein Minimum reduzieren, statt sie flott immer größer werden zu lassen, und sollte trachten, ein bißchen Geschäftsmann zu werden. Denn das braucht er. — Aber die Geschäftsleute sind nicht gut auf ihn zu sprechen. Und man sagt, er mache öfter eine neue Schuld, um eine alte zu decken. So wird das natürlich à la longue nicht gehen. Und dann giebt es gewisse kleine, unerquickliche Sachen bei Rauden ... Sehen Sie, wie er heuer das somptuose Maifest draußen gegeben — ich wußte zufällig etwas, und es war mir peinlich ... Thatsache ist, daß Bischoff, dem er jahrelang seinen Champagner schuldig geblieben war, einen Commis mit der großen Rechnung hinausgeschickt hatte ... und während wir den Wein tranken und vergnügt waren, wartete der Mann gelassen, bis die Wagen alle abgefahren waren, denn er war beordert, auszuharren. Das ist ein häßliches Bild, nicht wahr?“

Isabel atmete schwer auf.

„Ich friere!“ sagte sie mit gepreßter Stimme. „Und, Aubry, verzeihen Sie, Sie werden mich verstehen — ich habe das Gefühl, als wateten wir durch Schmutz —“

„Ja, faktisch, wir waten durch Schmutz!“ wiederholte er grimmig.

Sie schwiegen beide. Aubry ging immerfort auf und ab in dem dunkel werdenden Zimmer. Man hörte bloß das weiche Krachen seiner Schuhe auf dem Teppich. Und Isabel saß still in ihrem Sessel und blickte fort auf die Fenster hin, auf den grauen, trüben Himmel, auf die Wipfel der Cedern, die davor standen, und darüber hinaus. Ein ganz bitteres, wehmütiges Gefühl zog in ihrem Herzen auf. Eine unnennbare, fast beschämende Enttäuschung, das Gefühl eines Verlustes. Ihr war, als müßten auf einmal Licht und Farben, die sie zu sehen gewohnt war, vor ihren Augen fortgewischt werden, als werde sich dann statt dessen aus der Dämmerung dort eine graue, schreckhafte Gestalt aufrecken. Man sieht sie nicht gleich. Man ahnt bloß ihr Dasein, ihre Nähe. Man hat das Gefühl: jetzt — jetzt — jetzt wird man es gewahr werden, einen scheußlichen Spuk, ein Gespenst. Ein Gespenst mit gierigen, gemeinen Zügen und mit einem feindseligen, rachsüchtigen Grinsen um die Lippen ... Mit den mageren, schmutzigen Fingern wischt es alles Sorglose, alles Lächelnde vor einem fort ... Und dann hebt es einen Vorhang, vor dem man gestanden. Es erscheinen auf einmal Gestalten, die man kennt, aber sie bewegen sich fremd und seltsam. Man weiß auf einmal, warum sie sich so bewegen, wohin sie streben. Man erkennt den Weg, wo jeder dahinschreitet, bis zum Ende. Man ahnt seine Gedanken, seine Wünsche, seine Gesinnung, aber man begreift seinen Weg nicht. Es kommt ein furchtbar schmerzliches Erkennen, wie schal und hohl, was für ein Scheinwesen, welcher Trug es sein muß, der vor einem gaukelte, der einem das Leben war ... Thränen tropften in ihrem Herzen. Ihr war, als sei, unbegreiflich veranlaßt, alles Freundliche und Sorglose mit einem Male bedroht, wenn sie anfing zu wissen, wie es denn eigentlich hinter der Scene aussehen mußte, — geradezu wie auf einer bettelhaften Wanderbühne. Oder nein, nicht nur deshalb, aber weil hinter dem Vorhang so viel Schmutz gelegen, so viel Gemeines, durch das jene Gestalten wanderten ... und dann, weil alle diese Gespräche noch etwas in sich bargen, eine geheime Drohung, eine Ahnung von etwas Unfaßbarem, dessen jemand vielleicht fähig werden könnte! — Ja, das war ein wahres Gespenst, ein Alp, der sich einem auf die Brust legte. Und wenn solches möglich sein sollte, dann mußte es sich wie Verwesung legen über das Feinste und Beste, und alles, was man in der

Sonne des Vertrauens wachsen und blühen gesehen, was man mit den Augen grüßte und woran man sich ohne Harm gefreut, das trug den Wurm an der Wurzel und sollte verdorren und in Fäulnis sinken. — Ihr Herz bangte förmlich, noch eine Frage zu thun.

„Sie verstehen mich ja wohl!" sagte nun Aubry. „Ich will selbstverständlich nicht sagen: Fekety könnte Ihren Schmuck eingesteckt haben oder Nauden oder ein andrer. Aber in einem so verzweifelten Falle denkt man unwillkürlich zunächst, wer war dabei? — Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß die Verhältnisse in Wirklichkeit meist anders liegen, als wir schätzen. Und, wie Sie selbst gesagt haben, immer wieder kann sich irgend eine Ungeheuerlichkeit ereignen. Wir wollen durchaus noch niemand beschuldigen, sei es Herr oder Diener. Nur gestehe ich, ich kann kaum mehr annehmen, daß das Stück einfach verloren gegangen sei! Wie denn, lieber Himmel? — Und so gehen mir zunächst die im Kopf herum, die dabei waren —"

„Aber Prinz Ferdinand?" fragte sie endlich, widerstrebend.

Aubry neigte seinen grauen Kopf.

„Sie meinen, in was für Verhältnissen er steckt? — Für den bürgerlichen Maßstab wären sie sehr schön. Jedoch der Prinz von Wyl hat auch nicht zu lachen. Er ist nicht auf den Kopf gefallen, aber gewisse Boutaden kann er doch nicht lassen und begeht sie manchmal mit einem Leichtsinn, den ich einfach nicht verstehen kann. Ich weiß, er glaubt sich das schuldig zu sein, — aber es ist ein verflucht gefährlicher Fehler. Ich glaube, Prinz Ferdinand giebt beiläufig das Doppelte von seiner Revenue jährlich aus, nur weil er so zu müssen glaubt. Er hat für ein paar Wochen in Florenz dort jahraus jahrein einen ganzen Haushalt; in Wien ein teures pied-à-terre. Seine Jacht kostet jährlich Tausende. Seine Hochjagden detto. Sein Rennstall detto; er ist damit noch nie auf die Kosten gekommen. Und neben diesen fürstlichen Passionen doch wieder so was von kaufmännischer Spekulation, von Gewinnlust, die meist schlecht ausschlägt und überdies die Krittler reizt. Denken Sie, was er bei Panama verloren hat! — Doch hat er damals wenigstens Conduite gezeigt und mit keiner Miene gezuckt, weil es schon einmal fortgegeben war, — nur daß es nicht mehr wiederkam. — Er ist sehr ungleich, der Prinz Ferdinand. Ich meine das nicht gerade bloß in so materiellen Fragen . . . Aber Sie wissen ja wohl selbst: kommt irgend eine verlegene Ueberraschung plötzlich über ihn, so verliert er ein wenig den Kopf, wird nervös und impulsiv. Vielleicht schlägt ihm dann auch das königliche Blut in den Nacken. Wenigstens thut er manchmal Aeußerungen, als dürfe man ihn gar nicht nach allgemeinen Gesetzen beurteilen. — Sehen Sie, liebes Kind, in der menschlichen Natur liegen eben überall Widersprüche! Trotz dem königlichen Blut hat er es nicht verschmäht, damals Verwaltungsrat von Berghütte zu werden. Warum? Ich selber glaube ja gut und gerne, nicht wegen der paar tausend Gulden, aber gesagt hat man das doch, und solche Dinge fallen außer den Rahmen...

Ach was!" schloß er ungeduldig, „ich bin auch wie ein altes Weib!"

„Ich friere!" sagte Isabel wieder. Ihre Arme fröstelten bis in die eiskalt gewordenen Fingerspitzen hinab.

„Ja, warum lassen Sie eigentlich noch nicht heizen?" fragte Aubry. „Ich friere beinahe auch. Es sind neblige, feuchte Tage —"

„Ist es nicht wie eine Ironie?" sagte sie nach einer Pause. „In allem, was Sie mir sagen, und womit wir eigentlich doch unsre nächsten Bekannten schonungslos besprechen, Aubry, — bei dem allen geht bloß Maysdorff frei und unberührt aus! Ist das nicht eine Ironie der Verhältnisse? Der gute, harmlose, einfältige Maysdorff, mit dem niemand Umstände macht, über den wir gelegentlich auch einmal lachen, — vielleicht doch nur, weil er uns zu einfach ist? Zu echt! — Ist es das? Sind wir den unwahren Ton, die Prätensionen, den Schein allmählich so gewöhnt worden, daß er zu unsrer zweiten Natur geworden, daß wir darin in unserm natürlichen Elemente sind? Sind wir alle ganz irre geworden an der Wahrheit?! Und in welcher Welt leben wir, Aubry?" setzte sie, fast mit Thränen kämpfend, hinzu. „Wer sind unsre Freunde?!"

„Halt!" rief er. „Nun stürmen Sie nicht davon! Wir mußten allerdings sehr — frei sprechen. Aber vergessen Sie nicht: das, was wir ausgesprochen haben, sind bloß thatsächliche Verhältnisse. Sie sind auch keine Geheimnisse. Es liegt mir auch kein Titelchen daran, etwas zu kritisieren. Mag da jeder vor der eignen Thüre kehren; was geht's mich an? — Sonst will ich auch nichts gesagt haben und möchte mich schönstens bedanken! — Teufel auch! Ich weiß ja, meiner Treu, nicht, was ich über diese ganze Geschichte denken soll. Sie haben mir da eine Mücke ins Gesicht gesetzt — —! Nun summt es natürlich! Und weiter: wir haben von den Herren gesprochen, weil wir ganz einfach die Situation klar machen mußten. Nun, wie steht es mit dem Diener? Er ganz allein kommt noch in Betracht."

„Mein armer Baptiste!" rief Isabel mit Wärme. „Nein, Aubry, den will ich aus dem Spiele wissen! — Seit zwanzig Jahren ist er im Hause und hat zuerst das Vertrauen meiner Eltern und dann das unsere in vollem Maße genossen. Er hat uns nie etwas andres gezeigt als den unverdrossenen Fleiß und die rührendste Anhänglichkeit, und dafür, daß seine Treue und Verläßlichkeit weit erhaben über den geringsten Zweifel ist, will ich jeden Augenblick einstehen. — Nein, es käme mir wie ein krasses, blutiges Unrecht vor, ihn auch nur mit einem Worte da hineinzuziehen. Meine ganze Seele sträubt sich dagegen! Baptiste, der mich in hundert Fällen gehütet hat, als Sie mich als Kind kannten, von dem ich, wie etwas Selbstverständliches, zwanzig Jahre lang alle denkbaren stummen Rücksichten, Sorglichkeiten und Dienste angenommen, weil wir nun einmal leider daran gewöhnt sind, das alles wie einfache Pflichten zu empfangen! Und das ist ja traurig genug! Nein, ich möchte mir um nichts in der

Welt die Schuld aufladen, zu vergessen, welche Achtung mir der arme Mensch im Livreerock mein Leben lang abgezwungen. O, Baptiste hat mit der ganzen Geschichte für mich nichts zu thun!"

„Das ist alles sehr schön," sagte Aubry, „und macht Ihnen Ehre. Ich kenne ihn ja so lange wie Sie. Aber dies ändert gar nichts daran, teure Gräfin, daß man in ruhiger Ueberlegung auch an diesen Vertrauensmann denkt. — Nun erwägen Sie zum Schlusse noch einmal, ob Ihnen alle diese Personen so viel wert sind, daß Sie dafür den einzigen Schritt aufgeben wollen, der nach meiner Ansicht, wie Sie wissen, gethan werden sollte."

„Sie meinen?" fragte Isabel, aber sogleich setzte sie bestimmt hinzu: „Das um keinen Preis, — um gar keinen Preis, Aubry!"

„Eh bien!" sagte er etwas ermüdet. „Dann giebt es für den Augenblick eben nichts zu thun, und wird gar nichts zu thun geben, als geduldig warten, ob die Brosche nicht etwa doch noch von selbst wiederkommt. Ich zweifle daran!"

„Werden Sie nicht ungehalten!" bat sie. „Ich bin ja selbst zerfahren und zerklüftet durch all dies und weiß mir nicht zu helfen. Nur habe ich das instinktive Gefühl, daß wir jedes Aufsehen vermeiden müssen. Helfen Sie mir auch weiter, Aubry!" bat sie wie ein vertrauendes Kind. „Denken Sie darüber, erwägen Sie alles, und kommen Sie morgen wieder zu mir; es wird mich beruhigen. Ach Gott, wenn ich nur aus dieser schauerlichen Aufregung wieder heraus wäre! Es ist ja nicht der materielle Verlust allein —"

„Sie sind manchmal wirklich noch ein Kind!" sagte er gezwungen lächelnd. „Also — Ihr Wille geschehe, und eigentlich thut mir's leid, daß ich etwas gesagt habe, wissen Sie? — Ja, ja! Ich werde also grübeln und denken und studieren. Es wird wenig nützen. Und nun lassen Sie mich gehen. Ich gestehe, daß ich etwas müde geworden bin."

Als sie ihm schließlich die Hand reichte, sagte er: „Wahrhaftig, Sie sind ganz erfroren! Lassen Sie doch Ihre Zimmer heizen!" Und dann ging er, verstimmt, unmutig, voll der grimmigen Laune, die jede starke Erregung in ihm zurückließ. Während er die Treppe hinabstieg, brummte er mehreres von unverständlichen Rücksichten und weiblicher Thorheit in den Bart.

*

Aber nun war er es, den die heraufbeschworenen Visionen nicht mehr los ließen. Daß die Brosche einfach verloren war, davon konnte gar keine Rede sein! Es hatte sie eben jemand genommen. Aber wer?! Dann doch einer von jener Abendgesellschaft? Wenn Aubry daran dachte, zog er die Schultern etwas in die Höhe, senkte den Kopf, als ob er so besser auf die Fährte sehen könnte, und machte ein wütendes Gesicht, bissig wie ein Bullenbeißer. — O, wenn ihm so ein Bube in die Hand fallen könnte! Sein Herz war noch sehr fest und lebhaft, und die Fäuste des alten Jägers waren noch sehr flink und wuchtig. Zu allererst möchte er ihn ganz gewiß hauen, — nur wen, wen, zum Teufel?!

Am nächsten Morgen besuchte er den Prinzen. Aber er war verreist, auf unbestimmte Zeit. ‚Sehr schön'! dachte Aubry. ‚Knall und Fall verreist. Er hat kein Wort davon gesagt und hat sich nicht einmal von Isabel verabschiedet, trotzdem ihm dort neulich beinahe die Augen aus dem Kopf gefallen waren. In der That, sehr schön!'

Sodann machte er, ganz ungesucht eigentlich, verschiedene Entdeckungen. Zuerst: es war nicht wahr, daß Fekety an jenem Abende auf den Bahnhof gegangen! Er war nicht dort gewesen. Warum hatte er sich dann so umständlich fortgelogen? O, und wenn sie wüßte, daß er ihr nicht ein Zehntel von Fekety erzählt hatte! — Der? — Ein Mensch, der einfach zu allem fähig war, auch dazu, eine Perlenbrosche einzustecken. Ein Klopffechter, ein Glücksritter! — Donnerwetter, wenn er es wäre!

Die Sache war ja nämlich sehr einfach. Ein Schurke brauchte damals, in der minutenlangen Finsternis, nur die Hand auszustrecken und das Kleinod in die Tasche zu schieben. Er konnte ziemlich sicher sein, daß in diesem Hause nicht gleich Lärm geschlagen wurde.

Halt, wie steht es denn mit den Hypotheken, an denen Rauden verblutet? — Aubry kannte einen Banquier, der alles zu erfahren wußte. Es traf sich so, daß Rauden am nächsten Tage eine große Rate zu erlegen hatte. Der Banquier schüttelte den Kopf. Er begriff seinerseits nicht recht, wie Herr von Rauden aufkomme. — Aber, ein Wunder: pünktlichst zahlte Rauden bare achtzehntausend Gulden!

„Ja, wenn es so ist!" brummte Aubry. Und auf einmal fiel ihm Raudens ungewöhnliches Betragen ein, damals am Abend. Wie er die lange Geschichte erzählte von der Feuertänzerin, ein Gegenstand, von dem man gar nicht gesprochen hatte. Und Rauden war sonst recht einsilbig. Er stieß nämlich stark mit der Zunge an, wurde dadurch komisch und vergaß sich fast nie, so eine lange Rede zu halten. Ja gewiß, es war sonderbar, wie er sich an jenem Abend benommen. Er hatte geradezu mit nervösem Eifer gesprochen, hastig, beinahe sich überstürzend, wie jemand, der sich selbst etwas vorredet, — etwa um seine Gedanken nicht zu hören oder andre von den ihrigen abzulenken.

Es ist so! Wenn ein diebischer Schuft gewollt hat, so brauchte er damals bloß den Arm auszustrecken. Dem Tische gerade gegenüber hatten Anatol und Maysdorff gesessen. Und Garstein war, als es wieder Licht geworden, hinter dem Diwan aufgetaucht. Ein verzweifelter Kerl konnte auch von dorther mit dem Arm auf den Tisch langen. — Ja, damals bei der Spielschuld, da mußte Garstein in einer ganz desperaten Situation gewesen sein! Und was für einen furchtbaren Familienskandal es darauf gegeben, davon hatte er Isabel gar nichts erzählt. Den armen alten Major hatte beinahe der Schlag gerührt, und nur aus Mitleid mit ihrer von Kummer verzehrten Schwester hatte schließlich die Tante Stiftsdame mit ihren Ersparnissen hergehalten. Garstein war ein leichtsinniger Bursche; und wenn die Gelegenheit kommt, ist er es morgen wieder.

Und ein desperater Mensch kann sich einmal ganz und gar vergessen...

‚Wenn jemand Isabel gut kennt,‘ dachte Aubry, ‚so konnte er beinahe sicher sein, daß sie, im ersten Augenblick wenigstens, gar nichts dergleichen thun werde. Diese Frau ist eigentlich zu nobel, zu ideal für diese grobe Welt. Welche Angst sie hat, irgend etwas Schmutzigem oder Häßlichem zu begegnen! Für sie sollten eigentlich überall nur Rosen blühen. Sie verdient es ja, die Holde! — Aber dann ist sie doch wieder wie ein Kind, glaubt, wenn sie die Augen schließt, so giebt es auch nichts zu sehen. Und für sie ist jeder ein Ehrenmann, jedermann verdient Achtung und Liebe, von Baptiste angefangen bis zum jüngsten Herrchen, das zum jour fixe kommt. Für jedermann kennt sie nur Rücksichten. Lieber verzichtet sie auf Eignes, als irgend jemand weh zu thun; und gar einen schmutzigen Verdacht auf jemand zu werfen, das bräche ihr liebevolles, vertrauensseliges Herz ...‘

Jemand, der sie ganz genau kennt, konnte sehr wohl wissen, daß sie vor allem schweigen würde, wenn sie auch zu Tode erschrak; — jemand, der sie ganz genau kennt — —

Auf einmal blieben Aubrys Blicken funkelnd an der Stuccorosette der Zimmerdecke hängen, wohin er gerade geschaut hatte; er atmete einen Augenblick beinahe nicht, vor einem plötzlichen, ganz scheußlichen Einfalle ... dann sprang er erregt auf die Füße.

Aber am besten kannte Isabel und am allerbesten wußte, wie sie sich dabei verhalten werde — ihr eigner Mann! ... „Ja, Schwerenot, wenn ich mir schon, wie ein Komödienschreiber, alle Möglichkeiten zurecht legen soll, um zu finden, wo der Faden durchläuft, dann muß ich ja sogar an das denken! Und ... verflixte Idee! Unmöglich wäre es nicht einmal! Man überlege bloß, wie die Sachen liegen. Anatol besitzt selbst keinen Pfennig an Vermögen, aber er hat eine Millionenerbin zur Frau. Diesen Unterschied jedoch hat ihm Isabel gewiß in keinem einzigen Momente ihrer Ehe fühlen lassen. Was ihr gehört, ist auch sein, und von dieser Ansicht ist am tiefsten er selbst durchdrungen ... Ich bin überzeugt, daß er nimmt, kauft, verschenkt oder verschleudert, was er will und so viel er will. Geld hat er von jeher in schweren Mengen gebraucht ... Diese Jagdpartien zum Beispiel! Sie enden immer mit acht oder vierzehn vergnügten Junggesellentagen in Wien. Und da versteht es Anatol ...! Das soll man nur wissen ...! Auf diese Art stößt man auch kaum auf ein psychologisches Rätsel. Ich bin überzeugt, in dem Moment, wo er zum Beispiel die Zweimalhunderttausend-Franken-Brosche seiner Frau in die Tasche schiebt, hätte er nicht das geringste Gefühl, daß ihm irgend jemand daraus einen Vorwurf machen kann ... Und dann muß man bedenken: in diesem Falle braucht es nicht einmal ernst damit zu sein. Es würde Anatols Art gar nicht so ganz und gar unähnlich sehen, einen so gewagten und derben, geschmacklosen Scherz anzurichten ... Tausend noch einmal! Wie es jetzt dazu paßt, daß er sich über den großen Ankauf so ärgerlich gezeigt hat! — Ich erinnere mich nun ganz genau ... Er schnitt so ein saures, mißvergnügtes Gesicht. Dann hat er ein paar Bemerkungen darüber gemacht. Und er saß so nahe ... er brauchte wirklich nur die Hand auszustrecken ... Darnach ist er gleich schlafen gegangen ... und hat sich über die folgende Bestürzung gefreut ..., ohne zu ahnen, was draus werden sollte! Es ist aber doch kaum zu glauben ...! Und wie denn, wenn Anatol wirklich ...?“

Aubry lief im Zimmer auf und ab.

„Nein, ich will Ruhe haben von dieser heillosen Geschichte! Das ist rein zum Verrücktwerden! Ich kenne mich nicht mehr aus ... Und doch: wer weiß, ob ich gleich an eine Schnurkerei gedacht hätte, wenn sie nicht so ein Wort hingeworfen ... Es ist ja wahr, immer wieder einmal kommen die frechsten Ueberraschungen vor, irgend etwas Ungeheuerliches, das einem ins Gesicht schlägt ... So eine weibliche Phantasie, schrankenlos und impulsiv wie sie ist, ist ja doch oft wie der Blick einer Seherin ...“

*

Bei Isabel selbst aber war die Verwirrung und Ratlosigkeit beinahe zur Krankheit geworden. Sie fühlte sich wie gebrochen davon. Und zum einzigen, kargen Trost wurde die Empfindung, daß es jetzt nicht mehr die kostspielige Einbuße war, die ihr zu leiden gab. Nein, Gott weiß es, gewiß nicht! Mit tausend Freuden hätte sie das prunkvolle Stück selbst hingeworfen, könnte damit nur all die abscheuliche Aufregung, dieses wachgewühlte, schamlose Mißtrauen, dieses zerfahrene Wittern nach so namenloser Niedrigkeit aufgewogen, ungeschehen werden! Das ganze Ereignis hatte sich schon geändert in ihr. Der große Verlust war eigentlich in den Hintergrund getreten, er hatte seine Kraft an etwas so viel Herberes, so viel Traurigeres verloren ... Wirklich wie ein Gespenst war eine ahnungsvolle, trübselige Angst in ihrer Seele breit geworden. Das Gespenst des thränenvollen Zweifels an der Schönheit und Wahrheit dessen, was den Rahmen ihres Lebens bildete. Eine große, mitleidslose Unsicherheit wollte an ihrem guten Glauben rütteln und unter seinen Trümmern Empfindungen begraben, die, ihr selbst unbewußt, doch ihr eigenstes Wesen ausmachten. Es kam die Angst über sie, daß die ganze friedliche und glückliche Sicherheit, mit der sie sich bewegt hatte, verschwinden müsse, daß dies alles nur zufällige Täuschungen waren, Rücksichten des Schicksals, die man sich nicht verdient hat, sondern die man genießen kann, weil man gerade genug Glücksgüter besitzt und zufällig ein goldenes Los gezogen hat. Wie armselig das doch klang! — Ueberall, wohin ihr Ohr horcht und wohin ihr Wort sich wendet, wird nun diese Unsicherheit dämpfend und verneinend dazwischen treten. Ueberall werden sich Enttäuschungen und Irrtümer finden, und stets müssen sie größer und zahlreicher werden. Immer mehr wird abbröckeln und aus ihren Händen gleiten von dem sonnigen Glauben, der das Glück der Jugend ausmacht, weil die Jugend nicht allein sein kann, weil sie Gesell-

schaft und Vertrauen braucht. Und immer schärfer wird dann ihr Blick werden für alle armseligen, nichtigen Gemeinheiten des Lebens, an denen das Herz langsam blutet, bis es endlich alt und stumpf wird ... Ja, jetzt schon begann sie zu fühlen, wie es sich krampfte über einem entdeckten Betrug, den das Leben an ihr begangen, und wie es dann hart und verschlossen werden wird ...

Sie war ja jetzt schon eine Beute häßlicher Grübeleien geworden. Alles was Aubry gesagt und sie selbst gedacht hatte, war immer wiedergekommen, hatte sich immer zugespitzter, immer greller in ihre Vorstellung gedrängt. Welch schmähliche Gedankenarbeit! — Mißtrauisch und mit verkapptem Argwohn hatten sie in fremden Verhältnissen herumgetastet, herumgewittert, um zu entdecken, ob einer ihrer Freunde fähig sein könnte, plötzlich eine niedrige Handlung zu begehen! — Jedes einzelnen Thun und Treiben, sein Leben und seine Fehler hatten sie mit leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit, ohne zu zaudern, hervorgezerrt, besprochen, verurteilt! Aber dies war ja auch wieder eine Schuld, ein Vergehen, das sie nicht an einem einzelnen, sondern gleich an mehreren begangen. So hatte der eine fahle Funke im Nu einen Brand wachgerufen. Und welches Recht hatten sie gehabt?

Aubry selbst! — Vielleicht haben andre zu irgend einer Zeit seines Lebens gleich vorschnell oder hart über ihn geurteilt. Ihre eigne Mutter, mit der er als Kind gespielt hatte, deren ältester und treuester Bekannter er war, hatte öfter geäußert, Aubry sei ein reicher Mann, aber woher sein Vermögen stamme, wisse man eigentlich nicht. Gewiß war, daß er in seiner Jugend ein etwas abenteuerliches Leben geführt hatte. Zuletzt war er jahrelang im Dienste einer holländischen Compagnie auf Sumatra gewesen und war schließlich von dort heimgekehrt, frühzeitig ergraut und reich. — Sie erinnerte sich, wie ihr Vater einmal scherzweise gesagt hatte, Aubry müsse wohl Seeräuber gewesen sein! — Aber trotzdem hatte er große Stücke auf ihn gehalten. Isabel erinnerte sich, wie der Krieg angefangen hatte und der Vater sie und die Mutter unter Aubrys Hut weggeschickt. Und später mußte es einmal in dem Millionenhause eine sehr kritische Zeit gegeben haben. Sie wußte nicht recht, was es gewesen, aber in irgend einer großen Gefahr, in einem sehr sorgenvollen Augenblick war Aubry der Helfer, vielleicht der Retter geworden, und als der Vater starb, hatte wieder er alles besorgt und in Ordnung gebracht und war Isabels Vormund geworden. — Von alledem sprach man freilich nie, aber die dunkle Empfindung besonderer Verhältnisse war ihr doch geblieben. — Nun dachte sie, daß man manchmal förmliche Wundergeschichten von Aubry erzählt habe. Ein Spaßvogel hatte einmal sogar in Umlauf gesetzt, es sei bekannt geworden, daß Aubry ein bißchen Sklavenhändler gewesen, — daher die orientalischen Reichtümer! Und Aubry, der die Geschichte kannte, liebte es, sich manchmal mit ein wenig Geheimnis zu umgeben, wenn man die holländische Compagnie und Sumatra aufs Tapet brachte...

Ja, sie wurde förmlich krank von alledem! — Sie durchlebte Tage, an denen ihre Pulse wie im Fieber klopften, und alle diese ohnmächtigen, planlosen Gedanken wurden ein Gewirr, ein Urwald von wucherndem Unkraut, aus dem sie nicht mehr zurückzufinden vermochte.

*

Aubry wollte wieder einmal sehen, wie es ihr gehe, was sie Neues denke. Auf dem Wege fiel ihm ein: es war wirklich sonderbar, aber an jenem Unglücksabende hatte es wie eine Schwüle über dem kleinen Kreise gelegen! — Außer Randen hatte fast niemand mehr gesprochen nach der plötzlichen Finsternis; und wie er dann schließlich mit den jungen Leuten nach Hause gegangen war, war der einzige Maysdorff munter gewesen.

Halt, Maysdorff kam ihm jetzt eben entgegen. Sie machten ein Stück des Weges mitsammen.

„Also, Prinz Ferdinand ist wieder in Florenz?“ warf Aubry hin.

„In Florenz? — Nein!“

„Es scheint doch! So hat man mir wenigstens in seiner Wohnung gesagt.“

„Das war ein Irrtum,“ sagte Maysdorff. „Er war nur einen Tag abwesend, ich weiß nicht, wo; hatte irgend ein dringendes Geschäft.“

„So—o—o?“ machte Aubry.

Maysdorff nahm seinen klappernden Säbel kurz, um nicht so laut sprechen zu müssen.

„Wie heißt dieser berühmte Juwelier in Paris?“ fragte er dann plötzlich.

„Wie meinen Sie?“ rief Aubry und drehte sich mit einem Ruck ihm zu.

Maysdorff errötete ein bißchen.

„Von dem die Gräfin die wundervollen Perlen hat, die wir neulich sahen —“

„Fouquet!“ schnaubte Aubry. „Wollen Sie etwa Juwelen kaufen?“

Nun kämpfte Maysdorff sichtbar mit einer großen Verlegenheit.

„Ich bitte herzlich,“ sagte er, „schonen Sie mein kleines Geheimnis, hoffentlich nur noch kurze Zeit! — Sie wissen, — ich habe immer ... Marie Westkirchen ... wir haben uns gestern im stillen verlobt!“

„Bravo!“ rief Aubry noch ganz zerstreut und schlug ihn auf die Achsel. „Und die Perlen?“

„Ich weiß, daß sie solche ungeheuer liebt, und dachte, vielleicht dann als Cadeau ...“

„Ja so! freilich, freilich!“ nickte Aubry. „Und wird die Börse so etwas leisten können, hm, Maysdorff? Solche Stücke sind gesalzen!“

„Etwas bescheidener, natürlich,“ sagte der junge Offizier, „und Mama hat mir schon versprochen, tüchtig mitzuhelfen —“

„Na, ich gratuliere Ihnen herzlich, lieber Maysdorff! Und wenn es dazu kommt, besorge ich Ihnen das!“

An der nächsten Ecke trennten sie sich.

Maysdorff, der Perlen einkaufen will! — Es war eigentlich zum Lachen. Aber überall, auf Schritt und Tritt, müssen sie jetzt spuken ...!

Bei Isabel fand er das Haus ein bißchen in Unordnung. Es waren Handwerksleute da. Auf der Treppe und den Gängen lagen leinene Läufer über den Teppichen. Ein paar Fenster standen offen, und die Räume waren verstaubt. Baptiste, in einer großen blauen Werkschürze, war geschäftig, einige Majoliken und Porzellanvasen, die auf einem der antiken Schubladkästen des Ganges beisammen standen, mit einem großen Tuche zu verhüllen.

„Die Perle Baptiste!“ knurrte Aubry vor sich hin.

Er fand Isabel aufgelöst in Thränen.

„Na!“ machte er betreten. „Was giebt es nun wieder?“

„O — nichts!“ entgegnete sie ausweichend und mühsam. „Eigentlich gar nichts, wenn man will ... nur ein neuer Ton in diese schreckliche Disharmonie ... ich bin wirklich ein Opfer!“ und sie begann von neuem.

„Also, Courage!“ sagte Aubry und rückte sich gleichsam für eine neue Ueberraschung zurecht.

Sie war aufgestanden, irrte im Zimmer herum, knüllte an ihrem Taschentuch und suchte sich ein wenig zu beruhigen.

„Haben Ihnen die Treppen gefallen und der Gang?“ fragte sie. „Sind Sie über Ziegelsteine gestolpert oder über Lehmkübel? — Jetzt werden wir auch nicht mehr frieren, denn die Oefen müssen über Hals und Kopf in stand gesetzt werden. Baptiste wünscht es.“

„Ein ganz vernünftiger Wunsch,“ warf Aubry ein.

„Ja, es muß sogleich geschehen,“ fuhr sie fort, „denn Baptiste wünscht es und sagt, bei dieser Arbeit müsse er noch selbst dabei sein. Verstehen Sie das?“

„Will er Ihren Dienst verlassen?“

„Das gerade nicht, wenigstens jetzt nicht, aber er muß sofort ohne Aufschub auf ein paar Tage verreisen!“

„Ja, warum denn?“

„Weil er heiratet!“ rief sie.

„Schon wieder einer!“ sagte Aubry.

Aber Isabel brach in einen neuen Thränenschauer aus und rief: „Es ist zu, zu arg! — Nun, glauben Sie nicht, daß ich ein Kind sei! Baptiste wird ja dennoch wohl bei uns bleiben. Aber es schmerzt mich so unsäglich, daß der Mensch im stande war, mir alles das zu verheimlichen, keine Silbe davon zu verraten, alle die Zeit!

„Ich habe Baptist sein Unrecht vorgehalten“, fuhr Isabel fort, „und wissen Sie, was er mir zur Antwort gab? Er habe gefürchtet, dann erführen es die Leute, und er wolle nicht, daß darüber gesprochen werde, er liebe die Umstände nicht, und besonders wollte er nicht, daß es aussehe, als ob ich etwas für ihn thun müsse! — Baptiste, den ich mein Leben lang gekannt habe, gegen den ich gewiß immer nur Vertrauen und Freundschaft zeige, für den darf ich nichts thun? — Habe ich mir denn ihm gegenüber gar nichts verdient?! — Hab' ich ihn denn jemals wie einen Knecht oder wie ein lebloses Ding oder wie einen wildfremden Menschen behandelt?! — Sehen Sie, das thut mir weh, weh über die Maßen! Denken Sie mir das doch nach! — Zwanzig Jahre ist er im Haus, ist ein Stück von meinem Leben beinahe, weiß alles in der Familie, kennt mich von Kindheit an, und nun, was habe ich davon? Ich darf, wo er seinen Hausstand gründen will, nichts für ihn thun! — Ich bin natürlich viel zu fremd und zu gleichgültig, als daß ich mich um sein Wohl und Wehe kümmere ...! O, Aubry, was fühlt, was denkt so ein Mensch von uns ...?! Ist es nicht entsetzlich traurig, wenn er glaubt, er habe nur zu dienen, ewig nichts andres als zu dienen? — Hat ihm das Schicksal nicht einmal so weit das gleiche Los mit uns beschieden, daß er den Mut findet, zu glauben, er sei auch ein Mensch für uns und nicht bloß ein bezahlter Sklave?! Und wie versteinert muß seine eigne Empfindung sein! Er wird gar nicht fühlen können, was er mir gethan, auch wenn ich's ihm hundertmal sagte. Er würde es gar nicht begreifen! Und dabei hat er mich doch winzig klein gemacht, erbärmlich klein! — Ich schäme mich sozusagen vor mir selbst ... O, wie unsäglich traurig ist dies alles!“

Sie brach von neuem in Thränen aus, stöhnend und schluchzend wie ein Kind. Aubry schwieg eine ganze Weile. Eine seltsame, ungewohnte Empfindung flog für einen Moment über sein eignes, gleichmütig gewordenes altes Herz ...

Dann strich er ein paarmal leise mit den Fingern über ihr Haar, wie sie so in sich gesunken dasaß, und eine riesige Achtung vor dem Edelmute dieser Frauenseele ging in ihm auf. Eine Zeitlang leistete er ihr noch Gesellschaft, und es gelang ihm auch, sie etwas zu beruhigen. Aber sie war für nichts andres zugänglich und fühlte sich krank, gebrochen und lustlos an diesem ganzen Leben. Und so ging er wieder, als es Abend wurde.

„Es scheint, man soll nichts mehr als Aerger haben!“ brummte er; und dann dachte er: ‚Und das ändert doch nichts daran! ... Es ist auffällig, daß dieser tadellose Vertrauensmann plötzlich heiraten und dafür Knall und Fall auf Reisen gehen muß ...!‘

*

Isabel saß vor ihrem Toilettespiegel. Ihr dunkles Goldhaar floß wie ein Mantel aufgelöst über ihre Schultern herab, und Therese hatte es gerade durchzukämmen. Das war an und für sich keine geringe Arbeit. Aber in den letzten Tagen war es geradezu zur härtesten Probe für Theresens wohlgeschulte Geduld geworden. Seit der letzten Neuralgie war die Frau Gräfin von einer Empfindlichkeit, die keine Grenzen mehr hatte. Sonst war es Theresens liebste Arbeit. Ihre schöne Herrin pflegte dabei mit ihr zu plaudern, und es gab Momente, wo das Mädchen beinahe den Unterschied zwischen ihnen hätte vergessen können. O, was das für ein Gefühl ist! — Isabel kam ihr dann nicht mehr bloß wie die Herrin vor, sondern auch wie eine Freundin. Wie viel Güte hatte sie schon von ihr erfahren! Und gewiß kannte niemand das goldene Herz der Frau Gräfin so gut wie Therese. Um alles kümmerte sich ihre Herrin. Sie kennt aus der Ferne

auch Theresens Vater, die Mutter und den braven jüngeren Bruder. Sie fragt nach ihnen, sie läßt sie manchmal grüßen. Sie kümmert sich um Theresens kleine Sorgen, um ihre richtige Unterhaltung, ihre Lektüre. Und wenn Therese einmal krank war, kam die Frau Gräfin oft in ihr Zimmer, sorgte für ihre Ruhe, daß sie sich pflege, rückte an ihrem Kissen, reichte ihr vielleicht selbst einmal ein Medikament. Solche Gelegenheiten waren dann die Anlässe, wo Therese am liebsten störrisch wurde. Sie zeigte üble Laune, ja, sie brachte es zuwege, ungehorsam und eigenwillig zu werden. Aber das war nur ein Kniff. Es war nämlich so wohlthuend, Widerspruch und Strenge bei der Frau Gräfin hervorzurufen. Denn welche Güte und Sorglichkeit sich verriet, wenn sie zuredete und beschwichtigte, das war einfach nicht auszusprechen. Deshalb war der Schluß stets, daß Therese ihre Hände faßte, mit hundert Küssen bedeckte und in Thränen überschwenglicher Dankbarkeit fast erstickte. — Sie liebte ihre Herrin einfach, und zwar mit eifersüchtigem Herzen. Wenn sie beim Kämmen hinter Isabels Sessel stand und die wundervollen Haarwellen durch ihre Finger gleiten ließ, pflegte sie dabei Isabels Gesicht im Spiegel anzusehen. Man konnte sich kein schöneres, süßeres Frauengesicht denken. Es sollte nun jemand andres einmal sich so ruhig und ungehindert in diese Engelsaugen versenken können oder diesen Nacken, diese Stirn, diese feinen bräunlichen Wangen, diesen Mund betrachten können! Und dann dachte die Frau Gräfin nicht daran, auch nur die kleinste Miene zu machen, als ob sie nicht allein wäre. Sie war dann frisch vom erquickenden Schlaf, ermuntert vom Morgenbade. Ihre Haut leuchtete von Schönheit, ihre Augen blickten frei und hell, gerade noch mit so viel zögernder Schwere vom Erwachen, daß sie etwas von dem sich zurechtfindenden Ernst hatten, wie munter werdende Kinderaugen. Aber das Schönste war, wenn sie Therese im Spiegel anlächelte, wenn ihre dunklen Lippen sich teilten und die Zähne perlenweiß blitzten. Dann fühlte Therese, als wäre sie zu jeder Stunde bereit, ihr Leben für die Frau Gräfin hinzugeben.

Aber heute hatte sie einen schweren Stand.

Die Gräfin machte ein ernstes Gesicht, und sie sprach fast gar nicht. Umsonst bemühte sich Therese, einen Blick aus dem Spiegel zu bekommen.

Dabei war die Gräfin nervös. Therese zog die Haare daher mit der möglichsten Vorsicht durch den breiten Schildpattkamm, als wären es Spinnenfäden, die jeden Augenblick reißen könnten. Aber es nützte doch nichts.

„Geben Sie doch acht!“ sagte Isabel mit einer unwilligen Bewegung.

Therese ließ die Haare nur noch schweben.

„Ach! — Therese, Sie reißen ja!“

„Aber, Frau Gräfin, ich bitte doch!“

Nach einer Weile: „Ich begreife eigentlich nicht, wie Sie so eine schwere Hand haben können —“

Therese bemühte sich, ihre Finger zu Sammet zu machen.

Aber gleich darauf ächzte die Gräfin: „Das ist doch zu arg! Jetzt haben Sie wieder einen Knoten!“

Theresens Augen wurden heiß.

„Frau Gräfin!“ sagte sie flehend.

Aber wenn Isabel ihren Tag danach hatte, konnte sie sogar ein wenig ungerecht werden. Sie stöhnte ein bißchen und sagte: „Ich möchte nur wissen, warum gerade ich so gequält werden muß! — Ich möchte wissen, ob Sie jemand andern in der Art kämmen dürften!“

Nun wurden aber Theresens Hände vor Aufregung wirklich unruhig und zitterten.

„Natürlich!“ sagte Isabel mit Härte. „Jetzt werden Sie noch ärgerlich, und ich bekomme es zu fühlen! Sehr schön, wirklich! — Nein, Sie benehmen sich doch manchmal wie ein ungezogenes Kind!“

Und Therese kämpfte mit dem Weinen, schluckte die Thränen hinab und wurde ganz ungeschickt.

„Es ist doch merkwürdig!“ sagte Isabel ohne Erbarmen. „Gerade bei mir müssen die Leute alle verzogen werden und ihre Manieren einbüßen ... Sie würden sich auch einmal erinnern, wenn Sie wo anders wären ... Nein, jetzt habe ich es aber satt! Jetzt passen Sie endlich einmal auf, oder ich kämme mich allein fertig.“

Therese war tief unglücklich. Die Thränen liefen ihr über die Wangen.

Aber gerade jetzt klopfte Baptiste an die Thüre. Jeder im Haus kannte seine Art. Zwei kurze grobe Schläge.

„Was will man denn schon wieder?“ rief Isabel ärgerlich. „Und Baptiste, ich glaube, Sie könnten sich doch wirklich angewöhnen, etwas sanfter anzuklopfen!“

Er blieb an der Thüre stehen, das Gesicht von Arbeit erhitzt, in seiner großen blauen Latzschürze, und sah recht schmutzig aus. Als ob er bei seiner sonstigen Verwendung eine Entschuldigung vorbringen müßte, gab er zur Antwort: „Ich mußte mit Hand anlegen beim Ofen im Boudoir. Sie hatten ihn auseinanderzunehmen und waren ungeschickt dabei. Dann beim Kamin im Salon. Frau Gräfin, die Perlenbrosche ist gefunden!“

Isabel sprang in die Höhe, daß der große Schildpattkamm aus Theresens Hand flog und auf dem Boden zerbrach.

„Was sagen Sie?“

„Ich hab' soeben die Brosche der Frau Gräfin gefunden!“

„Aber Baptiste, um Gottes willen, so zeigen Sie sie doch her!“

Und Baptiste öffnete lächelnd seine große, schmierige Faust, und von der schmutzigen Haut blitzten die zwei Solitäre und die Perlen.

Isabel faßte nicht gleich darnach. Sie mußte beide Hände fest auf die Brust drücken. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen.

„Großer Gott!“ sagte sie laut. „Wie danke ich dir aus tiefstem, tiefstem Herzen! — Es wäre zu schrecklich gewesen ... zu entsetzlich!“

Baptiste aber dachte: ‚Ja, wenn die Leute,

die Millionen haben, einmal etwas verlieren sollen, selbst unsre gute Frau Gräfin, — dann können sie wohl beten!"

Sie nahm sich keine Zeit. Er mußte sofort zeigen, wie es gewesen. Als wäre nun noch etwas zu versäumen, lief sie in den offenen Haaren den Gang hinab.

Im Kamin war die schwarze Marmorplatte, die zwischen dem Roste und dem niedrigen vergoldeten Gitter vorn den Boden bildete, irgendwie locker geworden, und die Leute hatten sie weggehoben, um die Untermauerung wieder in stand zu setzen.

„Ich kann nicht sagen, warum," erzählte Baptiste, „aber ich mußte bei dieser Arbeit fortwährend wieder an den Schmuck denken, den die Frau Gräfin gerade hier verloren hatte. Zwischen dem Gitter und den Ziegeln ist hier eine breite Kluft, welche die Platte sonst deckt. Ich fuhr mit beiden Händen langsam durch den Staub und das kleine Geröll, das darum lag, und auf einmal fühlte ich es, zog es hervor, und es war's! — Sehen Sie, Frau Gräfin, ohne diese zufällige Arbeit wäre es keinem Menschen möglich gewesen, da hinein zu langen, denn die Platte war mit Mörtel festgemacht. Herein konnte die Brosche wohl schlüpfen, aber heraus kam sie nimmermehr, vielleicht bis man einmal den Kamin abgetragen hätte! — Wie das aber geschehen ist, Frau Gräfin?! Die Brosche muß rein hinein geflogen sein!"

Und Baptiste, der vor solchen praktischen Rätseln niemals Ruhe geben konnte, erschöpfte sich mit Feuereifer in Kombinationen. Sie aber konnte ihn nicht ruhig anhören. Sie brachte ihn auch aus der Fassung, indem sie ihm mit Thränen in den Augen die Hand hinstreckte und ihm dankte. Dabei schüttelte sie wirklich in Gegenwart des Hafners und des Maurers seine schmutzige, schwere Rechte, so daß Baptiste verlegen, rot und beinahe gerührt wurde.

Dann schrieb sie, zitternd vor Freude, ein Billet: „Bitte, bitte, Aubry! Ich muß Sie sprechen! Kommen Sie so bald wie nur möglich. Die Brosche ist gefunden!"

Und Therese mußte sich dann zwar außerordentlich beeilen mit der Frisur, aber die Frau Gräfin war die Munterkeit selbst und sah sie mit den freundlichsten Blicken aus dem Spiegel an, wenn sie gerade die Augen von dem Schmuckstück hob, das sie die ganze Zeit in ihren Händen im Schoße liegen hatte.

Und Aubry kam; Baptiste mußte die Geschichte wieder erzählen; sie standen wieder vor dem Kamin, und die Bewegung der Gemüter war groß.

„Was haben wir nicht alles heraufbeschworen darum!" meinte Aubry dann, als er immer wieder mit Isabel davon zu sprechen begann.

„Mir ist das Herz so schwer davon!" seufzte sie auf. „Ich kann Ihnen nie den Zustand schildern, in den ich geraten war ... Mich schaudert! — Eine ganze Zeit werde ich brauchen, um diesen Alp von meiner Seele zu schütteln. Werde ich es überhaupt noch thun können?! Mir ist, als wäre mir plötzlich eine Binde von den Augen genommen worden; als sollt' ich nun immer den Blick in die trostlose, ängstliche Nacht alles möglichen Mißtrauens gerichtet haben ... Als werde das für alle Zeiten etwas von seiner Bitternis, einen Tropfen Gift in mir zurücklassen —"

„Nun, nun!" sagte er beschwichtigend. „Bedenken Sie, wir waren von einem Rätsel überrascht worden, — wir gingen ein wenig zu rasch vor, ließen uns ein bißchen hinreißen —"

„Ich fürchte, ich werde es gar nicht überwinden können," fuhr sie nachdenklich fort, „wie wir von befreundeten Menschen gesprochen haben ... wie wir sie verurteilten ... Ich glaube, immer wird mich ein geheimes Schuldgefühl vor ihnen drücken! Ach, Aubry, sagen Sie mir doch, daß das alles nur Visionen waren, daß alle diese Dinge nicht so traurig, nicht so zu verurteilen sind ... daß das alles nicht so untilgbare Makel und Flecken sind an den Menschen, die ich gerne mag, und denen ich so gerne vertrauen möchte ... Wissen Sie, mir kommt es vor, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich einmal niemand zu trauen vermöchte! Es ist entsetzlich zu denken!"

„Ich möchte doch wissen, wie es eigentlich geschehen konnte?" sagte er sinnend.

„Nicht wahr, Aubry!" bat sie wieder. „Ich brauche nun doch keine Gespenster zu sehen ... Ich brauche nicht mehr alles mögliche Abscheuliche mit wirren Gedanken zu verfolgen, wie man einen bösen Traum durchdenkt? Machen Sie mich wieder ruhig!"

„Mein liebes Kind!" sagte er und sah ihr ernst in die Augen. „Vor allem sind wir alle miteinander bloß Menschen und als solche voller Fehler. Und wie viel wir auch beisammen leben, ganz und gar kennen wir uns doch nie. Am wenigsten uns selbst! — Wir sind vor allem große Egoisten und lieben die Bequemlichkeit und den Frieden. Deshalb haben wir unser Leben so zurecht gemacht, daß wir die groben Züge und die Leidenschaften, alles Plötzliche und Gewaltsame, alle herrenlosen Instinkte und Impulse möglichst verdecken und verschweigen. Aber oft flackert plötzlich ein Licht über unsern Köpfen, grell wie ein Blitz, und blendet unsre Augen. Wir werden irre und ängstlich, und es kommt etwas über uns, wie über Menschen, die in einem brennenden Saale beisammen sind. Man will sich retten und beginnt zu drängen und zu laufen. Man tritt dem Nachbarn vielleicht auf die Füße; man schlägt und stößt und vergißt unsre guten Manieren ... Wir werden leicht ein bißchen so wie erschreckte Tiere ... In dieser Art ist damals über uns auch plötzlich ein Licht aufgeflackert, und es hat uns die Angst gepackt, daß wir in einem brennenden Hause sein könnten ... Nein, Sie brauchen doch keine Gespenster zu sehen! Seien Sie ruhig! — An den guten Jungen, die wir besprochen, mag es ja viele schöne Seiten geben ... Gewiß brauchen Sie Ihre ‚Garde' nicht zu verabschieden, guter Gott! — Und im stillen wollen wir ihnen Abbitte leisten!"

„Meine Garde!" rief Isabel aufatmend. „Und ich kann ihnen wieder trauen!"

„Das," sagte Aubry mit einem feinen Lächeln, „das will immer noch gelernt werden! Merken Sie

bloß: leicht fällt in das Vertrauen ein Tröpfchen Bitternis ... Und ich möchte, daß Sie auch nicht ein Tröpfchen davon in Ihren Becher mischen ...!"

Sie sah ihn ein wenig fragend an, und er dachte: ‚Ich will es doch nicht sein, der ihre glücklichen Täuschungen zuerst zerstört! — Das Leben selbst wird es früh genug besorgen. — Mag sie bis dahin, so viel sie noch kann, die Menschen für gut und recht und tadellos halten!'

Dann sagte sie entschlossen: „Noch einen Dienst müssen Sie mir erweisen! Ich will diese Unglücksspange los werden. — Bitte, bitte, schreiben Sie an Fouquet, oder machen Sie es sonst, wie Sie glauben. Die Perlen will ich los sein. Sie haben mich so viel Thränen gekostet!"

„Sie wollten?" rief Aubry überrascht.

„Es ist mein fester Entschluß!" sagte sie. „Und dann", setzte sie mit einem hellen und dankbaren Blicke hinzu, „wissen Sie, ich kann Ihre Augen und Ihre Worte gar nicht mehr vergessen, als Sie mir damals sagten: ‚Und dies wollten Sie wirklich am Halse tragen?' — O, Sie wissen gar nicht, wie mir das geklungen hat!"

Aubry lachte, daß seine buschigen Brauen zitterten.

„Aber Sie sind ein Kind!" rief er. „Gut, gut! Wir werden noch darüber sprechen, wenn Sie wollen."

„Ich bleibe ganz gewiß dabei," entgegnete sie.

„Wie mag es nur geschehen sein?" fing er wieder an. „Ich habe nun zwar eine Idee — halt, wahrhaftig, so muß es gewesen sein! — Wahrhaftig, so und nicht anders!" Er wurde ganz lebhaft. „Jetzt hören Sie zu, denn so und in keiner andern Weise hat es sich zugetragen! — Wirklich, das ist die Lösung des Rätsels! — Nicht wahr? Es wurde finster, Prinz Ferdinand ergriff den Schleier und vermummte sich, und als die Lichter kamen, da fehlte die Brosche. — Nun gut! Es wurde finster, Prinz Ferdinand griff nach dem Schleier und riß ihn vom Tisch, hastig, weil die Zeit drängte. Und an dem Schleier war die Spange hängen geblieben! Merken Sie wohl, sie hing am Schleier. — Er stand vor dem Kamin, schlang das feine Gewebe in aller Eile um sich und schleuderte dabei die Brosche, ohne es zu ahnen, mit einem Schwunge weg! Sie fiel, wohin sie gefallen ist, und dort blieb sie natürlich liegen. Was sagen Sie dazu? Es kann nicht anders geschehen sein! Was meinen Sie?"

Sie stand vor ihm und sah ihn verwundert an. „Ich meine, daß Sie wirklich recht haben!" sagte sie nach einer Weile. „Und noch etwas andres! Ich bin oft thatsächlich noch sehr kindisch, glauben Sie mir! Ich schleppe zum Beispiel manchen Aberglauben mit mir herum und habe nicht einmal den Wunsch, mich davon zu befreien, vielleicht — ja vielleicht, weil es manchmal so angenehm und verlockend ist, einen kleinen Aberglauben zu haben! — Ich habe jetzt das Gefühl, als wäre ich eben aus einer qualvollen, thränenvollen Lage befreit ... und ich habe weiter das Gefühl, Aubry, als ob es trotz allem ganz gewiß nicht so glücklich abgelaufen wäre, wenn ich Sie nicht gehabt hätte ... gerade, als hätte sich alles nur deshalb wieder geebnet, weil Sie dabei waren, als guter Geist."

„Ta — tah!" machte Aubry und sah sie ein bißchen schuldbewußt an, denn es fiel ihm drückend ein, wie ungeordnet seine eignen Gedanken herumgeflogen waren. „Was Sie sagen! — Und Baptiste?"

„Jawohl, auch er!" rief sie lebhaft. „Sie und mein guter, treuer, ehrlicher armer Baptiste, ganz gewiß! Aber sehen Sie: mein Aberglauben ist zähe! Ich glaube, wenn Sie nicht gewesen wären — dann hätte er die Brosche am Ende doch nicht gefunden!"

Aubry lachte hell auf. Aber sie streckte nun ihre beiden Hände beinahe zärtlich nach seinen weißen Schläfen, reckte sich auf die Fußspitzen, schloß die Augen ein wenig und küßte ihn warm und herzhaft mitten auf die Stirn, — das heißt, ein bißchen rechts, gerade über dem Auge; er kann die Stelle nie mehr vergessen.

„O — o!" machte er bewegt, und bittend setzte er hinzu: „Encore!"

„Nein, lieber Freund!" sagte sie lächelnd. „Dies können Sie nur das eine Mal erleben; aber den einen haben Sie verdient, und er kam ganz vom Herzen!"

Er faßte ihre beiden Hände, neigte seinen Graukopf und sah ihr tief in die Augen. Die Nase prickelte ihn dabei, als ob er niesen möchte, oder als ob plötzlich das Wasser in seine Augen steigen wollte. Dann wandte er sich mit einem Ruck ein wenig ab.

‚Sie könnte — —,' dachte er. ‚Gewiß, sie könnte ja beinahe meine Enkelin sein. Ich armer alter Esel!'

„Und nun," sagte sie, „helfen Sie mir noch ein wenig. Wir müssen noch ein paar Einladungskarten schreiben; das können Sie mir abnehmen. Kommen Sie! Wir wollen einen kleinen Abend haben, ganz unter uns, wie damals. Ich will meine gute Garde wieder fröhlich beisammen sehen! Ich bin oft ein recht dummes und trübseliges Geschöpf, und ich brauche einen kleinen Ausgleich für diese Tage. Wir werden auch nicht mehr frieren! Baptiste hat vorgesorgt. Dann setzen wir uns an den Kamin, gerade wie damals. Aber ein lustiges Feuer soll darin knittern und seinen warmen Schein auf uns werfen. Und dann — diese traurige Geschichte wird nie ein Mensch von mir erfahren, — aber ich will mir eine andre zurecht machen. Ich will den Schleier wieder herumnehmen, und dann erzähle ich euch irgend etwas Gruseliges, von einem Gespenst, gerade nur so viel Grusel, daß einem recht warm und wohl dabei zu Mute wird. Baptiste muß eine Rolle dabei haben, und Sie, Aubry, Sie mache ich in meiner Geschichte zum guten, alten Geisterbeschwörer!"

Katzenzucht.

Eine Anregung von **Wilhelm Haacke.**

Mit Originalskizzen von Julius Adam.

Die Rassetierzucht liegt, soweit sie der Liebhaberei dient, bei uns in Deutschland noch sehr im argen. Zwar haben wir neuerdings in der Zucht rassereiner Hunde, Hühner und Tauben große Fortschritte gemacht, aber hinter dem Auslande, namentlich hinter England, stehen wir immer noch weit zurück. Dies gilt besonders von der Katzenzucht. Allerdings ist diese selbst in England bis jetzt zu einer keineswegs bedeutenden Höhe gelangt, aber die Katzenausstellungen, die regelmäßig im Londoner Krystallpalast abgehalten werden, zeigen, daß man in England schöne und rassereine Katzen zu schätzen weiß, und diese Ausstellungen können einem, wie mir einmal ein Londoner Tierhändler bemerkte, die Augen darüber öffnen, was sich aus unsrer Hauskatze machen läßt. Aber lehrreich genug war auch schon die Münchener Katzenausstellung im Herbste 1897, lehrreich deshalb, weil sie zeigte, wie viel uns in Deutschland auf dem Gebiete der Rassekatzenzucht noch zu thun bleibt.

Rassekatzenzucht — eigentlich giebt es nicht genug Katzenrassen, um diese Bezeichnung zu rechtfertigen. Denn Formenverschiedenheiten wie bei Hund, Huhn und Taube kommen bei der Katze nur in geringer Anzahl und wenig beträchtlichem Grade vor. Als Rasse- oder Formenkatzen, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, sind die langbeinige, stummelschwänzige Katze der Insel Man und die schlappohrige Katze der Chinesen zu bezeichnen. Allenfalls könnte man auch die Angorakatze hierher rechnen. Aber diese zeichnet sich nur durch ihr langes Haar, nicht durch andre Besonderheiten der Körperform aus. Und da bei uns kaum jemand besonderes Gefallen an der Katze von Man und an der chinesischen Rasse finden wird, so wird sich das, was wir Rassekatzenzucht zu nennen haben werden, vorerst auf die Zucht von Farbenkatzenrassen beschränken müssen. Farbenrassen, das heißt Rassen, die sich nur durch ihre Färbung und Zeichnung auszeichnen und sowohl Färbung als auch Zeichnung streng vererben, kennen wir zum Beispiel bei Tauben und Hühnern in großer Anzahl, und groß ist auch die Zahl schöner Farbenrassen, die bei der Hauskatze möglich ist. Denn gleich allen andern echten Haustieren, das heißt Tieren, die unter der Herrschaft, Pflege und Zucht des Menschen neue, ihren wilden Vorfahren nicht zukommende Eigenschaften erworben haben, ist auch die Katze, was wenigstens ihre Färbung und Zeichnung anlangt, sehr veränderlich, sehr variabel, wie der gewöhnlich gebrauchte Ausdruck lautet. Und wenn wir Rassen selbst von Farbenkatzen auch heute noch kaum besitzen, so liegt dies daran, daß die Hauskatze sozusagen noch ein halbwildes Leben führt. Sie streift, wie bekannt, gern umher, was zur Folge hat, daß sich ihre Zucht nicht so überwachen läßt wie bei andern Haustieren. So kommt es, daß eine weibliche Katze keineswegs immer ein Männchen findet, zu dem sie paßt. Wo aber ungeregelte Paarung verschieden gefärbter und gezeichneter Katzen viele Generationen hindurch stattfindet, wo jede Zuchtwahl fehlt, da giebt es eine sehr bunte Nachkommenschaft und eine Nachkommenschaft von Tieren, die ihre Eigentümlichkeiten nicht streng vererben. Wer also Katzenzucht treiben will, muß seine Tiere im Zimmer oder wenigstens in Käfigen halten. Namentlich letzteres geht, wie ich aus Erfahrung weiß, sehr gut und ist auch nur zur Fortpflanzungszeit nötig. Außerdem muß es sich der Katzenzüchter aber auch nicht verdrießen lassen, sorgfältige und zweckmäßige Zuchtwahl zu üben. Die wird gerade bei der Farbenrassenzucht der Hauskatze sehr lohnend sein. Aber sie will auch mit Verständnis getroffen werden; der Züchter muß die Gesetze kennen, nach denen die Hauskatze abändert, variiert. Hierfür giebt uns ein Vergleich verschiedener Hauskatzen mit Wildkatzen, darunter der Stammmutter der Hauskatze, der nubischen Falbkatze, beachtenswerte Winke.



Die wilde Falbkatze Nubiens und benachbarter Gegenden ist im großen und ganzen gelbgrau, wüstenfarbig. Eine Zeichnung des Felles ist bei ihr nur eben angedeutet und entspricht der Tigerstreifung, die wir bei unsrer europäischen Wildkatze freilich viel schärfer und ausgesprochener als bei der Falbkatze, wenn auch lange nicht so deutlich wie beim Tiger, sehen. Die Zeichnung der Falbkatze steht an Schärfe ebenso weit hinter der der europäischen Wildkatze zurück, wie deren Zeichnung hinter der des Tigers. Immerhin ist sie auffällig genug, um uns zu sagen, unter welcher Zeichnungsform des Katzenfelles wir sie einzureihen haben. Die Falbkatze bildet einen Uebergang von den quergestreiften Katzen zu den einfarbigen. Wir können nämlich einfarbige und gezeichnete Wildkatzen unterscheiden und unter diesen quergestreifte, getüpfelte und längsgestreifte. Längsgestreift ist freilich nur eine einzige Wildkatzenart, die Pampaskatze Südamerikas. Getüpfelt sind der Leopard, der Jaguar und viele kleinere Katzenarten, quergestreift sind neben andern Tiger und europäische Wildkatze. Unter den getüpfelten Katzen giebt es etliche, deren Tüpfel zu Längsreihen angeordnet sind, und junge Löwen, die bekanntlich getüpfelt sind, zeigen ihre Tüpfel in Querreihen gestellt. Solche Anordnung der Tüpfel zu Längs- oder Querreihen, verglichen mit andern Zeichnungsformen des Katzenfells, läßt wichtige Schlüsse auf die stammesgeschichtliche Entwicklung des Katzenfelles zu.

Unter Stammesgeschichte versteht man bekanntlich die Lehre von der Entwicklung der Tier- und Pflanzenarten im Laufe der Erdgeschichte, die Wissenschaft von den Tier- und Pflanzenstämmen, das heißt von den Vorfahrenreihen der einzelnen Arten. Die heutige Zoologie und Botanik stehen ja auf dem Boden der Abstammungslehre, nehmen an, daß die heutigen Tier- und Pflanzenarten von andersgearteten Vorfahren abstammen, woraus der Wissenschaft die Aufgabe erwächst, die Vorfahrenreihen der verschiedenen Arten, so gut es gehen will, zu erforschen, ihre Stammesgeschichte festzustellen. Die Forschungen des im Sommer 1898 verstorbenen Professors Eimer in Tübingen haben uns

nun davon überzeugt, daß die stammesgeschichtliche Umbildung der Tiere streng gesetzmäßige Wege einschlägt. Dies hat Eimer namentlich durch die Vergleichung nahe verwandter Tierarten und vieler Individuen einer Art festgestellt. Hierbei hat sich unter anderm gezeigt, daß zum Beispiel auf dem Schmetterlingsflügel kein noch so unbedeutendes Strichelchen, kein Pünktchen auftritt, das sich nicht als Teil der Zeichnung eines andern Individuums derselben Art oder einer nahe verwandten Art erwiese. Mit andern Worten: die Zeichnungsform, die bei einem



Tier auftreten kann, ist durch die Organisation dieses Tieres vorgeschrieben, und diese Organisation schließt sich eng an die verwandter Tiere an. Das zeigt sich auch bei der Zeichnung des Katzenfelles. Professor Eimer hat durch sehr sorgfältige Vergleichungen der verschiedenen Zeichnungsformen bei Wildkatzen nachweisen können, daß die stammesgeschichtliche Entwicklung der Zeichnung in der Vorfahrenreihe jeder Katzenart dieselben gesetzmäßigen Wege eingeschlagen hat, und daß die Abänderung der Katzenzeichnung noch heute auf solchen Wegen einhergeht. Die Zeichnung bei den Stammformen aller heutigen Katzenarten war Längsstreifung, das heißt Streifung mehr oder weniger parallel dem Rücken und dem Bauche. Aus der Längsstreifung entsteht im stammesgeschichtlichen Verlaufe der Katzenentwicklung zunächst Längstüpfelung, das heißt die Längsstreifen zerfallen in Längsreihen von Tüpfeln. Tüpfel, die zu Längsreihen angeordnet sind, finden wir heute noch zum Beispiel beim Serval und beim Ozelot, besonders schön auch bei der Viverrenkatze Indiens. Der folgende stammesgeschichtliche Schritt der Entwicklung der Katzenzeichnung besteht darin, daß die Anordnung der Tüpfel zu Längsreihen undeutlicher wird, wie wir es zum Beispiel beim Jaguar sehen. Bei diesem und beim Leoparden sind die ursprünglich großen Tüpfel indessen vielfach zu Haufen von kleinen Tüpfeln zerfallen. Haben die Tüpfel ihre Anordnung zu Längsreihen aufgegeben, so bestreben sie sich, zu Querstreifen zusammenzutreten, das heißt zu Reihen, die vom Rücken zu nach dem Bauche verlaufen. Solche Anordnung der Tüpfel zeigen uns zum Beispiel junge Löwen. Endlich verbinden sich die in Querreihen gestellten Tüpfel, indem sie in dieser Richtung zusammenfließen, zu Querstreifen, wie sie der Tiger und unsre europäische Wildkatze tragen.

Wie aus dem obigen hervorgeht, haben noch nicht alle heutigen Katzenarten die höchste Stufe des Katzenkleides, die der Querstreifung, erreicht. Auf der Stufe der Längsstreifung ist die Pampaskatze stehen geblieben, auf der der Längstüpfelung der Serval und auf der Stufe der Quertüpfelung der Löwe. Dieser ist indessen nur in der Jugend getüpfelt, später verblaßt die Zeichnung, um der Einfarbigkeit Platz zu machen. Und solches Schwinden der Zeichnung kann, wie es scheint, auf jeder stammesgeschichtlichen Entwicklungsstufe des Katzenfelles eintreten. Der Puma Amerikas zum Beispiel scheint schon auf der Stufe der Längstüpfelung einfarbig geworden zu sein, denn junge Pumas sind längsgetüpfelt. Die Falbkatze dagegen, die Stammmutter unsrer Hauskatze, hat erst auf der Stufe der Querstreifung begonnen, einfarbig zu werden.

Die Falbkatze ist, wie wir gesehen haben, schon ziemlich einfarbig, aber unter ihren Nachkommen, den Hauskatzen, giebt es viele mit sehr scharfer Zeichnung. Und das ist erklärlich, denn gleich allen Haustieren und Kulturpflanzen unterliegt auch die Hauskatze oft dem sogenannten Rückschlage. Das heißt, es treten bei ihr Individuen auf, die in dieser oder jener Hinsicht weit entfernten Vorfahren gleichen. Und bei der Hauskatze geht der Rückschlag oft über die nahezu einfarbige Falbkatze hinaus und zurück zu Vorfahren der Falbkatze, die noch eine deutliche Zeichnung hatten. Und nicht bloß eine einzige Stufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Falbkatzenfelles wird hiervon betroffen, denn es giebt nicht bloß quergestreifte, sondern auch getüpfelte Hauskatzen. Selbst Längsstreifung tritt noch bei der Hauskatze auf, wenn auch nicht überall, so doch in der Nähe des Rückens. Der Rücken bleibt nämlich dem Bauche gegenüber in der stammesgeschichtlichen Umbildung der Zeichnung zurück, wie der Rumpf dem Schwanze und der Kopf dem Rumpfe gegenüber, weshalb manche Haus- und Wildkatzen am Schwanze schon quergestreift, geringelt, am Rumpfe getüpfelt und am Kopfe noch längsgestreift, und manche Hauskatzen in der Nähe des Bauches getüpfelt, in der des Rückens längsgestreift sind, während das Umgekehrte niemals vorkommt. Hierin offenbart sich die Gesetzmäßigkeit der Katzenfellentwicklung, und diese Gesetzmäßigkeit und die Rückschläge der Hauskatze auf Zeichnungsformen ihrer Vorfahren zeigen dem Züchter, was er durch sorgfältige Auswahl der Individuen und strenge Ueberwachung der Zucht erreichen kann. Es dürfte nämlich nach allem, was wir gelernt haben, gar nicht schwer sein, rein längsgestreifte Hauskatzen aus solchen, die größtenteils noch getüpfelt sind, herauszuzüchten, wie es andrerseits die Aufgabe der Katzenzucht sein muß, rein quergestreifte und getüpfelte Rassen zu erzielen, neben solchen, die Quer- oder Längstüpfelung, und andern, die sowohl Quer- als auch Längstüpfelung, das heißt eine Anordnung der Tüpfel in Quer- und Längsstreifen zugleich, aufweisen, wie ich es einmal an einer australischen Schiffskatze beobachtet habe. Ueber der Zucht gezeichneter Katzen ist auch die einfarbiger nicht zu vernachlässigen. Am bekanntesten sind darunter schwarze, sehr beliebt weiße, namentlich wenn sie der Angorarasse angehören. Auch einfarbig schieferblaue, sogenannte Maltakatzen, werden gern gehalten. Ich kann mich für keine der drei genannten Färbungen besonders erwärmen und stelle unter den mir bekannten einfarbigen Katzen die siamesische obenan. Deren Rumpf ist wie Milchschokolade gefärbt, während Kopf, Schwanz und Beine kaffeebraun sind. Die siamesische Katze, die von Zeit zu Zeit importiert und auch bei uns schon gezüchtet wird, aber noch ziemlich teuer ist, ist also nicht völlig einfarbig. Sie muß aber zu den einfarbigen Katzen gerechnet werden, weil die Färbung ihres Rumpfes ganz allmählich in die von Kopf, Schwanz und Beinen übergeht. Wie wäre es nun, wenn man einmal versuchte, eine ungezeichnete rotgelbe Katzenrasse







Julius Adam:

Studienblatt.

mit kastanienbraunem Kopfe und Schwanze und ebensolchen Beinen zu erzüchten? Ich meine, es müßte gelingen; denn rotgelbe Katzen sind nicht selten, wenn sie bis jetzt auch immer mit Streifung oder Tüpfelung aufgetreten sind, und wie bei den siamesischen Katzen, so wird auch bei ihnen eine abweichende Färbung an Kopf, Schwanz und Beinen nicht unmöglich sein. Vielleicht könnte man auch versuchen, Farbenzuchtwahl bei gestreiften Katzen zu versuchen. Als Vorbild für eine Rasse könnte zum Beispiel der Tiger dienen. Der ist auf rotgelbem Grunde schwarzgestreift. Warum sollte sorgfältige Zuchtwahl nicht auch bei der Hauskatze Aehnliches erreichen können? Und auch eine Katze, die auf rein weißem Grunde rein schwarz gestreift oder getüpfelt ist, scheint mir nicht zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Kurz, wer viele Katzen gesehen hat und die Gesetzmäßigkeit in der Abänderung des Katzenfelles beobachtet, wird sich manche hübsche Aufgabe stellen können.

Daß es nicht unmöglich sein kann, weiße Katzen mit schwarzer Tüpfelung oder rotgelbe mit schwarzer Streifung zu erzüchten, zeigen die gescheckten Katzen. Bei ihnen kommt Schwarz neben Weiß, Gelb neben Schwarz vor, und manche Katzen sind drei- oder vierfarbig, zeigen neben Weiß auch Schwarz und Gelb und außerdem oft noch Graublau. Drei- oder Vierfarbigkeit soll zwar nur bei weiblichen Katzen vorkommen, indessen habe ich selbst auf der Münchener Katzenausstellung wenigstens einen vierfarbigen Kater gesehen. Indessen handelt es sich bei allen drei- und vierfarbigen Katzen um Scheckung, nicht um die eigentliche Katzenzeichnung, die in Längs- oder Querstreifung oder Tüpfelung besteht, wie wir es bei den Wildkatzen sehen. Von dieser eigentlichen Katzenzeichnung ist nämlich die Scheckung, eine Folge des Haustierstandes, sehr wohl zu unterscheiden. Dies zeigen Katzen, die auf weißem Grunde dunkel oder auf dunkelm weiß gescheckt sind und an den dunkeln Stellen echte Katzenzeichnung, also Streifung oder Tüpfelung, tragen. Sie zeigen, daß die Scheckung andern Regeln folgt als die eigentliche Katzenzeichnung. Man kann das Fell solcher Katzen mit einer Zimmerwand vergleichen, von der die Tapete teilweise heruntergerissen ist; den von der Tapete entblößten Wandstellen entsprechen die weißen Partien am Felle solcher Katzen, und die dunkeln tragen gleich den tapezierten Wandstellen noch eine Zeichnung. Wenn die Scheckung somit auch unabhängig von der eigentlichen Katzenzeichnung ist, so hat doch auch sie ihre Gesetze. Weiß tritt zuerst an bestimmten Stellen des Katzenkörpers, nicht an beliebigen, auf, und bestimmte Körperstellen, nicht beliebige, widerstehen dem Weißwerden am längsten. Diese Gesetzmäßigkeit im Auftreten der Scheckung wäre genauer zu studieren und vom Züchter zu benutzen. Dann gelänge es vielleicht, Katzen mit regelmäßiger, namentlich an beiden Körperseiten gleicher Scheckung zu züchten, bei dreifarbigen Katzen wo möglich auch welche mit bestimmter Farbenverteilung. Bei der Haustaube hat man dergleichen schon erreicht, und von vornherein spricht nichts gegen die Möglichkeit ähnlicher Ergebnisse planmäßiger Katzenzucht.





Ob aber die Zuchtwahl, das heißt die Generationen hindurch fortgesetzte Auslese bestimmter Tiere zur Zucht, allein genügen wird, alle Ziele der Katzenzucht zu erreichen, steht dahin. Ich glaube, man wird auch zu Rassenkreuzungen greifen müssen, sobald man nur erst Rassen, das heißt Tiere hat, die ihre Merkmale bei der Paarung mit gleichen Tieren streng vererben. Bei Kreuzungen verschieden gefärbter Rassen erhält man zwar manchmal unerwartete und unerwünschte Ergebnisse. So erhielt ich einmal von einer siamesischen Katze und einem blauen Maltakater lauter schwarze Junge, und ein andres Mal von derselben siamesischen Katze und einem rein weißen Angorakater lauter kurzhaarige weiße. Aber man lasse sich durch solche und ähnliche Vorkommnisse nicht beirren, sondern paare Individuen, die aus einer Kreuzung zweier verschiedener Rassen hervorgegangen sind, unter sich. Dann tritt Rückschlag auf die Stammrassen ein, und zwar oft in der Weise, daß die betreffenden Tiere Merkmale beider Rassen in einer Kombination zeigen, wie sie gewünscht wurde oder wenigstens gefällt. Und Tiere, die auf diese Weise entstanden sind und sich gleichen, erzeugen, miteinander gepaart, oft wieder ihresgleichen, sind also formbeständig, vererben ihre Merkmale, weshalb man sie zur Schaffung neuer erblicher Rassen verwenden kann.

Alles das, wird man vielleicht sagen, sind ja recht hübsche Aussichten, wenn nur die Katzenzucht nicht so umständlich wäre! Aber das ist sie keineswegs. Nach meiner vielseitigen Erfahrung genügt ein Käfig, der vorn vergittert ist und sonst aus Bretterwänden besteht, bei einer Länge von $1^1/_2$ und einer Höhe und Tiefe von 1 Meter vollkommen, um darin Katzenzucht zu treiben. Freilich hat er nur für ein einzelnes Pärchen Raum. Seinen Boden bedecke man mit reinen, trockenen Sägespänen, die sich zwar an das Haar der Katze ansetzen, es dafür aber auch, zum Beispiel bei weißen Angorakatzen, so säubern, daß es seine Farbe in voller Reinheit zeigt. Beschmutzte Sägespäne hat man natürlich bei erster Gelegenheit zu entfernen. Außerdem verlangt die Katze nicht viel. Daß sie als Getränk Milch liebt, ist bekannt. Man sorge aber dafür, daß diese Milch frei von Bakterien sei, koche sie also möglichst bald vor der Darreichung ab und lasse sie nicht zu lange im Käfig stehen. Daneben reiche man gekochtes, ab und zu auch etwas rohes Fleisch, namentlich solches von Vögeln und kleinen Säugetieren, gelegentlich auch etwas Gemüse. Vor der Geburt der Jungen ist der Kater aus dem Käfig zu entfernen.

Hat man nun für gute Pflege gesorgt und Glück mit der Zucht gehabt, so darf man auch daran denken, die

überzähligen jungen Katzen vorteilhaft zu veräußern, denn die Katzenzucht ist nicht so uneinträglich, wie mancher denken wird. Ich könnte darüber aus meiner Praxis als Tiergärtner manches berichten. Für eine halbwegs schöne weiße Angorakatze 50 Mark zu erhalten, gehört nicht zu den besonders schwierigen Kunststücken, und eine siamesische Katze wird von Liebhabern mit 100 bis 200 Mark bezahlt. Das sind Preise, wie sie bei uns in Deutschland gelten; in England, im Ausland überhaupt, kann man leicht mehr bekommen. Die Preise, die an manchen Orten für schöne und absonderliche Katzen gezahlt werden, stehen in gar keinem Verhältnis zu den geringen Kosten, die, abgesehen vom Ankaufe der Zuchttiere, rationelle Katzenzucht verursacht. Aber man braucht Katzen nicht des Geldes wegen zu züchten. Aus unsern Mitteilungen wird vielmehr jeder gewiß den Schluß ziehen, daß Katzenzucht eine reiche Quelle der Freude und Belehrung werden und vielfache Anregung zum Nachdenken und zu planmäßigen Versuchen über die Vererbung und die so wichtigen Gesetze, wonach sie erfolgt, gewähren kann.



Die Pettenkofer-Medaille.

Zu Anfang des Jahres 1899 faßte eine Anzahl angesehener Münchener Bürger den Beschluß, zu Ehren des berühmten Hygienikers Max von Pettenkofer eine goldene Medaille prägen zu lassen. Mit dem Entwurf wurde der Bildhauer Hermann Hahn beauftragt, derselbe, der kürzlich in dem Wettbewerb um das Franz Liszt-Denkmal für Weimar den Sieg davongetragen hat, und am 3. Dezember, dem Tage, da der Gelehrte in voller Rüstigkeit des Körpers und in ungeminderter Geistesfrische das 81. Lebensjahr vollendete, erfolgte die feierliche Uebergabe der Denkmünze. Diese zeigt auf der Vorderseite das wohlgetroffene Porträt Pettenkofers nebst seinem Namen, auf der Rückseite als Sinnbild für die Thätigkeit des Gefeierten den Herkules, der die Hydra bezwingt, und die Widmungsschrift.





Die Pettenkofer-Medaille. Von Hermann Hahn.



Villa Brenzoni am Gardasee, der neue Besitz der Kaiserin Friedrich.

Die Villa Brenzoni, die jüngst in den Besitz der Kaiserin Friedrich übergegangen ist, erhebt sich an einem der entzückendsten Punkte des Gardasees, auf dem Kap San Vigilio. Dieses Vorgebirge liegt auf dem westlichen, dem Veroneser Ufer des Sees, das von flüchtigen Besuchern nur selten betreten wird, obwohl es an Reizen, insbesondere in dem zwischen den Städtchen Torri und Garda gelegenen Teile, nicht hinter der Riviera Bresciana zurücksteht. Aber seitdem in Gardone-Riviera sich die bekannte Heilstätte aufgethan hat, an die sich rasch eine Reihe von ähnlichen Anstalten und Villen nach Norden und Süden hin angeschlossen hat — auch Paul Heyse ließ sich in Fasano,

hart am Gestade des Sees, ein hübsches Landhaus errichten —, ist das Ufer von Gorgnano bis Salo fast eine Riviera Tedesca geworden, und so begnügt sich auch die Mehrzahl der Besucher des Sees mit dem flüchtigen Blick, den man von der prächtig gebauten Landstraße von



Villa Brenzoni am Gardasee, der neue Besitz der Kaiserin Friedrich.

Gorgnano nach Salo auf das westliche Ufer hinüberwerfen kann. Aber wer auf der Terrasse des Albergo zur schönen Aussicht in Fasano gesessen hat und dann über die weite, tiefblaue Fläche des Sees hinweg drüben auf der spitzen Landzunge, die das Vorgebirge San Vigilio bildet, sich spitze Cypressen aus wildem Oleandergebüsch hat erheben sehen, der versteht es wohl, wie vor drei Jahrhunderten der Marchese Brenzoni, ein im venetianischen Staatsdienst ermüdeter Edelmann, diesen stillen Ort als Erholungsstätte auswählen konnte. Im Auftrage des Marchese erbaute Michele Sanmicheli, der berühmte Veroneser Baukünstler, 1548 die Villa, die bis zum jetzigen Besitzwechsel Eigentum der Familie Brenzoni verblieb. Von der weit in den See hinausragenden Gartenterrasse eröffnet sich ein herrlicher Blick nach allen Himmelsrichtungen. In klimatischer Hinsicht genießt Kap San Vigilio ähnliche Vorzüge wie der Winterkurort Gardone di Riviera.



Nach phot. Aufn. von G. B. Unterveger in Trient.

Die Stadt Garda.

Heinrich Heine.

Zu seinem hundertsten Geburtstag, 13. Dezember 1899.

Von

Ludwig Holthof.

Selten ist um einen Dichter ein Kampf der Leidenschaften entbrannt wie um Heinrich Heine, dessen Geburtstag sich nunmehr zum hundertsten Male gejährt hat. Heute noch, volle dreiundvierzig Jahre nach seinem Tode, wird der Mann, in dem wir nach Goethe unsern größten Lyriker verehren und der unzweifelhaft den hervorragendsten Schriftstellern aller Völker und aller Zeiten beigezählt werden muß, angefeindet, als ob er noch mitten in dem Parteigetriebe des Tageslebens stände. Vielleicht liegt darin der vollgültigste Beweis für seine dichterische wie menschliche Eigenart, und es mag richtig sein, was unlängst ein geistvoller Schriftsteller äußerte: „Die Werke Heinrich Heines gehören noch nicht der Litteraturgeschichte an. Sie sind bis zur Stunde lebendige Litteratur geblieben. Heines Lieder haben nicht aufgehört zu klingen. Heines Witz hat noch nicht aufgehört zu treffen.“ Gewiß, aber wenn Heine in unsern Tagen noch vielfach wie eine lebende Persönlichkeit wirkt, liegt das nicht an der kurzen Spanne Zeit, die uns von den Tagen seines Erdenwallens trennt, sondern an seiner Persönlichkeit, an dem tiefen Eindruck, den er mit seinen Dichtungen erzielte, an den noch unvernarbten Wunden, die der Stachel seines Witzes gerissen hat.



Nach einem Stich im Verlag von C. H. Schroeder in Berlin.

Das Bild des Dichters Heine wird einer späteren Zeit im wesentlichen nicht idealer, das Bild des Menschen Heine wird ihr nicht fleckenloser erscheinen als der unsern, nur wird der Standpunkt sich verschieben, von dem das eine wie das andre Bild die Gesichtslinie trifft. Gut und böse sind Begriffe, die auch durch den gründlichsten Wandel der Zeit- und Lebensanschauung wohl nie vollständig umgewertet werden können, doch sind sie wandelbar und erleiden mit der fortschreitenden Zeit eine Erweiterung oder Einschränkung. Das dem „Hosianna!“ unmittelbar folgende „Kreuziget ihn!“ datiert nicht erst von heute oder gestern, nur vermögen wir es uns heute besser zu erklären als in vergangenen Zeiten, und das vor allem, weil wir der Anschauung



Das Grabdenkmal für Heinrich Heine und seine Gattin Mathilde in Paris.
Von Professor Hasselriis.

entsagt haben, als baue das sittliche Wesen des Menschen sich nur aus gleichartigen Elementen auf. An uns allen hat das Gute wie das Böse teil, und es ist nur bedingt in unsre Gewalt gestellt, in den Kampf der einander widerstrebenden Elemente einzugreifen; mehr als wir uns zu bilden vermögen, werden wir von unsrer Umgebung, von unsrer Zeit gebildet. „Was um ihn im Werden ist,“ sagt das Dichterwort vom Menschen, „das saugt er ein, das wird er.“

Mehr als irgend jemand ist Heine das notwendige Produkt der ihn umgebenden Zeitverhältnisse gewesen, und es ist ihm unbedingt beizupflichten, wenn er sagt, in seiner Wiege habe schon die Marschroute für sein ganzes Leben gelegen. Wenn Ruge in seiner Charakteristik Heines, die bis auf den heutigen Tag die beste und erschöpfendste geblieben ist, die Frage nach seiner Frivolität erhebt, sagt er: „Ja, er war und ist frivol; aber wenn ihn die Welt frivol nimmt, ist es nicht die Welt, die ihn frivol gemacht? Ihr sagt, dieser Mensch treibt seinen Spott mit dem Heiligen; aber wenn nun vorher das Heilige seinen Spott mit ihm getrieben? Wenn er sich in eine Zeit versetzt sah, wo die Heiligtümer profan und die Priester Heuchler und Komödianten waren — wie dann? Niemand ist witzig, ohne daß man ihm eine Gelegenheit giebt, es zu sein; niemand frivol, wenn die Heiligtümer nicht leer, die geistige Welt nicht hohl und das Herz ohne Nahrung ist. Es ist seine Schuld, allerdings, aber auch sein Schicksal. Sein Dämon ist sein Witz.“

Nichts hat sich einer gerechten Würdigung Heines hinderlicher in den Weg gestellt als der große Umschwung der Dinge, der sich nach seinem Tode in Deutschland vollzogen hat. Wenn Heine sagt: „Ihr sollt mir nicht von Deutschland sprechen. Ich kann es nicht ertragen," so hatte das, wie er vorsorglich hinzusetzt, „seine Gründe". Nur dürfen wir uns unter diesem Deutschland nicht das denken, das wir jetzt vor Augen haben. Es war das Deutschland der berüchtigten Bundestagsbeschlüsse, jenes Dekrets vom 25. Juni 1832, das den offiziellen Vernichtungskrieg gegen die ständischen Repräsentativverfassungen eröffnete und dem schnöden Rechtsbruche den Schein eines gesetzlichen Aktes verlieh, und jenes andre vom 10. Dezember 1835, das geistige Werke mit Bann und Acht belegte, die noch nicht einmal erschienen waren. Friedrich von Raumer war ein Mann, der gewiß nicht nach dem Rufe revolutionärer Gesinnung begierig war, und doch hatte er sich schon gegen Ende des Jahres 1831 gedrungen gesehen, seine Entlassung als Mitglied des Oberzensurkollegiums zu nehmen, weil er den willkürlichen Unterdrückungsmaßregeln dieser Behörde nicht länger glaubte mit Ehren beipflichten zu können, dabei in den Motiven seines Gesuchs, da, wo er sich am mildesten ausspricht, erklärend: „Anstatt die schreibende und lesende Welt für größere und echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte sagen, der litterarischen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Aengstlichkeit der Aufsicht allmählich zugenommen, so daß Preußen, einst in dieser Beziehung der freigesinnteste und der Treue sowie der Vaterlandsliebe der Unterthanen am meisten vertrauende Staat, jetzt fast hinter allen andern zurücksteht."

Von allen Vorwürfen, die man gegen Heine erhoben, wiegt in den Augen der heutigen Generation keiner schwerer als sein Napoleonkultus und sein Mangel an Vaterlandsliebe. Was die Verehrung des großen Korsen anlangt, so mag sie eine Schwäche gewesen sein, aber dann hat Heine diese Schwäche mit einigen der besten und größten seiner deutschen Zeitgenossen geteilt, mit Goethe, mit Hegel und mit einem Manne, der selbst die Waffen gegen den fränkischen Eroberer geführt, mit Varnhagen. Durch sein freiwillig-unfreiwilliges Exil in Paris war Heine heimat-, aber nicht vaterlandslos geworden; wenn irgend einer, hat er bis zu seiner letzten Stunde, bis zu dem letzten in der „Matratzengruft" verhauchten Seufzer, mit allen Fasern seines Wesens an dem Lande gehangen, das ihn geboren. „Er besaß," wie Georg Brandes in seiner geistvollen Studie über das „Junge Deutschland" hervorhebt, „allerdings nicht jene Art von Patriotismus, die er irgendwo den Deutschen im allgemeinen beilegt, die das Herz enger macht und sich wie Leder in der Kälte zusammenzieht, sondern diejenige, die das Herz erwärmt und weitert, so daß es mit der Liebe zum



Das Heinrich Heine-Denkmal im Achilleion auf Korfu.

Von Professor Hasselriis.

Vaterlande zugleich das ganze Reich der Zivilisation umfaßt."

Wenn man den Witz Heines Dämon genannt hat, kann man die Tragik seines Lebens wohl darin finden, daß er, der geborene Dichter und glänzende Journalist sich zum Politiker für berufen hielt. Kein Irrtum ist folgenschwerer für die Beurteilung Heines geworden, und keiner verwirrt auch heute noch in verhängnisvollerer Weise sein Charakterbild. Auch in dieser Hinsicht dürfte der geistvolle Däne Brandes das erlösende Wort gesprochen haben, wenn er von dem Dichter sagt: „Er besaß die ganze Liebe einer freiheitdürstenden Seele zur Freiheit; er schmachtete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer Seele, aber zugleich besaß er auch die Liebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Entsetzen der feinfühligen Natur vor jeder Mittelmäßigkeit . . . Er bildete sich ein, Monarchist zu sein, er nannte sich Royalist aus Ueberzeugung, weil er cäsarisch gesinnt war und ihm der Ausdruck hierfür fehlte. Er glaubte Demokrat zu sein, weil er plebejisch geboren war; er haßte alle Geburtsprivilegien und fühlte sich in ewige Opposition gegen Junker und Pfaffen gestellt. In seinem innersten Seelenleben jedoch war er konsequent. Der scheinbare Widerspruch in seinen Sympathien und Tendenzen kam daher, daß er Größe und Schönheit ebenso wie die Freiheit liebte und die höchste Entwicklung des Menschengeschlechts nicht auf einem falschen Gleichheits- und echten Mittelmäßigkeitsaltar opfern wollte."

Es mag immerhin bedauerlich bleiben, daß Heine, der deutsche Dichter, sich auf den gleichen Fuß mit polnischen oder spanischen Insurgentengeneralen stellend, in einer Zeit schwerer finanzieller Bedrängnis glaubte, seine Zuflucht nehmen zu müssen zu jenem „großen Almosen", das, wie er selbst sagt, „das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Zufluchtsstätte suchten." Nur sollten die Folgerungen, die man an diesen Schritt geknüpft hat, nicht weiter aufrecht erhalten werden. „Von einer Bestechung, die Heine empfangen hätte," sagt mit Recht Stephan Born in seiner kleinen, der Cottaschen Ausgabe der Heineschen Werke vorangestellten biographisch-kritischen Einleitung, „kann nicht die Rede sein; denn es ist keine Zeile von ihm bekannt, die als ein Liebesdienst für die französische Regierung gedeutet werden könnte. Seine politischen Korrespondenzen aus Paris enthalten im Gegenteil harte Anklagen gegen den Bürgerkönig und dessen Minister Guizot. Die französische Regierung hat keine Dienste von ihm begehrt, er hat ihr keine geleistet. Davon ist die Welt vollkommen überzeugt." Hat in Deutschland auch nur jemand Miene gemacht, dem „deutschen Dichter" in seiner Bedrängnis beizuspringen, ihm, der wahrscheinlich für immer aller Lebensnot enthoben gewesen wäre, wenn ihm derjenige Anteil an dem Ertrage auch nur eines seiner Werke, des „Buchs der Lieder", zu teil geworden wäre, der heutzutage erfolgreichen Schriftstellern fast regelmäßig gewährt wird.

Ueber Heine, den Dichter, braucht an dem hundertjährigen Gedenktage seiner Geburt wohl kaum etwas gesagt zu werden. Der Sänger des Loreleiliedes lebt in der That noch unter uns, und er wird unter unserm Volk leben, solange das Gefüge der deutschen Sprache zusammenhält. Wenn für einen Lyriker die Zahl der Kompositionen zu seinen Gedichten einen Maßstab der Popularität abgiebt, dann ist Heine weitaus unser populärster Dichter. In dieser Hinsicht hat Georg Brandes, als man vor zwei Jahren irrigerweise schon die Jahrhundertfeier begehen wollte, eine interessante Statistik geliefert. Nach dieser beläuft sich die Zahl der Kompositionen zu Heineschen Texten auf dreitausend, und darunter befindet sich die Fülle der schönsten Lieder von Schubert, Mendelssohn, Brahms, Robert Franz und Rubinstein. Nach Heine kommt Goethe mit eintausendundsiebenhundert Kompositionen, und dann erst folgen in weitem Abstand die andern.

Von Heines Liedern scheint am meisten Anklang gefunden zu haben: „Du bist wie eine Blume"; es ist von hundertundsechzig verschiedenen Tondichtern komponiert worden. Je zwei von Heines Gedichten sind dreiundachtzigmal in Musik gesetzt worden, „Ich hab' im Traum geweinet" und „Leise zieht durch mein Gemüt". „Ein Fichtenbaum steht einsam" hat sechsundsiebzig Tondichter zu Schöpfungen begeistert, und das Lied von der Lorelei hat siebenunddreißig musikalische Ausbeuter gefunden.

Ueber den Zwiespalt in Heines Dichterseele hat Adolf Strodtmann in seiner Biographie des Dichters richtig geäußert: „Wir müssen immer festhalten, daß in Heines Poesie zwei Perioden gekennzeichnet sind, die Periode der in sich zerfallenden Romantik, und die Anfänge einer neuen Poesie der Zukunft. Die Richtschnur für diese neue Dichtkunst festzustellen, für die erblaßten Ideale der Vergangenheit neue große Ideale der Zukunft zu schaffen, dafür war Heines Talent zu wenig großartig angelegt, und die Zeit, in der er lebte, zu wenig geeignet, einem solchen Streben sicheren Halt zu bieten; andrerseits war Heine noch zu tief in den Traditionen der romantischen Dichtung befangen, von welchen er sich, wenn oft auch gewaltsam, loszureißen sucht, und aus diesem Drang erklärt sich der ewige Widerstreit in seinen Dichtungen. Wenn man also von Heine sagen kann, er glaube und liebe nur, um seinen Glauben und seine Liebe zu zerstören, so gilt dies nur in den Fällen, wo er Glauben und Liebe als krankhaft erkennt. Dann wird, wie auch Julian Schmidt einräumt, ‚sein Witz eine Schutzwaffe, um übermächtige Empfindungen und Ideen von sich abzuwehren'; niemals ist vielleicht die Empfindung des Heiligen so lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeschwört, es zu zerstören, niemals vielleicht ist sein Gefühl tiefer und inniger, als wenn er es durch bitteren Spott von sich abzuwehren sucht:

> O, dieser Mund ist viel zu stolz,
> Er kann nur küssen und scherzen,
> Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
> Während ich sterbe vor Schmerzen."



Der Lorelei-Brunnen in New York. Von Ernst Herter.

Es ist gewiß bedauerlich, daß Ernst Herters schöner Loreleibrunnen hat über den Ozean wandern müssen, um in einem der neuen, meist von Deutschen bewohnten Stadtteile New Yorks Aufstellung zu finden, allein wir sind der Ansicht, daß ein Dichter, der noch so wie Heine in seinem Volk lebendig ist, in seinem Heimatland vorderhand eines Denkmals in Stein oder Erz nicht bedarf. Auf klassischem Boden, da, wo die Sonne Homers leuchtet, auf dem Felseneiland Korfu im Jonischen Meer, hat eine feinsinnige und hochherzige, seither leider einem tragischen Geschick erlegene deutsche Fürstin seine Gestalt in karrarischem Marmor verewigen lassen. Von Rom aus hat Professor Hasselries, der Schöpfer der Heine-Statue im Achilleion, das für Paris bestimmte Grabdenkmal nach dem Orte seiner Bestimmung abgehen lassen. Kommende Geschlechter werden dem dort auf dem Friedhofe der Verbannten in Faubourg Montmartre Bestatteten eine bessere und gerechtere Würdigung zu teil werden lassen, als er sie von der Mitwelt erfahren hat: sie werden in ihm nicht nur den großen gottbegnadeten Dichter und glänzenden Schriftsteller verehren, sondern auch das, was er „trotz alledem und alledem“ gewesen, den braven Soldaten im Befreiungskrieg der Menschheit.



Die Plauener Hütte im Zillergrund.

Ein eigner Zauber liegt auf dem Namen „Zillerthal“, und ihm ist wohl zunächst mit der starke Zug der Touristen nach diesem vielbesungenen Alpengebiet zuzuschreiben. Aber wer es von Zell und Maierhofen aufwärts jemals durchwandert hat, der kennt jene wunderschönen Bilder, die tiefeingefurchten Thäler mit den springenden, tosenden Bächen und den weißen Firnschneiden, die zum Himmel stürmen und immer wieder den Wanderer anlocken. Das große Zillerthaler Gebiet hat sich in seinen näher nach dem Brenner liegenden Teilen ziemlich allgemein dem Touristenstrom erschlossen; Tausende wandern von Maierhofen, von wo aus der Alpinist erst das Berggebiet wirklich rechnet, durch den Zemmgrund über das Pfitscher Joch nach dem Ahrn- und Pusterthal, oder auch durch den Schwarzensteingrund nach der Berliner Hütte, die ja eigentlich ein Berghotel geworden ist, um über den Schwarzenstein das Ahrnthal zu erreichen. Am wenigsten bekannt war der nördlichste Grund, der von Maierhofen nach Osten, in der Richtung nach den weltberühmten Krimmler Fällen ziehende Zillergrund. Der Uebergang nach den genannten Fällen, oder nur zum Tauernthal, oder zu der großartig in der Venedigergruppe gelegenen Warnsdorfer Hütte oder endlich auch über das Heiliggeistjöchl nach Süden wurde erst bequemer durch die Erbauung der Plauener Hütte, 2350 Meter hoch im Kuchelmooskar an den Gletschern der Reichenspitzgruppe gelegen, die sich wie eine Festungsmauer mit gewaltigen, scheinbar unzugänglichen Bergzinnen hinzieht. Zwischen ihnen hindurch führt eine kleine, nicht gefährliche, reizvolle Hochtour von der Plauener Hütte über die Gamsscharte hinab zur Richterhütte in circa drei Stunden, die beiden freundnachbarlichen Hütten verbindend. In weiteren zwei Stunden erreicht man die Krimmler Fälle und wieder die Bahn. So ist die Plauener Hütte das Mittelglied einer ebenso lieblichen wie großartigen Uebergangstour geworden, und wenn dieses mit einem Aufwand von mehr als 14000 Mark gegründete Haus zu einem, wie der Besuch und die Aussprüche alpiner Fachleute bestätigen, äußerst bequemen, traulichen Heim geworden ist, so ist es der Ausstattung durch die Sektion Plauen i. V. des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins zu danken. Die Hütte wird bewirtschaftet, enthält gute Betten in größerer Zahl, aber auch einfachere Lager für den Anspruchsloseren. Das Panorama auf die Zillerthaler Berge der Reichenspitzgruppe ist ganz großartig, aber auch der Niederblick auf den weit zu übersehenden Zillergrund von eigner Schönheit. Und dieser Zillergrund, der bisher fast unbekannt war, zeigt so liebliche Wald- und Thalbilder, so wildromantische Stromfälle, Thalengen und urwaldähnliche Gebiete, daß der achtstündige Weg nach der Hütte über das gastliche, aussichtsreiche und malerische Brandberg zu einem eignen Ausfluge von Maierhofen wie geschaffen ist. Bringen doch auch hie und da in geeigneten Entfernungen, außer Brandberg und Häusling, der Jäger in der Au und das neuerbaute Bärenbad ihre Stationen zur Geltung. Man darf wohl behaupten, daß der Zillergrund unter den Thälern des Zillergebietes das romantischste, ursprünglichste ist, und daß schon um des bequemen, nahen und reizvollen Ueberganges zum Tauernthal willen die Plauener Hütte eine Zukunft hat. Wird doch auch in kurzer Zeit die Bahn den Reisenden von Jenbach nach Maierhofen befördern, dem Ausgangspunkt für dieses herrliche Alpengebiet.

H. Reinstein.



Phot. H. Reinstein, Plauen i. V.

Die Plauener Hütte im Zillergrund.

In Schwulibus.

Erzählung

von

Otto Behrend.

„Warowski, warten Sie einen Augenblick, nehmen Sie mich mit!"

Der also angerufene Offizier wandte sich um. „Zu Befehl, Herr Rittmeister!" Die Hand an den blinkenden Kürassierhelm gelegt, ließ er den eilig auf ihn Zuschreitenden herankommen.

„Wissen Sie eigentlich," sprach der Rittmeister, als beide nun nebeneinander weitergingen, „weshalb uns der Oberst befohlen hat? Ist das vielleicht wegen Ihrer Eskaladiergeschichte gestern? Ich habe da so etwas gehört — ist es wirklich an dem, daß Sie am hellen Tage auf einer Leiter in Ihre Wohnung gestiegen sind?"

„Jawohl, Herr Rittmeister, der Herr Oberst hat mich deswegen heute früh in der Reitbahn schon gefragt," entgegnete der Oberleutnant von Warowski gleichmütig.

„Aber, mein Bester, sagen Sie nur, werden Sie denn nie vernünftig?" warf der Rittmeister lächelnd, doch mit leichtem Tadel hin.

„Ich weiß nicht, ob ich mich über mich ärgern soll oder nicht," erwiderte der Leutnant und blieb stehen, um seinem Eskadronchef den Vortritt zu lassen, da sie gerade die Wohnung des Kommandeurs erreicht hatten.

Der Leutnant Baron von Warowski, von altem polnischen Adel, war eine kräftige, männliche Gestalt, breitschulterig, über mittlere Größe. Ein krauser blonder Schnurrbart zierte sein volles, faltenloses Gesicht, gelassene Ruhe sprach aus seinen hellen blauen Augen. Des Rittmeisters von Langenberg schlankere Figur nahm sich neben ihm fast zierlich aus.

Der Bursche des Obersten öffnete auf ihr Läuten die Thür und führte sie in das Arbeitszimmer seines Herrn, der am Schreibtische saß.

Die beiden Offiziere traten ein und verbeugten sich militärisch, leicht die Sporen zusammenschlagend, den Pallasch mit der linken Hand aufgenommen, den Helm in der rechten an der Hüfte: zwei stattliche Erscheinungen in dem weißen Koller, an dem Schärpe und Kartusch blinkten, in den prall dem Oberschenkel ansitzenden Meldehosen und den hohen Lackerstiefeln nach altbrandenburgischem Schnitt.

„Bitte, meine Herren, machen Sie es sich bequem," sprach der Oberst von Trosse, einen Stoß Papiere beiseite schiebend, indem er sich zugleich von dem schweren, aus verschlungenen Hirschgeweihen kunstvoll gefertigten Stuhle erhob. Er schloß die beiden untersten Knöpfe seines blauen Interimsrockes und trat einen Schritt vor. Sich mit der Hand durch den dichten schwarzen Vollbart streichend, wandte er sich zunächst an den Rittmeister.

„Ich habe Sie bemühen müssen, Herr Rittmeister von Langenberg, wegen einer Angelegenheit, die den Leutnant von Warowski betrifft. Ist Ihnen von dem fast unglaublichen Vorfalle, der wieder einmal Stadtgespräch werden wird, schon etwas zu Ohren gekommen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, wenigstens so ungefähr — doch weiß ich nicht, ob alles den Thatsachen entspricht."

„Dann werde ich Sie nach der eignen Aussage des Leutnants von Warowski kurz orientieren. Gestern nachmittag, als er vom Dienste kam, bemerkte er, daß sein Bursche vergessen hatte, ihm beim Abnehmen des Pferdes die Schlüssel zur Wohnung zu geben. Anstatt nun zu warten oder nach den Schlüsseln zu schicken oder, wenn er es wirklich so eilig hatte, die Korridorthür von dem ja nur zwei Häuser entfernt wohnenden Zirkelschmied Winter öffnen zu lassen, benutzt er eine wegen vorzunehmender Reparaturen am Hause stehende Leiter, steigt sie am hellen Tage in voller Uniform zum größten Gaudium der gerade aus der Schule kommenden Jugend hinauf, ein langes Brett unter dem Arm, das er von einer Sprosse zu seinem offenstehenden Fenster hinüberschiebt, und balanciert unter allgemeinem Hallo in seine Wohnung hinein . . . Herr Leutnant von Warowski, was haben Sie sich dabei gedacht, frage ich Sie noch einmal in Gegenwart Ihres Rittmeisters — haben Sie irgend etwas zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?"

„Nein, Herr Oberst. Mir kam, als ich die Leiter sah, plötzlich der Gedanke, und dann stieg ich auch schon hinauf."

Der Offizier sprach die Worte ruhig, in der unbeweglichen, dienstgemäßen Haltung, die er von Anfang an beibehalten hatte. Der Kommandeur verbarg ein aufsteigendes Lächeln, indem er sich wieder mit der Hand über den Bart fuhr.

„Herr Leutnant," hob er darauf an, „es ist ja eben das Schlimme bei Ihnen, daß Sie sich bei nichts etwas Besonderes denken. Hatten Sie denn kein Gefühl dafür, welche Figur Sie machten, als Sie in voller Uniform die Leiter hinaufkletterten, das schwere Brett unter dem Arm? Kam Ihnen da gar nicht der Gedanke, daß sich so etwas für einen Offizier nicht schicke, daß Sie sich dadurch zum Tagesgespräch unsers guten, alten Erfurt machten, das, Gott sei es geklagt, als verdammtes Klatschnest vor andern Städten nichts voraus hat?"

Der Leutnant schwieg.

„Und,“ fuhr der Oberst fort, „haben Sie denn gar nicht bedacht, daß Sie in unrühmlichster Weise Hals und Beine brechen konnten — zwei Stockwerk hoch mit Säbel und Sporen auf einer wackligen Leiter emporzusteigen und dann über das schmale Brett hinüberzubalancieren, das, ich habe es gesehen, wirklich nur wie durch ein Wunder Ihre Last getragen hat?“

„Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht, Herr Oberst.“

„Das ist es ja eben, das ist es immer bei Ihnen, Herr von Warowski,“ sprach der Oberst, eifriger werdend, „Ihr bodenloser Leichtsinn wird Ihnen, wenn Sie ihm nicht energisch zu Leibe rücken, sich als sein Herr und Meister zeigen, noch einmal den Hals brechen — moralisch, meine ich natürlich. Und es thäte mir leid um Sie, denn Sie sind sonst ein tüchtiger Offizier, der sich gebrauchen läßt, und es wäre wirklich schade, wenn Seine Majestät in die Lage käme, Sie auf irgend so eine unwürdige Weise verlieren zu müssen.

„Ueben Sie Selbstzucht, Herr Leutnant, bedenken Sie auch einmal die Folgen, die eine Sache haben kann. Geht's zur Attacke, dann, zum Donnerwetter, drauf los, ohne Besinnen, und hieße es geradeswegs hinein in die Hölle, aber sonst im Leben ist ein bißchen Ueberlegung besser am Platze. Es ist wahrhaftig nicht das erste Mal, daß Sie etwas Unglaubliches leisteten, lassen Sie es aber gestern das letzte Mal gewesen sein. Sie werden nicht nur sich selbst damit nützen, sondern auch mir eine Freude bereiten. Ueberlegen Sie, Herr, denken Sie, erwägen Sie im voraus, dann werden Sie Ihre Thorheiten schon unterlassen.

„Die jetzige Angelegenheit ist natürlich einmal wieder gefundenes Fressen für die Stadtbasen — na, sie wird auch wieder vergessen und hoffentlich durch keine neue aufgefrischt werden, sonst müßte ich ernstlicher auftreten. Für heute erteile ich Ihnen im Beisein Ihres Eskadronchefs, den ich deshalb habe bemühen müssen, einen einfachen Verweis. — Ich danke Ihnen.“

Der Oberleutnant von Warowski trat mit stummer Verbeugung ab.

„Herr Rittmeister von Langenberg, Sie bitte ich, noch einen Augenblick zu bleiben.“

Als der Oberst mit dem Rittmeister allein war, bot er ihm einen Stuhl an und setzte sich selbst wieder.

„Lieber Langenberg,“ sprach er, „aber bitte, legen Sie doch ab“ — der Rittmeister stellte seinen Helm neben sich auf den Teppich —, „wir müssen ein schärferes Auge auf unsern guten Warowski haben. Der Leichtsinn liegt ihm einmal im Blute, und es ist nicht so einfach, ihm darin beizukommen. Mit übertriebener Strenge richten wir nichts aus, die verschließt ihn nur und treibt ihn auf sich selbst zurück; man muß an seine Vernunft appellieren, denn im Grunde ist er verständig und versagt sich bei geeigneter Leitung der besseren Einsicht nicht. Ich habe ihn absichtlich zu Ihrer Eskadron versetzt, trotzdem Sie der jüngste Rittmeister des Regiments sind und nicht viel Jahre vor ihm voraus haben. Aber Sie sind ruhig, und wenn auch scharf, so doch nicht schroff, und Warowski fühlt sich Ihnen gegenüber nicht in der streng getrennten Stellung als Untergebener, vielmehr sieht er in Ihnen den älteren Kameraden. Und in diesem Gefühle ist er, denke ich, am leichtesten zu beeinflussen und zu leiten. Sie sind zwar verheiratet, pflegen aber dennoch, was ich stets wohlgefällig bemerke, die Kameradschaft auch mit den jüngeren Herren in anerkennenswerter Weise. Nehmen Sie sich Warowskis auch außer Dienst möglichst viel an, suchen Sie sein volles Vertrauen zu gewinnen; Sie haben da eine dankbare Aufgabe vor sich, die Sie im stande sind zu lösen.“

„Ich bin Herrn Oberst sehr für die gute Meinung verbunden und werde mein möglichstes thun.“

„Davon bin ich überzeugt, Herr Rittmeister.“

„Nur ist Warowski leider unberechenbar,“ fuhr der Rittmeister fort, „und was das Mißlichste an ihm ist, man sieht nie bei ihm ein Anzeichen, wann und wie er wieder einen Vogel abschießen wird. Eine öfters erneuerte Einwirkung auf seine Vernunft thut ihm not, und ich werde mich mit allen Kräften bemühen, es daran nie fehlen zu lassen.“

„Ich danke Ihnen für den guten Willen,“ sprach der Oberst, „auch ich werde immer ein Auge auf ihn haben. Doch noch eins: wissen Sie, ob er Schulden hat?“

„Ein Wissen hierüber habe ich nicht, Herr Oberst, doch glaube ich es bestimmt, weil es bei ihm seltsam wäre, wenn er keine Schulden hätte.“

„Er bezieht aber einen ganz anständigen Wechsel von seinem Onkel, monatlich fünfhundert Mark — unter uns gesagt —, und seine Ausgaben, was ich mindestens so sehe, berechtigen eigentlich nicht zu der Annahme, daß er damit nicht auskommen sollte.“

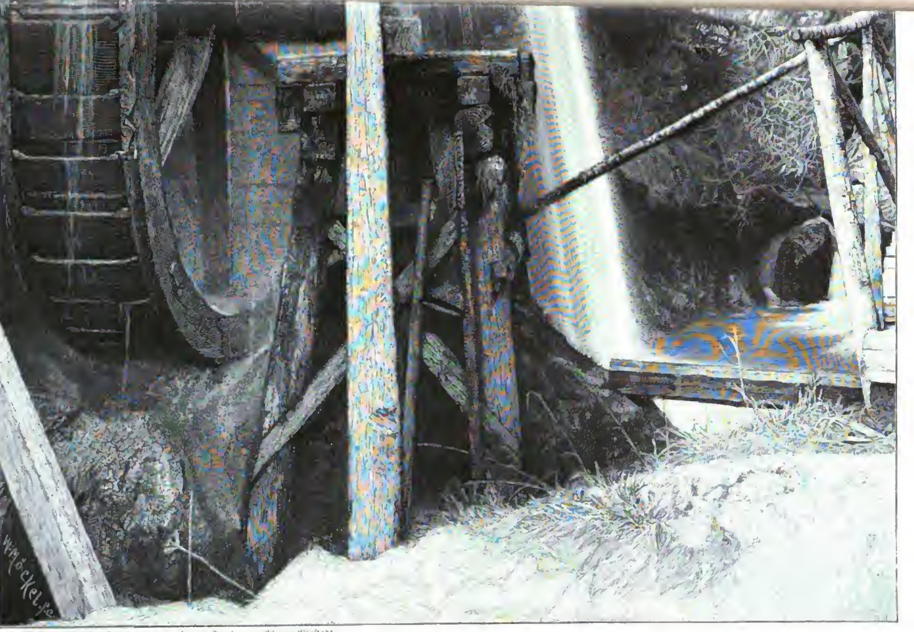
„Man weiß aber nie bei ihm, was er unter der Hand, um mich so auszudrücken, verplempert. Wenn Herr Oberst gestatten, werde ich ihn bei nächster Gelegenheit einmal direkt danach fragen. Er ist keine versteckte Natur, und sollte er Schulden haben, werde ich ihm behilflich sein, sich zu arrangieren.“

„Sie können ihn darin auch meiner Unterstützung versichern, lieber Langenberg. Also nochmals meine Bitte, haben Sie ein wachsames Auge auf Warowski. Nun will ich Sie aber nicht länger aufhalten, Frau Gemahlin könnte sonst mit dem Essen warten müssen; ich bitte um beste Grüße.“

„Danke gehorsamst, Herr Oberst,“ sprach der Rittmeister sich erhebend und nahm die ihm dargebotene Hand seines Vorgesetzten, „ich bitte auch meinerseits um geneigte Empfehlung.“ Er verbeugte sich und ging.

*

Der Oberleutnant von Warowski hatte sich in seiner Wohnung, die er wieder auf dem natürlichen Wege betreten, umgekleidet und dann zum Mittagessen ins Kasino begeben. Hier bildete selbstverständlich im Lesezimmer, wo sich die Herren versammelten, seine gestrige Kletterpartie das allgemeine Gespräch. Er nahm eine Zeitung vor und las stehend darin,



Nach der Natur aufgenommen von Josef Ferber in Wiener-Neustadt.

Hochmühle bei den Mirafällen in Niederösterreich.

ohne sich an einer Unterhaltung zu beteiligen. Wurde er indes über eine Einzelheit seines allseitig belachten und vielfach auch bewunderten neuesten Stückes befragt, gab er, ohne eine Miene zu verziehen, die gewünschte Auskunft.

Der Etatsmäßige des Regiments, Major von Herker, der, weil er unverheiratet war, häufig im Kasino aß, ließ sich von ihm die ganze Sache noch einmal ausführlich erzählen. Er amüsierte sich köstlich dabei. „Hören Sie, Warowski," sprach er, ihm auf die Schulter klopfend, gerade als der Tischvorstand bat, Platz zu nehmen, „außerdienstlich könnte ich mich über die Geschichte totlachen, wenn ich mir alles so recht ausmale, — wäre ich aber Ihr Kommandeur, setzte ich Sie drei Tage fest."

„Das wäre auch ganz recht, Herr Major," antwortete der blonde Offizier.

Während des Essens fragte ihn der Leutnant Grube, der neben ihm saß, ob er deswegen heute vielleicht schon beim Kommandeur gewesen sei; er meine, weil er ihn vorhin im großen Dienstanzug gesehen habe.

„Ja," sprach Warowski, „der Oberst hat mich deswegen schon befohlen. Er hat mir einen einfachen Verweis erteilt, eigentlich hätte ich drei Tage verdient."

„Prosit, Anis!" rief Graf Maizen über den Tisch, „auf die Alpenpartie!"

„Prosit!" gab Warowski zurück und trank.

„Was, nur Bier heute?" fragte ein andrer.

„Anis hat Moralischen." hieß es. Doch der ließ sich seinen Appetit beim Essen nicht beeinträchtigen und blieb ruhig bei seinem Bier.

„Anis" war der unter den Kameraden beliebte Beiname des Offiziers, den dieser sich gern gefallen ließ. Er war aus seinem Vornamen Stanislaus entstanden, der durch seine Seltenheit zum häufigen Gebrauch geradezu herausforderte, besonders da alle den Polen gern hatten. Und wie es so geht, war Stanislaus bald viel zu lang befunden, in Stanis, dann in St. Anis und schließlich in das doch etwas bedeutende Wort Anis umgewandelt worden.

Nachmittags mußte Warowski als Offizier vom Wochendienst das Turnen seiner Eskadron beaufsichtigen. Gegen seine Gewohnheit schritt er heute still bei den verschiedenen Abteilungen auf und ab, ohne, wie er es sonst als gewandter Turner wohl that, eine schwierige Voltigier- oder Kraftübung selbst vorzumachen.

Nachher hatte er den Unteroffizieren und Kapitulanten in der Kaserne Stunde über Dienstkenntnis zu erteilen. Er wählte das bei den Offizieren nicht gerade beliebte Thema über allgemeines Verhalten des Soldaten in und außer Dienst. An dem kleinen Holztisch am Fenster der Unteroffiziersstube lehnend, hielt er den um die längliche Mitteltafel auf Stühlen und Schemeln sitzenden Chargen einen längeren Vortrag, den zu repetieren er noch die letzte Viertelstunde benutzte.

„Wie soll das Benehmen des Soldaten außer Dienst sein, Unteroffizier Schnabel?"

Der Befragte schnellte in die Höhe.

„Gesittet."

„Und, Gefreiter Menk?"

„Nicht auffallend."

„Was sollen Sie stets vorher thun, ehe Sie etwas beginnen? Nicht verstecken, Holzhauer."

Keine Antwort.

„Sie haben wieder einmal geschlafen. Sagen Sie's ihm, Sergeant Wiedemann."

„Ueberlegen."

„Und?"

„Nochmals überlegen."

„Und?"

„Zum drittenmal überlegen."

„Gut. Und weshalb das, Gefreiter Herz?"

„Damit ich keine Dummheit nich mache."

„Nur wann giebt es kein Besinnen, Einjähriger von Felsberg?"

„Wenn Attacke geritten wird."

„Und wenn es selbst wohin ginge, Müller?"

„In die Hölle, Herr Oberleutnant," rief strahlenden Gesichtes mit lauter Stimme der junge, erst kürzlich beförderte Unteroffizier.

„Es giebt da nichts zu lachen, Sergeant Wiedemann. Ich sage so etwas nicht zum Spaß."

Der Getadelte erhob sich und stand beschämt, mit unsicheren Augen da.

Freilich, wenn der Oberst die heutige Instruktion des Oberleutnants angehört hätte, würde ein Zweifel erklärlich gewesen sein, ob der Offizier völlig im Ernst spreche, sich nicht vielmehr über den erteilten Tadel lustig mache. Aber in Wirklichkeit war es ihm heiliger Ernst.

*

Gegen Abend saß Warowski im elegant eingerichteten Wohnzimmer seiner Junggesellenbehausung. Ein kleines Feuer knisterte im Ofen; es war erst in den letzten Apriltagen, und wenn auch tagsüber warm die Sonne geschienen hatte, so war es doch mit eintretender Dämmerung kühl geworden.

Er saß am Flügel und spielte träumerisch verloren Kompositionen von Chopin, ernste, schwermütige Weisen, in denen nur hie und da lieblich eine leichtere Melodie auflebt, um sich wieder in Schmerz und Sehnen zu verlieren oder auch unvermittelt, unbefriedigend wie ein Aufschrei abzubrechen. Warowski spielte mit wunderbarer Geläufigkeit und tiefem Gefühl aus dem Kopfe. Er vermochte dem genialen Tondichter nachzuempfinden, der in so beredten Lauten das Unglück seines Volkes besang, die leichtlebige Freude, die Lust, die klagend unter der eisernen Hand des Schicksals, der Weltgeschichte schwindet und versiegt.

Er war völlig in den Melodien verloren, als sein Bursche eintrat:

„Befehlen Herr Leutnant das Gas anzuzünden?"

Warowski nickte nur. Als die drei Flammen hell brannten, blieb der Kürassier in der kurzen Drillichjacke noch wartend an der Thür stehen.

„Was giebt's?" fragte der Spielende, ohne sich stören zu lassen.

„Der Isaak Blau ist wiedergekommen; er war heute nachmittag schon einmal da."

„Treppe 'runterschmeißen — hab' ich dir doch gesagt.“ Warowski spielte ruhig weiter.

„Er geht nicht, Herr Leutnant, er sagt, er muß notwendig 'rein.“

Warowski sah seinen Burschen an, ohne sich zu unterbrechen. Eine ganze Weile verging so.

„Er geht nicht, hm,“ sprach er endlich während des Spiels, „na, dann laß ihn herein.“

Er wandte sich wieder völlig seinen Melodien zu und schien es gar nicht zu bemerken, daß nach schüchternem Anklopfen Isaak Blau eintrat, ein ergebenes „Guten Abend, Herr Baron!“ wünschte und, da er keine Beachtung fand, verlegen scharrend von einem Bein aufs andre trat und bisweilen durch Hüsteln an seine Gegenwart zu erinnern suchte.

Doch plötzlich brach der Offizier jäh ab und kehrte sich mit kurzem Ruck im Stuhl dem andern zu. „Was wollen Sie? — Geld natürlich. Ich habe keines. Scheren Sie sich zum Henker!“

„Gott der Gerechte,“ rief Blau, sich mit schmierigem Lächeln die Hände reibend, „sind der Herr Baron unfreundlich, und bin ich doch nur ein armer Mann, der hat Frau und Kind zu ernähren und kommt um das Seinige, das er sich sauer verdient hat im Schweiß seines Angesichts.“

Warowski musterte die vor heuchlerischer Demut fast ersterbende Gestalt in dem speckigen schwarzen Habit.

„Um Ihr Geld werden Sie schließlich nicht kommen,“ sprach er; „prolongieren Sie, und schreiben Sie die Zinsen dazu.“

„Herr Baron verzeihen,“ entgegnete Blau, seinen schäbigen Cylinderhut zwischen den Händen drehend, indem er gesenkten Kopfes darauf niedersah, wobei ihm das wohlgefettete Haar in die Stirn fiel, „Herr Baron verzeihen, bis jetzt waren Se mir ja gut, der gnädige Herr Onkel hat ja ein grausses Vermögen und wird nicht enterben seinen einzigen Herrn Neffen. Aber nu nimmt sich der Herr Onkel im zweiundsiebzigsten Jahr noch eine junge Frau Gemahlin mit zwei kleine Kinder, die sie mitbringt aus erster Ehe, und da steht mein Geld nicht mehr sicher, und ich bin selbst doch nur ein armer Mann, der hat zu sorgen für Frau und Kind.“

Während dieser Rede schoß er aus seinen schwarzen Augen bisweilen einen stechenden Blick auf seinen Schuldner, der ihn ruhig aussprechen ließ.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht,“ erwiderte Warowski in nachdenklichem Tone, „und ich glaube gern, daß Ihnen die Angst ins Gedärm fährt. Aber bezahlen kann ich Sie trotzdem jetzt nicht, wir müssen uns vorläufig in andrer Weise arrangieren. Setzen Sie sich dort auf den Stuhl am Schrank — halt, noch nicht. Kipper! Kip—per!“ rief Warowski lauthallend.

Der Bursche erschien eiligst in der Thür.

„Hast du ein Taschentuch bei dir?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Noch nicht zu schwarz?“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Leg's auf den Stuhl am Schrank — und nun setzen Sie sich, Blau!“

„Der Herr Baron sind zu spaßhaft,“ sprach der Geldmann mit sauersüßem Lächeln, aber er setzte sich doch, während der Bursche mit kreuzvergnügter Miene wieder verschwand.

„Allerdings haben Sie jetzt keine rechte Sicherheit mehr,“ hob der Offizier wieder an, „aber Sie werden sich gedulden müssen, ob ich nicht meinen Onkel für die Schulden noch bluten lassen kann. Glaub's freilich selbst kaum, denn vor drei Jahren, als er meine Wechsel einlöste, schwor er hoch und heilig, es würde das letzte Mal sein. Und nun bekommt er selbst noch eine Familie, ja, ja — eine junge Frau und zwei Kinder, vielleicht werden es noch mehr, wer kann es wissen — keine günstige Aussicht das, Sie haben recht.“

„Der Herr Baron sind ein kluger Herr, ein feiner Herr, daß Se zu mir reden so freundlich. Werde ich mich doch gern noch gedulden, wenn Se wollen schreiben an den Herrn Onkel.“

„Geht nicht, Blau, geht nicht, augenblicklich schon gar nicht. Wie hoch stehe ich denn in Ihrem Schröpfbuch?“

Herr Blau nahm ein altes Notizbuch aus der Seitentasche seines Rockes und blätterte zwischen Briefen und Papieren.

„Zweiundzwanzigtausendeinhundertfünfundachtzig Mark dreizehn Pfennige, Herr Baron, wenn ich dazu rechne die Zinsen, die sind fällig am ersten Mai.“

„Gottes Donner, verdammter Halsabschneider, — verflucht will ich sein, wenn ich mehr als fünfzehntausend davon gesehen habe!“ fuhr der Offizier auf.

Der Manichäer war zusammengezuckt, doch er faßte sich sofort, als er sah, daß die Miene des Polen schon wieder gleichmütig war. „Bin ich auch ein armer Mann, bin ich doch ein ehrlicher Mann, der sich sauer verdient das Seinige, und der zu —“

„— sorgen hat für Weib und Kind — den Witz kenne ich,“ unterbrach ihn Warowski. „Halt 's Maul, ich will von dem Geplärr nichts mehr hören. Die Sache liegt verdammt einfach. Prolongierst du nicht, so gehe ich eben um die Ecke, werde Kellner in Amerika oder sonst was, wie mein Bruder, und du kannst hinterher pfeifen auf die ganzen zweiundzwanzigtausend Mark und die Schwänze in Hunderten und Pfennigen dazu. Verlockend ist die Aussicht nicht, aber in der Not frißt der Teufel Fliegen.“

Herr Blau begann wieder seinen Hut zu drehen; endlich hielt er damit inne und strich mit dem Aermel eine struppige Stelle glatt.

„Wenn der Herr Baron die Güte hätten, mich zu hören, könnte ich vielleicht noch machen einen Vorschlag.“ Lauernd blickte er auf den Leutnant.

„Sprich, Kerl; besser als Austern servieren ist's vielleicht doch noch.“

„Der Herr Baron sind ein schöner Mann, ein grausam schöner Mann und ein stattlicher Mann, und der Herr Baron haben einen schönen Namen, der hat einen guten Klang, — wenn der Herr Baron

sich nehmen eine junge Frau, eine schöne Frau, eine reiche Frau —" Er brach zögernd ab, unsicher, wie der Offizier den Vorschlag aufnehmen würde; nur noch halb saß er auf dem Stuhl, bereit, sich jeden Augenblick durch eilige Flucht zu retten.

Doch Warowski rührte sich nicht.

„Würde ich doch haben eine neue Sicherheit," fuhr Isaak Blau fort, „und der Herr Baron könnten mich bezahlen nach und nach, wenn der Herr Schwiegervater nich befriedigen mich armen Mann mit einer Zahlung."

Ein Schweigen folgte, Isaak Blau drehte wieder seinen Hut.

„Sag mal, Blau, bei dir wimmelt doch so 'n halbes Dutzend Nathans und Rebekkchens," sprach Warowski nach einer Weile, das rechte Bein über die Stuhllehne legend, „ist nichts für mich dabei? Die älteste mit dem Krauskopf, die mir ein paarmal die Thür öffnete?"

„Herr Baron meinen die Rosa?"

„Ja, meinetwegen Rosa."

„Der Herr Baron belieben zu scherzen," sagte Blau und setzte sich wieder fester auf den Stuhl, den Offizier mit schnellem Auf- und Niederschlagen der Augen beobachtend. Da dieser ihn aber ruhig und offen anblickte, ward er zuversichtlicher. „Was die Rosa is, Herr Baron, is se doch ein schönes Mädchen, ein braves Mädchen, was schon führt ihrem armen Vater die Bücher, und is se ein kluges Mädchen, ein gescheites Mädchen, und wird se einmal haben eine große Mitgift, und is se ein gutes Kind, was hat lieb ihre alten Eltern, und wird sein ein Segen für jedes Haus. Aber Herr Baron wollen doch nur verspotten mich armen Mann." Er sah fragend auf.

„Allerdings war dies nur ein Spaß, Isaak," sagte Warowski, „aber in der Hauptsache hast du recht. Ja, ich werde heiraten; ich bin des Junggesellenlebens ohnehin satt; ich sehe ein, es taugt nichts für mich. Also ich werde mein möglichstes thun, um von heute an innerhalb eines halben Jahres eine reiche Partie zu machen und dich auf Heller und Pfennig zu bezahlen; dagegen machen wir die Summe rund, die hundert Mark und so und so viel, und die Pfennige streichen Sie und strecken mir noch dreitausend Mark bar vor. Einverstanden?"

Isaak Blau starrte den nunmehr vor ihm Stehenden ganz erschrocken an. „Herr Baron belieben zu spaßen."

„Guter Freund", sprach Warowski nach einer Pause mit Nachdruck, „ich spaße nicht. Prolongieren Sie nicht, und geben Sie mir nicht noch ein Handgeld, damit ich frei auftreten kann, so geht Ihr ganzes Geld in die Wicken, und Sie können mir über den Ozean nachpfeifen. Andernfalls haben Sie mein Wort, daß ich, falls es mir irgend möglich ist, heirate und Sie auf Heller und Pfennig bezahle."

Der Hebräer befand sich in einem argen Dilemma. Er wiegte den lockenbebaumelten Kopf hin und her.

„Haben der Herr Baron denn schon eine Aussicht?" fragte er schließlich.

„Nein, noch nicht," entgegnete Warowski kurz, „aber ich will ein reiches Mädchen heiraten und werde es, falls nicht der Teufel seine Hand im Spiel hat, — das muß Ihnen genügen. Wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehen oder nicht? Wenn nicht, können Sie getrost Fidibusse aus meinen Wechseln machen."

Der Hebräer erkannte wohl die Entschlossenheit seines Schuldners, er war auch Menschenkenner genug, um zu wissen, daß dieser schöne, stattliche Mann mit bestem Namen, in angesehenster Stellung nicht an vielen Thüren vergeblich anklopfen würde. Und dann, einige Sicherheit bot immer noch der reiche Onkel, der am Ende doch bezahlen würde. So sagte er denn:

„Wenn der Herr Baron es mir versprechen — aber dreitausend Mark ist eine große Summe, und ich werde sein ein geschlagener Mann und werde hungern müssen mit Weib und Kind."

„Ich will aber die dreitausend Mark, runde Summe — rück nur 'raus, Isaak."

„Könnten der Herr Baron nicht etwas ablassen?"

„Halsabschneider — Prozentches gleich abziehen, he? Ich kenne dich. Doch meinetwegen — fünfundzwanzighundert bar — dann stelle ich Ihnen einen Gesamtwechsel über fünfundzwanzigtausend Mark aus. Heißt e Geschäftche, was?"

Isaak Blau wand sich in innerlichem Bangen und Zweifeln, doch nach einigem Debattieren ward er endlich weich. Er gab dem Offizier fünf Hundertmarkscheine und die Einzelwechsel gegen einen Gesamtwechsel über fünfundzwanzigtausend Mark und versprach, die noch fehlenden zweitausend Mark andern Tages zu bringen.

Gleich darauf war er zur Thür hinaus.

Warowski rief seinen Burschen und begann sich mit dessen Hilfe umzukleiden. Als er damit fertig war, gab er dem pfiffigen Haushalter einen Hundertmarkschein. „Bezahle davon, was nötig ist — morgen um sieben Uhr wecken."

In diesem Augenblick kam rasselnd ein leichtes, schnell fahrendes Gefährt die Straße herab, die Hufe der Rosse klapperten hell auf dem Pflaster. Es wurde gerade vor dem Hause kurz angehalten, laut knallte die Peitsche durch die Luft.

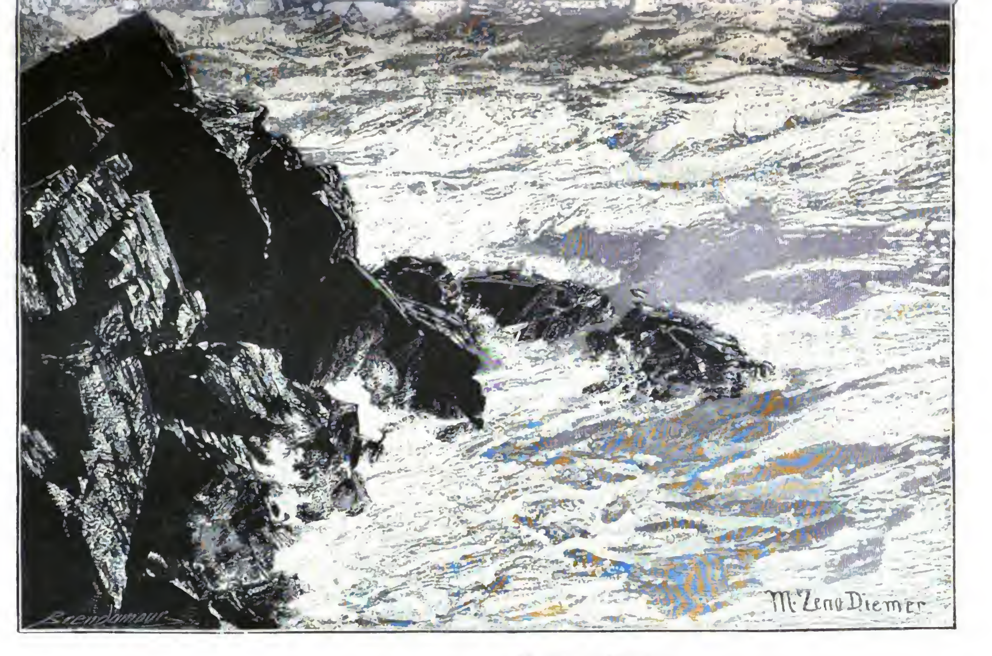
„Warowski! Wa—rows—ki!" rief eine frische Männerstimme.

Der Offizier trat ans Fenster, öffnete es und sah hinunter. „Guten Abend, Gissing!" rief er dem mit der Hand Heraufgrüßenden zu. „Ich komme gleich!"

„Aber über die Treppe gefälligst. Famos, daß Sie da sind," erwiderte lachend der flotte Zivilist auf seiner leichten Jagdkalesche, vor der dampfend zwei muntere Jucker das Pflaster scharrten, fest im Zügel gehalten.

Warowski trat vom Fenster zurück, schnallte den Säbel um und ließ sich von seinem Burschen Mütze und Handschuhe reichen. Dann schob er die vier noch auf dem Tische liegenden blauen Scheine in die Hosentasche und ging durch die vom voranspringenden Burschen geöffneten Thüren hinaus.





M. Zeno Diemer

Camogli (Riviera di Levante).

Vor dem Hause spielten einige ärmliche Kinder, der Offizier warf ihnen eine Handvoll kleiner Münzen hin und sah, indem er die Knöpfe seiner Handschuhe schloß, zu, wie sie sich, mit Stoßen und Geschrei durcheinanderkollernd, darum balgten. Dann trat er an den Wagen und schwang sich neben den Lenker der Pferde auf den Vordersitz.

„Nochmals guten Abend, Gissing. Es freut mich, daß Sie gerade heute kommen, Sie können mir einen guten Rat geben. Aber jetzt nicht — nachher."

Der junge Rittergutsbesitzer Gissing schnalzte mit der Zunge und ließ ein wenig die Zügel nach, die mutigen Pferdchen zogen an, und im schnellsten Trabe rasselte der Wagen weiter die Straße hinab.

*

Max Gissing gehörte zu jenen begnadeten Menschen, denen von Kind auf nur das Glück gelächelt hat. Einer sehr reichen Familie entstammend, war er in Hülle und Fülle aufgewachsen, hatte Chemie und Forstwissenschaft studiert, auch trotz toller Jahre als Corpsstudent schließlich dank seinem guten Kopfe ein Examen bestanden und bewirtschaftete nun seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode seines Vaters selbständig das bedeutende Rittergut Hillersleben, das etwa eine Wegstunde von Erfurt entfernt lag. Seine Mutter lebte in Berlin bei ihrem ältesten Sohne, der wie ihr zweiter Sohn die juristische Carriere ergriffen hatte, während der dritte als Leutnant in St. Avold bei den Dragonern stand. Die beiden Juristen waren ebenso wie zwei Schwestern reich verheiratet.

Max, der Jüngste unter den Geschwistern, hatte von jeher große Neigung zur Landwirtschaft gehabt und sich die praktischen Kenntnisse auf seines Vaters Besitzung erworben, die ihm nun seit zwei Jahren übergeben war. Als tüchtiger Fachmann verwaltete er das Gut durchaus zur Zufriedenheit der Familie.

Er war ein schlanker, hübscher Junge in der zweiten Hälfte der Zwanziger, brünett, mit kleinem, lebhaftem Schnurrbart in einem übermütigen Gesichte, aus dem zwei kecke, stets lachende Augen blitzten. In der Erfurter Gesellschaft verkehrte er viel, besonders auch mit den Offizieren des Kürassierregiments; seine Eigenschaften als Rittergutsbesitzer und Reserveleutnant der Gardejäger hatten ihm von Anfang an eine Stellung gesichert, die er durch fesches, vornehmes Auftreten schnell zu befestigen wußte.

Mit Warowski verband ihn bald eine engere Freundschaft; so oft er nach Erfurt kam, waren beide unzertrennlich. Doch auch in Hillersleben besuchten ihn der Pole wie überhaupt viele der Kürassiere häufig. Dort fanden bisweilen fidele Herrendiners oder Kneipabende statt, ja, man munkelte auch von Bällen, zu denen weniger Erfurt als Berlin, die große Metropole der Freude, die Damen stellen sollte. Ungnädig aber äußerten sich hierüber eigentlich nur die ehrsamen Mütter gelegentlich unter sich, die dem Hillerslebener Goldjunker für ihre mehr oder minder hübschen Töchter in berückender Liebenswürdigkeit Fangeisen stellten; doch auch sie hüteten sich aus wohlbegreiflichem eignen Interesse, solch kleine Freiheiten scharf zu verurteilen, eher im Gegenteil fanden sie, zwangsweise vorurteilslos lächelnd, Entschuldigungen dafür.

Warowski und Gissing paßten vorzüglich zu einander. In beiden war ein göttlicher, sorgenloser Leichtsinn der Grundzug des Charakters. „Les extrêmes se touchent" lautet allerdings ein Sprichwort, es ist aber, wie so viele Sprichwörter, mit Vorsicht zu gebrauchen. Innerlich waren die beiden jungen Männer keine Extreme, wohl aber in ihrem Temperament und dadurch im äußern Auftreten.

Während Warowski den stillen, latenten Leichtsinn verkörperte, der, anscheinend die größte Harmlosigkeit und Unschuld, in nie zu störendem Gleichmut, ohne eine Muskel zucken zu lassen, die seltsamsten Dinge ausheckt und in die That umsetzt, war bei Gissing alles Leben, sichtbare Tollheit, fortwährendes Uebersprudeln. Und so begegneten sich die beiden äußerlich so verschiedenen Menschen immer in ihren krausen Gedanken, die der gleichen Quelle entstammten, und Gedanke und Ausführung lagen bei ihnen nie weit auseinander. Doch waren beide gutmütig, wie man es fast stets beim Leichtsinn findet, und durchaus untadelhafter Gesinnung, wenn man die Grenzen hierfür nicht gerade mit dem grämlichen Stifte pedantischer Philisterei zog.

Im flottesten Trabe rasselten sie nun auf dem leichten Jagdwagen den breiten Anger entlang, durchfuhren mehrere Nebenstraßen und hielten schließlich vor dem Hotel zum Schwarzen Bären, wo für die abendlichen Zusammenkünfte der Offiziere stets ein Zimmer reserviert war.

Gissing übergab seinem Kutscher, einem älteren Manne, der auf dem Hintersitze saß, die Zügel und sprang mit seinem Freunde vom Wagen herab.

Der eiligst herbeikommende Hotelier Holzinger, eine wohlgenährte Gestalt mit rundlichem, von schwarzen Koteletten noch verbreitertem Gesicht, empfing sie mit vielen Bücklingen auf das zuvorkommendste und folgte ihnen dann bis zum reservierten Zimmer. In dem gemütlichen, nach altdeutschem Geschmack ausgestatteten Raume saßen an dem langen, weißgedeckten Tische bereits mehrere Regimentskameraden Warowskis und einige Leutnants des ebenfalls in Erfurt garnisonierenden Infanterieregiments; es herrschte ein gutes Einvernehmen zwischen den Herren der verschiedenen Waffengattungen.

Lebhaftes Hallo begrüßte die beiden, einen fidelen Abend versprechenden Ankömmlinge, denen sofort ihre Stammplätze im präsidierenden Sofa eingeräumt wurden. Natürlich wurde auch gleich wieder Warowskis Leiterkunststück aufs Tapet gebracht, bis dieser dem Reden darüber ein Ende machte. „Bitte, meine Herren, legen wir den Kasus ad acta," sprach er.

„Nicht eher, als bis ein neuer Kasus uns lachen macht!" rief einer dagegen.

„Nein, ich bitte wirklich, die Sache ruhen zu lassen," äußerte Warowski nochmals.

„Moralischen, Anis, was? Der Alte war wohl fuchsteufelswild? Hat Langenberg Sie auch noch einmal vorgenommen?" tönte es ihm entgegen.

„Das Ganze Halt! — Schluß der Uebung!" gebot Warowski mit abwehrender Handbewegung

und wandte sich an Gissing mit der Frage, was sie essen wollten. Man sah, daß es ihm mit seiner Zurückweisung Ernst sei, und so ging man zu andern Gesprächen über.

Allmählich füllte sich das Zimmer mehr und mehr, auch die beiden Fähnriche und der Avantageur der Kürassiere kamen und der Regimentsarzt, Oberstabsarzt Dr. Voigt. Gissing in seinem modefarbenen Jackettanzug blieb der einzige Zivilist zwischen den vielen blauen Interimsröcken, die bisweilen das schwarze Tuch eines Infanteristen unterbrach. Gleich weißen Schwänen saßen die drei Offiziersaspiranten bescheiden am Ende der Tafel.

Dem vorzüglichen Kulmbacher und Pilsener wurde wacker zugesprochen; aus den dampfenden Zigarren sammelte sich eine blaugraue Schicht schweren Rauches unter der getäfelten Decke und zog in dichten Schwaden zu dem lustig in der Hinterwand des Zimmers schwirrenden Ventilator; die verschiedenartigsten, in den einzelnen Gruppen oft mit lauter Stimme geführten Unterhaltungen belebten das Ganze. Bisweilen ertönte schrill, von einem der Fähnriche gedrückt, die elektrische Klingel, wenn es einmal nötig war, dem Oberkellner Emil, dem die Bedienung der Offiziere abends oblag, ein Zeichen zu geben.

„Emil, ich habe noch Hunger!" rief Warowski, der mit Gissing einen Fasan so ziemlich aufgezehrt hatte, nachdem etwa eine Stunde seit dem Abtragen der Reste vergangen war, „was giebt's noch?"

Der Aufmerksame eilte zu ihm und überreichte die Speisekarte, die er seiner Rocktasche entnahm. „Vielleicht einen Hummer, Herr Baron — oder Gänseleberpastete — der Kaviar ist auch ganz frisch."

„Bringen Sie Kaviar," entschied sich der Offizier, den Dampf seiner Manila von sich blasend, „ungesalzenen, und eine Sauternes."

Der Oberkellner verschwand, um bald mit dem Gewünschten wieder zu erscheinen.

„Ist das alles?!" sagte der Pole, das graugrünliche Häufchen musternd. „Eure Portionen werden täglich kleiner, Emil."

„Der Kaviar ist wieder um zwei Mark teurer geworden, Herr Baron."

„Bringen Sie mir mehr; damit fange ich nicht erst an — gleich die ganze Büchse, aber flott, ich habe Appetit."

Als die weiße Porzellantonne, fast noch bis zum Rande voll, vor ihm auf dem Tische stand, füllte sich Warowski seinen Teller bedächtig zu ansehnlicher Höhe. Dann, indem er den Hornlöffel wieder in die glitzernde Masse zurückstecken wollte, zögerte er.

„Bringen Sie jedem der Herren einen Teller, Emil," gebot er, „und, verehrte Kameraden, ich lasse den ungeborenen Stör um den Tisch wandern — bitte sich zu bedienen, ich gehöre zum Verein gegen die Verarmung Rußlands."

Man war an dergleichen Freigebigkeit Warowskis gewöhnt und wußte, daß eine Ablehnung ihn unangenehm berühren würde. So hatte denn bald jeder der Anwesenden seinen Kaviar vor sich und ließ es sich schmecken; an vielen Plätzen verschwanden die Bierseidel, und schlanke Weißweinflaschen traten an ihre Stelle. „Prosit, Anis!" — „Sollst leben, Warowski!" — „Herr Oberleutnant, darf ich mir erlauben?" so und ähnlich ertönte es von allen Seiten.

Die Stimmung wurde animierter, der Avantageur von Kühlstein mußte sich ans Klavier setzen, und in die Gespräche hinein erklangen die Weisen lustiger Walzer- und Operettenmelodien, manchmal auf Zuruf auch ein Vaterlands- oder Studentenlied, das der Chor markig mitsang.

Der Avantageur spielte frischweg, nicht künstlerisch, aber mit einer guten, natürlichen Begabung. Man hatte diese, obwohl er erst seit vier Wochen beim Regimente stand, doch schon herausgefunden und schätzen gelernt, und er mußte oft „ran", da es sonst an einem geeigneten Musikmann fehlte. Warowski, obwohl zweifellos hervorragend musikalisch veranlagt und ausgebildet, spielte selbst niemals in Gesellschaft.

„Heute abend wird's verhauen, es kommt so langsam, aber sicher der Zug hinein, das ist immer ein gutes Zeichen," sagte einer der Kürassiere zu seinen Nachbarn.

Und da ertönte es auch schon ihm gegenüber: „Ich gebe die zwölfte!"

„Ich die fünfte!" klang es als Antwort.

„Ich die elfte — ich die achte — ich die dritte!" und immer so fort löste eine Zahl die andre ab, bis Gissing schließlich mit dem Ausrufe: „Und ich die erste und die dreizehnte und die sechzehnte und die zwanzigste!" den Uebergang zum Sekt ins Werk setzte. Gewissenhaft notierte der Adjutant von Engersheim.

Nun bekam Emil zu thun. Unterstützt von dem übers ganze Gesicht strahlenden Herrn Holzinger und einem drei Käse hohen, borstenhaarigen Stifte, schleppte er eine silberhalsige Flasche um die andre im eisgefüllten Kühler herein, die Pfropfen knallten gegen die Decke, und in den hohen Kelchen schäumte das prickelnde Naß.

Eine kernhafte Zecherei begann, die Gesichter röteten sich, hier ward ein Kragen gelockert, dort ein Ueberrock aufgeknöpft, immer lärmender wurden die Gespräche, daß mancher bisweilen Mühe hatte, sein eignes Wort zu verstehen. Unbemerkt hatte der Avantageur aufgehört zu spielen und sich wieder zu den Fähnrichen an den Tisch gesetzt, mit denen er fleißig anstieß. Als er sich gegen zehn Uhr zum Aufbruch gerüstet, da er ohne Nachturlaub war, hatte ihn Warowski zu sich gerufen.

„Ich, als ältester anwesender Offizier Ihrer Eskadron, befehle Ihnen mit echter Manneskehle weiterzuzechen, solange ich bleibe. Sie gehen dann mit mir, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant," erwiderte mit glücklichem Gesicht das blutjunge, feintaillige Kerlchen, das erst seit kurzer Zeit vom Gymnasium in die Freiheit entlassen war, und ging nach strammer Kehrtwendung wieder an seinen Platz.

„Prosit, Kühlstein!" rief ihm Graf Maizen zu, „geben Sie da aber nur acht, daß Warowski Sie wenigstens noch rechtzeitig zum Frühstall abliefert."

Immer wilder wurde die Lust, der Sekt floß in Strömen, manches Auge blickte schon starrer, hier saß einer dem andern auf dem Schoß und erzählte ihm lallend etwas ins Ohr, dort ging einer unsicheren Schrittes hinaus, um kreidebleich zurückzukommen, einer der Fähnriche war schon gar nicht wiedererschienen, er schnarchte in Herrn Holzingers Numero drei — jetzt tanzte Gissing zum Spiele des Avantageurs mit dem dicken Leutnant von Krafft-Kröcher einen tollen Cancan, zu dessen Ende der Dicke, im übergelaufenen Eiswasser auf dem Boden ausrutschend, gegen den Tisch fiel, so daß eine Anzahl Gläser umstürzte und die vom Sekt Ueberschütteten lachend und schreiend auseinandersprangen. Doch Emil und sein Stift waren schnell bei der Hand, die Spuren des kleinen Mißgeschicks zu beseitigen.

In der nach diesem Ereignis momentan eintretenden Stille öffnete sich die Thür, und eine ungemein lange, spindeldürre, gänzlich ausgetrocknete Gestalt mit mächtigem schwarzen Schnauzbart im lederfarbenen Gesicht, dessen Haut in tiefen Falten über den Backenknochen lag, trat ein, der Infanteriehauptmann von Stentow, Inspektionsoffizier an der Kriegsschule; wie stets trug er den kurzschößigen Waffenrock.

Er wurde, sobald man ihn bemerkte, mit wildem Gejohle begrüßt, für das er mit gnädigem Handwinken dankte, worauf er sich würdig an einem schnell für ihn freigemachten Platze niederließ. Ein ihm gereichtes Glas Sekt goß er in einem Zuge hinunter und schob dann das leere Glas zurück.

„Emil, einen Grog von Cognac!“ rief er, lehnte sich, die geradeaus starrende Virginia im Munde, in seinem Stuhle hintenüber und sah mit seinen schwarzen, unheimlichen Augen umher. Doch als der dampfende Grog vor ihm stand, vertiefte er sich in diesen.

Mit der vorschreitenden Zeit wurde das Gelage toller und toller, aber immer mehr leerte sich auch das Zimmer. Einige, die fürchteten, noch zurückgehalten zu werden, drückten sich auf französisch, andre verabschiedeten sich offen, wieder andre zogen singend Arm in Arm hinaus, und als die altdeutsche Wanduhr die dritte Morgenstunde schlug, waren nur noch wenige im rauchgeschwängerten Zimmer übrig.

Unbewegt saß Warowski in seiner Sofaecke und trank mit eherner Ruhe Glas um Glas. Sein Gesicht war kaum gerötet, nur seine Augen etwas kleiner als sonst, seine Stimme völlig unverändert. Man sagte ihm nach, daß er mit zunehmender Bezechtheit nur immer vernünftiger und ruhiger würde. Neben ihm behauptete sich Gissing in ausgelassener Lustigkeit, stets neue verrückte Einfälle sprudelte er heraus und vollführte gelegentlich auf Tischen und Stühlen die verwegensten Voltigierübungen; einige Stuhlbeine und eine Anzahl zerbrochener Gläser standen schon auf seinem Conto, gleichfalls die Thür eines Wandschrankes, die er auf eine Wette hin mit dem Kopfe eingerannt hatte. Sein Gesicht glühte, sein Haar war feucht, rot braunte der tiefe Durchzieher auf seiner linken Wange.

Als dritter im Bunde verharrte der Oberstabsarzt, ein unverwüstlicher Becherer, der nicht zu besiegen war. Der alte Corpsstudent, ein Kartellbruder Gissings, ging nie, solange er noch einen Genossen fand. Seinen Kopf behielt er immer oben, wenn auch die Beine schließlich bedenklich zu versagen begannen.

An Warowskis rechter Seite, halb auf einem Stuhl liegend, den Oberkörper gegen die Wand gedrückt, schnarchte der junge Avantageur von Kühlstein offenen Mundes; wirr hing ihm das Haar in die Stirn, er war eine vollkommene Leiche.

Als letzter weilte in Mitte der geleerten Tafel vereinsamt noch der Hauptmann von Stentow; den Kopf in beide Hände gestützt, blickte er in das dampfende Grogglas, das schon oft — nur Emil wußte wie oft — gefüllt worden war. Er ließ sich den Dampf in die Nase steigen und betrachtete schwermütig das Blinken der goldgelben Flüssigkeit. Bei St. Privat war er durch den Hals geschossen worden und behauptete deshalb, nur heißes Getränk bekäme seiner Kehle. Auch verlautete von ihm, er sei durch eine unglückliche Liebe zum Sonderling geworden, doch hieß es dagegen, an der ganzen Sache sei kein wahres Wort, und das Original des bildschönen Mädchenporträts, das auf einer Staffelei in seinem Zimmer stand und von dem er nur vor erlesenen Seelen einmal den deckenden Vorhang entfernte, habe er nie gekannt; seine unglückliche Liebe sei nur ein leeres Hirngespinst, wie noch einige andre seinen Kopf umspannen.

Warowski blickte sich um. „Drei Uhr und schon so leer,“ sagte er. „Ruhe, Gissing! Wir stimmen jetzt das schöne Lied an: ‚Wenn sich der Schwarm verlaufen hat um die mitternächtige Stunde!‘“ Und mit kräftigem Bariton begann er. Doch nur Gissing und der Oberstabsarzt fielen ein; der Avantageur schnarchte weiter, Stentow wischte sich eine Thräne aus dem Augenwinkel.

Als das Lied verhallt war, trat Emil ein. „Herr Gissing, der Philipp wartet.“ Es war dies nur eine sanfte Mahnung, daß der Kutscher, der seit zwei Uhr angespannt hatte, ausgetrunken habe.

„Bringen Sie ihm ein neues Glas, Emil!“ rief Gissing.

Auf solche Weise pflegte der Kutscher jede halbe Stunde sich sein Glas Bier zu verschaffen, und nachdem er es genehmigt hatte, fuhr er die Pferde wieder auf und ab, bis aufs neue seine Zeit für einen Trunk da war. So ging es oft nächtlicher Weile vor dem Hotel zum Schwarzen Bären, und es war meistens gut, daß Gissing für die Heimfahrt selbst die Zügel nahm; er wußte sich schließlich doch immer zu halten.

„Meine Herren,“ sprach Warowski, als Emil sich wieder entfernt hatte, „jetzt komm' ich zu einer hochwichtigen Angelegenheit. Herr Oberstabsarzt, Gissing, Sie hören, nicht wahr? Kühlstein —“ er warf einen Blick auf den Avantageur — „stören wir seine Ruhe nicht. Stentow, wollen Sie nicht heranrücken?“

„Mich jammert meiner, lieber Warowski, Lust ist mir ferne,“ antwortete der lange Don Quichotte feierlich, ohne seine Stellung zu verändern.

„Es handelt sich aber um etwas Ernstes, Stentow.“

„Ernst habe ich schon mehr denn genug,“ erwiderte hohl der Schmerzenvolle.

„Na, denn nicht. — Also, meine Herren, hören Sie.“

„Sie wollen wohl jenen,“ unterbrach ihn Gissing.

„Nein, das heute nicht,“ wies Warowski ihn ruhig zurück, „ich will heiraten!“

Kaum war noch das Wort heraus, als Gissing in einem hellen Lachen aufplatzte und sich im Sofa zurückwarf, daß die Lehne krachte.

„Anis, Sie machen doch immer die besten Witze zuletzt!“ rief er mit Thränen in den Augen.

„Kein Witz, Gissing, mein heiliger Ernst. Ich bitte um Ihr Urteil.“

„Kurz und bündig?“

„Ja.“

„Nun denn, Anis, Sie sind meschugge.“

Warowski nickte bedeutsam mit dem Kopfe. „Sie rühren mit dem alttestamentlichen Wort an der kitzlichen Stelle, am Mene Mene Tekel Upharsin. O Isaak! Doch wie denken Sie darüber, Herr Oberstabsarzt?“

„Wenn ich auch Ihren Ernst nur auf guten Glauben hinnehmen kann, so sage ich doch: Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser.“

„Natürlich, so sprechen Sie als alter eingefleischter Junggeselle, es kann deshalb für mich nicht schwer ins Gewicht fallen. Doch wie ist Ihre Ansicht, Kühlstein?“ Er wandte sich dem Avantageur zu. „Nicht't — euch!“ brüllte er ihn mit Donnerstimme an.

Das militärische Zauberwort, das selbst einen auf dem Schlachtfelde Gefallenen noch wiederzuerwecken vermag, schreckte den jungen Soldaten auf. Nach seinem Glase greifend, schnellte er, mühsam die Augen aufreißend, in die Höhe und lallte: „Prosit, Herr Rittmeister, ich komme nach!“ leerte sein Glas, soweit er es nicht verschüttete, und sank auf seinen Stuhl zurück, der, nur noch dreibeinig, gleich wieder in passende Lage gegen die Wand fiel.

„Famos!“ rief Warowski lachend, „Pythia, die Unschuld auf dem Dreifuß, hat das einzig wahre Wort gesprochen. Prosit — das heißt ‚Wohl bekomm's‘, und: ‚Ich komme nach‘ — na, da muß ich als sein Oberleutnant ihm doch mit gutem Beispiel vorangehen. Und eigentlich ist es nun überflüssig, noch weiter zu fragen. Doch Stentow, Hauptmann, hören Sie noch? Wie denken Sie über das Heiraten?“

Der einsame Mann sah langsam von seinem Glase auf.

„Die Weiber sind das schlechteste, das miserabelste Gezücht auf Gottes weitem Erdboden. Glauben Sie mir, lieber Warowski — ich will Ihnen ein Bild zeigen, kommen Sie morgen zu mir, ein Bild, einen Engel, und doch hat er mir die Seele vergiftet.“ Er sprach es unter gravitätischem Erheben der Hand und nahm dann feierlich seine Brüterstellung über dem Grogglase wieder ein.

„Potator!“ brummte der Oberstabsarzt.

„Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit seinen Thränen,“ trällerte Warowski. „Meine Herren, Ihre Sprüchlein habe ich nun — hoch das ewig Weibliche!“

Die Kelche klirrten zusammen.

Warowski hatte eigentlich die Absicht, die für ihn in Betracht kommenden Damen vor seinen Genossen Revue passieren zu lassen, aber plötzlich widerstrebte es ihm. Er stimmte dafür ein neues Lied an:

„Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren,
Da war'n viele Holden,
Die mitfahren wollten.
Schwäbische, bayrische Deandl, Juchheirassa,
Mußt' der Schiffsmann fahren.“

Der Oberstabsarzt und Gissing sangen mit, der Hauptmann von Stentow begann herzbrechend zu schluchzen. Wie lange die Sitzung noch gedauert, wie viele Gläser sich Gissings Philipp noch mit zarter Mahnung erworben, ist nicht geschichtlich festgestellt.

Nur verschiedene andre Thatsachen stehen fest. Einmal, daß im hellen Morgen ein rasselnder Wagen manchen der guten Spießbürger Erfurts aus sanftem Schlummer weckte, dann daß gegen sechs Uhr der Bursche des Oberleutnants von Warowski den Avantageur von Kühlstein, als der Frühstall schon zu Ende ging, wegen seines Ausbleibens von demselben beim Wachtmeister entschuldigte, dann daß der Avantageur durch anhaltende Kopf- und Brustgüsse mit eiskaltem Wasser von Warowski und seinem Burschen endlich wieder zum Leben erweckt wurde und um acht Uhr in der Reitbahn erschien, um als ein Bild grenzenlosen Jammers Folterqualen unter den harten Stößen seines Gaules zu erleiden, dann daß der Hauptmann von Stentow mit verweinten Augen morgens seinen Dienst versah, dem Oberstabsarzt und Warowski aber nicht das mindeste anzumerken war.

Warowski hatte im Gegenteil eine sehr vernünftige Unterhaltung mit seinem Rittmeister, in deren Verlauf er diesem die Versicherung gab, daß zu Besorgnissen für ihn kein Grund mehr vorliege.

*

Es war etwa vier Wochen später, als Gissing an einem lauen Maiabend gegen neun Uhr auf der Chaiselongue seines Arbeitszimmers lag und beim Dampfe einer Havanna und einem Glase Spatenbräu den neuesten Roman von Prevost las. Er hatte einen arbeitsreichen, anstrengenden Tag hinter sich und wollte sich vor dem Schlafengehen in Gemütsruhe noch ein wenig strecken. Neben ihm auf dem schwarzen Bärenfell ruhte Wotan, der gewaltige Leonberger, den Kopf über die Vorderpranken gelegt.

Da schlug durch das geöffnete Fenster eiliger Hufschlag eines trabenden Rosses an das Ohr des Lesenden. „Nanu, wer kommt denn da noch?“ fragte er sich und ließ die Hand mit dem Buche sinken. Gleich darauf meldete ihm der Diener den Baron von Warowski, der wenig später auch selbst sporenklirrend eintrat, einen kurzen Reitstock unter dem Arm.

„Guten Abend, Gissing,“ sprach er, und begrüßte mit flüchtigem Händedruck den in angenehmer Ueberraschung Aufspringenden, „ich muß Sie noch stören, — ganz fatale Klemme, in der ich stecke.“

Der Besucher befand sich in sichtlicher Erregung, was den Rittergutsbesitzer, der solches an ihm nicht gewohnt war, sehr frappierte.

„Was haben Sie denn heute, Mann Gottes?" fragte er, verwundert den Kopf schüttelnd. „Aber machen Sie sich's doch erst bequem, bitte. Haben Sie schon zu Abend gegessen?"

„Ja, ich komme gerade von einem Diner."

„Einen kleinen Imbiß werden Sie deshalb doch nicht verschmähen, — und was trinken wir?"

„Roten, schweren Roten — etwas, das schwer und massiv die Kehle hinuntergleitet und ein Fundament solider Stabilität im Magen bildet. Alle Gedanken kommen ja aus dem Magen, hat irgendwo mal irgendwer gesagt, wenn ich nicht irre."

Gissing schellte seinem Diener und erteilte ihm die nötigen Befehle, indes Warowski den Pallasch abschnallte und an den Schreibtisch stellte. Dann ging er mit großen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und ab und trat endlich ans geöffnete Fenster, mit dem Reitstock gegen die Scheiben klopfend.

Gissing betrachtete ihn immer erstaunter.

„Anis, Sie machen mir Sorge," sprach er.

Dieser wandte sich um.

„Lieber Gissing," sagte er, indem er sich gegen die Fensterbank lehnte und leicht ein Bein übers andre schlug, „es kann mitunter höchst fatal sein, wenn man eine Dummheit gemacht hat und sich dessen so langsam bewußt wird, aber das allerfatalste ist, wenn man etwas auf dem Gewissen hat und nicht weiß, absolut nicht weiß, ob es eine Dummheit ist oder etwas außerordentlich Kluges."

„Begreiflich, sehr begreiflich," erwiderte Gissing, „doch ich glaube, alter Freund, bei Ihnen werden wir bald dahinter kommen. Denn wenn Sie, und ich schließe meine Person Ihnen brüderlich an, also wenn wir etwas vollführt haben, ist es unter zehn Fällen neunmal eine Dummheit. Im Grunde habe ich ja hinterher auch immer eine solche Erleuchtung, aber anders wird es damit doch nicht."

Währenddem trat der Diener wieder ein, deckte den Tisch und trug ein kaltes Abendbrot auf, zu dem er zwei dickbauchige Flaschen Burgunder stellte. Die Herren begannen in seiner Gegenwart ein andres Gespräch, das sie auch noch fortsetzten, als sie einige Bissen verzehrten und sich die ersten Gläser des Purpurweins sachverständig munden ließen.

Als dann die Zigarren brannten, goß Warowski ein volles Glas bedächtig hinunter und kam auf den Grund seines späten Besuches zurück.

„Bester Gissing, Sie erinnern sich doch, daß ich an jenem Abend im Bären, vor ein paar Wochen, als der Stentow wieder einmal im grauen Elend schluchzte und Sie den Wandschrank einrannten — machen Sie doch nicht so ein ahnungsloses Gesicht, Sie müssen sich doch erinnern!"

„Ja, ja, des Abends entsinne ich mich, aber irgend etwas Besonderes ist mir nicht —"

„Nun, Sie müssen doch noch wissen," unterbrach ihn Warowski, „daß ich, als nur noch der Oberstabsarzt und Sie trätabel waren, Ihnen sagte, ich wolle heiraten, und Sie um Ihre Meinung fragte."

„Keine Ahnung," sprach Gissing, langsam den Kopf schüttelnd.

„Aber Menschenkind, Sie haben mich doch selbst deswegen für meschugge erklärt."

„Keine Ahnung. Sie verlangen aber auch zu viel; ich bin doch viel zu bekneipt gewesen, um mich noch an alles erinnern zu können."

„Schließlich ist das auch gleichgültig," sagte Warowski und paffte einige dichte Wolken aus seiner Zigarre, „die Thatsache besteht, daß ich seitdem immer ernstlich daran dachte, mich zu verheiraten, und daß ich mich heute verlobt habe."

Gissing sah seinen Besucher ganz verdutzt an. Sprach er im Scherz oder im Ernst? Aus diesem stets so gleichen Gesichte konnte man doch nie recht klug werden. Aber jetzt schien er wirklich im vollen Ernst zu reden.

„Wotan!" rief Gissing, „Wotan, komm her und unterstütze mich, einer allein glaubt's nicht."

Der Leonberger schlich, sich faul reckend, an seine Seite und ließ sich den Kopf kraueu.

Noch immer beschaute Gissing den Freund, er konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen.

„Na denn," sprach er endlich und legte ihm die Hand über den Tisch hin, „dann gratuliere ich, Sie Aermster."

„Das wäre schon recht, schon recht," meinte Warowski, ohne einzuschlagen, „wenn ich nur wüßte, ob ich wirklich verlobt bin!"

„Was?" fuhr Gissing lachend auf, „Sie sind verlobt und wissen es nicht genau? Da brat' mir einer 'nen Storch! Anis, Sie bleiben doch immer der Gleiche. Da kann ich Sie vielleicht noch retten. Ueberhaupt so eine Kateridee, heiraten zu wollen."

„Lassen Sie sich die Sache historisch entwickeln, Gissing," sagte Warowski, ihn frei ansehend. „Der Jude sitzt mir auf dem Nacken, selbst habe ich außer meinem Zuschuß, der mir aber nicht ausreicht, schon längst keinen Nickel mehr, und mein Onkel rückt extra nichts mehr heraus; schon vor drei Jahren schwur er es mir mit blutigen Eiden zu, und zum Ueberfluß hat er jetzt selbst noch eine junge Witwe mit zwei Würmern geehelicht. Gott hab' ihn selig — für mich ist da nichts mehr zu hoffen, meinen Bruder ließ er ja auch ruhig um die Ecke gehen, als er es ihm zu bunt getrieben hatte ... Bei dem Blau stecke ich nun gründlich in der Kreide, und der Halsabschneider will nicht mehr prolongieren; ich kann es ihm übrigens auch nicht verdenken. Also was bleibt mir? Entweder eine Reihe ehrenwerter Berufe zur Auswahl, vom Stiefelwichser aufwärts bis zum Oberkellner, Stallmeister, Turnlehrer und dergleichen, oder eine reiche Heirat."

„Aber ich bitte Sie, Warowski," warf Gissing in vorwurfsvollem Tone ein, „warum haben Sie mir denn bisher von Ihren Verlegenheiten keine Silbe gesagt?"

„Ich pumpe meine Freunde niemals an," erwiderte Warowski ruhig, „und überhaupt auch, es ist besser für mich, wenn ich heirate. Langenberg stimmte mir bei, als er mich — es war gerade am nächsten Morgen nach jener fidelen Nacht

— sehr vernünftig ganz im allgemeinen einmal vornahm."

„Und da haben Sie nun also die Sache ins Werk gesetzt und —"

„Ganz gewiß," unterbrach ihn Warowski, „ich hielt zunächst nach einer passenden Partie Umschau. Groß war die Auswahl ja nicht, denn viel Geld mußte da sein und eine anständige Verwandtschaft, und einen Buckel, ein lahmes Bein oder ein Schauerparzengesicht will ich mir schließlich auch nicht als Morgengabe verdienen. Und da —"

„Da bin ich aber aufs höchste gespannt."

„Ja, und da blieben meine Gedanken bei Schmidts hängen. Der alte General besitzt ein respektables Vermögen, die Familie hat mir immer recht gut gefallen, und ich konnte zwischen drei Töchtern wählen. Erna, die älteste, ist ja ohne Frage die hübscheste, aber zu spielig, viel zu spielig, das reine Kalbfleisch, und aus dem Kichern und Tuscheln mit ihren Freundinnen kommt sie nie heraus; die würde meine Wohnung zu einem Gänseinstitut machen, und auch sonst noch — ich kann das nicht so sagen — kurzum, ich sah von ihr ab. Cäcilie ist noch zu jung, kann höchstens erst in einem Jahre mitzählen und nützt mir daher nichts; und dann hat die Krabbe jetzt schon so etwas niederträchtig Suffisantes, Hochmütiges, was in meine künftige Häuslichkeit nie passen würde, und überhaupt auch sonst — nun, und da —"

„Haben Sie sich für die mittlere entschieden — Luise von Schmidt," sagte Gissing nachdenklich. „keine üble Wahl, wahrhaftig."

„Sicherlich," nahm Warowski ihm eifrig das Wort, „eine schöne Figur, groß gewachsen, und sie ist wirklich auch hübsch, man muß sich nur die Mühe nehmen, ihr Gesicht eingehender zu studieren, und sie hat das Auftreten, so das je ne sais quoi einer vornehmen Dame, das angeboren sein muß, das sich nicht lernen läßt."

„Da kommen Sie aber unter den Pantoffel, guter Anis, die junge Dame hat bei all ihrer Liebenswürdigkeit etwas sehr Bestimmtes in ihrem Wesen und viel Verstand bei einem scharfen Blick. Ich unterhalte mich immer gern mit ihr, aber zur Frau möchte ich sie gerade nicht haben; die würde mich an den Zügel bringen, daß ich das Rechts- und Linksfehen völlig verlernte, und unter ihrer schönen Hand — sie hat übrigens wirklich eine klassisch schöne Hand; haben Sie schon darauf geachtet? Dieser edle Ansatz des Armes — ja, was wollte ich doch sagen? — ja so, unter ihrer schönen Hand ginge ich bald wie ein Lämmchen, das keinen Mucks wagt."

Warowski strich langsam die Zigarre am Aschenbecher ab. „Ein ganz ähnliches Gefühl, wie Sie, habe auch ich stets dieser jungen Dame gegenüber gehabt. Ich kann aber nicht sagen, daß es mich abgestoßen hätte, im Gegenteil. Und wenn ich überhaupt heiraten will, brauche ich eine derartige Frau, vor der ich Achtung, meinetwegen, um ganz offen zu sein, ein wenig Respekt habe. Sonst mache ich doch stets wieder Seitensprünge und liege schließlich trotz allem doch noch einmal mit gebrochenem Bein im Straßengraben. Gissing, Sie können mir glauben, in den letzten Wochen sind mir nicht nur Raupen durch den Kopf gekrochen. Denn ich stehe vor einem ganz entschiedenen Entweder — Oder. Doch über zweifelnde Erwägungen war ich hinausgekommen, und ich hatte mich fest entschlossen, um Fräulein Luise von Schmidt zu werben. Und heute nun — es war großes Diner bei ihren Eltern, sie meine Tischdame, — erkläre ich mich ihr in der Dämmerung im Garten, sie sieht mich groß an und lächelt, sagt ja und: ‚Aber, bitte, sprechen Sie mit meiner Mama!' Und jetzt weiß ich bei allen Heiligen nicht, ob sie Ernst oder Scherz gemacht hat, sie war so gar nicht gerührt oder verwirrt, so kameradschaftlich selbstverständlich, als faßte sie die ganze Sache meinerseits nur für einen brillanten Scherz auf."

Warowski schwieg. Gissing überlegte einen Augenblick, dann sprach er: „Haben Sie sich denn da nicht vergewissern können?"

„Mein Gott," entgegnete Warowski, „dazu war keine Zeit, der ganze Garten wimmelte ja von Menschen, und es ging alles mit Volldampf; aber ich wollte nicht mehr zögern, eine so gute Gelegenheit fand ich so bald nicht wieder."

„Der erste Kuß ist demnach auch noch in spe?"

„Natürlich."

„Und Sie sind ernstlich im Zweifel, wie sie die Sache aufgefaßt hat?"

„Ja."

„Ich muß Ihnen recht geben, Anis, bei Ihrem ganzen Wesen konnte die Dame sehr wohl im Zweifel sein. Denn bei Ihrer stets so gottvoll immobilen Miene weiß man bei dem besten Willen niemals, woran man ist. Und nun gar nach einem Diner, nach einem guten Diner mit erlesenen Weinen, wie es bei Schmidts nicht anders sein kann, da gilt das über Sie umlaufende Wort: ‚Je mehr er trinkt, desto vernünftiger wird er' — dem äußeren Anschein nach, und Sie haben ohne Frage sehr vernünftig Ihre Erklärung vorgebracht."

„Das versteht sich doch in einem solchen Falle."

Gissing überlegte wieder. „Die Sache ist faul, oberfaul. Ich gestehe Ihnen offen zu, daß Fräulein Luise Ihren Antrag so und so aufgefaßt haben kann." Er klappte die Hand auf dem Tische hin und zurück. „Was machen wir nun da?"

„Ja, wenn ich das wüßte, wäre ich nicht zu Ihnen gekommen. Ich befinde mich in einer elenden Situation. Gehe ich morgen zur Frau Mama, und Fräulein Luise hat nur gescherzt, so bin ich unsterblich blamiert, für ewig unmöglich; gehe ich nicht hin und werde von ihr erwartet, bin ich um die Braut, noch bevor ich sie besessen habe, geprellt. Ist das eine Zwickmühle! Gissing, helfen Sie mir! Sie haben doch manchmal auch einen vernünftigen Gedanken."

Ein langes Schweigen folgte; die beiden Freunde tranken, rauchten und überlegten, überlegten, rauchten und tranken. Endlich brach Gissing das Schweigen.

„Wissen Sie was, Anis? Folgen Sie Ihrem glücklichen Stern, der Sie noch immer, auch auf den heikelsten Wegen, schließlich nicht übel geleitet

hat. Unter allen Umständen können Sie ja morgen einen Besuch bei Schmidts machen, wegen des Diners, und ich bin überzeugt, daß Sie auch schnell klar sehen werden, wenn Sie nur die Augen offen halten."

„Das habe ich auch schon gedacht," stimmte ihm Warowski bei, „es ist die einzige Möglichkeit."

„Nun also, es lebe der Entschluß!" rief Gissing, sein Glas erhebend. „Nüchtern haben wir ihn gefaßt; werfen wir jetzt den geregelten Gedankenreihen mit Burgunder oder Sekt, ganz wie Sie wünschen, einen Knüppel zwischen die Beine und gelangen wir dann in der Antipodenstimmung zum gleichen Entschluß, soll es ein Wort bleiben. Die alten Perser machten es so; im Rausche faßten sie einen Entschluß, und gefiel er ihnen andern Morgens im nüchternen Zustande noch, war er unwiderruflich. Wir brauchen die Sache nur umzudrehen, was schließlich in der Wirkung dasselbe bleibt."

Beim schweren, funkelnden Burgunder saßen die beiden bis in die tiefe Nacht beisammen. Als Warowski dann unter strahlendem Sternenhimmel wie eine auf ein Saumroß geladene Strandkanone glücklich auf seinem Rappen thronte, reichte er Gissing die Hand zum Abschied.

„Ich gehe morgen zu Schmidts," sprach er mit schwerer Zunge.

„Wir gehn zu Schmidts hinaus, da ist der Himmel blau," sang Gissing und sank gegen die Wand des Hauses zurück. Verwundert beschnüffelte Wotan seinen Herrn. —

Andern Mittags zur Besuchsstunde stellte sich der Oberleutnant von Warowski bei Schmidts ein. Sie bewohnten, seitdem der General unter Beförderung zur Excellenz seinen Abschied genommen hatte, eine hübsche Villa außerhalb Erfurts an der zum Steiger führenden Allee.

Der Besucher wurde angenommen und zunächst von ihrer Excellenz begrüßt, einer wohlansehnlichen Dame mit noch vollem weißen Haar, der ein wenig liebenswürdige Koketterie nicht übel anstand. Er stattete seinen Dank für das Diner ab und brachte die üblichen Phrasen über das reizende Fest, wie es bekommen sei und so weiter, vor. In seinem Aeußern vollkommen ruhig, bemühte er sich, im Wesen seiner eventuellen Schwiegermutter irgend etwas zu entdecken, was Licht in seine Zweifel bringen könnte.

Währenddessen trat auch der General ein, und bald kam mehr Besuch. Warowski blieb, solange er nur geziemenderweise bleiben konnte, mußte sich aber schließlich doch verabschieden, ohne eine andre Klarheit gewonnen zu haben, als daß die Eltern augenscheinlich von nichts unterrichtet seien. Dies kam ihm sehr verdächtig vor, denn wenn Fräulein Luise seinen Antrag ernst genommen hätte, würde sie sie doch wohl sicherlich auf den eigentlichen Zweck seines Kommens ein wenig vorbereitet haben. Jedoch — bei ihrem bestimmten, selbständigen Wesen konnte es auch gar wohl anders sein, er wollte deshalb auch noch nicht alle Hoffnung aufgeben — und er war mit großer, freudiger Hoffnung hergegangen, das wurde ihm jetzt erst so recht fühlbar, wo sie stark niedersank. Dazu auch hatte er sich mit wohlthuendem Stolze gestanden, daß seine mißliche pekuniäre Lage doch allerhöchstens hier nur eine schwache Triebfeder seiner Werbung gewesen sei. Ein seltsam freudiges Gefühl hatte seine Brust geschwellt, jetzt aber lag es bedenklich zusammengesunken wie ein schwerer Druck auf seinem Herzen, während ihm im Korridor das Dienstmädchen den Mantel um die Schultern legte.

Langsam zog Warowski sich den Mantel zurecht, schloß langsam den Riegel am Halse und zupfte noch an den Handschuhen, Aufenthalt suchend, wie ein Verbrecher beim letzten Gange. Groß war seine Hoffnung ja nicht mehr, denn weder Luise noch eine ihrer Schwestern hatte sich überhaupt sehen lassen, ein wenig indessen glomm das Hoffnungsfünkchen doch noch. Aber wenn er dieses Haus verließ, ohne mindestens irgend ein Zeichen empfangen zu haben, war es aus und vorbei mit ihm, dann durfte er sich nur getrost Stiefelbürste und Wichse kaufen, um sich immerhin für seinen zukünftigen Beruf einzuüben. Denn nochmals auf neuen Freiersfüßen zu wandeln, schien ihm unmöglich, und es waren auch alle Damen, die er sonst noch in Betracht gezogen hatte, seinem Gedächtnis entschwunden wie die Nacht in der hellen Morgensonne; er sah immer nur Luise von Schmidt. Das heißt in Wirklichkeit sah er sie nicht, so sehnlich er auch hoffte, sie müsse aus einer der vielen in den langen Korridor mündenden Thüren plötzlich heraustreten. Doch keine öffnete sich auch nur zum bescheidensten Spalt; wie hohnlachend grinsten sie alle unbeweglich geschlossen, aber halt, nicht alle — eine war freundlich einoder besser gesagt ausladend weit geöffnet, die ins Vestibül führende Thür, neben der das Dienstmädchen geduldig wartend stand.

Warowski hatte schließlich nirgends mehr etwas zu zupfen oder zu glätten. Mit dem kläglichen Verlegenheitsscherze: „Marie, Sie könnten mir einen Schirm leihen, es wird wohl gleich regnen," zog er endlich an dem Mädchen vorüber und kniff sie nicht einmal in die Backe, wie er es sonst wohl bei einem so schmucken Dinge, ohne weiter besonders hinzusehen, that.

So schritt er denn hinaus, gänzlich hinaus, doch vor dem Portal der Villa zauderte er nochmals; ein Handschuhknopf war aufgegangen, und es war auch ganz angebracht, einen Blick auf den Himmel zu werfen, — die Wolken zogen bedenklich tief. Da fiel ihm eine rote Rose fast ins prüfend erhobene Gesicht, an langen Blättern schwebte sie, wie an einem Fallschirm, langsam vor ihm herab zur Erde nieder.

Blitzschnell drehte er den Kopf der oberen Etage des Hauses zu, doch er stand noch zu dicht an der Mauer, um irgend etwas entdecken zu können. Flugs bückte er sich, hob die Rose auf und trat einige Schritte vor. Richtig, ein Fenster stand offen, das mußte ja so sein — aber zu erblicken war keine Menschenseele. Eine Gardine zwar bewegte sich, doch konnte hierfür auch der leichte Wind die Veranlassung sein.

Länger hinaufsehen durfte er nicht; so ging er denn zu seinem Wagen und stieg ein, die Rose, während er dem Hause das Profil zukehrte, bedeutungsvoll an die Lippen führend. Da meinte er ein verstohlenes Kichern zu hören, und blutrot übergossen warf er sich in die Polster des geschlossenen Wagens zurück, der im gleichen Augenblick mit ihm davonrollte.

An diesem Tage war Anis zum erstenmal in seinem Leben ungenießbar, zum allgemeinen Erstaunen seiner Kameraden. Er gab nur karge, mißmutige Antworten, ja fuhr sogar verschiedentlich gereizt auf. Entweder ist er krank oder er leidet an künstlich verhaltenen Streichen, hieß es.

Gegen Abend kam Gissing bei ihm vorgefahren, der begierig war zu wissen, wie die balancierende Verlobung ausgeschlagen sei.

„Nun, glücklicher Bräutigam?“ fragte er eintretend.

„Nein, Stiefelputzer,“ entgegnete Warowski in stiller Resignation und erzählte alsdann den Verlauf seines Besuches.

„Ich bin gar nicht mehr im Zweifel,“ legte er in weiterer Ausführung seine Gedanken klar, „daß sie meine Werbung nur als Scherz aufgefaßt und im gleichen Sinne ihre Antwort gegeben hat. Glücklicherweise bin ich nicht so hirnverbrannt gewesen, mir bei ihren Eltern den Kranz unsterblicher Blamage zu verdienen. Wütend bin ich nur, daß sie mich noch obendrein zum besten hat. Dieser Rosenwurf, der entweder von ihrer Hand kam oder, was noch niederträchtiger wäre, von ihrer älteren Schwester, die die ganze Geschichte in allen Klatschzirkeln Erfurts herumtragen wird oder, was der Perfidie die Krone aufsetzen würde, von dem suffisanten Backfisch, — verletzt mich aufs tiefste. Wäre ich doch gleich nach Amerika abgedampft, da hätte ich mir wenigstens noch einen solchen Reinfall erspart.“

„Bester Warowski,“ entgegnete Gissing nach einigem Ueberlegen, „so kurzweg würde ich an Ihrer Stelle die Flinte noch nicht ins Korn werfen. Obwohl ich Ihrer Auffassung der Dinge keineswegs jede Berechtigung absprechen will, so kann die Sache doch auch noch anders liegen. Ich setze den Fall, Fräulein Luise von Schmidt sei nicht abgeneigt, die Bremse am Rennwagen Ihres leichträdrigen Lebens zu bilden, wußte aber nicht, ob Sie im Ernst geredet haben, — könnte da nicht vielleicht, während sie heute vergeblich erwartete, zu ihren Eltern gerufen zu werden, die Rose ein bedeutungsvolles Zeichen sein? Erwägen Sie das einmal, ich würde noch nicht alles verloren geben.“

„Quatsch, Gissing, kommt mir gerade so vor, dieser Trost, als wenn Sie Ihre Gäule mit Poularden füttern wollten.“

„Na, dann lassen Sie die Braut im Stich, — aber Sie fahren doch mit in den Bären?“

„Natürlich.“ — —

Ein wenig hallten Gissings Worte doch in Warowski nach, wenn er diesem Nachhall auch nicht ernstlich Gehör schenkte. Er hatte jede Hoffnung auf Weiterführung seiner europäischen Existenz aufgegeben. Doch der Blick in eine trübe Zukunft stimmte ihn weniger herab, als das Bewußtsein, sich lächerlich gemacht zu haben. Und dazu kam ein deutliches Gefühl des Schmerzes, daß ein Mädchen ihn zum Narren gehalten habe, für das er im Herzen immer klarer etwas empfand, kam die ärgerliche Ueberzeugung, daß er dieses Mädchen hätte gewinnen können, wenn er ein andrer gewesen wäre, als der auch in ernsten Dingen so schwer nur ernst zu nehmende, leichtsinnige Raupenkopf. Seine gereizte, unzufriedene Stimmung hielt an, und in ihr hätte er eines Abends Isaak Blau wahrhaftig die Treppe hinuntergeworfen, als er kam, sich vorsichtig nach dem Stande der Heiratsangelegenheit zu erkundigen, wenn sich der vorsichtige Mann nicht unter Zurücklassung seines Hutes durch die Flucht gerettet hätte.

Aengstlich vermied Warowski, Gesellschaften, Gartenkonzerte oder sonstige Vergnügungen aufzusuchen, wo er Schmidts treffen konnte; mußte er an ihrer Villa vorüber, so sah er mit keinem Auge hinein; zog er mit der Eskadron oder dem Regimente vorbei, was den alten General und seine Töchter stets ans Fenster lockte, so konnte er, da alle seine Kameraden grüßten, einen Gruß nicht umgehen, doch entledigte er sich dieser Pflicht mit einem Blicke, der ausgesprochen nichts sah.

Ein Umstand indes machte ihn nach und nach stutzig. Es trat nämlich nicht ein, was er befürchtet hatte, nirgends in den Kreisen der jungen Mädchen verlautete etwas von seinem scherzhaften Antrage. Da mußte Fräulein Luise doch geschwiegen haben, der Rose, die er noch auf der Rückfahrt zum Wagenfenster hinausgeschleudert hatte, konnte eine tiefere Bedeutung innewohnen, Gissings Ermutigung doch vielleicht mehr als „Quatsch“ gewesen sein. Aber das war für ihn ohne Wert, denn zum zweitenmal würde er sich nicht bemühen, um vielleicht auf eine schlaue Berechnung hin eine zweite Blamage einzuheimsen.

Im Anfang des Juli kam nun aber ein Tag, an dem er es mit dem besten Willen nicht vermeiden konnte, mit Schmidts zusammenzutreffen. Es fand auf dem Exerzierplatz ein Rennen der Offiziere des Kürassierregiments in Gemeinschaft mit den zur gleichen Brigade gehörigen Ulanen statt. Von diesem Rennen, dem auch die alte Excellenz von Schmidt nebst Familie beiwohnen und dem sich ein Fest im Kasino anschließen würde, konnte sich Warowski unmöglich fernhalten.

Es war ein herrlicher Nachmittag, als sich die Elite der Erfurter Gesellschaft auf dem Exerzierplatze in Gefährten mannigfacher Art einfand. Eine kleine, mit Laubwerk und buntem Tuch ausgeputzte Tribüne am Sattelplatz bot den Damen und älteren Herren bequeme Sitzplätze. Das Wetter war nicht zu heiß, ein in der Nacht gefallener Regen hatte den Staub gelöscht. Das Trompetercorps der Kürassiere konzertierte.

Zwei Rennen waren schon vorüber; Warowski, der für das dritte genannt war, hatte, weil er sich mit seinem Pferde beschäftigen konnte, einen guten

Vorwand gehabt, nur da zu begrüßen, wo der Zufall es fügte. Und mit einiger Geschicklichkeit war es ihm gelungen, Schmidts zu vermeiden.

Das dritte Rennen war ein Hürdenrennen ohne Gewichtsvergütung für eigne, im Dienst gerittene Pferde der Offiziere beider Regimenter unter ihrem Besitzer. Die Damen der Kürassiere hatten hierfür einen silbernen Humpen als Ehrenpreis gestiftet. Als Favorit galt die englische Fuchsstute Diana von Minstrel aus der Gipsy des Ulanenrittmeisters von Strahlenfels, daneben wurden noch dem Hengste Parforce des Leutnants Grube und der Waldblume des jungen Ulanen von Wölfern Chancen gegeben. Warowskis mächtiger schwarzbrauner Wallach Zeus, ein Halbblut ostpreußischer Abstammung, stand wohl im Rufe eines ausgezeichneten Campagnepferdes, doch traute man ihm nicht zu, daß er auf der langen Bahn unter dem schweren Gewichte des Reiters aushalten werde.

Der Starter, Major von Herker, sammelte die Reiter, die langsam mit langen Zügeln vor der Tribüne auf und ab zogen; einige kanterten kokettierend auch im leichten Galopp. Warowski mußte mehrfach grüßen, wo er bisher noch nicht dazu gekommen war, auch Schmidts konnte er nicht umgehen, die in der ersten Reihe saßen. Er sah Fräulein Luise im weißen Kleide zwischen ihren Schwestern, doch von ihrem Gesichte bemerkte er nichts; er sah nur, daß sie ein Sträußchen roter Rosen im Gürtel trug und mit leichter Kopfneigung für seinen Gruß dankte.

„Aha, rote Rosen, da haben wir's!" knirschte er zwischen den Zähnen und nahm mit einem Ruck seinen Wallach zusammen.

Endlich waren die elf Offiziere vereinigt, die Flagge fiel, doch durch den Uebereifer einiger Pferde, die zu früh abgelaufen waren, mißglückte der Start; der Major rief die Reiter zurück. Eine Weile war die Unruhe unter den Pferden noch größer, doch fiel als Gegensatz zu andern besonders Warowskis Zeus auf, der unbeweglich wie aus Erz gegossen stand, kalt gleich seinem Herrn. „Der Gaul hat zu wenig Temperament," hörte man die Meinung über den Wallach, „schade bei dem grandiosen Bau!"

Der zweite Start gelang, geschlossen ging das Feld ab. Der Tribünensprung, eine nicht zu hohe Hürde aus Tannenreisig, wurde fast Bügel an Bügel genommen, dann sah man bald nur noch eine dichte, dahinwirbelnde Masse von hinten. Als sie sich, nach kurzer Zeit rechts umbiegend, für einige Minuten übersichtlicher von der Seite zeigte, hatte sie sich bereits gelockert, doch verschwand sie alsbald wieder hinter einem jungen Fichtengehölz.

Die Zuschauer tauschten ihre Ansichten aus, aber es war noch nicht viel zu sagen. Da erschien der erste Reiter an der gegenüberliegenden langen Seite des Exerzierplatzes wieder. Die Operngläser flogen an die Augen. Parforce und Ulanenleutnant Tellys Einbrecher führten in flotter Pace, einige Pferdelängen zurück lag Diana scharf im Rennen, dann folgte in größerem Abstande ein Pulk, an dessen Tete man Zeus bemerkte. Waldblume war nicht zu sehen, man fragte allgemein nach ihr und schaute aus; jetzt kam sie in rasendem Lauf nachgeschossen — sie mußte ausgebrochen oder gestürzt sein. „Ja, ja, der gute Wölfern hält sie viel zu fest," sprach ein langer Ulanenrittmeister, — „was sagte ich, Langenberg, da haben wir's!" Waldblume schlug mit den Vorderbeinen drüben an der Steinmauer an und kam in die Kniee; zwar hielt sie ihr Reiter noch und riß sie wieder in die Höhe, doch als er aufsah, hatte er zu viel Feld verloren; er parierte und wendete im Schritt in den Wald ab.

Mittlerweile jagten die andern schon an der rechten kurzen Seite entlang, der breite Wassergraben war brillant genommen worden; ein unwillkürliches Bravo lohnte die ausgezeichnete Leistung, wenn es auch die fernen Reiter nicht hören konnten.

„Das hätte ich nicht geglaubt," sprach der Oberst von Trosse zum Brigadekommandeur, „Imfort hat den Graben um volle sechs Fuß verbreitern lassen, mir war es fast zu viel."

Das Bild, das sich jetzt bot, war, wenn auch nicht sehr wesentlich, doch immerhin von dem früheren verschieden. Parforce führte noch, eine knappe Pferdelänge zurück folgten Diana und Einbrecher, doch fiel letzterer jetzt sichtbar ab, fast Sprung um Sprung.

„Dacht' es mir, dacht' es mir," murmelte ein Ulan.

Das große Feld hatte sich auseinandergezogen, an seiner Tete galoppierte in langen Sprüngen noch immer Warowskis Zeus, etwa zwanzig Längen hinter Diana.

„Einbrecher wird er bald haben, er kommt als guter Dritter ein — und, da haben wir's, jetzt geht Strahlenfels vor, Parforce wird sich mit dem zweiten Platz begnügen müssen!"

„Sagen Sie das noch nicht so bestimmt."

„O bitte, Strahlenfels kennt seine Diana, er hat sich bisher nur führen lassen."

Nun bogen Parforce und Diana Kopf an Kopf in den Auslauf ein, eine atemlose Spannung lag auf allen Gemütern, wie unsinnig pullte Grube, Strahlenfels griff zur Peitsche, man sah ihn sie nachdrücklich gebrauchen.

„Nanu, ist Diana ausgepumpt?" sprach verdutzt der Ulanenoberst und sah angestrengt hinüber.

Nun nahten sie, — noch etwa fünfhundert Meter. Alles blickte auf Diana und Parforce, die einen scharfen Kampf ausfochten. Es erhoben sich Stimmen: „Bravo, Strahlenfels! — Vorwärts, Grube, Grube!"

Da plötzlich schoß eine dunkle Masse heran. Zeus hatte sich den beiden ersten genähert, ohne daß man darauf geachtet hätte, und nun flog er, von einigen wuchtigen Peitschenhieben getrieben, vorwärts in gewaltigen Sätzen — auf dem Hals seines Renners lag Warowski, ihn durch erneute Peitschenhiebe antreibend — jetzt war Parforce erreicht, überholt — jetzt lag er Kopf an Kopf mit Diana, wildes, anfeuerndes Geschrei schallte hinüber von den Tribünen, Jauchzen und Rufen der Damen, noch einige mächtige Sätze des kolossalen Wallachs,

er machte sich von Diana frei und klar, — um mindestens eine Pferdelänge voran schoß er durchs Ziel! Diana folgte als zweite, Parforce als dritter.

Warowski hatte unter dem dreimaligen Tusch des Trompetercorps seinen Wallach in einem vornehmen Galopp auslaufen lassen und kehrte nun im Schritt, den schäumenden Hals seines wackeren Tieres klopfend, zu den ihm wie rasend zujubelnden Zuschauern zurück. Flugs war er von Glückwünschenden umringt, eine Menge Hände streckten sich ihm entgegen. Er drückte einige und grüßte dann zur Tribüne hinüber; unter wehenden Taschentüchern sah er Luise von Schmidt, die ihn groß anschaute. Er lächelte stolz, doch sonst war sein Gesicht ruhig, kaum verriet es etwas von der Anstrengung des Rittes.

Aber er hatte keine Zeit, Blicke zu tauschen, von allen Seiten wurde er umdrängt, überall hatte er für Glückwünsche zu danken, Fragen zu beantworten, Lobeserhebungen zu hören. Sein Sieg war ein unerwartetes Ereignis, eine brillante kavalleristische Leistung. Zu lange aber ließ er sich nicht aufhalten.

„Bitte, meine Herren," damit ritt er wieder an, und seitwärts der Tribüne übergab er Zeus seinem Burschen, der das Pferd sofort in Decken hüllte und sich dann aufsetzte, um es weiter zurück auf und ab zu reiten.

Er selbst mischte sich wieder unter die Zuschauer, während für das vierte und letzte Rennen die Vorbereitungen getroffen wurden. Immer von neuem war er der Mittelpunkt sich um ihn bildender begeisterter Gruppen, denen er sich nicht entziehen konnte. Der Rittmeister von Strahlenfels trat gleichfalls zu ihm. „Sie haben famos geritten, Warowski, ich gratuliere!"

Auch die alte Excellenz von Schmidt drängte sich an ihn heran. „Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet, Herr Oberleutnant! Mir hat das Herz im Leibe gelacht, als Sie so vorschossen. Und wirklich nur Halbblut, Ihr Zeus? — Ja, ja, gutes Halbblut ist nicht zu verachten."

„Man muß ihn nur zum Schluß mit der Peitsche etwas antreiben, Excellenz, dann macht er seine Sache. Er übereilt sich nie, und so behält er etwas für den Auslauf."

„Ja, ja, gutes Halbblut — da war in meinem Regiment im Feldzug der Leutnant Jansen, der hat auf Patrouille mit seiner hannöverschen Stute, auch nur Halbblut — Ihr Zeus erinnert mich an das Tier, als wenn ich's wieder vor mir sähe — die Herren Chasseurs d'Afrique auf ihren Arabern einmal gründlich stundenlang genasführt — der arme Junge, er fiel dann an der Loire."

Die Rede des, wenn er in Fluß geriet, etwas geschwätzigen alten Herrn wurde durch Frau Oberst von Trosse und einige Damen des Regiments, die ihren Glückwunsch abstatten wollten, unterbrochen.

„Sie sind ja in der letzten Zeit ganz unsichtbar geworden, Herr Leutnant," sagte der General, als er wieder Gelegenheit fand, zu sprechen.

„Wohl Zufall, Excellenz."

„Da kommen Sie doch morgen nachmittag zum Thee um fünf Uhr; meine Frau und meine Töchter werden sich sehr freuen."

„Bedaure unendlich, Excellenz," lehnte Warowski ab, „ich bin leider morgen verhindert."

„Nun, dann sagen Sie sich doch recht bald einmal wieder an, bringen Sie auch noch einige von Ihren Herren mit."

„Danke ganz gehorsamst, Excellenz, werde nicht verfehlen," erwiderte der Offizier, innerlich mit dem Gedanken, daß es selbst auf die Gefahr einer direkten Unhöflichkeit hin nie geschehen würde.

Das letzte Rennen verlief ohne besonderes Ereignis, und nach ihm kehrten die Veranstalter des Festes und ihre Gäste zu Pferd oder Wagen in die Stadt zurück und trafen sich im Kasino, wo im großen Saale und in einigen Nebenräumen die Tafeln für das Diner gedeckt standen, wieder. Die Zeit bis zum Beginne desselben wurde zur gegenseitigen Begrüßung, wo eine solche noch nicht stattgefunden hatte, benutzt. Es war ein lebhaftes Gedränge in dem zur Versammlung bestimmten Lesezimmer und der Glasveranda. Der Ausfall der einzelnen Rennen bildete natürlich den bevorzugten Gesprächsgegenstand.

Warowski begrüßte auch die Generalin von Schmidt und ihre Töchter, als er gerade auf sie traf. Diese gesellschaftliche Verpflichtung durfte er selbstverständlich nicht vernachlässigen und eben jetzt bot sich die beste Zeit, sich ihrer zu entledigen, da eine längere Unterhaltung unmöglich war.

Etwas unsicher näherte er sich Fräulein Luise, die mit einem seiner Kameraden sprach, der die Gelegenheit benutzte, sich zu empfehlen, um anderweit noch zu begrüßen.

„Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, gnädiges Fräulein —"

Die junge Dame that, als sähe sie ihn erst jetzt. „Ich gratuliere, Herr Leutnant, zu Ihrem Siege."

„Danke verbindlichst."

Ein Schweigen wollte eintreten, doch Fräulein von Schmidt schien nicht willens, es aufkommen zu lassen. „Papa sagte," hob sie wieder an, „daß Sie ausgezeichnet geritten hätten, und auch alles, was ich vorher hörte, deutete nicht darauf hin, daß Sie Diana schlagen würden."

„Ich bitte, ein so großes Kunststück war es nicht. Ich kenne meinen Zeus und weiß, was ich von ihm verlangen kann, und wie; da haben Sie das ganze Geheimnis, das ich nicht an die große Glocke gehängt hatte."

„Ja, ja," — die Dame sah vor sich nieder, — „übrigens, wenn auch —"

Indem erscholl eine Fanfare, die den Beginn des Diners verkündete und gerade im rechten Augenblick eine Unterhaltung unterbrach, die peinlich zu stocken begann. Warowski verabschiedete sich stumm mit einer Verbeugung.

Es wurde in drei Räumen gespeist, im großen Saal, im Billardzimmer, aus dem die beiden Billards entfernt waren, und im Frühstückszimmer.

In letzterem, das etwa zwanzig Personen faßte, waren auch von Warowski zwei Plätze belegt worden. Zur Tischdame hatte er die Frau seines Rittmeisters

von Langenberg gewählt, eine zierliche Blondine von unverwüstlich heiterem Temperament; man kannte sie kaum anders als fröhlich lachend. Ihm zunächst saßen Gissing mit der Frau des Leutnants Grafen Helling von Markstetten und einige Regimentskameraden und Ulanen mit jungen unverheirateten Damen, unter denen sich auch Erna von Schmidt befand, aber, wie er zu seiner Beruhigung bemerkte, Fräulein Luise nicht. Ein Rittmeister der Ulanen hatte sie für den großen Saal engagiert.

Unter den Klängen der Regimentsmusik ward die Stimmung beim Diner bald belebt. Vor Warowski stand der silberne Humpen, den er gewonnen, der Ehrenpreis, und Frau Rittmeister von Langenberg, die glücklich war, daß die Eskadron ihres Gatten einen solch schönen Erfolg zu verzeichnen hatte, war ihrem Oberleutnant, wie sie stolz sagte, eine reizende Gesellschafterin, noch munterer und lachender als sonst, was immerhin etwas heißen wollte. Das Gold des Rheines, den Purpur Bordeaux' hatte die goldene Innenfläche des Humpens schon wiedergespiegelt, und nun perlten fröhlich in ihm die leichten, prickelnden Elfengeister der Champagne. Warowski mußte oft das schwere Silber schwingen, ihm wurde viel am Tische zugetrunken, und auch aus den andern Zimmern kam häufig eine Ordonnanz und meldete militärisch: „Herr Rittmeister Bruck läßt bitten. — Herr Oberst von Trosse wünscht mit Herrn Oberleutnant zu trinken. — Der Herr Fähnrich von Vallmer erlaubt sich. — Excellenz von Schmidt gratuliert nochmals“ und so weiter.

Warowski trank immer ehrlich nach, doch merkte man ihm nicht das mindeste davon an, wie gewöhnlich; nur die üble Stimmung, die ihn die letzten Wochen beherrscht, wich von ihm unter den flotten Klängen der Musik, den alle Gedanken scheuchenden Weinen, dem Geplauder und silberhellen Lachen seiner fröhlichen Nachbarin. Als es beim Dessert erlaubt war, aufzustehen, kam der Rittmeister von Langenberg, und die Hand leicht auf die Schulter seines Weibchens legend, unterhielt er sich einige Zeit mit der Stütze seiner Eskadron.

„Du scheinst ihm ja die Grillen gründlich verscheucht zu haben, Ella,“ sprach er zum Schlusse zu seiner Frau. „Ja, ja, Warowski, Sie haben mir in der letzten Zeit manchmal Sorge gemacht, aber nicht wahr“ — er beugte sich zu ihm —, „Sie wissen, daß Sie in mir einen Freund haben. Ich danke Ihnen auch,“ fügte er lauter hinzu, „daß Sie mein kleines Quecksilber so liebenswürdig chaperonniert haben.“ Die beiden Herren drückten sich kräftig die Hände.

„Herr Rittmeister von Langenberg, darf ich mir erlauben? Auf das Wohl der dritten Eskadron!“ rief Gissing hinzutretend schon in dem Lärm des Stuhlrückens beim allgemeiner werdenden Erheben von der Tafel.

Einen Augenblick hatten die Worte des wohlwollenden, von ihm hochgeschätzten Rittmeisters Warowski einen Stich durchs Herz gegeben — ihm nützte ja keine Güte, kein Freund mehr —, doch es war nur ein Augenblick gewesen, seine alte, sorgenlose, leichtlebige Stimmung hatte wieder vollkommen die Oberhand über ihn gewonnen.

„Gnädige Frau, ich darf doch nachher um den ersten Walzer bitten?“ sprach er zu Frau von Langenberg. „Herr Rittmeister, — Gissing, setzen Sie sich doch nur noch für einen Moment, noch ein paar Tropfen, ehe alles im Garten auseinanderfliegt.“

Mit Beginn der Dunkelheit erschimmerten die Wege des Kasinogartens im sanften Lichte chinesischer Laternen, buntfarbige Lämpchen umsäumten die Boskette und schlängelten sich hoch in die Kronen der Laubbäume hinauf. In den Lauben und der Glasveranda, deren Fenster niedergelassen waren, standen gedeckte Tische, an denen die älteren Herrschaften Platz genommen hatten. Ordonnanzen eilten geschäftig hin und her und brachten Getränke und Süßigkeiten, der bläuliche Rauch von Zigarren und Zigaretten zog in die weiche Abendluft hinaus.

Für das junge Volk war auf einem länglichen Rasenplatze eine Holzdielung zum Tanzen gebreitet. Zwei kleine Büffette boten Erdbeerbowle zur Erfrischung. Im Hintergrunde saß bei einem Faß Bier ein Teil des Trompetercorps mit Streichinstrumenten und spielte muntere Tanzweisen.

Warowski war einer der eifrigsten Tänzer, ganz wieder der freie, unbekümmerte Gesellschafter, als der er bekannt und beliebt war. Doch eine gewisse Scheu hielt ihn anfangs noch von Luise von Schmidt fern; er wußte selbst nicht recht, schämte er sich vor ihr, oder schien sie ihm aus andrer Empfindung, der er nicht mehr Raum geben wollte, unnahbar.

Doch endlich engagierte er sie zu einer Française, die in einem allgemeinen großen Viereck getanzt wurde. Während der fünf Touren führte er mit ihr ein abgerissenes Gespräch bald über dies, bald über das, wie sich gerade ein äußerer Anlaß für etwas Neues bot, wenn ihre Beteiligung am Tanze sie im bisherigen Gegenstande unterbrochen hatte. Nachdem er dann den kurzen Schlußgalopp rasend mit ihr durchgeführt hatte, blieb er noch neben ihr stehen, und sich mit dem Fächer, den er Frau von Langenberg entführt, Kühlung zuwehend, sprach er: „Ich muß wohl noch um Verzeihung bitten — ich bin neulich zu weit gegangen.“

Die junge Dame zuckte leicht zusammen. „Wieso? Daß ich nicht wüßte,“ sagte sie mit etwas trockener Stimme, „und ich kenne Sie ja gut genug, Herr Leutnant.“

Auch sie bewegte eifrig ihren Fächer, dessen lange, geflochtene Seidenlitze ihre jugendlich kräftige Taille umspannte.

„Ja, gewiß,“ fuhr der Offizier fort, „entschieden zu weit, ich habe mir hinterher Vorwürfe genug gemacht, und das ist auch der Grund, weshalb ich mich Ihnen und den Ihrigen so lange ferngehalten habe.“

Fräulein Luise erhob prüfend das Auge zu ihm; ruhig stand sie ihm gegenüber, der hohe Wuchs ihrer ebenmäßigen Figur gab seiner Größe nur wenig nach. Sie sah, daß der Offizier augenscheinlich etwas in Verwirrung geriet, und lächelte.

„Aha, Sie meinen, wenn ich die Sache nun ernst genommen hätte, dann wären Sie in eine mißliche Lage gekommen!“

Er wußte nicht sogleich eine Antwort und wurde einer solchen auch alsbald überhoben, da Fräulein von Schmidt fortfuhr: „Sie spielten Ihre Rolle allerdings sehr täuschend, aber man weiß auch, daß Ihnen immer der Schalk im Nacken steckt, und so nahm ich Sie natürlich gar nicht ernst. Sind Sie jetzt beruhigt?“

„Vollkommen, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete er, sich langsam verneigend, um eine Gelegenheit zur Verbergung seines doch etwas enttäuschten Gesichtes zu haben, „es wäre mir schrecklich gewesen, wenn Sie den Streich anders aufgefaßt hätten, als er gemeint war.“

„Sie sind sehr galant, Herr Oberleutnant. Es wäre also — wie sagten Sie gleich? — ja, schrecklich, wenn mich jemand heiraten sollte. Wirklich sehr liebenswürdig.“ Es klang mehr neckisch als spöttisch und durchaus nicht, als sei sie gekränkt.

„Mein Gott, so war es doch nicht gemeint,“ rief Warowski in sichtlicher Bestürzung, in der er sich erst ein wenig beruhigte, als er nicht ein entrüstetes, sondern ein leicht lächelndes Gesicht sich gegenüber sah. „Verstehen Sie mich doch recht, für mich wäre es schrecklich gewesen, wenn Sie die Sache ernst genommen und mir selbstverständlich einen gewaltigen Korb gegeben hätten.“

„Sie haben ja sehr wenig Selbstvertrauen, Herr von Warowski, ich hätte Ihnen mehr davon zugetraut. Und übrigens habe ich Ihnen ja, soviel ich weiß, gar keinen Korb gegeben, im Gegenteil, ich sagte Ihnen doch, Sie möchten mit Mama sprechen. Das haben Sie aber nicht gethan. Also, was wollen Sie?“

Sie schwieg und sah ihn wieder an. Aeußerlich hatte er seine volle Fassung wiedergewonnen, innerlich aber zappelte er an ihren Worten, wie ein Fisch an der Angel. Doch er mußte durch, in solcher Stimmung verlor er sich ja völlig selbst.

„Mir ist folglich allein die Schuld zuzuschreiben, daß ich die Braut nicht heimgeführt habe?“ fragte er. Eine gewisse Spannung lag in seinem Blick.

„Nun natürlich.“

„Wissen Sie, Fräulein von Schmidt, dafür könnte ich mich jetzt wirklich prügeln. Und Sie gaben mir noch so einen Sporn mit der Rose und ihrem Dorn — das reimt sich.“

„Ach, die Rose meinen Sie — nun ja, weiter konnte ich doch nicht gehen.“

„Gewiß nicht. Da habe ich also den Wagen verfahren. Lenken wir demnach zum entscheidenden Punkte zurück. Ich darf also, trotzdem ich Ihre Frau Mama nicht fragte, noch hoffen?“ Er war vollkommen wieder der alte Warowski, sein ganzer frischer, göttlicher Leichtsinn sprach aus seinen Worten.

„Natürlich,“ sagte Luise.

„Also, Sie wollen die Meine werden?“

„Nun gewiß — warum denn nicht?“ Sie bog den Oberkörper ein wenig zurück, legte den geschlossenen Fächer gegen die Lippen und sah ihn mit lustigen Augen an.

„Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen, Fräulein Luise, um eine ganz neue Redewendung zu gebrauchen,“ — er klappte die Hand aufs Herz und verneigte sich, — „es ist ja eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Aber dieses Mal kommen Sie so leichten Kaufes nicht davon, Sie müssen mir ein Pfand geben.“

„O, sehr gern.“

„Ihren Fächer, bitte, nehmen Sie Frau von Langenbergs Fächer dafür. Hier dieses Blatt habe ich schon zerbrochen, das wird nicht auf Ihr Conto kommen.“

„Sie sind ja ein seltsamer Heiliger, Herr von Warowski, reichen mir als Morgengabe eine Beute aus dem Besitz einer jungen Frau. Doch mir kann es recht sein, ich betrachte es als ein Zeichen, daß Sie mit der Vergangenheit brechen und c'est — ce que j'attends de mon futur.“ Sehr heiter löste sie die Schnur von ihren Hüften und reichte ihren Fächer Warowski, dagegen Frau von Langenbergs Fächer in Empfang nehmend. „Ich werde ihn übrigens seiner Eigentümerin gleich zurückerstatten,“ fügte sie hinzu.

Indem setzte die Musik zu einer Polka-Mazurka ein, Leutnant von Krafft flog heran, die Dame um den Tanz bittend.

„Also abgemacht, Fräulein von Schmidt!“ sprach Warowski.

„Wollen Sie schon wieder zweifeln?“ sagte sie leicht verweisend, während sie schon die Hand auf die Schulter ihres Tänzers legte, und als sie bereits dahin tanzte, rief sie noch einmal zurück: „Mama sitzt übrigens oben in der Veranda.“

Warowski war es seltsam im Kopf, er ging an das ihm nächste Büffett und stürzte eilig ein Glas Bowle hinunter. Dann engagierte er blindlings die ihm gerade im Wurf stehende Dame, — es war Cäcilie von Schmidt, der suffisante Backfisch, den er eigentlich nicht recht vertragen konnte. Doch was that es? Hatte er doch etwas, das er im gleichen Tempo, wie seine Gedanken kreisten, herumwirbeln konnte. Und leicht tanzte das halbwüchsige Ding, man mußte es ihr lassen, gerade so niederträchtig sicher und überlegen setzte sie die Füße, wie die Reden aus ihren stets etwas hochmütig gekrausten Lippen kamen.

Natürlich hatte sie ihre Augen überall. „Was machen Sie eigentlich mit dem Fächer meiner Schwester?“ fragte sie in einer Ruhepause.

„Bin ich Ihnen darüber Rechenschaft schuldig?“ fragte Warowski zurück.

„Gott bewahre,“ entgegnete sie schnippisch, „ich finde es nur zu dumm von Luise, daß sie ihn Ihnen gegeben hat. Sie sollen ja Fächer sammeln.“

„Seien Sie unbesorgt, meine Gnädigste, Ihr Fräulein Schwester wird ihn schon wieder bekommen. Es ist nur ein Pfand.“

„Und wofür?“

„Können Sie schweigen?“

„Frage!“

„Nun, ich auch — frei nach Moltke.“

„Sind Sie heute witzig!“ sagte der Backfisch, verächtlich den Kopf in den Nacken werfend.

„Ich bitte wieder um die Sonne Ihrer Gnade und will auch ganz ernst sein. Sie müssen übrigens wunderbares Haar haben, es fiel mir eben auf, als Sie mir so halb den Hinterkopf zudrehten.“

Kein Mensch ist völlig unempfindlich gegen eine Schmeichelei, und am wenigsten ein Backfisch, besonders wenn er weiß, daß die Schmeichelei auf Wahrheit beruht. So fühlte sich auch Fräulein Cäcilie nicht unangenehm berührt, wenn sie auch sehr geringschätzig sagte:

„Ich weiß gar nicht, was Sie mein Haar interessiert. Wahrscheinlich haben Sie Luise vorhin dasselbe gesagt, als Sie so eifrig mit ihr sprachen, denn sie hat noch viel schöneres Haar.“

„Natürlich habe ich ihr das gesagt, und sie sagte ja, sie habe sehr schönes Haar. Da möchte ich nun gern wissen, ob sie immer im Ernst spricht oder es liebt, zu scherzen,“ setzte er in ganz bestimmter Absicht hinzu.

„Luise — die scherzt immer.“

Da hatte der arme Warowski wieder eins, wenn auch unabsichtlich, und obwohl er Fräulein Luise anders beurteilte, so war diese Bemerkung des Backfisches bei der Unsicherheit seiner ganzen Lage doch nicht geeignet, sein neu gefaßtes Vertrauen zu steigern.

Er hatte während der Mazurka noch verschiedene kurze Scharmützel mit der kleinen Königin, von denen er dann wieder am Büffett Erholung suchte. Hier traf er mit Gissing zusammen.

„Nun, haben Sie sich mit Fräulein von Schmidt ausgesöhnt?“ fragte dieser, ihn ein paar Schritte seitwärts ziehend, „Sie sprachen vorhin so angelegentlich, oder eigentlich besser gesagt, so tete-a-tetelig, so — na, Sie wissen es jedenfalls selbst am besten, mit ihr — das wäre ein nettes Paar, hörte ich die dicke Trosse hinter mir sagen —, und es sollte mich wirklich freuen, wenn die Versöhnung sich in ein Wort verwandelt hätte, dessen Mittelsilbe ein ‚lob‘ ist.“

Warowski wiegte den Kopf hin und her. „Ich habe wieder meine Liebe erklärt wie damals, und sie hat wie damals gesagt, ich möchte mit ihrer Mama sprechen.“

„Na also, da gratuliere ich!“ rief Gissing erfreut und bot dem Offizier die Hand.

„Ja, aber,“ entgegnete dieser, sich bedenklich hinter dem Ohre krauend, „ich weiß wieder nicht, ob sie es ernst aufgefaßt hat.“

Gissing sah ihn ganz erstaunt an.

„Im Ernst?“

„Im Ernst, Gissing, ich komme da nicht heraus, ob es nun wirklich ernst ist, und der Sputz, die Cäcilie, hat mich vollends wieder ganz irre gemacht.“

„Anis, ich kann Ihnen nicht helfen, nur das kann ich sagen, daß Ihr Gespräch vorhin mit Fräulein Luise tief aussah, neigungsartig, so etwas von ‚Wir thun noch nicht so recht, wie wir wollen, möchten aber gern‘ hatte. Wissen Sie was? Fragen Sie die Mama!“

„Und wenn alles nur Scherz war?“

„Zum Donnerwetter, das soll noch Scherz sein! Hat die Liebe Sie denn völlig aus dem Sattel gehoben? Und selbst in dem mir undenkbaren Falle, daß nicht — selbst dann wird es Ihnen doch nicht schwer fallen können, auch die Unterhaltung mit der Mama auf einen Scherz hinauszudrehen; man ist doch von Ihnen andre Stücke gewöhnt.“

„Das ist's ja eben, das ist's ja eben!“ rief Warowski in gelinder Verzweiflung, nachdem bei den ersten Worten Gissings seine Augen aufgeleuchtet hatten, „und Sie selbst, mit der einen Hand reichen Sie mir Vertrauen und mit der andern nehmen Sie es wieder. Das ist's ja eben, ich habe es oft zu verrückt getrieben und muß nun dafür büßen, daß ich nicht weiß, ob mich noch jemand für ernst nimmt. Ich werde es mir noch einmal überlegen.“

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün allein des Lebens goldener Baum,“ sagte Gissing und folgte dem Freunde, der langsam zur Gesellschaft zurückschritt.

Warowski stürzte sich wieder mit Eifer in den Tanz und engagierte auch noch einige Male Fräulein Luise zu Extratouren; aber weder sie noch er kamen auf ihr voriges Gesprächsthema zurück, und als schließlich der bal champêtre beendet war und in der köstlichen Sommernacht die Herrschaften sich nach und nach langsam zum Aufbruch rüsteten, hatte er richtig die Frau Mama nicht gefragt.

In der ersten Morgenstunde verabschiedete sich auch Excellenz von Schmidt nebst Familie. Hell am Himmel glitzerten die Sterne, ein leichtes Windesfäuseln spielte in den Blättern der Büsche und Bäume.

Warowski fand sich selbstverständlich zum Abschied ein. Oberst von Trosse, der Gastgeber, ging neben den Eltern, die ihr Wagen an der hohen Gitterpforte erwartete, sein Adjutant geleitete, eifrig Süßholz raspelnd, die Töchter; nun schloß sich von der andern Seite Warowski an. Er blieb langsam einen halben Schritt zurück.

„Fräulein Luise,“ rief er plötzlich leise. Der buntseidene Theatershawl der jungen Dame mußte sich wohl festgehakt haben, denn sie blieb mit einem Male stehen und zog sehr vorsichtig die Fransen von einem vorragenden Zweige.

„Luise,“ sprach Warowski mit fliegendem Atem, „darf ich morgen kommen und mit Ihren Eltern sprechen?“

„Ja,“ erwiderte sie leise wie er und neigte bedeutungsvoll den Kopf. Er fand leicht ihre Hand, die der seinigen mit festem Druck begegnete.

Doch der Backfisch war schon mißtrauisch geworden und sah zurück.

„Hier ist der Fächer, fast hätte ich es vergessen, ihn wiederzugeben,“ sprach Warowski schnell gefaßt. „Ich brauche ja nun kein Pfand mehr,“ fügte er leise hinzu.

„Gewiß nicht,“ antwortete Luise mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme, und beide schritten schnell vorwärts.

„Sei froh, Luise, daß du deinen Fächer wieder hast,“ äußerte sich Cäcilie naseweis, „ich hätte nicht

geglaubt, daß Herr von Warowski ernst machte, als er mir sagte, du würdest ihn wieder bekommen."

„Aber ich," entgegnete die Schwester.

*

Es war an einem der letzten Novembertage, als sich Warowski vom Abendschoppen, den er jetzt gelegentlich zwischen sechs und sieben Uhr mit andern verheirateten Herren seines Regiments im Café Stolze einnahm, den Anger entlang nach Hause begeben wollte, wo ihn seine junge Frau erwartete.

Da kam Gissings Jagdwagen hinter ihm hergerollt; hart an seiner Seite parierte der Rittergutsbesitzer.

„Guten Abend, Warowski, wie geht es denn?" rief er ihn an. „Ich habe Sie seit der Hochzeit ja noch gar nicht wiedergesehen, Sie machen sich ja völlig unsichtbar."

Der Offizier reichte dem Freunde die Hand zum Wagen hinauf. „Vorzüglich geht es mir, wie Sie sehen!" sprach er, und Fragen und Antworten gingen hinüber und herüber. „Doch was verreden wir hier die Zeit?" sagte Warowski endlich. „Sie wollen natürlich in den ‚Bären', — wissen Sie was? Machen Sie mir das Vergnügen und kommen Sie mit zum Abendbrot, — ganz einfach, — Luise wird sich auch sehr freuen. Für den ‚Bären' haben Sie nachher immer noch Zeit."

„Wenn ich wirklich nicht störe," entgegnete Gissing, „sehr gern. Eigentlich müßte ich mir ein Gewissen daraus machen, jetzt schon in Ihre Häuslichkeit einzufallen."

„Machen Sie sich nur kein Gewissen!" unterbrach ihn Warowski, „wir sind nicht von denen, die noch zwei Jahre lang in jeder Gesellschaft ihren Platz nebeneinander beanspruchen."

„Daraufhin nehme ich mit Freuden an, — steigen Sie auf, Anis, — hol' Branner, ruhig — der Gaul will doch noch immer nicht recht stehen."

Wenige Augenblicke später rasselten Gissing und Warowski wieder dahin, wie damals an jenem Aprilabend, aber heute nicht in den ‚Bären', sondern vor ein stattliches Herrschaftshaus in der neuen, breit angelegten Kaiserstraße.

Luise von Warowski begrüßte, nachdem sie mit ihrem Gatten einen herzlichen Blick und Händedruck getauscht, aufs zuvorkommendste den Freund ihres Mannes. Sie sah vorzüglich aus, ihre früher meist etwas blassen Wangen hatten eine frische Färbung angenommen, eine vornehme, frauenhafte Geschmeidigkeit lag in den Bewegungen ihrer hohen Gestalt.

Nachdem sie im Salon mit den Herren ein wenig geplaudert hatte, ging sie wieder hinaus, um ihre Anordnungen für das nunmehr veränderte Abendessen zu geben.

Gissing streckte sich gemächlich in seinem weichen Fauteuil. „Ich bin wieder ganz baff," sprach er. „Wer mir noch vor einem halben Jahr gesagt hätte, daß ich heute am 27. November a. c der Gast einer Frau Baronin von Warowski sein würde, den hätte ich schlankweg einen Lügner genannt. Und es ist wirklich und wahrhaftig so! Was doch aus einem Menschen noch alles werden kann! Da braucht man an nichts zu verzweifeln, nachdem sich aus Ihnen noch ein so feudaler Ehegatte entwickelt hat. Sie gefallen mir wirklich in Ihrer neuen Würde, Warowski!"

„Das will ich meinen," äußerte dieser sehr zufrieden. „Ja, ja," fuhr er dann fort, „ich könnte es mir nicht besser wünschen, vor allem jetzt, wo seit einer Woche auch das letzte Geheimnis vom Herzen herunter ist."

„Also haben Sie Generalbeichte abgelegt."

„Versteht sich — ich weiß nicht, wie es zugeht, aber meiner Luise gegenüber kann ich nichts für mich behalten, — secreta militaria natürlich ausgenommen —, es geht absolut nicht. Sie sieht mir alles förmlich aus den Augen heraus. Und so habe ich ihr endlich auch gebeichtet, daß von Rechts wegen Ehren-Isaak Blau unser Ehestifter war, das heißt, mit Verlaub, nur der unschuldige Anstoß für mich, hymenäische Gedanken zu bekommen. Das hatte mich bis dahin noch immer bedrückt, denn es ist im Grunde wenig schön, aber nun ist auch von diesem Letzten mein Herz frei, und ich freue mich zugleich, daß ich darüber mit Ihnen, lieber Gissing, der Sie darum wußten, nun auch endlich einmal frei sprechen kann."

„Absolution haben Sie selbstverständlich erhalten," fügte Gissing ein.

„Natürlich, bei einem so vernünftigen kleinen Weibchen wie Luise ist das auch gar nicht anders denkbar. Sie sah mir in die Augen und fragte dann nur: ‚Wenn ich dir nun im Ernst einen Korb gegeben hätte, welchen Goldfisch würdest du dir dann ausgesucht haben?' Und da konnte ich ehrlich erwidern: ‚Keinen, dann wäre ich um die Ecke gegangen.' — ‚Nun also,' sagte sie lachend, ‚da sind wir ja im reinen,' und — ja, sie weiß eben sehr wohl, daß ich sie doch nur aus Liebe geheiratet habe, und sie hat mich schon immer gern gehabt, obwohl sie mich in ihrer zurückhaltenden Art nichts merken ließ. Gleich meine erste Werbung hatte sie eigentlich schon für ernst genommen, wenn sie ihrer Sache auch nicht so recht sicher war, und sie hat in Wirklichkeit, auch trotz meines albernen Treibens hinterher, nicht lange gezweifelt. Und ja, was ich noch sagen wollte, mir wurde meine Lage dadurch sehr erleichtert, daß mein Onkel, als ich ihm meine Verlobung mitteilte, meine Schulden, die ich in einem zweiten Briefe bekannte, großmütig beglich; ohne die Verlobung, schrieb er, hätte er mich allerdings unerbittlich fallen lassen, denn ein solcher Kappzaum müßte mir angelegt werden, wenn nicht alles vergeblich sein solle."

„Einen solchen Kappzaum, wie er Ihnen zu teil geworden ist, lasse ich mir aber gefallen," meinte Gissing.

„Will's glauben!" sprach Warowski, zufrieden lächelnd, „ich habe eine sehr liebe, kluge, verständige Frau!"

„Die ordentlich an der Longe ruckt, wenn der Gatte Sprünge machen will, was?" warf neckend Gissing ein.

„Gott bewahre, so schlimm ist es nicht. Ich komme gar nicht mehr auf leichtsinnige Gedanken, — es ist ganz eigentümlich. In ihrer Nähe kann so





René Bull: Buren beschiessen einen Eisenbahnzug.

etwas gar nicht mehr in mir gedeihen. Dabei aber läßt sie mir völlige Freiheit, und das muß ich achten. Noch jetzt werde ich schamrot, wenn ich daran denke, wie ich ihr auf der Hochzeitsreise, als wir von Genua aus einen Abstecher nach Monte Carlo machten, das Portemonnaie zuschob. Es sei für alle Fälle besser, meinte ich. Da sah sie mich so niederträchtig eigentümlich von der Seite an. ‚Die Börse gebührt dem Manne,' sprach sie, ‚und wenn er selbst Anis heißt. Soll ich dir mehr trauen als du, kennst du meinen Mann denn so schlecht?' Kurzum, ich behielt die Kasse in Verwaltung, und wir haben oft der Roulette zugesehen, ohne daß mir auch nur die Hand gezuckt hätte."

„Gefällt mir, gefällt mir sehr, Anis. Es giebt doch sehr kluge Frauen."

„Bleiben Sie mir mit dem Wort zu Hause, Gissing, das paßt auf die meinige ganz und gar nicht. Eine kluge Frau, das klingt mir entsetzlich nach Blaustrumpf, Doktorhut und dürrer Nüchternheit, und gerade das Gegenteil davon ist die meine — nüchtern, was denken Sie — in Mailand haben wir sogar zusammen einen allerliebsten kleinen Schwibs gehabt. Wir kamen mittags von Lugano und stiegen im Metropole ab. Zum Lunch tranken wir ältesten Chianti, schwer wie die Sünde, zwei Flaschen zum Staunen des Cameriere, und nachher in der Galleria — ‚ich weiß nicht, im Kopf ist mir ganz klar,' sagte sie, ‚aber die Füße tragen mich nicht recht.' — ‚Mir geht es genau so,' erwiderte ich, ‚der Wein muß schwer sein, sehr schwer, deshalb machte auch der Kellner solch ein verfl...... Gesicht, als wir die zweite Flasche bestellten.' Nun, wir waren in allerfidelster Stimmung, und abends nach dem Theater hatten wir wieder unsern Chianti vor uns. Es war einfach göttlich."

„Und das hieß früher Fräulein Luise von Schmidt," sprach Gissing, „die stille, verständige, gesetzte —"

„Ist sie immer noch," fiel ihm Warowski ins Wort, „aber sie ist fröhlich still, vernünftig verständig, heiter gesetzt, und wie soll ich sonst noch sagen. Ich fühle mich in keiner Weise eingeengt, habe gar keinen Respekt vor ihr, bin ganz mein freier Wille und **kann** mit dem besten Willen doch gar keine Dummheit mehr machen. Hören Sie nur noch eins. In Florenz traf ich zwei alte Kameraden vom Reitinstitut in Hannover, Wiechern und Burg von den ersten Husaren, italienbummelnde Junggesellen. Wir hatten uns alle vier für einen Abend verabredet. Da fühlte Luise sich nachmittags nicht ganz munter, sie hatte Kopfweh, nichts Schlimmes weiter, wollte nur gern früh schlafen gehen. Selbstverständlich schrieb ich den beiden Leichtfüßen ab, doch als ich mich anschickte, wegen Besorgung des Billets zum Portier zu gehen, erhob sie Einspruch. ‚Laß mich ruhig hier allein,' sprach sie, ‚mir thut kein Mensch etwas, und ich habe nur Bedürfnis nach Schlaf. Amüsiere dich mit deinen Kameraden.' Ich wollte nicht, sie beharrte auf ihrem Kopf. Schließlich spielte ich meinen letzten Trumpf aus. ‚Sie sind aber stark so, wie ein gewisser Anis früher war,' sagte ich. ‚Doch jetzt nicht mehr ist,' schnitt sie kurz alles ab. Ich mußte einfach gehen, habe mich auch recht gut amüsiert und fand sie fest schlafend, als ich noch zu ganz solider Stunde heimkehrte. Nicht einen Biß brauchte mein Gewissen zu thun."

„Alle Hochachtung!" sprach Gissing. „Warowski, Sie haben das große Los gezogen."

Indem kam die junge Frau herein. „Meine Herren, es ist alles bereit."

„Darf ich bitten, gnädige Frau?" sagte Gissing aufspringend und bot ihr den Arm. „Ihr Gatte macht Propaganda für die Ehe, und da sage noch einer, es geschähen heutzutage keine Wunder mehr," plauderte er weiter, als er sie ins Speisezimmer führte, während Warowski mit glücklichem Blick auf seine Luise hinterherschritt.



Parkeinsamkeit.

1.

Hier ist es schön. Gründämmrig tropft
Der Lichtfall durch das Laub der Buchen.
Heimlich der Specht am Aste klopft;
Sonst mag kein Laut die Stille suchen.

Ein heller Strahl, vereinsamt ganz,
Bricht ein durch schmale Blätterlücke
Und baut im Sonnenstäubchentanz
Zur Außenwelt die goldne Brücke.

Gieb deine Hand. So weilt sich's gut
In des Verstecks bescheidnen Grenzen,
Laß ringsum strömen Licht und Glut —
Braucht unser Glück wohl fremdes Glänzen?

2.

Ist's nicht, als säßen wir gebannt
Wie Hans und Gretel vor der Hexe?
Es huschen seltsam übern Sand
Eidechsen gleich die Lichtreflexe.

Schau her, ließ Meister Specht uns nicht
Die Zauberspringwurz plötzlich fallen?
Die allerstärksten Riegel bricht
Sie auf von schatzerfüllten Hallen. —

O stille Märchensiedelei,
Von Glück und Sonnenglanz umwoben:
Wir hatten lange schon, wir zwei,
Den allerbesten Schatz gehoben!

Laurenz Kiesgen.



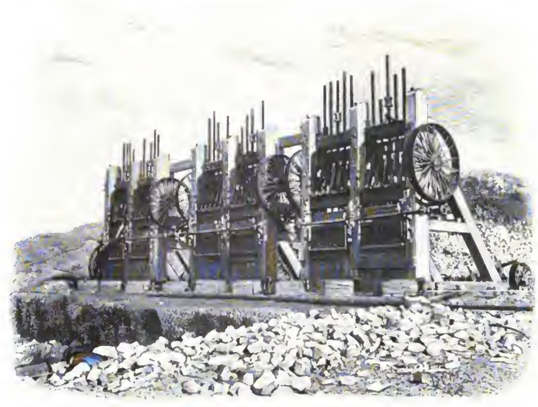


Ankunft der ersten englischen Gefangenen in Pretoria am 22. Oktober 1899.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

In der Kriegführung auf südafrikanischem Boden besteht zwischen beiden Parteien ein gewaltiger Unterschied, der der vielgerühmten britischen Zivilisation nicht zur Ehre gereicht. Während die Buren, wie sogar von englischer Seite bekräftigt wird, sich einer rühmlichen Humanität befleißigen, soweit solche sich überhaupt in so schwierigen Verhältnissen üben läßt, richten sich gegen die Engländer schwere Vorwürfe. Als am 22. Oktober 1899 in Pretoria die ersten Gefangenen anlangten, hatten sie keineswegs, wie man auf englischer Seite befürchtet hatte, Beschimpfungen oder gar Mißhandlungen zu erleiden, sondern sie wurden von der Volksmenge mit würdiger Ruhe empfangen und erhielten bequeme Unterkunft. Gefangene Offiziere meldeten nach ihrer Heimat, daß sie gut behandelt und verpflegt würden, ja daß sogar für Zeitvertreib und Unterhaltung gesorgt sei. Wie anders im gegnerischen Lager! Es wird berichtet, daß englische Soldaten Buren, die sich bereits ergeben hatten, niedergemacht, daß sie auf dem Schlachtfelde Tote und Verwundete ausgeplündert, letztere sogar ihrer Kleider beraubt und damit ihren Tod verschuldet haben. Einer solchen Brutalität ist auch der Burengeneral Kock zum Opfer gefallen, der am 21. Oktober im Treffen bei Elandslaagte der britischen Uebermacht erlag. Kock war nicht gerade lebensgefährlich verwundet, aber englische Soldaten beraubten ihn aller Kleidungsstücke, und über 24 Stunden, also auch in der bitterkalten Nacht, lag der General ohne jeglichen Schutz und Pflege auf dem Schlachtfelde. So starb der Burenheld, der ohne die Ausplünderung und bei einiger Pflege wohl hätte gerettet werden können. Seine Bestattung, die am 2. November in Pretoria erfolgte, gestaltete sich zu einer ergreifenden Kundgebung. Den Trauerzug eröffnete eine Abteilung Fußtruppen, denen der eigenartige Leichenwagen folgte: eine erbeutete Maximkanone, auf welcher der in eine Transvaalflagge gehüllte Sarg ruhte. Die höchsten Staatsbeamten hielten die Zipfel des Bahrtuches. Nun folgten Präsident Krüger in seiner Staatskarosse, die Verwandten des Gefallenen, das diplomatische Corps und mehrere hundert Berittene, endlich an hundert Wagen. Vor dem Wohnhause des Gefallenen hielt ein Geistlicher eine Ansprache, worauf die Leiche unter Kanonendonner zum Grabe geleitet wurde. Hier hielt Präsident Krüger selbst die Trauerrede. Nachdem die Infanterie noch zwei Salven gegeben, sank der mit Kränzen überhäufte Sarg in die Gruft.

Unsre weiteren Abbildungen erstrecken sich auf Land und Leute, wie auf die Industrie jener Teile Südafrikas, die gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehen. Ureinwohner des Natallandes waren Kaffern vom Stamme der Zulu; sie bilden auch heute noch das bei weitem vorherrschende Element der Bevölkerung, das sich zu dem der



Pochwerk für goldhaltiges Gestein.

farbe wechselt von Braun bis zu den ganz dunkeln, fast tiefschwarzen Schattierungen.

Neben dem Weißen nimmt der Kaffer in Natal eine anerkannte Sonderstellung ein. Sein Häuptling verwaltet das Land mit geringer Rücksicht auf europäische Begriffe von Recht und Menschlichkeit, die Vielweiberei besteht, und mit ihr ist der Verkauf von Weibern und Mädchen zu Sklavenarbeit verbunden. Der Natalkaffer klagt ebenbürtig und kostenlos gegen den Weißen vor dessen Gericht, aber die Streitigkeit mit den Seinen schlichtet sein Häuptling, und bei Appellationen entscheidet der weiße Richter nach Kaffernrecht. Die einzige Steuer, die der Kaffer der Kolonialregierung entrichtet, ist die Hüttensteuer; sie ist mäßig, hat aber in den letzten Jahren mehrfach eine Erhöhung erfahren. Es giebt in Natal Reservationen der Kaffern, wo Weiße keinen

europäischen Einwohnerschaft (Briten und Buren) und den eingeführten indischen Kulis etwa wie 10 zu 1 verhält. Wie alle Kaffern gehören auch die des Natallandes körperlich zu den kräftigsten Negerstämmen; in ihrer geistigen Anlage ragt die Energie hervor, die sie den politisch ausgreifendsten Erobervölkern und Staatenbildnern Afrikas an die Seite setzt. Sie eignen sich deshalb auch sehr gut zum Kriegshandwerk, obwohl sie von Hause aus friedliche Hirten sind, die neben der Viehzucht bis zu einem gewissen Umfange auch Ackerbau treiben. Die Kaffern sind eine Völkerfamilie, die zu den Bantuvölkern gehört und an der Ostküste Südafrikas vom Sambesi bis zur Südspitze wohnt. Der Sprache und ihren Volkssitten nach stimmen sie mit den Negern des tropischen Afrika überein, doch ist das Klima, in dem sie leben, wie die Berührung mit den hellen Südafrikanern nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Die Haut-



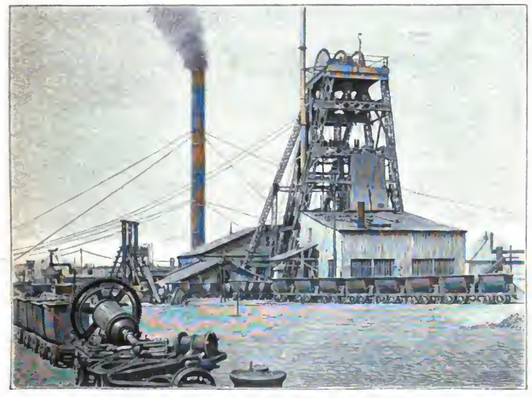
Goldwäscherei.

Grund erwerben dürfen. In den Dienst der Weißen gehen die Kaffern nur unwillig, daher der stete Arbeitermangel bei den weißen Ansiedlern, der seit 1881 zur Einführung von Kulis geführt hat.

Von der kräftigen körperlichen Entwicklung des Natal-Kaffern giebt eine unsrer Abbildungen Kunde, die uns die muskulöse Gestalt eines jungen Zulu im heranreifenden Jünglingsalter zeigt. Eine andre Abbildung führt uns zwei der originellen, in jüngster Zeit auch mehrfach in Kriegsberichten erwähnten „Policemen" vor. Diese Mitglieder der natalschen heiligen Hermandad gehen im Gewande der europäischen Zivilisation einher, aber sie tragen nicht die Waffen des Krieges, sondern die des Friedens, den kleinen Schild und die Keule, richtiger Schlagstock, Kirri oder Tyindugo genannt, ein faustdicker Knopf aus Eichenholz oder Horn auf kurzem handbarem Stiele, eine Art Totschläger, der auch als Wurfgeschoß zu benutzen ist. Der Schild der Policemen scheint auf den ersten Anblick aus dem Schildbuckel einer Schildkröte zu bestehen; er ist aber aus einem Stück Ochsenhaut gefertigt und in der Längslinie mit einer Reihe von Einschnitten versehen, durch die ein am oberen Ende mit einem Ochsen- oder Leopardenschweif geschmückter Stab gesteckt ist. Die Assagai oder Wurflanze trägt der „Policeman" des Natallandes nicht; sie ist, wie auch der große Schild, Tschálungo, nur dem wirklichen Krieger reserviert. Unsre weiteren Abbildungen veranschaulichen die Art und Weise, wie in Südafrika die Gold- und Diamantengewinnung betrieben wird. Von den primitiven Einrichtungen, wie sie in der ersten Zeit, zu Beginn der sechziger Jahre, vorhanden waren, ist nichts mehr zu gewahren. Ueberall herrschen der Großbetrieb und die Maschine vor. Von Ende 1871 bis Ende 1888 betrug die Ausfuhr von Gold über Natal und die Kapkolonie 1 784 162 Pfund Sterling, bis zum Jahre 1895 war sie auf 8 179 266 Pfund Sterling gestiegen, und in den letzten vier Jahren hat nochmals eine beträchtliche Steigerung stattgefunden. Wie das Glück, so hat der Mineralreichtum des Bodens auch das Unglück des Landes ausgemacht, denn, wie immer man über den Ausgangspunkt der jetzigen politischen Verwicklungen denken möge, ohne die „auri sacra fames" würde die friedliche Entwicklung der beiden Buren-Freistaaten in Südafrika wohl niemals gestört worden sein.



Diamanten-Sortierer in Kimberley.



Fördermaschine in den Diamantgruben von Kimberley.





Das Leichenbegängnis des Generals Koch in Pretoria: Der Sarg auf einer Maximkanone.



Das Leichenbegängnis des Generals Kock in Pretoria: Der Staatswagen des Präsidenten Krüger.



Junger Zulukaffer.



Policemen in Britisch-Südafrika.

Der Goldfisch.

Ein Märchen

von

Hans Hoffmann.

Einem muntern Hering war prophezeit worden, er werde noch einmal ein Goldfisch werden. Wie dieser Spruch in Erfüllung ging, lehrt folgende Geschichte.

Ein frommer Knabe besaß einen Goldfisch, den er sehr liebte und aufs sorgsamste pflegte. Er hielt ihn in einem geräumigen und saubern Glasgefäß, erneuerte stets rechtzeitig das Wasser und fütterte ihn reichlich mit Semmelkrumen, Würmchen und andern guten Dingen; ja, an Sonn- und Feiertagen streute er ihm sogar von seinen eignen Leckerbissen, Schokoladenplätzchen, Pfefferkuchen und dergleichen in sein Becken. So war es kein Wunder, daß dies Fischchen vortrefflich gedieh und bequeme, sorgenlose Tage in Freuden dahinlebte.

Für all diese Wohlthaten beanspruchte der Knabe nichts weiter, als daß sein Pflegling mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm aufblicke.

„Ich bin dein lieber Gott," pflegte er zu ihm zu sagen, „denn mir verdankst du alles, deine Nahrung, deine Wohnstätte und selbst deine Lebensluft. Wenn ich nicht alltäglich für dich sorgte, würdest du binnen kurzem verhungern oder im verdorbenen Wasser ersticken. Mehr thut der große liebe Gott im Himmel für unsereinen auch nicht. Also bin ich dein Gott, und du mußt mich als solchen verehren."

Das sah der kleine Goldfisch vollkommen ein und hütete sich wohl, durch einen zweiflerischen Widerspruch sich zu versündigen. Er nahm in schweigender Ergebenheit die Gaben aus seiner Hand und ließ im übrigen diesen lieben Gott einen guten Mann sein, oder genauer, einen guten Knaben. So hatten sie beide rechte Lust aneinander, der beredsame junge Gott und sein stummgläubiges Geschöpf.

Eines Morgens aber hatte der erstere länger geschlafen, als ein Gott das von Rechts und Geschäfts wegen eigentlich sollte. Das benutzte seine Mutter, um mit der Magd einmal sein Zimmer recht gründlich zu reinigen. Die Magd aber, wie nun die Mägde so sind, stieß mit dem Besenstiel an die schöne Glasschale, daß die klirrend zerbrach und das Wasser zusamt dem Fischchen über den Fußboden floß. Den Fisch rettete die Mutter zwar mit einem hurtigen Griffe, setzte ihn in ein gefülltes Waschbecken und stellte dieses ans offene Fenster; das Gefäß aber blieb zerbrochen, und sie lief eiligst zum Glashändler, um ein neues, das ganz gleich von Ansehen sein mußte, zu erstehen, damit ihr Söhnchen nichts merke, denn das hätte ihm Kummer gemacht.

Doch als sie mit der neuen Schale zurückkam, bemerkte sie mit Schrecken, daß der Goldfisch verschwunden war. Mein Himmel, wie war das möglich, daß ein so kleines Geschöpf den hohen Rand des Beckens hatte überspringen können! Nein, wie war das möglich! Aber alles Suchen half nichts, er war und blieb verschwunden.

Da lauschte die arme Mutter an der Kammerthür ihres Sohnes, und als der immer noch schlief, da freute sie sich und lief schnell auf den Markt und kaufte einen neuen Goldfisch, der dem ersten ganz genau glich in Gestalt und Größe. Der alte war freilich ein Weibchen gewesen, und der neue war ein Männchen, aber das konnte man nicht sehen.

Als nun der Knabe erwachte und aufstand, fand er alles beim Alten und merkte nichts; er fütterte sein Fischchen und redete mit ihm und blieb ihm der junge Gott, der er vorher gewesen war.

Dem armen Goldfische aber war's übel ergangen; der mußte merken, daß er seinen Gott verloren hatte. Als er in dem Waschbecken am Fenster stand, kam etwas, das hielt er für den Teufel, denn es war schwarz und haarig und hatte glimmernde Augen und spitzige Krallen. Eigentlich aber war's nur die Katze; doch die langte zu und schlug mit ihrer Tatze den Fisch aus dem Wasser. Zum Glück aber hatte sie in ihrer Gier zu grob zugeschlagen, und er flog über das Fensterbrett hinaus in die Tiefe. Und nun hatte er wieder Glück, denn er fiel gerade in den Rinnstein, der von einem Gewitterregen stark angeschwollen war und also ihm Raum zum Schwimmen gewährte. Zwar roch dies Wasser abscheulich, und der arme Kerl glaubte zu ersticken, doch nur um so hastiger schoß er vorwärts. Und er hatte nochmals Glück, denn der Rinnstein mündete sehr bald in den Fluß, der die Stadt durchströmt.

Hier war dem Fische etwas wohler; doch ließ die Reinlichkeit des Wassers immer noch zu wünschen übrig; darum eilte er weiter, bis er die Stadt im Rücken hatte. Da war das Wasser wirklich schön klar und durchsichtig, wie sonst in seiner Schale; aber daraus erwuchsen ihm jetzt schlimme Gefahren. Denn weil seine gelbroten Schuppen so prächtig leuchteten, entdeckten ihn die Raubfische desto besser von weitem und machten auf ihn Jagd; besonders die wüsten Hechte machten ihm zu schaffen. Es war ein reines Wunder, daß er ihnen immer noch entrann; nur die schnellen Seitenschwenkungen machten das möglich, die er in seiner engen Schale geübt hatte.

Ein jämmerliches Leben aber war es doch, so in beständiger Angst, und dazu die Sorge um des

Leibes Nahrung. Da mußte er lernen, was der Spruch bedeutet: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," und er seufzte und sehnte sich immerfort nach seinem lieben Gotte zurück, der ihn bis dahin ernährt und behütet. Das half ihm aber nichts.

Also schwamm er immer weiter, in der stillen Hoffnung, doch irgendwo am Ende eine besser gesicherte und nahrhaftere Stelle zu finden. So kam er eines Tages in die offene Ostsee. Da gefiel es ihm gar nicht, denn das Wasser war so bitter und machte ihm ganz übel. Doch als er sich nach dem Flusse zurückwenden wollte, kam gerade ein dichter Zug von riesigen Lachsen da herabgezogen: davor entsetzte er sich und floh noch weiter ins Meer hinaus.

Nun war er schlimm dran in der endlosen Salzflut, die obendrein von allerlei scheußlichen Mißgestalten mit schiefgedrehten Mäulern und Augen bevölkert war, Flundern, Schollen und dergleichen Brut. Die thaten ihm zwar nichts, aber sie waren ihm doch eklig. So taumelte er in namenlosem Jammer umher ohne Ziel und Richtung, bis er plötzlich ganz unversehens in einen ungeheuren Zug Heringe geriet, der gerade auf der Völkerwanderung war und ihn mit sich fortriß, ohne daß ihn jemand fragte, ob er mitwolle oder nicht. Das war, als ob ein Sandkorn von einer großen Wanderdüne mit fortgetragen wird. Anfangs war er völlig betäubt und verstört und wußte sich nicht zu benehmen. Bald aber faßte er einigen Mut, weil er schließlich merkte, daß er hier in der dichten Masse am sichersten aufgehoben war, denn sein sonst so auffälliges Goldkleid verschwand unter den Millionen und lockte für sich keine Räuber mehr an. Zwar ward auch manch einer der schlichten, silbergrauen Fische, in deren Mitte er schwamm, von ihnen hinweggeschnappt; aber das war nicht so schreckhaft, weil es in der Menge nicht so sehr zu merken war; auch hieß es, sie seien fürs Vaterland gestorben, und das ist immer ein Trost für alle, die leben bleiben. So fühlte sich denn das Goldfischchen bald ganz zufrieden und geborgen und muckste sich nicht, denn es mochte nicht auffallen.

Doch ist's in der Welt zumeist nicht anders, als daß alles Glänzende wohl eine Zeit lang übersehen wird in der flirrenden Masse, am Ende aber doch fast gewaltsam die Augen auf sich zieht. Und so war es auch hier. Die zunächst schwimmenden Heringe bemerkten die Pracht seines Gewandes und tuschelten sich staunende Betrachtungen zu. Erst langsam verbreitete die Märe sich weiter, dann jedoch immer schneller und in größeren Kreisen, und endlich ward die Erregung so allgemein und so laut, daß man beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Eine Kommission wurde erwählt, den angeblichen Wunderfisch zu besichtigen und zu schätzen.

Die fand denn alles bestätigt, was man Gutes von seiner Färbung gehört hatte, ja, eher noch übertroffen. Da beschlossen die Heringe in ihrer Gesamtheit, ihn zum Könige zu ernennen, da er ja von der Natur schon mit dem Purpur geschmückt und also gewißlich ein Herrscher von Gottes Gnaden sei.

Der kleine Goldfisch war sehr erschrocken, als ihm diese Botschaft überbracht wurde, denn er fürchtete sich vor der Verantwortlichkeit und auch vor den Gefahren einer so ausgesetzten Stellung. Er suchte die Ehre daher abzulehnen unter dem schamhaften Hinweis darauf, daß er weiblichen Geschlechtes sei.

Das sei nur um so besser, ward ihm zur Antwort, so sei gleich für eine sichere Nachfolge gesorgt und ein Aussterben des Geschlechtes nicht zu befürchten; ein paar tausend Eier im Jahre werde er gewiß doch zu laichen im stande sein.

Diese Fähigkeit konnte er nicht ableugnen und fand nun keinen Vorwand mehr, sich dem Antrage zu versagen. Es handelte sich jetzt nur noch darum, einen würdigen Gatten zu finden. Da war gewaltiger Wettbewerb, denn die Stellung eines Prinzgemahls ist keine ganz üble. Doch fand sich kein einziger, der auch nur eine leichte rötliche oder goldgelbe Schattierung hätte aufweisen können, und die war doch wünschenswert um der Nachkommenschaft willen.

Endlich meldete sich einer, der es zwar auch nicht über ein schäbiges Silbergrau hinausbrachte, wohl aber glaubwürdig nachweisen konnte, eine summende Muschel habe ihm einst prophezeit, er werde noch einmal auf eine geheimnisvolle Weise zu einem Goldfische werden. Er war nun der Ansicht, daß dieser wunderbare Prozeß durch das eheliche Zusammenleben mit einem solchen mittels Abfärbens sich vollziehen werde. Leider fand er damit keinen recht vertrauensvollen Glauben, man wollte doch zuvor wenigstens ein Pröbchen beginnender Umfärbung sehen.

In dieser Not hielt er es für das klügste, sich mit der jungen Königin vorläufig auf eigne Hand in Verbindung zu setzen; und da er den fremdartig schönen Namen Alexis trug, machte er ihr Eindruck, und sie erzählte ihm auf sein Befragen bereitwillig und mit großer Rührung von ihren seligen Jugendtagen und vom lieben Gott, der sie so treulich ernährt und behütet, bis der Teufel ihm in einem unbewachten Augenblick sein Werk verpfuscht habe. Da erkannte Alexis die Hand des Schicksals, und er sprach begeistert: „Dein Gott ist mein Gott. Ich zweifle nicht, daß er mich zum Goldfische umschaffen kann, wenn du für mich betest. Willst du das thun, und kannst du mich zu ihm führen? Dir würde durch den männlichen Beistand eines Gemahls die Last der Regierung doch merklich erleichtert werden."

Das sah das Goldfischchen natürlich ein; das Regieren war ihm ohnehin eine höchst unheimliche Sache. Es ersann aber zugleich eine kleine Heimtücke in seinem weiblichen Köpfchen: es wollte nur unter gutem Geleit zu seinem Gotte heimkehren und dann wieder hübsch bei ihm bleiben, wie in früheren Tagen. Wenn etwa Alexis dann gleichfalls dableiben und sich in der Glasschale verpurpurn lassen wollte, konnte ihr das recht sein; auf jedes Regieren aber und was drum und dranhing, mußte er dann verzichten. Von solchen Geheimplänen aber sagte sie dem Streber vorläufig nichts.

Alexis stellte nun den Antrag bei der Volksversammlung, man solle ihn und das Goldfischchen unter würdigem Geleit zu dem Sitze des fremden Gottes entsenden, damit er dem Schlusse des Schicksals gemäß sich dort durchgolden lassen könne. Das ward ihm bewilligt, und so sonderte sich denn ein schimmernder Zug von Ehrenheringen ab, um das hoffnungsvolle Paar zu dem Gotte zu geleiten. Das Goldfischchen mußte die Richtung angeben, ward aber sorgfältig von den andern umringt und in sicherer Mitte gehalten, um es vor Gefahren zu schützen. So wurden zwar ziemlich viele aus dem Ehrengeleite von Raubfischen gefressen, die Königin aber und ebenso Alexis, der sich ihr immer ganz nahe halten durfte, blieben gänzlich unversehrt.

Als sie nun an die Mündung des Flusses gelangten und da hurtig hineinschwammen, ward dem Goldfischchen auf einmal unsäglich wohl, und es jubelte auf: „Gott sei gepriesen, endlich doch wieder gesunde Luft!"

Den armen Heringen aber ward desto übler zu Mut, und sie gestanden einander ganz insgeheim, sie fühlten sich fürchterlich seekrank; nur offen wagten sie das nicht zu sagen, aus Ehrfurcht vor der Königin und dem künftigen Prinzgemahl. Dem freilich war eigentlich am allerschlimmsten, doch verbot ihm seine Würde, sich das merken zu lassen.

Diese Willensüberanstrengung aber schlug ihnen allen aufs Gehirn, und sie wurden ganz kopfscheu. Und ehe sie sich's versahen, waren sie samt und sonders einem Fischer ins Netz geraten, das arme Goldfischchen allerdings mit, das doch ganz unschuldig war an der allgemeinen Benommenheit.

Als der Fischer nun das Netz heraufzog, rief er sehr erstaunt: „Ei, Gottes Wunder, das sind ja Heringe." Und als er sie dann zu Markte gefahren und in einer großen Butten zum Verkauf gestellt hatte, pries er sie mit vielem Geschrei als Flußheringe an. Von seinen Genossen ward er zwar ausgelacht, Neugierige kamen aber doch in Menge herbei, um das Wunder zu sehen.

So kam auch eine Frau, die sehr freundlich und nett aussah, so daß Alexis gleich dachte: das wird wohl der Gott sein, so habe ich ihn mir vorgestellt! Die kaufte die Heringe insgesamt, nachdem sie mehrere von ihnen befühlt und liebreich gestreichelt hatte. Das Goldfischchen aber verbarg sich sorgsam in der Schar der andern, denn es fürchtete, sonst ausgesondert und nicht mitgenommen zu werden; und dies wollte es doch gern, weil es die Frau gleich erkannt hatte.

So gelang ihm das denn auch, und als diese zu Hause das Netz ausschüttelte, kam ihr kleiner Sohn in die Küche gelaufen und entdeckte alsbald unter den grauen Heringen den schönen Goldfisch. Da gab es einen Jubel: „Nun habe ich ihrer zwei; die können Mann und Frau sein. Glaubst du, Mama, daß sie sich in der Schale vertragen werden?"

„Mann und Frau vertragen sich immer," bemerkte die Mutter, nicht ohne durch einen stummen Aufblick zum Himmel die ungeheure Kühnheit dieser Behauptung zu entschuldigen. Der kleine Goldfisch aber hatte seinen Gott erkannt und schlug vor Glückseligkeit mit dem Schwanze auf den Tisch, als wollte er einen Tanz aufführen. Und er teilte seinem Ehrengeleite in der Eile mit, welches Glück sie gehabt hätten.

„So bitte ihn gleich, daß er mir zu meinem Goldkleide verhilft," antwortete Alexis voll freudiger Hoffnung.

„Ich werde nicht verfehlen," versetzte die Königin, und sie that es auch wirklich, sobald der Knabe sie wieder in die Schale gesetzt hatte. Hier befreundete sie sich auch schnell mit dem andern Goldfisch, der ihr gut gefiel, weil er ein Männchen war.

Der Knabe lief inzwischen wieder in die Küche und betrachtete die Heringe. „Schade," sagte er, indem er den Alexis in der Hand wog, „schade, daß der nicht auch solche Goldfarbe hat; er ist so schön fett."

Alexis dachte: jetzt wird es kommen. Die Gute hat zu dem Gotte gebetet, und die Mutter des Gottes wird mich nun verwandeln.

Und so geschah es auch wirklich.

„Das wollen wir bald haben," sprach lächelnd die Mutter, ergriff den jungen Hering mit weicher, liebevoller Hand und hängte ihn in den Rauch. Die andern wurden gekocht und selbigen Tages gegessen.

Alexis aber hing da seiner Zukunft entgegen. Und es dauerte nicht lange, so färbte sich seine Haut und ward glänzend goldig, wie er es sich gewünscht hatte. Und war so die Prophezeiung der Muschel erfüllt, wie nicht anders zu erwarten. Zum Unglück war Alexis vorher verstorben.

Das war ja schade. Aber schön war er doch, als die Frau ihn nun herabnahm und ein Rührei dazu machte und ihn ihrem Söhnchen zum Frühstück brachte.

„Ach, Rührei mit Bückling," rief der, in die Hände klatschend, „es giebt doch nichts Schöneres."

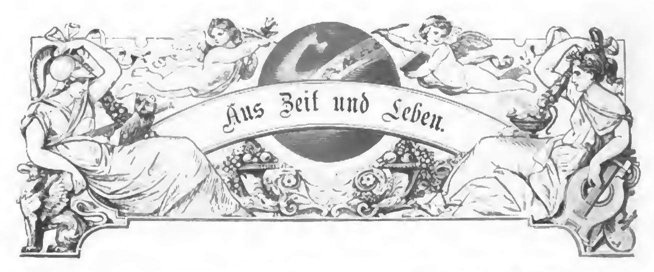
„Es ist eine Speise für Götter," bestätigte fröhlich die Mutter.

„Siehst du wohl, Alexis, daß sie Götter sind?" sagte die Königin. „Und sie haben dich wahrhaftig zum Goldfische gemacht."

Denn sie wußte noch nicht, daß er tot war. Sie merkte das erst daran, daß er verspeist wurde.

Schade um den kühnen, ehrgeizigen Jüngling! dachte sie. Freilich, bei Lichte besehen war er doch immer nur ein Hering. Und dann wandte sie sich innig dem neuen Gefährten zu, der sie eifrig umschwänzelte. So sind die Weiber.





Dr. Franz Smolka †.

Mit dem am 4. Dezember 1899 in Lemberg im Alter von 89 Jahren verstorbenen ehemaligen Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Franz Smolka ist ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Name mit dem parlamentarischen Leben Oesterreichs aufs innigste verknüpft ist. Geboren am 5. November 1810 zu Kalusz in Galizien, nahm er bereits als ganz junger, in Lemberg praktizierender Advokat an der nationalen Bewegung lebhaften Anteil und geriet in gerichtliche Untersuchung, die nach vierjähriger Dauer mit seiner Verurteilung zum Tode endigte. Er wurde durch kaiserliche Amnestie begnadigt, doch das Sturmjahr 1848 fand ihn wieder an der Spitze der Unzufriedenen. Er wurde Mitglied des ersten konstituierenden Reichstages, sodann Vizepräsident und später Präsident desselben und stand somit an der Wiege des Parlamentarismus in Oesterreich. Smolka war kein blinder Anhänger der Revolution, sondern er suchte die Freiheit durch gesetzlich erlaubte Mittel zu erlangen. Nach Auflösung des ersten Reichstages nahm er seine Thätigkeit als Advokat wieder



Dr. Franz Smolka †.



Phot. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe.

Fürstin Marie zu Leiningen †.

Auf Schloß Waldleiningen verschied am 21. November 1899 Fürstin Marie zu Leiningen, Schwester des Großherzogs Friedrich von Baden. In Karlsruhe am 20. November 1834 geboren als Tochter des Großherzogs Leopold und seiner Gemahlin Sophie, Prinzessin von Schweden, vermählte sich Prinzessin Marie am 11. September 1858 mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen, Pfalzgrafen zu Mosbach. Erbliches Mitglied der Kammer der Reichsräte in Bayern und Standesherr in Baden und Hessen, gehörte der Fürst auch der englischen Marine an, in der er bis zum Admiral aufrückte. Die beiden Sprossen der Ehe sind in England geboren, und zwar zu Osborne auf der Insel Wight, Prinzessin Alberta am 24. Juli 1863, Erbprinz Emich am 18. Januar 1866. Letzterer ist seit Juli 1894 vermählt mit der Prinzessin Feodora zu Hohenlohe-Langenburg, Tochter des Statthalters von Elsaß-Lothringen. Das fürstliche Paar beteiligte sich wenig am Gepränge des Hoflebens, und namentlich die Verewigte liebte die ländliche Abgeschiedenheit. Besonders gern weilte sie auf den Schlössern Waldleiningen und Amorbach. In der Gruftkapelle des ersteren Schlosses erfolgte auch die Beisetzung.

auf, bis ihn nach Einführung der Verfassung die Stadt Lemberg im Jahre 1861 in den galizischen Landtag und dieser ihn in den Reichsrat entsendete. Er gehörte dem Abgeordnetenhause mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Jahre 1893 als eines der eifrigsten Mitglieder an und galt als der Führer der polnischen Partei. Nach einer kurzen Thätigkeit als Vizepräsident bekleidete er durch zwölf Jahre das Amt als Präsident des Hauses. Im Jahre 1893 legte er das Abgeordnetenmandat seines hohen Alters wegen nieder, worauf ihn Kaiser Franz Joseph ins Herrenhaus berief. Ein Ehrengehalt wurde ihm ausgesetzt und die Aufstellung seiner Büste in der Säulenhalle des Parlamentspalastes vom Reichsrate beschlossen.

Das Kabinettshaus in Potsdam, die künftige Residenz des deutschen Kronprinzen.

„Uebermütig sieht's nicht aus," so kann man auch von dem Kabinettshaus in Potsdam sagen, das der jugendliche Kronprinz bei seiner künftigen Dienstzeit als Oberleutnant im 1. Garderegiment beziehen wird. Es ist ein schlichtes, groß angelegtes Haus und mutet an wie der Herrensitz eines märkischen Edelmannes. Der Kronprinz wird da einen kleinen eignen Hofstaat erhalten und im ersten Stock eine Flucht von zehn Zimmern bewohnen, die gleich der schöne Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm II., und Elisabeth Christine Ulrike, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig. Das Haus wurde für 400 Thaler jährlich an den König vermietet; es war aber nicht geräumig genug, und so wurde das einem Brauer gehörige Nachbarhaus hinzugenommen. Die Ehe des Fürstenpaares ward nach vier Jahren getrennt. Der Prinz verlebte dann auch mit seiner zweiten Gemahlin, Prinzessin



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Das Kabinettshaus in Potsdam, die künftige Residenz des deutschen Kronprinzen.

Fassade ganz einfach bürgerlich ausgestattet sind. Vorher hatte der Erbprinz von Sachsen-Koburg-Gotha, der unlängst in Meran verstorben ist, jene Räume inne. Das Kabinettshaus liegt ganz still an der Ecke des Neuen Marktes und der Schloßstraße; gegenüber ist der Marstall; auch Kommandantur und Stadtschloß sind in unmittelbarer Nähe, und der Kronprinz kann schnell die Kaserne seines Regiments erreichen. Das Kabinettshaus war ursprünglich ein Predigerhaus, das Friedrich der Große 1753 für die Familie Krumholz neu und massiv hatte aufrichten lassen. 1765 aber zogen fürstliche Brautleute hinein: der jugendFriederike Luise von Hessen-Darmstadt, seine Flitterwochen in den Räumen des Kabinettshauses, in dem er zwanzig Jahre wohnte, bis er König wurde. Im Eckzimmer ist am 3. August 1770 Friedrich Wilhelm III. geboren, der Vater Kaiser Wilhelms I. Das Krumholzsche Haus war dann von 1788—1806 der Sitz einer Königlichen Ingenieurakademie. Nachdem es 1820 gerichtlich auf 20000 Thaler geschätzt worden war, erwarb es der Fiskus und bestimmte es für das Königliche Kabinett. Seit dieser Zeit führt es den Namen Kabinettshaus.

K. R.

Johannes von Miquel.

Als der preußische Finanzminister und Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums seinen siebzigsten Geburtstag feierte, beauftragte der damalige Kultusminister Dr. Bosse den Berliner Bildhauer Professor Dr. Ferdinand Hartzer, eine Marmorbüste des Ministers auszuführen, welche in dem Treppenhause des Gymnasium Georgianum zu Lingen, dessen Schüler einst Miquel gewesen ist, Aufstellung gefunden hat. Die Büste stellt den Meister der preußischen Finanzen in vollendeter Lebenswahrheit dar. Der charakteristische Gesichtsausdruck ist in ausgezeichneter Weise wiedergegeben, die Haltung ohne Anwendung irgend welcher Pose. Gerade die Schlichtheit der Auffassung ist es, welche das



Johannes von Miquel. Von Ferdinand Hartzer.

Werk vor allem auszeichnet und ihm ungeteilte Anerkennung hat zu teil werden lassen. Die Büste ist direkt nach der Natur modelliert; der Minister hat, so oft es seine Zeit zuließ, dem Künstler dazu gesessen. Auf der linken Seite des Fracks befindet sich der Stern zum Schwarzen Adlerorden. Die Büste ist jedenfalls mit das beste Porträt, das von Herrn von Miquel geschaffen ist. Eine Wiederholung ist für das Kestnermuseum in Hannover bestimmt, eine andre wird für Frankfurt a. M. ausgeführt, wo sie im Festsaal des Rathauses, dem berühmten Römer, aufgestellt werden soll.

Das Cromwell-Standbild in London.

(Zu dem Bilde Seite 100 und 101.)

Das Standbild des Lord-Protektors Oliver Cromwell, das am 14. November auf dem kleinen Platze vor der Westminsterabtei in London errichtet wurde, ist ein Werk des Bildhauers Hamo Thornycroft. In die militärische Tracht seiner Zeit gekleidet, steht Cromwell barhaupt da, das Haar herniederwallend. Während die linke Hand die Bibel auf den Schenkel stützt, hält die rechte den Knauf des Schwertes, dessen Spitze auf dem Boden des Sockels ruht. In Haltung und Miene gelangen vorzüglich die Entschlossenheit und die unbeugsame Willenskraft zum Ausdruck, die dem gewaltigen Mann eigen war. In mancher Einzelheit erinnert dieser in Bronze geformte Cromwell an das von Samuel Cooper gemalte Bildnis des Lord-Protektors, das sich im Sidney Sussex-College zu Oxford befindet. Das ungemein wirkungsvolle, zehn Fuß hohe Monument ist so aufgestellt, daß die Augen Cromwells sich auf den östlichen Teil der Westminsterabtei richten, nach jener Stelle, wo seine Gebeine ruhten, bis nach der Rückkehr der Stuarts loyaler Uebereifer sie aus der Gruft riß und an den Galgen hing. Nach langen Kämpfen, die sich um die Errichtung des Denkmals entspannen, ist jetzt das Unrecht gut gemacht, das man dem größten Manne Englands aus dem siebzehnten Jahrhundert angethan hat.

Die Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel.

Von der „Schwebebahn", welche die im rheinischen Industriebezirke gelegene Stadt Barmen mit ihrer Schwesterstadt Elberfeld und deren Vorort Vohwinkel verbinden soll, sind nunmehr 8 Kilometer fertiggestellt und betriebsfähig. Diese dem Personenverkehr dienende „Schwebebahn", die ihre Züge mitten durch das Straßentreiben zweier großer moderner Städte führt und ihren Lauf auf weite Strecken über dem Wasserspiegel eines vielfach gekrümmten Flüßchens verfolgt, dürfte zu den interessantesten Erscheinungen des modernen Eisenbahnbaues zählen. Das System der Schwebebahnen an sich ist nicht neu, es hat in verschiedener Gestalt schon vielfach in technischen Betrieben Anwendung gefunden, zumeist jedoch nur zur Materialbeförderung; auch den Gedanken, die Schwebebahn als Hochbahn für den Nahverkehr sowohl wie für den Fernverkehr zu benutzen, hat man schon seit einiger Zeit zu verwirklichen gesucht, erfolgreich jedoch erst, seitdem Eugen Langen mit seinem in größerem Maßstabe zum erstenmal bei der Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel zur Anwendung gebrachten System hervorgetreten ist. Der Vorzug der Schwebebahnen, für die als Betriebskraft Elektricität vorgesehen ist, besteht im allgemeinen neben der größeren Wohlfeilheit der Anlage und des Betriebs darin, daß bei ihnen eine viel höhere Geschwindigkeit erzielt werden kann als bei den Bahnen jeder andern Art, und daß sie weit bequemer und weit sicherer als diese den Krümmungen des Schienenwegs folgen. Für die Schwebebahnen nach dem Langenschen System, wie es in Barmen-Elberfeld zur Ausführung kommt, ist etwa die dreifache Geschwindigkeit der gewöhnlichen elektrischen Straßenbahnen vorgesehen, und es werden bei ihnen mit Leichtigkeit Kurven bis zu 8 Meter Halbmesser überwunden.

Bei den Bahnen dieser Art sind die Wagen freischwebend aufgehängt. Die Schienenbahn ruht auf leicht gebauten Trägern, und es laufen nach der neuesten Ausgestaltung des Systems die Räder der Wagen auf nur einer Schiene. Die Einrichtung zum Aufhängen der Wagen ist derart getroffen, daß, sobald der Wagen sich bei Bahnkrümmungen entsprechend der Wirkung der Zentrifugalkraft schief stellt, ein freies Ausschwingen desselben stattfindet. Dieses Ausschwingen, auf dem in erster Linie die Sicherheit der Langenschen Schwebebahnen beruht, hat für die Insassen der Wagen durchaus nichts Störendes an sich, ja es wird von ihnen kaum bemerkt. Bei den Probefahrten stellten sich beim Durchfahren von Krümmungen die Wagen bis zu einem



Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel: Im Bau begriffene Strecke in Elberfeld.



Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel: Führung über das Wupperbett.





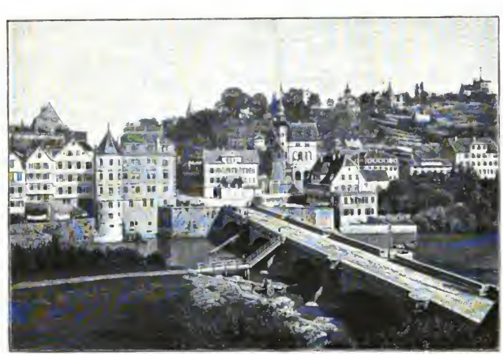
Das Cromwell-Standbild in London, enthüllt am 14. November 1899. Von Hamo Thornycroft.

Winkel von 25 Grad schief, aber bei jeder Geschwindigkeit hatten die im Wagen sitzenden oder stehenden Personen stets das Gefühl vollkommener Sicherheit, und beim Uebergang des Wagens aus der Kurve in die gerade Linie ging der Wagen ruhig, ohne in das Schaukeln zu geraten, in die senkrechte Lage zurück. Man hatte bei den Versuchen mit Wasser gefüllte Gefäße in den Wagen gesetzt. Die Gefäße und das Wasser stellten sich auch schief, ohne daß — infolge des bekannten physikalischen Gesetzes — auch nur ein Tropfen Wasser aus ihnen herausspritzte.

Die Hochbahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel ist nach einschienigem System zweigeleisig hergestellt. Sie beginnt bei dem Bahnhof Barmen-Rittershausen, folgt sodann immer dem Wupperlaufe mitten durch die Industriestädte Barmen und Elberfeld. Kurz vor dem Elberfelder Vororte Sonnborn verläßt die Bahn sodann die Wupper, folgt der durch Sonnborn und Vohwinkel führenden Hauptstraße und endigt neben dem Staatsbahnhofe Vohwinkel.

Die Einwohnerzahl von Barmen und Elberfeld beträgt zurzeit 300000 Personen. Die beiden Städte sind in ungewöhnlich rascher Entwicklung begriffen, namentlich werden die Vororte Sonnborn und Vohwinkel eine besonders starke Vermehrung der Einwohnerzahl erfahren. Die engste Krümmung der Bahn hat im allgemeinen 90 Meter im Halbmesser; unmittelbar vor dem Endbahnhofe in Vohwinkel liegt in dem Ankunftgeleise eine Krümmung von 30 Meter Halbmesser. Die stärkste Steigung beträgt etwa 45 auf 1000 Meter. Es ist eine Fahrgeschwindigkeit von 40 Kilometer in der Stunde vorgesehen, die aber mit Leichtigkeit noch erhöht werden kann. Die Gesamtlänge der Bahn beträgt 13,3 Kilometer. Die Herstellungskosten werden sich einschließlich der vollen Ausrüstung der zweigeleisigen Bahn auf etwa 500000 Mark für den Kilometer Bahn stellen.

Die Schwebebahnen nach Langenschem System eignen sich nicht nur zu Hochbahnen im Nah- und Fernverkehr, sie können auch vorteilhaft als Feld- und namentlich als Bergbahnen hergestellt werden. In dieser Hinsicht liegt eine Reihe höchst interessanter Versuche vor. Näheres über dieselben, sowie über das ganze Langensche Schwebebahnsystem findet sich in der von der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Nürnberg, Abteilung für Schwebebahnen, herausgegebenen, reich mit Abbildungen und erläuternden Skizzen ausgestatteten Schrift „Einschienige Schwebebahnen nach den Patenten Eugen Langen, Köln a. Rh.“ (Kommissionsverlag der Bädekerschen Buch- und Kunsthandlung in Elberfeld.)



Aufn. von P. Sinner, Tübingen.

Die alte Neckarbrücke in Tübingen.

Die alte Neckarbrücke in Tübingen.

In dem Augenblick, da diese Zeilen vor das Auge des Lesers gelangen, ist die alte Neckarbrücke in dem Zustande, wie sie auf unserm Bilde erscheint, nicht mehr vorhanden, ja vielleicht schon ganz verschwunden. Denn das ehrwürdige, aus dem 15. Jahrhundert stammende Bauwerk sollte das neue Jahrhundert nicht mehr sehen, es ist dem Abbruch verfallen, und an seiner Stelle wird sich binnen kurzem eine neue, den modernen Verkehrsverhältnissen entsprechende Brücke erstrecken. Bis zur Vollendung derselben vermittelt eine Interims-Kabelbrücke den Verkehr. Die alte Neckarbrücke wurde unter dem Grafen Eberhard im Bart erbaut, der die Stadt Tübingen auch mit der Universität beschenkte, und fast gleichzeitig mit der Entstehung der Brücke erfolgte die Eröffnung der Holzflößerei auf dem Neckar, die nun ebenfalls ihr Ende gefunden hat. Die alte Brücke war reich an historischen Erinnerungen — unter anderm ward hier, oberhalb des flutenden Neckarstromes, im Jahre 1498 dem Kaiser Maximilian I., der zu Besuch in Tübingen weilte, ein großes Prunkmahl gegeben — und auch vom akademischen Humor ist sie fröhlich umkleidet. Der zwischen Preußen und Württemberg in diesem Jahre abgeschlossene Staatsvertrag besagte, daß spätestens bis zum 31. Dezember



Fritz Friedrichs

die Straße zwischen Glatt und Neckarhausen vollendet und dem Verkehr übergeben sein müsse, und daß von diesem Zeitpunkt an das Flößergeschäft auf dem Neckar oberhalb der Enzmündung aufzuhören habe. Damit war der Neckarflößerei überhaupt das Urteil gesprochen, und die Baumriesen aus dem unteren Schwarzwald, die bisher, wohl aneinandergereiht und vom „Jodele" kundig gelenkt, den Strom hinabglitten, müssen fortan auf dem Landwege befördert werden. Die am Neckar belegenen Städte und Ortschaften werden die Neuerung seltsam empfinden; hatten ihre Bewohner doch von Kindesbeinen an Floß und Flößer kennen gelernt, und hatte sich doch zwischen den Ortsbewohnern und den in regelmäßigen Zwischenräumen anlangenden Flößern ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis herausgebildet. Für Tübingen aber und zumal für die dortigen Studenten ist jetzt ein seit Jahrhunderten geübter Brauch zu Ende gegangen. Wenn nämlich auf dem Neckar die Flöße sich zeigten, so versammelte sich einer uralten Ueberlieferung nach die Studentenschaft, soweit sie die Zeit sich irgend abmüßigen konnte, auf der alten steinernen Neckarbrücke, und vielhundertstimmig ertönte der Ruf: „Jodele sperr!" Jodele (Diminutiv von Jakob) war der uralte Spitzname der Flößer; und „sperr" wollte besagen, daß der Flößer nicht vergessen solle, unter der Brücke vorschriftsgemäß die am Ende des Floßes angebrachte Sperrvorrichtung in Betrieb zu setzen. Dann gab's unausbleiblich zwischen den Männern auf dem Strom und den Spaßvögeln auf der Brücke ein Wortgeplänkel, das alles eher als parlamentarisch genannt werden konnte, und zum Schluß wurden mit größter Regelmäßigkeit aus den Fenstern der benachbarten Häuser viele Paare Kanonenstiefel geschwungen, womit die Flößer in ihren hohen Wasserstiefeln geneckt werden sollten. Wie alt dieser Scherz war, geht daraus hervor, daß sich in den Akten der Universität Tübingen ein Dokument befindet, nach welchem am 10. Juni 1584 der Senat beschloß, mehrere Studenten für acht Tage ins Karzer zu legen, weil sie „die vorüberfahrenden Flößer vexieret". Wie Wilhelm Hauff, so haben zahlreiche andre schwäbische Dichter die eigentümlichen Gestalten der Neckarflößer und ebenso die seltsamen Beziehungen zwischen ihnen und den Tübinger Studenten geschildert. Der volkstümliche Sprachschatz Schwabens hat zahlreiche Worte und Wendungen aufzuweisen, die sich auf diese nun der Vergangenheit angehörende Berufsklasse beziehen. Ausgangs November versammelten sich die Tübinger Studenten zum letztenmal auf der steinernen Brücke. Da gab's ein Tücherschwenken und Zutrinken ohne Ende — die letzten Flößer waren angemeldet, und zum letztenmal erscholl der vielhundertstimmige Ruf: „Jodele, sperr!" Dann fuhren die Flößer weiter stromabwärts, nach Reutlingen zu; am folgenden Tage langten sie in Eßlingen, der einstigen freien Reichsstadt, an; hier wurden die Flöße verkauft und auseinandergenommen — die Neckarflößerei war für alle Zeiten beendigt. Auf der neuen Neckarbrücke wird ein Standbild des Grafen Eberhard im Bart, welcher der Schöpfer der Universität Tübingen und Erbauer der alten Brücke war, errichtet werden.

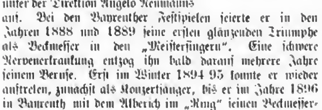


Fritz Friedrichs als Alberich.

Fritz Friedrichs.

(Zu dem Porträt Seite 104.)

Fritz Friedrichs, der berühmte Beckmesser und Alberich der Bayreuther Wagnerbühne, war kürzlich in der Lage, in Bremen, an der Heimstätte seines künstlerischen Werdens, feierlich den Tag zu begehen, an dem er vor 30 Jahren zum ersten Male vor dem Publikum erschien. Der Künstler hatte es vor fünf Jahren verschmäht, das übliche fünfundzwanzigjährige Bühnenjubiläum zu begehen; seine vertrautesten Freunde erhielten erst Kenntnis von dem Gedenktage, nachdem derselbe längst vorübergegangen war, weshalb sie es sich nicht nehmen ließen, nunmehr wenigstens für eine würdige Feier der dreißigjährigen Bühnenwirksamkeit zu sorgen. Friedrichs ist bekanntlich als Künstler ein Mann, der sich selbst gemacht hat. Aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, wurde er der Bühne durch den berühmten Darmstadter Hofschauspieler Wilhelm Kläger zugeführt, zunächst jedoch dem Schauspiel. In einer Opernpartie, als Stadinger in Lortzings „Waffenschmied“, trat er zuerst in Bremen unter der Direktion Angelo Neumanns



auf. Bei den Bayreuther Festspielen feierte er in den Jahren 1888 und 1889 seine ersten glänzenden Triumphe als Beckmesser in den „Meistersingern“. Eine schwere Nervenerkrankung entzog ihn bald darauf mehrere Jahre seinem Berufe. Erst im Winter 1894/95 konnte er wieder auftreten, zunächst als Konzertsänger, bis er im Jahre 1896 in Bayreuth mit dem Alberich im „Ring“ seinen Beckmesser-Erfolgen einen neuen gleichwertigen anreihte. Augenblicklich bereitet der Künstler sich auf eine längere Amerikafahrt vor, um in den bedeutendsten Städten der Vereinigten Staaten seine bekannten Wagnerpartien, sowie den Falstaff in Nicolais „Lustigen Weibern“ zu singen.



Aufn. von Jos. Kossak, k. u. k. Hofphot., Temesvár.

Dr Bettina Tedeschi,

die erste Dame als Gymnasialprofessor in Ungarn.

Dr. Bettina Tedeschi, die erste Dame als Gymnasialprofessor in Ungarn.

An der staatlichen höheren Mädchenschule in Szegedin, an der bisher Lehrerinnen und männliche Professoren wirkten, hat seit Ende Oktober vorigen Jahres Fräulein Dr. Bettina Tedeschi einen Lehrstuhl als „Professor“ inne. Sie ist die erste Dame in Ungarn, die diesen Titel erhalten hat. Fräulein Tedeschi wurde am 14. Mai 1869 in Temesvar als Tochter des Kommerzienrats Johann Tedeschi geboren. Der italienisch klingende Name stammt vom Großvater, der in früher Jugend aus Italien eingewandert war. Schon als heranwachsendes Mädchen hatte Bettina große Freude am Studium, und sie bestand mit Auszeichnung das Lehrerinnenexamen für Elementar- und Bürgerschulen. Ihr Wunsch, sich auf einer Hochschule weiterzubilden, erfüllte sich erst später. Im Wintersemester 1894 wurde sie in Zürich als ordentliche Hörerin auf der Universität inskribiert und blieb daselbst zwei Jahre. Ihre Studien erstreckten sich als Hauptgegenstand auf Mathematik und als Nebenfächer auf Physik und Philosophie. Als der ungarische Unterrichts-



Die Lungenheilanstalt Friedrichsheim bei Marzell.

minister Dr. Wlassics den Frauen die bis dahin für sie verschlossenen Thüren der Universität öffnete, kam Fräulein Tedeschi in ihr Vaterland zurück und vollendete in Budapest ihre Studien. Im September 1898 bestand sie das Rigorosum der staatlichen Mittelschulprofessur und im Oktober die Doktoratsprüfung. In demselben Monate wurde sie zum Doktor der Philosophie promoviert. Vor ihrer Ernennung zum Professor wirkte Fräulein Tedeschi ein Jahr als Lehrerin an der staatlichen höheren Mädchenschule in Fiume. M. H.

Die Lungenheilanstalt Friedrichsheim bei Marzell.

(Siehe die Abbildung Seite 104.)

Die Begründung der jüngst ihrer Bestimmung übergebenen Anstalt ist auf die Initiative des Großherzogs Friedrich von Baden zurückzuführen, der im Oktober 1894 die Beschaffung von Heilstätten für unbemittelte Lungenkranke anregte. Die maßgebenden Behörden nahmen den Plan eifrig auf, und der Ausschuß der badischen Arbeiter-Versicherungsanstalt beschloß im Oktober 1895, eine eigne Heilstätte zu errichten. Indessen bereitete die Platzfrage Schwierigkeiten, und erst im Herbst 1896 fand man in dem Thalkessel von Marzell, auf dem „Birkenbuck“, die geeignete Stelle. Dieser Thalkessel liegt 840 Meter über dem Meere und 140 Meter über dem Dorfe Marzell. Mit der Ausführung des Baues, dessen Kosten auf 888000 Mark veranschlagt wurden, ward der Karlsruher Architekt Emil Schweickhardt betraut. Im Mai 1897 begann die Ausgrabung des Bauplatzes, im Juli die eigentliche Bauausführung. Es wurden sechs Gebäude errichtet, und zwar: der Hauptbau mit den Räumen für die Kranken, der Liegehalle, den Verwaltungs- und Küchenräumen, das Arzthaus, das Maschinen- und Wäschegebäude mit den Isolier-, Desinfektions-, Sezier- und Totenräumen, der Kohlenschuppen, das Eishaus, das Oekonomiegebäude mit sechs Zimmern für Dienstpersonal, Stallung für vier Pferde, Wagen- und Speicherräumen. Für die Kranken stehen 45 Zimmer mit 111 Betten zur Verfügung; zu ihrer Benutzung sind ferner 5 Aufenthaltszimmer, 1 Speise- und 1 Betsaal, sowie 8 Bäder nebst den nötigen Wasch- und dergleichen Räumen. Für das Dienstpersonal sind 20 Zimmer mit 3 Küchen und 2 Baderäumen vorgesehen. Der Anstalt steht eine 20 Pferde kräftige Dampfmaschine zur Verfügung, die mit Hilfe einer Dynamomaschine und 60 Akkumulatoren-Elementen die elektrische Kraft für die Beleuchtung mit 340 Glüh- und 6 Bogenlampen und für den Wäschereibetrieb liefert. Die Kessel der Dampfmaschine liefern ferner den Dampf für die Küche und die Dampfheizung. Die Krankenzimmer sind mit elektrischem Läutwerk versehen; für Fernsprechen sind 5 Stationen eingerichtet. Die Wasserleitung hat bei einer Rohrlänge von 1100 Meter etwa 100 Meter Druck und liefert etwa 7 Sekundenliter Wasser. Die Anstalt erhält das Wasser direkt von der Quelle; der Hochbehälter von 240 Kubikmeter Raum ist nur für Notfälle bestimmt. Zum Direktor der neuen, in allen Einrichtungen mustergültigen Anstalt wurde Dr. med. Ernst Rumpf ernannt.

Für müßige Stunden.

Dechiffrier-Aufgabe.

Die Buchstaben der obigen Figur ergeben, richtig verbunden, eine Sentenz aus Goethes Faust. Wie lautet dieselbe?

Silbenrätsel.

Im Garten jüngst am Nachmittag
Im Schatten ich von Eins-Zwei lag;
Drauf standen allerlei Drei-Vier,
Ich pflückte sie zum Strauße mir.

Am Abend ging mit frohem Sinn
Ins Gasthaus ich zum Tanze hin:
Und dort im Saale an der Wand
Ich wieder Eins-Zwei-Drei-Vier fand. F. M.-S.

Worträtsel.

1.

Fast unentbehrlich bin ich dir
Als Quell von Mühen und Genüssen,
Schöpf aber nicht allein aus mir,
Sonst fehlt das Leben deinem Wissen.

2.

Nach heißen Ländern mußt du ziehn,
Willst du an Farbenpracht dich freuen,
Und mich auch sehn im Waldesgrün
Der Heimat bunten Schimmer leihen.

Das Ganze

Station auf einer Riesenfahrt,
Erschließend Asiens Gebiete,
Verliert's wohl kaum an Eigenart
Und mehr noch wächst des Handels Blüte. M. Sch.

Silbenrätsel.

1.

Ich denke — ja, dann folgt's oft nach,
Und doch geht's auch voran dem Denken,
Ruft leicht Erinnerungen wach,
Die in entschwundne Zeit versenken.

2. 3. 4.

Leih diesen drei'n noch einen Fuß,
Um einen Riesen zu erblicken;
Er beut dir nicht graziösen Gruß,
Doch läßt er willig schwer sich drücken.

1. 2. 3. 4.

Die Königstochter war dem Tod
In grauf'ger Weise preisgegeben,
Als sie errettet aus der Not
Ein edler Held zu neuem Leben;

In seinen Armen, Liebesglück
Ersatz für alle Qual ihr spendet
Und strahlt noch leuchtend in dem Blick,
Den sie zu uns hernieder sendet. M. Sch.

Silbenrätsel.

Das erste Paar, hier Pläne störend
Und sie begünstigend dort,
Auf Wünsche nicht und Klagen hörend,
Besteht zwar ewig fort,

Doch bleibt es dabei nicht das gleiche,
Und unberechenbar
Es stets, zumal im Deutschen Reiche,
Trotz aller Ordnung war.

Ein Offizier, der Junggeselle,
Kommt abends spät nach Haus,
Und fast noch auf des Hauses Schwelle,
Ruft er die Letzten aus;

Dem Burschen wehe! wenn er säumet
Zu folgen dem Gebot,
Wenn er vielleicht gar wonnig träumet,
Nicht ahnend, was ihm droht.

Kein Pinsel kann das Ganze malen
So herrlich, wie's erscheint;
Ist's nicht gleich dunkler Augen Strahlen
Nachdem sie kaum geweint? M. Sch.

Worträtsel.

Ein jeder kann es zwar mit Namen nennen,
Doch wenige nur giebt es, die es kennen.
Betrogen haben es auch schon die Dümmsten,
Der Ehrlichste betrügt es oft am schlimmsten.

Es liebt's der Eskimo, der Sudanneger,
Der Hirt, der Musikant, der Schmied, der Jäger,
In allen Ständen und in allen Rassen
Wird niemand wohl es in der Wahrheit hassen.

Und dennoch konnte mancher es ermorden,
Doch nie bestraft ist solcher Mörder worden.
Zu allen Zeiten suchten fromme Seelen
Es ausgesucht zu martern und zu quälen.

Denn oftmals ward gepredigt und geschrieben,
Es sei ganz unmoralisch, es zu lieben.
In übelsten Geruch pflegt zu gelangen,
Wer es zu preisen sich hat unterfangen.

Wer es am tollsten liebt, der ärgert sich oft tüchtig,
Wenn andre auch es lieben. Eifersüchtig
Ist kein Verliebter je darauf gewesen.
Den Autor freut es, es gedruckt zu lesen. A. Sch.

Umstellrätsel.

Willst du eine stolze Blume
Rücksichtslos enthaupten,
Während Blätter sich und Stengel
Neuen Platz erlaubten, —

Bildet sich ein Frauenname,
Der im Throngemache
Heimisch, und nicht minder häufig
Unter niederm Dache. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Buchstabenrätsels: Tasmanien — Kastanien.
Des Umstellrätsels: Ziethen — Hentzi.
Des Bilderrätsels:
'S will mancher lieber ein Laster haben,
Hätt' er nur andre glänzende Gaben,
Und mancher lieber eine Sünde gesteht,
Eh' er eine Lächerlichkeit verrät. (Hauff.)
Des Worträtsels: Jelängerjelieber.
Des Scherzworträtsels: Die Insel Man.
Des Silbenrätsels: Pantomime.
Des Umstellrätsels: Norden — Dornen — Ordnen — Donner.
Des Ergänzungsrätsels: Aufgeboten.
Des Anagramms: Iltis — List.
Des Homonyms: Heim — Heimchen.
Des Rätsels: Flechte.
Des Kaleidoskoprätsels:
Was schwer ist, aber not, da bleibe nur dabei,
Und stelle dir nicht vor, daß es unmöglich sei. (Fr. Rückert.)
Des Theater-Rätsels: **E**dinburg, **L**issabon, **E**lberfeld, **O**dessa, **N**eapel, **O**stende, **R**oubaix, **A**drianopel, **D**etroit, **U**trecht, **S**ophia, **E**ger.
Des Silbenrätsels: Sesenheim.

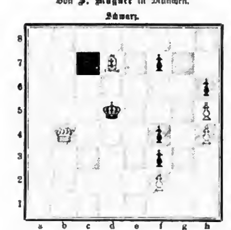
Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XIII.

Von H. Wagner in München.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XIV.

Von Dr. Arthur Hiemesch in Wien.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Aufgabe XV.

Von Valentino Marin in Barcelona.

(Aus dem Problemturnier der „Nowoje Wremja".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe X:

W. 1. f2–f4
S. 1. Ke6–d6
W. 2. Tg3–g5!
S. 2. f6(h6)×g5, Kd6–e6, f6–f5
W. 3. f4–f5, Tg5–g6 matt.

A.

S. 1. Ke6–f5
W. 2. Tg3–f3
S. 2. Kf5–e6
W. 3. f4–f5 matt.

B.

S. 1. f6–f5
W. 2. Lh5–e8 und
W. 3. Tg3–g6 matt.

Auflösung der Aufgabe XI:

W. 1. Sh3–f2†
S. 1. g3×f2
W. 2. Kd1–c1
S. 2. f4–f3 (jeder andre Zug würde den weißen König mattsetzen)
W. 3. Kc1–d1
S. 3. beliebig, setzt matt.

Der erste und zweite Zug können auch umgestellt werden.

Auflösung der Aufgabe XII:

W. 1. c2–c4
S. 1. b5×c4
W. 2. Db3–a4
S. 2. Kd4×d5, d3
W. 3. Da4–d7, d1 matt.

A.

S. 1. b5–b4
W. 2. Db3–c2
S. 2. b4–b3
W. 3. Dc2–c3 matt.

Partie Nr. XI.

Gespielt zu Kopenhagen am 10. August 1899.

Zweispringerspiel im Nachzuge.

Weiß: A. C. Rosendahl. — Schwarz: C. Schallopp.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	16. Kc1—b1	Th8—d8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	17. Td1—d5	f7—f6
3. Lf1—c4	**Sg8—f6**	18. g2—g3	a5—a4[4]
4. d2—d3	Lf8—c5	19. Sf3—h4	Sc6—e7
5. Lc1—e3[1]	Lc5×e3	20. Td5—d1[5]	g7—g6
6. f2×e3	d7—d5	21. Th1—f1	Dh6—f8
7. e4×d5	Sf6×d5	22. g3—g4	g6—g5
8. e3—e4?[2]	Sd5—e3	23. Sh4—f5[6]	Se7—g6!
9. Dd1—e2	Se3×c4[3]	24. h3—h4[7]	g5×h4
10. d3×c4	Lc8—g4	25. g4—g5[8]	f6×g5
11. c2—c3	0—0	26. Sf5×h4	Sg6—f4
12. Sb1—d2	Dd8—d6	27. De2—g4	Tf8—f6
13. 0—0—0	a7—a5	28. Sh4—f3	h7—h6
14. h2—h3	Lg4×f3	29. Td1—d7	Df6—c6!
15. Sd2×f3	Dd6—h6†	30. Sf3—e5[9]	Dc6×c4†
		Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Gewöhnlich geschieht hier 5. Sb1—c3.

[2]) Abtausch auf d5 und sodann erst 9. e3—e4 oder auch 9. Sb1—c3 verdiente den Vorzug.

[3]) Schwarz versäumt hier die weit kräftigere Fortsetzung Sc6—d4, etwa mit der Folge 10. Sf3×d4 e5×d4 11. h2—h3 Dd8—h4† 12. Ke1—d2 Lc8—g4 13. De2—e1 Dh4—h6 14. h3×g4 Se3×c4† 15. Kd2—e2 Dh6—e3† 16. Ke2—f1 De3—f4† und so weiter.

[4]) Dh6—g6 19. Sf3—h4 Dg6×g3 20. Sh4—f5 ist wegen der offenen g-Linie nicht unbedenklich für Schwarz.

[5]) Oder 20. Sh4—f5 Se7×f5 21. e4×f5 g7—g6 22. g3—g4 g6—g5, wobei Schwarz einen kleinen Vorteil durch den Freibauern e5 hat.

[6]) Auch bei 23. Sh4—f3 Df8—h6 wird Schwarz das Bauernübergewicht, das er auf dem Königsflügel erlangt hat, schließlich zur Geltung bringen.

[7]) Dieses Bauernopfer beschleunigt das Ende. 24. De2—e3 hätte die Sache noch fraglich gemacht. (24. .... Sg6—f4 25. h3—h4 Td8×d1† 26. Tf1×d1 Ta8—d8.)

[8]) Auf 25. De2—e3 kann Kg8—h8 26. De3—h3 Df8—c5 27. Sf5×h4 Sg6—f4 die Folge sein.

[9]) Auch bei 30. Sf3×g5 Dc6×d7 (31. Sg5—e6† Kg8—h8) ist das weiße Spiel rettungslos.

Briefmappe.

K. N. in N. Die Neujahrskarten aus den Blättern des in Transvaal wachsenden Silberbaumes sind durch die Firma J. C. Schmidt in Erfurt zu beziehen.

Max B. in Kbg. Eine sehr gute deutsche Uebersetzung der Erzählung „Ben Hur" von Lewis Wallace ist die von B. Hammer, welche der Verfasser selbst genehmigt hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die in einen eleganten Geschenkband gebundene billigere (Volks-)Ausgabe kostet 3 Mark. Zu einem Weihnachtsgeschenk für den jungen Mann wäre das Buch ganz besonders geeignet, da es den Leidensgang Christi im Gewande eines Romans behandelt und zwar in durchaus christlichem Sinne.

Th. R. in B. Ansichtskarten aus dem Transvaalkriege hat der Kunstverlag von L. Klement zu Frankfurt a. M. in den Handel gebracht.

„Eigensinn". Wir vermögen leider keine Auskunft zu erteilen.

R. Sch in Magdeburg, C. K. in Barmen und John K. in W. C., Nordamerika. Verbindlichen Dank, doch inzwischen, wie Sie sich überzeugt haben werden, erledigt.

L. J. in G. Die Zuschauerhalle für das Oberammergauer Passionsspiel faßt nicht, wie irrtümlich gesagt worden, 6000, sondern nur 4000 Personen.

H. v. L. in W. Bei Manuskripten größeren Umfanges empfiehlt es sich, stets nur eine Arbeit einzusenden. Gedichte prüfen wir nur auf die Verwendbarkeit für unser Blatt, und auch hier ist äußerste Beschränkung anzuraten.

E. L.-T. in Görz. Wir haben Ihre Zuschrift dem Verfasser — einer Autorität auf dem Gebiete — übermittelt.

A. M. in U. Besten Dank für die Mitteilung, daß auch in der märkischen Stadt Neu-Ruppin ein Denkmal König Friedrich Wilhelms II. steht.

A. G. in S. Die Gedichte von Friedrich Hölderlin sind neuerdings, von Oskar Linke herausgegeben und von einer Würdigung des Dichters begleitet, in der Bibliothek der Gesamtlitteratur erschienen (Halle a. S., Otto Hendel).

Wiener Autor. Auf Wunsch und bei genügender Frankatur erfolgt die Rücksendung.

Poststempel Frankfurt a. M. Wir hätten Ihrem Wunsche ohnehin entsprochen, da für uns die Angelegenheit nunmehr erledigt ist.

A. R. in Köln. Schönsten Dank für Beantwortung der Frage. Um fleckige Kupfer- und Stahlstiche wieder wie neu herzustellen, kann man auf folgende Weise verfahren: In ein halbes Liter Wasser giebt man 30 Gramm pulverisiertes phosphorsaures Natron und bringt die Lösung zum Sieden; hierauf gießt man sie in eine flache Schale, die nach ihrer Größe zur Aufnahme des zu reinigenden Bildes geeignet ist, und legt dies hinein. Je nach dem Zustande des Stiches nun läßt man ihn einige Stunden, wenn es nötig ist, auch einen bis zwei Tage in diesem Bade liegen, spült ihn dann mit ganz reinem Wasser vorsichtig ab und hängt ihn zum Trocknen auf oder legt ihn auf reines Fließpapier zum Trockenwerden. Das Papier wird dadurch nicht im mindesten angegriffen; es ist nach dieser Prozedur völlig gereinigt, das Vergilbte und die Stockflecken sind gänzlich verschwunden. Da die Lösung geruchlos ist und eine überraschende Wirkung hat, kann dies Verfahren um so mehr empfohlen werden, als seine Anwendung gefahrlos ist und auch den Vorzug der Billigkeit besitzt.

Junge Mutter. Mögen Sie sich aus dem Buche „Das erste Lebensjahr in gesunden und kranken Tagen" von Dr. med. F. Fischer unterrichten (Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1.20 Mark). Auf langjährige Erfahrung gestützt, giebt der Verfasser ausführliche Ratschläge, deren Befolgung der umsichtigen Mutter manche Sorge ersparen kann.

B. P. L. Auf Ihre offene Frage eine ebenso offene Antwort: Sie haben keine poetische Begabung. Mögen Sie Ihre Zeit nützlicher verwenden!

Helene F. in H., A. B.-R. in S., Carola K. in Petersburg, Alfred M. in Berlin, Harald B. in Hamburg, A. E. in H., Siebenbürgen, Hans K. in H., E. L. in D., W. R. in M. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Schubert** in Stuttgart.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Drei reizende Miniaturbändchen.

Soeben ist erschienen:

Unkraut.

Ein Liederbüchlein von

Hermann Freise.

Zweite, vermehrte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt *M.* 3.—

Der Dichter erinnert an Baumbach, so gewandt, so feisch und von so sinnigem Humor durchzogen ist dieses „Unkraut", in dem mehr Gesundes steckt, als in manchem schön umzäunten, wohlgepflegten Dichtergarten.

Hamburger Nachrichten.

Herzenskämpfe.

Erzählungen in Versen von

Reinhold Fuchs.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt *M.* 3.—

Dichtungen voll poetischer Kraft, die sich eben so sehr durch Reinheit und flüssigen Wohllaut in der Form, wie durch edle Vornehmheit, packende Innerlichkeit und plastische Gegenständlichkeit auszeichnen.

Gedichte

von **Jakob Schiff.**

Eleg. gebunden mit Goldschn. *M.* 3.—

Ob der Grundton dieser Gedichte ein ernster oder heiterer ist, ob sie in schwermütige Klage oder in leichten Humor ausklingen, immer enthüllen sie uns ein von echt menschlichem Empfinden beseeltes Dichtergemüt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische Affectionen** des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Heideblüten-Honig

ist das delikateste und nahrhafteste der verschiedenen Honigsorten. Liefere denselben naturrein die 10 Pfd.-Dose fr. u. Nachnahme für *M.* 7.— Garantie: kostenlose Zurücknahme. Zandersche Bienenzüchterei i. Wietze, Prov. Hann.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH,

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* **nur** im **Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.**





Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km, von M. 1000.— an **frachtfrei** durch ganz Deutschland.

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.





Walter C. Horsley

Der Gefangene.

Félicie.

Aus den Briefen eines Thoren.

Von

Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Gegen Morgen kam das Wetter herauf — so schwer, wie ich noch nie eins erlebte. Mein Zimmer war ohn' Unterlaß in das blaue, zuckende Licht getaucht, so daß mir die Augen schmerzten. Der Donner rollte tief und schwer. Die dicken Mauern des Sarazenenschlosses erbebten davon. Aber nun ein einziger, prasselnder, betäubender Schlag — er zerriß den Patriarchen des Parks, eine hellrindige Seepinie, in zwei Stücke. Das gelbe Holz war schwarz gesengt, der Felsboden ringsum aufgerissen. Der Mond sah gemächlich zu. Er hatte sich verspätet und hing als umflorte Scheibe über einem Kap ... Wohl kein Bewohner des Schlosses vermochte diese Nacht ruhig zu schlafen. Ich selbst ging schon um sieben in die Halle, die Dienerschaft war da versammelt, aufgeregt, mit bleichen Gesichtern.

Das Wetter zieht endlich ab, im schwarzen Qualm, wie es gekommen, seine Nachhut das unheimliche, schweflige Leuchten. Die Atmosphäre ist dick, staubgesättigt. Es fiel kein Tropfen Regen. Dafür peitscht ein Orkan mit wilden Böen Küste und Meer. Die Brandung rast. Von der Halle sieht man deutlich die ungeheuerlichen Schaumberge ... Der Diener vergaß, mich nach meinen Kaffeewünschen zu fragen. Die Leute fürchten ein Erdbeben. Das letzte ist noch manchen in schrecklicher Erinnerung. Es sind alles strenggläubige Katholiken in der Gefahr, sonst kaum Gewohnheitsbeter. Selbst die Finger der sehr gerissenen Kammerjungfer vibrieren angstvoll, als tasteten sie alle Kugeln eines Rosenkranzes ab. Sie sind wie die Neapolitaner, die auch nur für ihre Sünden fürchten, wenn sich die rosige Wolke über dem Vesuv zu der riesigen, dunkeln Pinienkrone verdichtet, oder wenn der Zerstörer von Pompeji plötzlich Unheil kündend verstummt. Ich fürchte nicht für meine Sünden!

Die Herzogin war in ihrem Zimmer geblieben. Gegen neun kam ein Telegraphenbote von der zwei Meilen entfernten Station. Er erzählte, daß dies wohl das letzte Telegramm sei für einige Zeit, weil der Sturm überall die Leitung unterbrochen. An der Levante-Riviera sähe es noch weit schlimmer aus. Der Bahndamm unterspült oder überflutet, ein ganzer Zug von den Geleisen gerissen ... Kaum war der Mann weg, da schrillte die elektrische Glocke. Die Herzogin befahl mich ins Verandazimmer. Sie ist blaß, welk, nur die fiebernden Augen leuchten. „Da!“ Sie reicht mir das Telegramm: ‚Ein Wetter im Anzuge — meine Bootsleute streikten beinahe — ich gehe trotzdem in See. Edmond wettete gegen. Auf Wiedersehen, Charles.‘

Ich reiche es ihr stumm zurück. — Wir sind ganz allein, wir könnten uns mit Gemütsruhe küssen. Es ist aber der berühmte „Morgen“ nach dem „Gestern“, wo man es nicht thut, weil man sich geniert.

„Rauchen Sie übrigens ruhig Ihre Zigarette, Baron!“

Ich knipse gehorsam das edelsteinbesetzte Goldetui auf — eines von den unglaublich-thörichten Andenken an Berlin nach einem glücklichen Hoppegartener Renntage. Félicie liebt es nicht, weil ihr feiner Geschmack alles Aufdringliche haßt. — Die Unterhaltung will nicht. Wir haben zu denken. Bei ihr sind's wohl reuige, bei mir finstere Gedanken. In dem Zimmer ist noch der Pflanzenduft, die trockene Schwüle des Tages vorher. Lange ertragen überreizte Nerven solche Luft nicht. Ich empfinde das Zimmer wie ein Gefängnis, das Schloß wie eine Zwingburg.

Félicie, die brütend vor sich hinstarrt, empört sich zuerst gegen den Bann. „Ich muß 'raus — ins Freie — in den Sturm. Klingeln Sie, bitte! ... Sie sollen auch mitkommen ... Der Kutscher wird gleich anspannen, die Viktoria natürlich, das Coupé ertrüg' ich heute nicht. Der Diener mag zu Hause bleiben. Er und die Kammerjungfer sind wie alle brutalen und zugleich hinterlistigen Menschen auch bei dem Schatten einer Gefahr schon in Todesangst. Wir wollen die Küste entlang fahren, dann in einem Hotel frühstücken ... Hier im Schlosse — selbst mit Ihnen, mein Freund — ich halt's nicht aus! Es mag eine Art Krisis sein. Gleichviel! Eine Nacht wie die gestrige noch einmal erträgt mein Herz nicht ...“ Dann sagt sie zu sich selbst: ‚Wenn ich doch jemand hätte, der mir raten könnte!‘ ... Als ich sie ansehe, fügt sie nervös hinzu: „Sie dürfen mir nicht raten — Sie nicht! ... Ich habe Gott um eine Erleuchtung gefleht ... Er zürnt ... Er schickt mir keine ...“

Es ist vielleicht der entscheidende Moment in meinem und in ihrem Leben. Wer die Schwankende gewaltig an sich zieht, dem gehört sie für immer. Ich kann's nicht. Zwar weder der Gedanke noch der Mut würde mir fehlen. Wenn ich ohne ein Wort jetzt die Glasthür nach dem sogenannten Balkon öffne, hinaustrete — (der Fels stürzt an dieser einzigen Stelle fast senkrecht in die Tiefe) dann der ahnungslos Zuschauenden nur der eine Blick: ‚Tot oder lebendig? Wähle!‘ ... Und welche Frau wankte da nicht mit einem heiseren Schrei auf den Mann zu, wie irr nachher stammelnd: ‚Thue mit mir, was

du willst, aber thu mir das nicht an!“ ... Bei mir wäre das nicht einmal Komödie. Doch die Phrase jeder Art, auch die tötende, widerstrebt jetzt meinem Empfinden. Ein Thatercoup rächt sich stets. Ist die Frau, was sie scheint, dann habe ich es auch nicht nötig, dann findet diese tiefe Natur doch noch einmal selbst blindtastend den einzigen Ausweg aus dem Labyrinth. Sonst ... Ich will mir mein Heiligenbild nicht freventlich selbst zertrümmern.

Es war eine wilde Fahrt in dem Sturm — wild und schön. Im Sturm finden wir Nordländer uns doch erst wieder. Er leiht uns etwas von seiner Kraft ... Heute habe ich zum erstenmal Oliven im Sturm gesehen. Schön! Die Straße lang dies grauschimmernde, wogende Blättermeer, das eine heulende Bö unbarmherzig züchtigt, bis die zerklüfteten Stämme, zur Erde gebogen, wie die Kinder klagen. Dem gegenüber rauschen die Pinien fast stolz. — Es ging zuweilen scharf bergab. Die Pferde schnaubten ängstlich, wie sie der Sturm gegen den Fels drücken wollte, die offene Viktoria knarrte und legte sich einen Augenblick bedenklich auf die Seite. Uns beiden ging der Atem aus. Die Tiere waren fast im Durchgehen, als dann ein abgerissener Pinienast über ihre Köpfe weg in den Abgrund geschleudert wurde. Der englische Kutscher that seine Pflicht und hielt die Wildbäumenden mit eiserner Faust.

Endlich sind wir unten an der Küste. Es war doch das Schönste. Der Weg biegt sich da. Das Gespann trabte ruhiger, weil der abgelenkte Wind es nicht so scharf fassen konnte. Zwischen himmelansteigender Wand und tobendem Meer geht's dann wie durch ein Defilé. Das Meer ist wirklich rasend. Tiefgrün, Wogenberg auf Wogenberg heranrollend — in dumpfem Laut draußen, wo die Schaumkämme sich überstürzen, mit einem erschütternden Gebrüll neben uns, wo die Wellen am Felsstrand haushoch emporschlagen, das Meer weithin bedeckend mit gischtendem Schaum.

Dazu das fahle Licht, die schwüle Staubluft, der schwere Orkan, der den scharfen Salzhauch der See herträgt, so daß die trockenen Lippen brennen. Die Pferde werden wieder unruhig, drängen schnaubend gegen den Fels. Die Brandung hat die Brustwehr der Straße über Nacht zerschmettert und wühlt jetzt dumpf heulend in den Trümmern. Der weiße Strahl zuckt wie eine Riesenfontäne empor. Spritzwellen übergießen von Zeit zu Zeit die Straße, und das Wasser rieselt gierig. Unter der Peitsche mit klatschenden Hufen jagen die Tiere durch. Wir sprechen kein Wort. Uns bangt auch nicht. Die wilde Schönheit des Bildes nimmt uns gefangen — dieser wilde Kampf der Elemente, der selbst den Fels über uns erschüttert, so daß kleine Steine herunterrollen. Ein großer Block zur rechten Zeit wäre vielleicht besser, als diese von Absatz zu Absatz hüpfenden Brocken, die zuletzt mit einem hellen Klacks in den Staub fallen. Ich fürchte den Block nicht, ich wünsche ihn auch nicht, denn ich habe so ein Gefühl von trotziger Kraft, die sich ihr Schicksal selbst machen möchte. Das ist der Sturm. Wie wunderbar er doch die Nerven peitscht!

Wir sind jetzt an der schwarzen Klippe. Ist sie eigentlich noch? Die grünen Wogenberge sind über sie hergefallen, hüllen sie in tobenden Gischt, umbäumen sie mit Geheul, als wenn die thörichte See den Stein züchtigen wollte. Und der schwarze Fels erbebt thatsächlich unter ihr ... Zwei Tage später? — Dann hebt sich die schwarze Klippe wieder über kosenden blauen Wellen, so unversehrt und so leblos wie je. Ich nehme übrigens das Omen an! So will ich selbst den Sturm auch bestehen ... Und ein schlechtes Omen ist's wiederum doch. Was nutzt's schließlich, wenn ich zurückbleibe als etwas ebenso Düsteres, Starres?

Wir lassen den Wagen nicht halten an der geheiligten Stelle. Félicie blickt jetzt unverwandt nach vorwärts, ich blicke unverwandt zurück. Die schwarze Klippe! ... Was mir heute urwüchsige Kraft, das scheint der Frau neben mir vielleicht gottloser Frevel. Was mir im Sturm die Nerven strafft, das Herz stärkt, bei dem zieht sich vielleicht das andre Herz mimosenhaft zusammen, der Nerv erschlafft. Das ist ihm alles zu wild, zu häßlich! Félicie wünscht vielleicht gar nicht diese Empörung zu verstehen in ihrer wunderbaren Kraft und wunderbaren Nacktheit. Es gilt ihr vielleicht als göttlich Zeichen, reuig zurückzukehren zu der Tradition, der Ordnung. Wer kennt die Frauen? Ihr Mut, ihre Nerven sind vielleicht ganz anders als die unsern. Die mutige Frau lockt oft das stumme Martyrium, wo uns der Heldentod frommt ... Vielleicht, vielleicht ... Das sind so Reflexionen. Es wäre auch in dem Getöse gar keine Möglichkeit gewesen zu längerem Gedankenaustausch, höchstens mal ein leidenschaftlich geflüstertes: Je t'adore, das diese feine Ohrmuschel doch erfaßt, und das die Augen mit einem lieben Lächeln zurückgeben.

Wo nach dem Küstenort zu das Vorland sich weitet, rollten die Wogen mit gleichmäßigem, dumpfem Donnern auf den breiten Sandstrand, sie rollten bis zum Eisenbahndamm, den sie unterwühlten, überspülten. Ein Zug versuchte gerade vergeblich noch durchzukommen — die Wagen unsicher schwankend hinter der keuchenden Lokomotive. Schließlich bohrten sich die Räder nur noch tiefer in den nassen Sand.

Die Kraft des Sturmes ist noch lange nicht gebrochen.

Ein Wunder giebt's auch noch.

Wir fuhren direkt nach dem Hotel durch fast menschenleere Straßen. Die Gaffer und die Aengstlichen waren vollzählig bei dem einsinkenden Eisenbahnzug versammelt, oder sie standen am Hafen. Die Stupiden und die Alten hüteten das Haus, weil auch der Orkan sie nicht aus ihrem Phlegma zu rütteln vermochte. Das Dejeuner in der Glashalle des Hotels war schlecht. Der observierende Oberkellner, ein paar Schwindsüchtige: das war die Gesellschaft. Die Thatkräftigen sind ausgeflogen. Uns hielt's auch nicht allzu lange. Schon der gewisse Zwang ... die thörichten Gedanken ... Mich fieberte bei der Vorstellung, daß der Duc jetzt auf See — im Orkan — im rettungslos verlorenen Schiff. Bei derselben Vorstellung fröstelte sie. Im

Grunde unsers Herzens glauben wir aber beide an das herzogliche Wagnis gar nicht. Wir sehen über die empörte See hinweg, deren weiße Schaumkämme aus tückischem Graugrün bis hier heranfleuchten. Wir haben die Augen nach innen. Der Sturm rüttelt heulend an den Fenstern, dazu brüllt der dumpfe Wogenlaut wie ferner Geschützdonner. Es war jenes wache Träumen, wo man sieht, ohne zu sehen, und hört, ohne zu hören.

Als wir langsam aufstanden, langsam gingen, schaute uns der Oberkellner kopfschüttelnd nach. Die Schwindsüchtigen tuschelten. Hotelklatsch! Die Leute müssen doch ihr Vergnügen haben. Draußen sieht mich Félicie schen an:

„Wohin?"

„An den Strand, denke ich, wenn's dir recht ist."

„Aber die vielen fremden Leute?"

„Ach, die Leute!"

„Also kommen Sie!"

„Aber ich bitte dich, Félicie, wenn du wo anders hin willst?"

„Nein, kommen Sie!"

„Aber Félicie!"

„Nein, kommen Sie!" Sie ist sehr selten eigensinnig. Und vielleicht kann sie gerade in diesem seltenen Eigensinn einmal etwas thun, wovon die große Güte nichts weiß. Sie hat übrigens recht mit ihrer Abneigung gegen die Strandpromenade. Zuweilen wäre ein Blick in die Zukunft auch gut.

Ich will mich kurz fassen. — Der Strand am Hafen, mit Menschen gespickt — Kurgäste, Fischer, angstvoll die einen, neugierig die andern. Seit Menschengedenken erlebte die Riviera nicht solchen Sturm. Die paar Segelschoner auf der unsicheren Reede sind von der Mannschaft verlassen, ein Spiel der Wogen; die ans Land gezogenen Fischkutter laufen Gefahr, von der Brandung zerschmettert zu werden. So weit das Auge reicht, ist die See ein grünweißer Hexenkessel. Ganz auf der Höhe ein einziges Schiff ... es ist wieder die verwünschte „Félicie", die diesmal mit dem sicheren Verderben zu ringen scheint.

Das übrige erlaß mir, Gert ... Wir haben stundenlang auf einem Fleck gestanden, das Ziel der hämischen oder verwunderten Blicke. Sie kennen wohl alle die todgeweihte Jacht da draußen — und kennen auch wohl alle uns. Wir haben kaum ein Wort gesprochen. Ich habe um den Untergang gebetet, sie um die Rettung. Ich bin ein Mann, und sie ist ein Weib. Ich kann die Weltordnung auch nicht umkehren ... Die Jacht rang so schwer und so mutig wie nur je ein Schiff. Ich hätte selbst drauf sein mögen. Schade! — denn dann wäre sie sicher untergegangen, während sie so sicher davonkam. Nur ein Wunder konnte sie retten. Sprang der Sturm auf Ost, war sie geborgen — blieb er auf West, war sie verloren. Er sprang um vier Uhr nachmittags auf Ost ...

Wozu giebt's Wunder? Ha! ... Aber wozu geschehen sie andern? Mein böses Gebet war doch sicherlich stark, und ihr gutes Gebet war sicherlich schwach. Ich hätte das zierliche Schiff mit schrecklicher Gemütsruhe auf den Klippen zerschellen sehen. Als die Jacht endlich gerettet in die hohe See hinaustrieb, sah ihr eine zitternde, todblasse Frau nach. Das war der Augenblick, wo ein Mann ein wahnsinnig geliebtes Weib beinah haßte ... Aber ich bin ungerecht, die andern rechnen auf den Himmel da oben, ich will ihn schon auf Erden.

Die See raste wohl noch lange weiter, und Schiffstrümmer trieben noch wochenlang an die Küste.

Félicie fuhr nach dem Schloß. Ich sollte durchaus mit. Die Opalaugen sagten noch immer: ‚ich habe dich lieb' — aber es war in diesem Leuchten mehr gütiges Mitleid als sündige Kraft. Ich blieb fest. Ich mußte die zwei Meilen gehen. Der Weg that mir gut, das heißt, er gab mir die Schwäche des Hoffens wieder ... ‚Augenblicksreue eines guten Herzens,' dachte ich von vorhin. — Sonnenwende des Glücks: wäre richtiger gewesen ...

Ich schreibe Dir wie ein Mann — und bin es doch nicht mehr. Ich bin ein hoffender Thor — weiter nichts.

Den Abend waren wir nicht zusammen. Ich grollte mit mir und mit ihr. Der feige Groll, der nie That wird! ... Sie war gütiger, und ich hörte noch durch die Portiere ein weich geflüstertes: „Gute Nacht" ... Nein, Gert, kleinlich ist sie wahrhaftig nicht! Sie ist wie alle gütigen Frauen auch wieder peinlich gerecht und hält blind, was sie versprochen. Sie hat einmal gesagt: ‚Ich liebe dich' — daran wird sie treu festhalten, bis das letzte Atom des Gefühls geschwunden ... Trotzdem hat der Sturm, der im Wunder die Jacht rettete, auch diese Ehe gerettet. Die Frau nimmt's als ein Zeichen von oben, als die Erleuchtung, um die sie nächtlich gefleht. Damit hat sie den festen Punkt ... Auf diesen Punkt wird sie sich retten — ich werde an diesem Punkt zerschellen. Warum gab mir denn eigentlich die Vorsehung das große Gefühl? — Nur um an einer unsagbar wehen Erinnerung lebenslang zu siechen — oder um mit leichterem Herzen zu sterben?

*

Die Nacht? ...

Ein berühmter Afrikareisender behauptete mir einmal, der Mensch hielte viel mehr aus als eine Katze. Ich nahm's als die berufsmäßige Aufschneiderei aller Afrikareisenden. Der Mann hat aber nur zu recht.

Die ganze Nacht heulte die Brandung mit ohrenzerreißender Wut. Meinen „Schlaf" störte sie nicht. Am Morgen eine unschuldig lächelnde Sonne, ein frischer Wind. Der festlich glänzende Park rauschte. Und durch das muntere Gezweig hindurch sah ich unten die blauschimmernden Wogenberge lang und majestätisch heranziehen und im weißglitzernden Sturz sich brechen am Fels. Die Luft von jener kühlen, jungfräulichen Reinheit wie nur nach einem großen Sturm. Ich hatte den Kaffee bei mir im Zimmer genommen. Das weiche Rauschen des Kleides und der weiche Morgengruß hätten mich heute getötet. Erst gegen Mittag ging ich hinunter. Die Leute hatten die letzten Spuren des verheerenden Orkans beseitigt — die Kieswege waren säuberlich



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Adolf Eberle

Vaterfreuden.

geharkt, die verwüsteten Bosketts geordnet. Von der zerspellten Seepinie zeugte allein noch das schwarze Loch im dürren Fels. Es duftete alles nach Frühling, ein thörichter Vogel zwitscherte auch. Ich ging später den Schlängelweg entlang hinunter nach dem Meer. Die „Félicie" war geborgen. Sie wiegte sich mit zerrissener Flagge und eingezogenen Segeln, fest verankert, anmutig und schlank auf der blauen Krystallflut. Die Sturmfahrt, der Sturm selbst erschienen mir jetzt wie ein müßiger Traum. Vom kleinen Bootshafen ruderte eben ein Matrose nach der Jacht zurück. Auf halbem Wege kam mir das herzogliche Paar entgegen, Arm in Arm — sie ist ja verheiratet, und der schmale Pfad ist gefährlich. Félicie wieder sehr blaß, ihr Blick mied mich. Die Todesangst um den Mann, die lange Trennung — es war so selbstverständlich und so rührend, das Leiden, bei dieser herzkranken Frau! Der Duc, angeregt, federnden Schritts, mit jenem feinen Siegerlächeln nach einer mutig überstandenen Gefahr. Wir begrüßten uns mit einem sehr höflichen Händedruck.

„Na, haben Sie das Haus auch gut behütet, Baron?"

„Ich hoffe, Herzog, obgleich es bei der Gelegenheit ums Haar eine Trauerfeier gegeben hätte . . ."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie waren doch gestern an Todesenden mit Ihrem Schiff! — Aber Sie haben Glück . . . Wen nur ein Wunder retten kann — und wen dies Wunder rettet . . ."

„Ach so, Sie meinen den Sturm! — So schlimm war das übrigens doch nicht. Eine Stunde dachte ich allerdings auch: Ade, schöne Welt! — Die Mannschaft hat sich ganz vorzüglich gehalten. Mut ist eben Gewohnheit . . . Ich gedenke heut nacht einen sehr langen Schlaf zu thun. In den zwei letzten Nächten war davon nicht die Rede."

Aber es eilt ihm nicht. Der Herzog hat so viel bessere Nerven als ich. Er interessiert sich auch noch vorläufig so sehr für den Park und den Sturmschaden, den der erlitten. Er will alles sehen, begutachten. Ich muß, schon aus Anstand, mit. Mir ist aber dabei genau so zu Mute, als wenn ich die Leidensstationen eines Kalvarienberges durchzumachen hätte. — Er hat in seiner Frau und mir zwei recht stumme Begleiter, dieser wiedergekehrte Hausherr. Aber kein Mißtrauen, keine verwunderte Frage!

„Siehst du, Félicie, da hat auch ein schöner Mimosenast dran glauben müssen . . . Und die Agaven — schade! . . . Die Herrschaften scheinen doch nicht das liebevolle Auge zu haben . . . Ich hab's nun einmal. Ich sehe überhaupt alles, alles."

Der Narr!

Es wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre. Und wir lächeln stumm dazu, wie wir zu dem größten Unsinn stumm lächeln würden.

Der Herzog ist unermüdlich. „Und nun zu der blitzerschlagenen Pinie! Es ist ein Jammer — der schönste Baum auf der schönsten Stelle . . . Was doch das gleich für ein Unterschied ist! Unser mächtiger Bergfried, auf den wir so stolz waren — nicht wahr, Félicie? Der dumme Blitz!"

Dann wird er gefühlvoll, wie das die heimgekehrten Männer schöner Frauen so zu überkommen pflegt. Er klopft der Herzogin die Hand. „Bin eigentlich undankbar! Dich hätte der Blitz ebenso gut treffen können, Félicie, und dann besäße ich das schönste Juwel meines Schlosses heute nicht mehr." Bei den letzten Worten entzieht sie ihm mit einem matten Lächeln die Hand. Die Lüge solcher Ehe ist trotz aller Tradition zuweilen widerlich. Das Beben des Ekels fühlt der Narr natürlich auch nicht. Er hält's alles nur für Frauenlaune, die man witzelnd gewähren lassen soll . . . „Ach, ich verstehe! Ich bin dir zu galant in Gegenwart eines Dritten. Du liebtest das nie . . . Aber da hinauf müssen wir doch noch, meine Herrschaften! Wunderbare Aussicht! Es ist gerade was für Maler. Und Sie waren natürlich noch nie oben, Baron? Félicie vielleicht vor zwei Jahren das letzte Mal."

Wir steigen im Gänsemarsch den halsbrechenden, steinigen Ziegenpfad hinan, ich der letzte. Es geht so wunderbar steil überall in die Tiefe. Wo ist der Schwindel? Ich kenne ihn nicht mehr. Das Leben ist eine Dummheit, der Tod ist eine Dummheit — und ich bin den Pfad hier schon zweimal gewandert, was gestern im Sturm wirklich keine Kleinigkeit war . . . Oben beugt sich der Duc wißbegierig in den aufgerissenen Fels. Er thut's harmlos, den Rücken haarscharf an der rettenden Tiefe. Wir beide stehen vor ihm. Und wie der Mann so kniet, da kommt mir ein scheußlicher Gedanke. Ein leiser, freundschaftlicher Stoß beim Aufstehen — ein höfliches: „Nehmen Sie sich doch in acht, Herzog!", von einer unmerklich schnellenden Bewegung des Armes begleitet, und ein Körper rollte rücklings im Schwunge über den steilen Hang, rettungslos zerschmettert von den Felsklippen drunten . . . Nenne es die Bestie im Menschen, die in mir jäh erwacht! Ich sehe auf. Meine und Félicies Augen treffen sich. Ein heißer Strahl bei mir, ein angstvolles Leuchten bei ihr. Ach, sie haßt den Mann doch nicht, wie sie mich nicht liebt! Wir beide werden immer zu feige oder zu gut sein zu einer That. Es war ja nur ein Moment, den wir aber hätten nutzen sollen. Mörder! . . . Unnötige Aufregung. Das Gewissen salviert sich . . . Der Herzog steht jetzt wieder vor uns, die schlanke, sehnige Gestalt, mit der ich mich im offenen Ringkampf sicherlich nicht messen könnte.

Beim Abstieg er wieder voran. Félicie wendet sich einmal zurück nach mir. Ein schönes Lächeln, das mir danken soll, weil ich ein Schwächling gewesen. Ich lächle wieder. Ich thue ja alles, was sie will — ich stehe unter ihrem Zauber. Aber wie jetzt die kleinen Kiesel, vom Fuß gelöst, den Abhang niederrollen, faßt's mich wie Wut. Was sind wir doch für schlappe Kerls im neunzehnten Jahrhundert! — Ueber Deine Leiche, Gert, könnte ich schreiten — so groß ist mein Gefühl für diese Frau! Und über die Leiche dieses Gleichgültigen schreite ich nicht! Heißt das Gewissen, oder heißt das Schwäche? . . . Der Gedanke an die ungethane That ließ mich stundenlang nicht. Wenn ich mir da Renaissancemenschen vorstelle, auf demselben Fleck, in demselben Fall —

so einen Cesare Borgia und eine Lucrezia neben ihm — und das heiße, heischende, alles verstehende, alles verzeihende Lächeln! Die Frau hätte dem Zaudernden Kraft geliehen, weil sie Kraft hatte. Und hätte er es doch nicht gethan, so hätte sie ihn verachtet. Die Menschen hatten eben keine Nerven, und darum hatten sie kein Gewissen, und eben darum war es eine schöne, kraftvolle Menschheit, die die kleine Moral nicht kannte. — Die kleine Moral der Gesellschaft heute heißt: ‚Thue das Böse heimlich und das Gute öffentlich! Aber thu keins von beiden ganz, denn das ist lächerlich oder schändlich.' — Aber die große Moral aller Zeiten heißt: ‚Was du thust, ob gut oder schlecht, das thue ganz!' Dazu langt's bei uns nicht mehr. Wir sind eine Dekadentengesellschaft, wo die Guten Gott danken, daß sie eine Sünde nicht thaten, und die Bösen dem Teufel danken, daß niemand von ihrer Sünde etwas merkte. Was heißt Gewissen? — Nerven. Was heißt Mord? — That ... Wer ein großes Gefühl hat, erwirbt damit ein gutes Recht, über kleine Leichen zu schreiten, wie ein großer Fürst das gute Recht, seine Herde zu scheren ... Sieh, Gert, das war so einer von den wenigen Augenblicken, wo der herüberzuckende Funke zeugen soll, ob das eigne große Feuer in dem andern nur einen Kienspan entfacht hat oder eine tiefe Glut! — Ich rege mich auf, ich empöre mich, ich denke die scheußlichsten Gedanken und wandle doch gehorsam hinter meinem Todfeind her wie die ohnmächtige Revolution hinter einer allmächtigen Tradition.

Ich habe mit dem Manne nachher noch gemütlich gefrühstückt, seinen Wein getrunken, seine Zigarren geraucht und feige hinter seinem Rücken um einen Blick gefleht, der mir auch mitleidig gewährt wurde. Ich habe dem Manne ruhig zugehört, wie er in seiner witzelnden Art den Heldenkampf seines Schiffes erzählte, so daß es kaum mehr erschien als ein gelungenes Segelmanöver. Ich habe mit ihm Billard gespielt — und mich von ihm schlagen lassen. Ich verdiene es nicht besser! ... Ich habe den Tod im Herzen und kann lächeln. Ich bin weit feiger als mein schottischer Schäferhund, der trotz alles Prügelns die Herzogin doch heimlich anknurrt ...

Es kommt übrigens noch schlimmer — es kommt noch viel schlimmer!

Die Herzogin hatte sich früh zurückgezogen. Ich klammerte mich wie gefagt in unbegreiflicher Feigheit an den Herzog. Im Augenblick that mir dieser glückliche Blinde weder leid, noch haßte ich ihn. Hatte ich nur Angst vor dem Alleinsein — oder fürchtete ich das Toilettenzimmer neben mir? — Heute der weiche, müde Schritt, vielleicht ein weiches, müdes „Gute Nacht“ — nein! ... Der Duc hielt tapfer aus, bis der Gähnreiz die Höflichkeit übermannte. Als ich später in mein ödes, kaltes, riesiges Atelier kam, wo nichts an meine warme Kunst mahnt, da schlich ich doch wieder feige an die Portiere. Aber kein Laut — Gott sei Dank! — Dann that mir diese Oede wieder so weh.

Die Nacht klar und kühl, die Brandung hell. Ich stand am offenen Fenster und dachte an nichts. Es dauerte eine lange Weile, dies stumpfe Sinnen. Daß der Körper doch immer wieder Kraft zu längeren Leiden sammeln muß, statt sich im Leiden rascher zu verzehren! Leiden ist wohl der Training der Seele, wo die Vorsehung unsre Vollblutqualitäten vorsichtig prüft. Wer bei der „Arbeit“ niederbricht, der wird mit unheilbarem Sehnenklapp als Droschkengaul verauktioniert, wer's aber durchhält, kommt ins Gestüt. Die Rasse braucht ihn. — Mein Geschmack wäre beides nicht. Ich möchte weit lieber beim Rennen eingehen ... Weise Gedanken — was? Da störten meine Netzhaut irgendwelche Schatten, die sich bewegten. Ich sehe hin. Auf der äußersten Balkonecke links stehen zwei Gestalten. Ich brauche mein Monocle nicht, um sie zu erkennen. Der flimmernde Sternenhimmel giebt dem ehelichen Wiedersehen ja so viel Helle! — Es sind die beiden. Sie schauen wohl noch träumerisch hinaus vor dem Zuruhegehen. Er hat die Hand um ihre Taille gelegt, den Kopf sehr nahe an ihrem Kopf. Er flüstert — sie sieht vor sich hin. Geküßt wurde auch. Es ist das Wiedersehen. — Für ihre schönen Lippen mußte es eine Qual sein, denn sie öffneten sich nicht, sie küßten nicht, sie ertrugen nur den Kuß. Das ist die Tradition, das Recht! ... Ich bin vorsichtig zurückgetreten, daß er mich nicht sieht. So mögen Mörder im Hinterhalt stehen, mit brennend kalten Augen, in der nächsten Sekunde kracht der tödliche Schuß. Ich schieße nicht, obgleich der geladene Revolver stets auf meinem Nachttisch liegt. Ich schieße ganz gut, ich würde meiner Hand vielleicht heute sicherer sein als je — aber ich schieße nicht. Ich bin ja kein Mörder, nur ein Feigling ... Darum warte ich ganz geduldig, bis die starr und stumm gewordenen Schatten sich wieder rühren, verschwinden. Die Glasthür klirrt ein wenig, und ein Frauenkopf schaut noch einmal scheu zurück nach meinem Fenster. Ich habe das Licht ausgeblasen vorhin wegen der Moskitos — ich bin also wahrscheinlich nicht in meinem Zimmer. Ich vegetiere wohl irgendwo am Billard oder in der Halle ... Dann schließe ich leise das Fenster. Es soll ganz still sein. Ich will lauschen. Ich weiß genau, was jetzt kommt ... Ein unhörbarer Frauenschritt, ein leicht knarrender andrer daneben: „St!“ — Sie sind so rücksichtsvoll, sie nehmen sich so sehr in acht, obgleich ich doch gar nicht in meinem Zimmer bin.

Sie blieben lange. Er wollte wohl dabei sein bei der Toilette seiner schönen Frau — und weiße, nervöse Hände vermochten heute durchaus nicht fertig zu werden mit der tiefschwarzen, duftenden Haarflut. Der Spiegel gab sicher ein welkes Frauengesicht zurück und tote Opalaugen. Sie sprachen nicht, aber ich hörte einen heimlichen Kuß. Ich fühlte ihn. Es war auf einen zarten Nacken, der darunter erschauderte. Warum läßt sie's — warum? Und dann wieder die leise knarrende Thür. — Ich werde verrückt! Ach Gott — sei mir gnädig!

Diese Nacht war vielleicht die furchtbarste meines Lebens. Der Zenit ist vorbei. Jetzt bewege ich mich auf absteigender Bahn. Der Sonnenwagen, den ich mit so heißem Bemühen auf die Sonnenhöhe

gezogen, rollt als alltäglicher Karren von selbst wieder hinab. Ich weiß es, ich mache mir keine einzige Illusion mehr ... Noch rollt der Karren gemächlich — größere Thoren merkten den Abstieg kaum. Ich müßte herunterspringen, wo es noch möglich, herunterspringen mit zerrissenen Kleidern, mit blutendem Herzen. Was thut's? Man flickt sorgfältig die Kleider, man verbindet sorgfältig das wunde Herz und wandelt als hochmütiger Bettler wieder seine eigne, einsame Straße. Aber seit gestern habe ich den Hochmut nicht mehr, weil ich die Kraft nicht mehr habe. Ich, der ich fliehen müßte in dieser Nacht, in dieser Stunde, ohne Koffer, ohne Mantel — aber fliehen — fliehen! ... Denn der Aufenthalt in diesem Schlosse ist für mich von jetzt ab höchstens eine russische Rutschbahn, wo es bergauf und bergab geht, bald langsamer, bald schneller, lustig oder traurig, wie es die Lüge des Lebens gerade malt — aber es geht unaufhaltsam der oasenlosen Wüste unten und dem ruhmlosen Ende zu. Ein Ruck — der Wagen hält — die Station ist da — der todsieche Bettler steigt aus. Er hat nun seine alte Wüste wieder erreicht, über einen hohen Zauberberg hinweg erreicht, genau an der Stelle, wo der Wüstenpfad auch einmündet, dem er entrinnen wollte. Er ist wieder der alte — nur daß die beste Kraft vergeudet ist indes. Und er stampft doch weiter, stumpf, dumpf. Rettende Brunnen giebt's nicht mehr. Was sollten die ihm auch nutzen? ... So kommt's einmal, Gert, dessen bin ich ganz sicher. Der Feigling verdient auch kein besseres Schicksal.

Ich sitze in meinem Lehnstuhl, die Fäuste in die Augen gepreßt, und ringe vergebens nach der dumpfen Verzweiflung, die den letzten Entschluß doch giebt. Ich finde nur die stöhnende Verzweiflung, das empörte Herz, das mit letzter Kraft sich an das entfliehende Glück krallt. Das große Gefühl will nicht so jählings sterben. Es ist noch lange nicht gebrochen, es ruft jetzt alle bösen Geister, daß sie ihm helfen — ich will das Glück, ich will's! Es ist wie das verbissene Hoffen eines Kämpfers, der seine Fahne wanken, fallen sieht und plötzlich den Fahnenstock umklammert, stöhnend, verzweifelnd, während der übermächtige Feind hohnlächelnd das seidene Tuch abreißt und das Holz dem Thoren denn doch großmütig läßt, es später zu holen, wenn der an seinen unverbundenen Wunden verblichen.

Ja, ich rufe alle bösen Geister! Sie sollen mir helfen! ... Und die salzige Thräne rinnt mir zwischen den Fingern durch. Mein Hund kommt und leckt mir traurig die Hand. Ich stoße das treue Tier weg, das ich schon lange schlecht behandelte und das doch unentwegt sich gleich bleibt in seiner Liebe zu mir und in seinem Haß gegen die Herzogin. Ich mag den Hund nicht mehr ... Ich mag Dich auch nicht mehr, Gert! ...

Wenn ich das Glück durch den Tod meiner beiden einzigen Freunde erkaufen kann, ich kauf' es ohne Wimperzucken ... Adieu.

Grüß mir auch noch die Heimat herzlich, die ich nicht mehr habe.

XII.

Die Herzogin war über eine Woche krank — das arme, kleine Herz! — Ich habe es noch immer so unendlich lieb, ich habe es vielleicht lieber als je. Warum leidet das holde Geschöpf? — Es soll nicht leiden! ... Meine Herzkrankheit ist sicher schwerer, mein Schmerz brennender. Aber bei allem eignen Weh bleibt mir doch das vornehme Empfinden, daß diese kleine, weiche Heilige nicht auch unglücklich sein darf. Gert, so dumm es nach dem Erlebten klingen mag, sie bleibt mir doch eine Heilige, deren Sünden keine Sünden, weil es die Sünden eines großen, guten Herzens sind. Wir können nun einmal nicht über uns selbst hinaus. Daß mein Gefühl heiß und ihres nur warm, was kann sie dafür? Sie giebt der Tradition, was sie der Tradition zu geben für Pflicht hält, und sie giebt mir, was sie mir geben darf nach ihrer Ansicht. Der letzte Blick — der letzte Händedruck — beides wird so echt sein wie die heimliche Thräne danach auch. Dann lebt sie von der Erinnerung, solange die vorhält ... Und dann wird ihr ein andrer vernünftig klar machen, daß sie eine gutmütige Thörin und ich ein frecher Narr. Der andre hat auch recht. Wenn man überlegt — die Ehe ist bekanntlich die Ordnung, und die Liebe ist der Exceß. In der Kalthaustemperatur welken zarte Pflanzen sehr langsam, unter brennender Glut verdorren sie sofort. Es hätte ebensogut ganz anders sein können. Etwas Bitterkeit gegen die Vorsehung wird mir ewig zurückbleiben.

In dieser Woche sah ich die Herzogin nicht. Ich hörte nur zuweilen den weichen Schritt nebenan. Einmal sprach sie mit der Kammerjungfer laut — mit der Französin deutsch! Es galt mir, es war der Liebe Gruß. Und jetzt, wo der Laut ihrer Stimme das Höchsterreichbare ist, fühle ich, daß ich mich auch mit dem Laut dieser Stimme begnügen könnte, wie ein Gefangener mit dem schüchternen Sonnenstrahl der Freiheit draußen, der durch die vergitterte Luke fällt. Ich verlange auf der einen Seite so viel und bin auf der andern wieder so bescheiden ...

Der Tag der Genesung brachte Besuch — der Prinz, der Marquis, der Graf. Sie sehnten sich schon lange nach ihrem Sportfreunde, dem bequemen Duc, dessen Frau ein Reiz und dessen Jacht auch. Ich werde als guter Freund begrüßt, dessen bescheidenes Schweigen noch in bestem Gedächtnis ... Rudern, Segeln, Tennisspielen — das feudale Sarazenenschloß hat sich zu einer prächtigen Vergnügungsvilla herausgemausert. Sogar nach Möwen wird auf dem Meer geknallt, weil das faire Taubenschießen hier nicht möglich. Die Herzogin hielt sich anfangs sehr zurück. Sie sollte das wegen des Herzens. Und ihrem andern Herzen wurde es auch nicht schwer. Später fand sich der Lebens- und Leidensmut ein wenig wieder. Die Weltdame, die so lange geschlummert, wurde bei den jetzt unumgänglichen Herzoginnenpflichten wach. Das ist der Training der Gesellschaft, der Erziehung, der, von Geschlecht zu Geschlecht geübt, mit seinem dürren Gewohnheitsrecht

schließlich doch der ruhende Pol bleibt gegenüber der Gefühle Flucht. Zuletzt war Félicie die Vergnügungssüchtigste, Ausgelassenste von allen. Nenne Versuche, bei denen es blieb. Dann mußte ich sie doch wieder so bewundern, wie sie anmutig im Ruderboot am Steuer saß, wie sie zum Langustenfang



Das Denkmal des Generals von der Cann für die Stadt Cann an der Rhön.
Von Friedrich Pfannschmidt. (Text Seite 132.)

es vernünftige Selbstbetäubung, die überreizten Nerven sehr wohlthut! Manchmal that mir's weh. Ich wollte bitter werden, ärgerlich, in mein Atelier zurückgezogen den Beleidigten spielen — schüchterne hinauszog und mit reizendem Abschen die gefangenen Ungetüme betrachtete. Ich ließ sie nicht einen Augenblick allein, ich war ja viel zu eifersüchtig. Und sie gab mir wahrhaftig keinen Grund! — Bei

aller lächelnden Liebenswürdigkeit, die sie gleichmäßig verschwendend allen gab, weil ihre Natur so, wußte ich doch, daß das große Opalauge wirklich warm immer nur auf mir ruhte, daß es den Verspäteten unruhig suchte. Die Anmut ist ihr eben Anlage, die Liebenswürdigkeit Charakter. Sie geizt nicht mit diesen hohen Gaben des Glückes, deren verderbliche Kraft sie kaum ahnt... Und dann im unbeobachteten Moment der verstohlene Lippengruß oder das wehe Lächeln, oder das heimlich geflüsterte Wort. Sie sucht mich jeden Morgen in der Halle, um so früher, je später sich die Gesellschaft getrennt, als ob sie sich zugleich entschuldigen wollte und mich erfreuen. Ach, sie ist so herzensgut und so feinfühlig!

Eines Tages waren wir mit der Jacht weit hinausgesegelt, weil der Wind gut, aber die See matt. Der Duc mußte zum zwanzigstenmal die Sturmfahrt erzählen. Mir ist die Erzählung immer etwas Nervenmordendes, weil sie thatsächlich mein Schicksal entschied. Félicie, die sonst nur oberflächlich zugehört hatte, wurde dieses Mal warm, das Opalauge leuchtete im Stolz auf den Mann, der so tapfer gerungen und so ohne Anmaßung erzählte. Sie, die so Empfindsame, kränkt mich, den Empfindlichen, wissentlich nie. Das Leben des Stolzes aber, das ihr durch die Nerven rieselt, kriecht mir als Ekel am Leben scheußlich über den Rücken. — Ich schlich unauffällig in die Kajüte hinunter und hörte stöhnend, den Kopf in ein Diwanpolster vergraben, das Sprechen und das Lachen an Deck über mir. Ich bin und bleibe eben ein Narr meiner Liebe... Ich war noch keine halbe Stunde unten, da kam sie — ein wenig besorgt, ein wenig geärgert... „Warum sind Sie denn hier unten?... Oben ist's so wunderschön! Und Sie wissen doch, daß ich Sie vermisse... Verstecken Sie sich, um mich zu quälen?"

„Gehen Sie!"

Und sie geht wirklich mit zornigem Schritt. Ich fühle den eisigen Stich durchs Herz, als die Kajütenthür hinter ihr zuklappte. — Und zehn Minuten später wieder der weiche Laut eines Frauenfußes die Kajütentreppe hinab. Ich sehe nicht auf. Jemand beugt sich dicht zu meinem Gesicht.

„Sind Sie mir noch immer böse, mein Freund?"

„Lassen Sie mich, Félicie!"

Und eine ganz weiche, aber feste Stimme sagt: „Ich lasse Sie nicht, mein Freund, weil ich Sie lieb habe!... Und wenn Sie mir das häßliche Wort noch einmal sagen, so haben Sie mich eben nie geliebt... Die auf Deck haben sich über mich lustig gemacht und Dummheiten gezischelt, weil ich mit einem Male so nachdenklich und blaß geworden. Ich liebe die Lächerlichkeit gewiß nicht und möchte noch weniger, daß irgend jemand unsre Beziehungen ahnt. Dennoch bin ich gekommen. Ich weiß, was Sie verletzte, ich kenne Sie so genau, daß ich Ihre geheimsten Gedanken immer lesen werde. Und giebt man sich vielleicht Mühe mit den Gedanken von Leuten, die einem gleichgültig sind?... Daß ich einmal im Leben meinen Mann bewunderte, das that Ihnen weh. Aber, mein Freund, das darf Ihnen nicht weh thun; es darf Ihnen um meinetwillen nicht weh thun! Sehen Sie, wenn es nicht ab und zu einen lichten Moment in dieser Ehe gäbe, ich ertrüg's nicht mehr, ich müßte den Tod suchen, was von meinem religiösen Standpunkt das schlimmste Verbrechen ist. Mein Freund, meine Gefühle sind unwandelbar! Wie oft soll ich Ihnen das wiederholen?" Sie spricht mit mir so ernst und so liebevoll wie die beste Frau mit dem besten Mann... „Und dann — ich wollte schon lange mit Ihnen darüber sprechen — wenn ich lustig bin, wenn ich lache, so ist das Komödie, eine Komödie, ohne die ich nicht leben könnte, weil sie mich über eine trostlos graue Wirklichkeit hinwegtäuscht. Ich bin so oft traurig, so oft dem Zusammenbrechen nahe — aber ich nehme mich zusammen. Ich will's nicht!... Ich will's auch Ihretwegen nicht. Wir müssen beide wieder ruhiger werden, weil uns am Ende doch nichts übrig bleibt, als sich zu schicken. Sentimentalität jetzt vor diesen Leuten — wie lächerlich, wie gefährlich!... Oder wünschen Sie den Eklat? — Ich wünsche ihn nicht, weil ich ihn nicht ertrüge. Also thun Sie wie ich, die ich an der Seite eines ungeliebten Mannes Folterqualen erleide: Lachen Sie am Tage, wo es alle sehen, und weinen Sie in der Nacht, wo es niemand sieht... Sie haben mich so lieb — und ich will Ihnen gewiß nie weh thun. Mein erstes Gebet ist und bleibt immer Ihr Glück... Und nun seien Sie verständig und kommen Sie hinauf!"

Mein Glück — und das sagt sie, Gert! — Was mag sie sich wohl unter meinem Glück denken? Ich bin zu feige, zu fragen, weil ich zu feige bin, die Antwort zu ertragen... Und schließlich, es ist das Eigentümliche jeder Gesellschaft, daß sie den Ausharrenden unfehlbar in ihren enggezogenen Kreis zwingt, weil sie mit ihrer hübschen Form und ihrer hübschen Glätte uns das Auge so angenehm blendet, den ernsten Kern der Dinge einhüllend in dünnes Blattgold. Man lächelt, wo man weinen, man schwatzt, wo man schweigen sollte, und vice versa; man preist den reizenden Schuh und sollte sich über den reizenden Fuß orientieren; man bewundert die Haarfrisur und sollte sich über das vorzügliche Haarfärbemittel mokieren; man wird flach, unklar und hütet die gute Form beinahe ängstlicher als das böse Geheimnis.

Ich habe, wie Du siehst, Gert, meine sehr lichten Intervalle. Nur nützen sie mir gar nichts. Sie zeigen mir nur einen Mann, der, wieder schwimmfähig geworden, in einen schmutzigen Strom steigt, statt anständig in der reinen Tiefe seines Meeres niederzutauchen auf Nimmerwiedersehen. Ich bin in dem Stadium, wo ich mir lächerlich vorkomme mit meinem großen Gefühl, und altmodisch auch, und hölzern auch, und dumm auch. Die Gesellschaft nimmt mich eben in ihrer Welle mit. Ich rudere, segele, fische — ich bin einer der Tollsten. Ich finde Félicies vom Tennisspielen hochgerötete Wangen natürlich und frage mich nur, warum sie, die schönste Juwelen besitzt, noch immer den kranken Riesentürkis über dem schwarzen Trauerkleide trägt. Ich bin auf dem Punkte, wo ein kleiner Schritt genügt, das

herb große Gefühl in ein lächelndes vive la joie ausklingen zu lassen. Félicie würde dieser elende Bankerott unendlich weh thun, sie würde sich beleidigt, erniedrigt, beschmutzt fühlen, sie hätte recht gehabt mit ihrer beinahe unverständlichen Angst vor dem Zuvielgeben an eignem Empfinden. — Aber sie hat nicht recht! Um meine Seligkeit könnte ich den lächerlich kleinen Schritt herab nicht thun. Der lächelnde Judas an mir selbst — nie! Wenn's sein muß — will ich doch lieber ehrlich elend werden. Meine Liebe eine hübsche Episode, eine matte Erinnerung — pfui! ... Ich werde weiter lachen, weiter scherzen, weiter Komödie spielen, weil das auch zu dem Herabgleiten des Karrens auf meiner Rutschbahn gehört, aber ein Edelmann will ich bleiben. Meinetwegen ein thörichter Bettler, aber kein schwachherziger Selbstbetrüger ... Gesellschaftlich lügen — ja! Gesellschaftlich fühlen — nein! Die meisten stürzen in diesen unüberbrückbaren Zwiespalt. Was thut's zuletzt? — Gehe ich an einer elenden Tradition zu Grunde, so rächt mich schon vielleicht der nächste, dem ich die Bresche schlug, an dieser elenden Tradition ...

*

Für die nächsten Tage ist „Die Liebe“ annonciert. Ich bin neugierig. Die andern auch. Das eigne Machwerk ist beim Wiedersehen immer besser oder schlechter als in der Erinnerung. Ich setze gewisse Hoffnungen auf das Bild. Die Rutschbahn geht eben gerade eine Strecke bergauf ...

„Die Liebe“ ist da! Ein ganzer Maultierzug vor den Wagen gespannt brachte sie ins Schloß. Sie scheren hier Pferde und Maultiere bis zum Vorarm, so daß diese Lastträger aussehen, als hätten sie beständig bis zum Bauch im Wasser gestanden. Ein ganz riesiges Maultier, weiß, plump, mit Riesenohren, eskortierte vor allen „Die Liebe“. Es schaute so bösartig aus wie das Geschick. Und ich, der ich so weit herabgekommen, daß ich beinahe Maßliebchen zupfe, nehme alles Begegnende als gutes oder böses Vorzeichen, feige und abergläubisch wie ein Fetischdiener. Das weiße Maultier gefällt mir gar nicht! — Aufgestellt ist das Bild noch nicht. Die gotische Halle ist zwar schon lange zu meiner Ruhmeshalle ausersehen, aber man erwartet bei der feierlichen Einweihung noch die mütterliche Freundin Félicies, meine Coupégenossin im Gotthardzuge. Aus taktischen Gründen hatte ihr die schönste der Frauen meinen Schloßbesuch gar nicht mitgeteilt, was sie aber aus Güte jetzt doch thut. Die alte Jungfer ist deutsche Reichsgräfin und verläßt mir zuliebe auf der Stelle ihre einsame Levante-Riviera.

*

Der große Tag! Seit Morgengrauen habe ich unter Assistenz von Kutscher und Diener die Kiste aufgehämmert. Das Bild steht nun glücklich vor der schwarzen Riesenöffnung des Kamins, auf ein plüschverkleidetes Podium gehoben. Der massige Prunkrahmen eignen Entwurfs hebt sich wirkungsvoll von dem düsterroten Untergrunde ab. Der geharnischte Mann bräut zur Rechten — die Kammerjungfer, die gar nichts dabei zu thun hatte, schlich immer unmotiviert geschäftig durch die Halle, sie sah und lächelte, wo die Männer grinsten. Diese Klasse hat eben die rohe, aber gesunde Freude am völlig Nackten, wo eine andre Gesellschaft nur den heimlich sündigen Kitzel am Halbbekleideten kennt.

Um zehn Uhr ein mächtiges Tamtamschlagen! Ich werfe noch einen letzten Blick auf meine Separatausstellung — Eintrittsgeld nach Belieben (das letztere ein hübscher Einfall der Herzogin, die für die armen Fischer sammelt). — Es ist doch ein großes Bild — und ein großer Gedanke — und ich verstehe mich jetzt selbst so gut! ... Dann kamen die Herrschaften vollzählig durch die Ahnengalerie gepilgert, die Herren im schwarzen Gesellschaftsanzuge, Félicie in großer Salontoilette, nur meine deutsche Landsmännin im grauen Reisekleid, die Prätensionslosigkeit selbst.

Jetzt stehen sie vor meinem Heiligtum. — Erst feierliche Stille ... „Hm, hm“ — der Prinzonkel; ein Kennerlächeln — der Herzog; der Marquis — die kühlste Bewunderung selbst; der Graf klemmt das Einglas ein und versucht unter Kopfschütteln die Unterschrift zu entziffern; die deutsche Comtesse — eine schwermütige Träumerin. Félicie so schön wie je ... Fünf Minuten kein Wort. Es ist die kritische Pause, die unbedingt notwendig, selbst wenn man sich längst sattgesehen. Sie erwarten vielleicht auch meine Erklärungen — die ich aber nicht zu geben habe. Ich bin kein Schaubudendirektor ... Es scheint niemand etwas aufzufallen. — Wie wenig Menschen doch Augen haben! — Wie „Die Liebe“ hier, lächelt doch nur eine einzige Frau. — Und bedrückend ist das Schweigen keineswegs.

Félicie bricht es zuerst ... „Die Frau ist reizend, ganz reizend! Es ist die Liebe, wie ich sie mir vorstelle. Und daß der Mann an der Liebe fast zu Grunde geht, das verstehe ich wohl. Er hat sie so heiß geliebt! — Und sie liebt ihn gewiß auch! Aber sie liebt ihn anders, sie verstanden sich nicht ... Ich weiß mich nicht so recht auszudrücken ... Aber für mein Gefühl ist das Bild mehr traurig als tragisch. Es sieht eben jeder in jedem Bilde, was er selbst hineinlegt. Traurig ist weich, tragisch ist hart. Ich liebe das Weiche nun einmal mehr. Mir thut's wohl, daß der Mann noch ringt, noch lange nicht gestorben ist. Ich stelle mir vor, daß er am Ende überhaupt nicht stirbt, daß er durch ein Wunder gerettet wird, und daß die beiden sich doch noch verstehen. Oder er findet eine andre. Männer finden immer eine andre, Frauen resignieren. Ihr Geschlecht, Baron, leidet heftiger, unsers leidet länger. Sie trösten sich zuletzt immer mit einer weniger geliebten Frau, wo wir einer lieben Erinnerung treu bleiben — ein ganzes Leben lang ...“

„Und was hat der Mann davon?“ frage ich kühn.

„Ja, ja, ich verstehe, Baron! Männer müssen eben immer besitzen.“

Man nimmt's ihr gar nicht übel, daß sie bei der Replik etwas hastig wird, errötet. Sie hat ihren Frauenstandpunkt so wunderbar fein präzisiert, daß

der Duc heute stolz sein könnte auf dies vornehm abgetönte Empfinden.

Aber der Duc lächelt nur, er hat vorhin gar nicht zugehört, weil er das Bild in eine Kunstrubrik pressen wollte und keine fand, zuletzt fand dieser Kenner nur die höfliche Phrase: „Sehr groß in der Linie, hypermodern in der Auffassung." Das könnte ich mir auch bei dem seligen Lübke zusammenbuchstabieren.

... Dann das andre Publikum ... Ich sage Dir, Gert, ein Publikum! ... Ein höflicher Händedruck — ein anerkennendes Wort — „Magnifique, vraiment magnifique!" Die Mehrzahl erinnert sich auf einmal, daß Französisch die Sprache der Eleganz und der Kritik ist. Wenn ich nicht so sehr helle Augen hätte, ich würde für bewundernd Verständnis nehmen, was nur billige Phrase.

Am nettsten war doch wohl die alte Jungfer. Sie drückte mir stumm und lange die Hand und duldete nicht, daß ich die ihre küßte, was ich herzlich gern gethan hätte. Vielleicht versteht im Gebiet der Idee der Deutsche nur den Deutschen. Später ging's in den Garten. Beim Hinausschlendern kam mir der Graf mit den Sammetaugen nach. „Ich hab's jetzt! Der Titel des Bildes trifft den Kern nicht. Es hätte ‚Le rire' oder ‚Das Lächeln' heißen sollen, denn der Mann geht doch am Lächeln dieser Frau zu Grunde. — Sie scheinen ein Romantiker zu sein, Baron, mit sehr starken fin de siècle-Gefühlen. Die Extreme berühren sich ja immer." — Das sagte er mir in der Thür. Ich drehte mich darum noch einmal um nach der Leinwand, auf der ich noch gerade den Kopf des Sterbenden erhaschen konnte. Im Moment wußte auch ich einen besseren Titel: „Der Bankerott einer Weltanschauung". — Ich sprach's aber nicht aus, weil ich nicht vor mir und andern lächerlich werden wollte.

Zu meinen Ehren und als Kompliment für deutsche Gewohnheiten gab's heute um ein Uhr ein Prunkdiner. Ein witzelnder Toast des Herzogs — ein tiefes Leuchten der großen Opalaugen, als unsre Sektkelche zitternd zusammenklangen. Diese Augen lügen nie — das ist vielleicht das Schönste an ihnen ... Ich saß neben der deutschen Gräfin, wie es die Herzogin selbst bestimmt hatte. Es war wieder dieser eigenste Zug von Güte und Selbstlosigkeit, aus der heraus sie der mütterlichen Freundin großherzig gab, was sie ihr so lange vorenthalten. Die Unterhaltung der andern wurde in einem sehr lebhaften Französisch geführt, wo das glatte Bonmot das immer etwas lästige Bewundern von vorhin ablöste. Ich wollte in derselben Art etwas über die „Liebe" spötteln und über Gefühle überhaupt. Es gehört beinahe zur Sektlaune und zum Prunkdiner. Die alte Jungfer aber ließ es nicht.

„Sprechen Sie mir nicht über das Herz weg, Herr von den Raben! Die Ironie ist wie der Meltau — sie verflacht die besten Gefühle. Sie gehört freilich zum Leben, zum Geist, zur Welt, sie war von jeher ein Vorrecht der Geistesaristokraten — aber sie ist trotzdem so trostlos dürr wie der spitze Witz unsrer Berliner. Ich habe mir von Ihnen, mein Herr, ein ganz andres Bild zurecht gemacht, das Sie gar nicht zerstören könnten, wenn Sie es auch wollten. Lassen Sie also den Geistesaristokraten — davon giebt's eine ganze Masse! Seien Sie der Aristokrat des Herzens — davon giebt's sehr wenige! ... Sehen Sie, ich war einmal ganz hübsch, was Sie mir beim besten Willen nicht mehr ansehen können, und ich habe lange in der ganz großen Welt gelebt, was auch nicht gerade auf meinem Reisekleide gedruckt steht. Ich habe beides hinter mir und sehne mich nach beidem nicht mehr ... Die ganz große Welt ist übrigens noch nicht die schlechteste. Sie ist verdorben bis ins Mark, egoistisch bis zum Exceß — aber sie ist auch wieder revolutionär bis zum kühlsten Königsmord. Gerade da finden Sie noch am ehesten die Frauen und die Männer, die ohne Besinnen mit gleichen Füßen über die Barriere springen, wenn sie ein großes Gefühl packt. — Daher aber stammt Ihre Liebe nicht! Sie stammt auch nicht aus dem Volke — so sylphisch gebaut ist kein Fabrikmädchen, so aristokratisch lächelt auch nicht die hübscheste Bourgeoise ... Sie sagten vorhin, Sie hätten sich Ihr Original aus zwanzig Modellen zusammengestellt, wie es Ihnen vorschwebte — und doch glaube ich auch das lebende Original zu kennen: es stammt aus der kleinen großen Welt, die wir hier vielleicht zur Not repräsentieren könnten. Wir müßten dazu allerdings mehr verheiratet sein, uns täglich sehen, unsern Familienklatsch haben. Unter solcher Gesellschaft giebt's vielleicht zur Not eine Frau, die schön ist und auch groß fühlen kann. Aber mehr — undenkbar! Denn da käme gleich die Angst, daß die Religion, der Beichtvater, die guten und die schlechten Freunde, ohne die man nun einmal nicht existieren kann, etwas dagegen hätten. Sie sind alle so gut erzogen, daß sie zu jeder Gedankensünde fähig sind und zu keiner Thatsünde ... Wissen Sie, ich hasse aus tiefster Seele Ihre „Liebe" — Und wo ich mal ein sehr schönes Geschöpf sehe oder ein sehr schönes Geschöpf aus der Erinnerung ausgrabe, da sage ich mir doch immer: ‚nein, die hätten's anders gemacht.' Jede wäre vielleicht auch über ein großes Gefühl geschritten, herzenskühler die eine, gemeiner die andre — aber das große Gefühl wäre an keiner von ihnen zu Schanden geworden, es hätte sich wieder aufgerafft und von da ab alles verachtet ... Aber Ihre „Liebe" ist eine von uns — ich lasse es mir nicht nehmen — eine von uns, wo alles lau, alles vorgeschrieben. Meine Nichte, die Herzogin Félicie, findet das Bild traurig, mir macht's Grauen. Wenn die großen Gefühle zu weiter nichts auf der Welt sein sollen, als daß man weh lächelnd auf ihnen herumtritt? ... Das klingt prosaisch, aber das Leben ist nun einmal so! — Das Leben ist empörend, und das Bild ist es auch, weil es das Leben giebt! Die Frau lächelt so wunderbar wie eine Heilige, aber wenn man nachdenkt, heißt das Lächeln doch nichts anders als: Verzeiht ihr, daß ich nackt bin, verzeihe du, daß du an mir stirbst!' — Sie sollte den Finger rühren, sich niederbeugen, mit einem thränenüberströmten Gesicht sagen: ‚Du darfst nicht sterben, du

darfst nicht!' Und er würde leben. Aber er stirbt so sicher, wie sie lebt. Und dabei ist er der Gesunde und sie die Kranke. Ach, mich macht das Bild selbst krank! ...

„Sagen Sie, Herr von der Raben, haben Sie es am Ende nicht doch selbst erlebt? — O, dann säßen Sie ja nicht hier! — Aber Gott bewahre Sie auch in Zukunft davor! Und ich habe jetzt immer Angst, jeder könnte das einmal erleben, und da, wo er sein Bestes gegeben hat, könnte ihm eine antworten: ‚Ja, daß das so tragisch enden könnte, wer ahnt das! Ich habe ihn gewiß geliebt — und ich habe auch gerungen, aber ich konnte doch nicht anders. Gott weiß es!' ... Sprechen wir nicht mehr davon! Mir wird heiß und kalt. Ich hoffe, das Diner ist bald beendet."

Du siehst, Gert, wie verschieden sich die Liebe in den verschiedenen Köpfen spiegelt. Wer hat recht: der Heißsporn wie ich — oder die Güte wie Félicie? ... Zu guter Letzt ist es ja nur ein Bild. Das Leben ist vielleicht auch nur ein Bild. Und die alte Jungfer würde angesichts des Originals wohl genau so denken wie ihre Gesellschaft: ‚Zuerst die Tradition! Sie ist das eidlich Gelobte, und darum ist sie gut' ...

Das, worüber die größten Gefühle im Leben stolpern, ist immer die kleine Wirklichkeit. Den Dinerkaffee nahmen wir auf der Felsterrasse des Schlosses. Die andern saßen in mattem Gespräch, wie die Herren, oder in intimem, wie die beiden Frauen. Nur der Graf mit den Sammetaugen und ich wandelten. Ich — in der begreiflichen Unruhe meines Zustandes — ließ den Kies knirschen, er schritt gelassen auf der niedrigen Steinbrüstung. Seine halsbrecherische Promenade, die niemand weiter auffiel, weil man sie schon lange konnte, machte mich ganz nervös. Einmal stockte uns beiden zufällig an derselben Stelle der Schritt. Der Graf sah vor sich hinab in die Tiefe mit einem fast liebevollen Augenleuchten.

„Sehen Sie sich vor, Graf!" sage ich.

Er dreht sich lächelnd um. „Ich sagte mir dasselbe in demselben Augenblicke. Aber ich gehe nun einmal so gern an Abgründen. Man thut ja doch niemals den einen Schritt vorwärts, nur immer den einen Schritt zurück. Diese Beobachtung interessiert mich stets von neuem, sie ist so charakteristisch. Und ich gehöre nicht einmal zu den Leuten, die das Leben übermäßig freut ... Apropos, wann hat Ihnen mein Cousine Akt gestanden?"

„Sie sind toll, Graf!"

Ich sage das leise und heiser.

Er lächelt darauf, weil es ihn kühl läßt. „Nicht wahr, wenn ich noch ein Wort sage, stoßen Sie mich hinab? Thun Sie es, bitte! Mir thun Sie damit einen Gefallen, und Sie kommen ins Zuchthaus."

Da lächele ich auch.

Er fährt ruhig fort: „Ich habe mit der Bemerkung vorhin gar nichts Beleidigendes beabsichtigt. Wenn eine Frau so schlank und anmutig gebaut ist wie meine Cousine, dann darf sie doch von der Prüderie weniger hübscher, wenigstens Ihrer heiligen Kunst gegenüber, frei sein. Ich weiß ja auch nichts Bestimmtes. Es war, wie gesagt, nur so eine Redensart. Daß Sie beide sich schon weit länger kennen, obgleich mein Vetter von der Freude, die damit seiner Frau zu teil wurde, nichts ahnt — glaubte ich schon bei meinem letzten Hiersein bestimmt ... Wenn niemand gesehen hat, wem Ihre „Liebe" ein gewisses Lächeln gestohlen, so hab' ich es gesehen."

Wir stehen jetzt dicht nebeneinander und sprechen ganz leise: „Bon, glauben Sie das, Graf! Ich werde also ruhig abwarten, bis Sie von der Brüstung heruntergestiegen sind, und bis wir ganz allein sind, und spätestens übermorgen dürften wir eine etwas kompliziertere Begegnung haben."

Er hört mir ohne eine Spur von Erregung höflich zu. — „Die Gesetze über das Duell sind zu Lande sehr streng. Ich habe keine Angst vor Ihnen, Baron. Aber ich versichere Ihnen auf die Gefahr hin, ein Feigling zu scheinen, daß ich weder Sie noch die Frau beleidigen wollte. Lassen wir also den Skandal! — Denn der Skandal wäre den meisten Leuten doch nur ein Beweis, daß ich mit meiner Vermutung recht gehabt."

Er hat recht. Ich schweige also verbissen. Die Pseudomoral der Gesellschaft hat eben etwas so Perfides, daß man sich nicht einmal mehr für die Ehre der reinsten und angebetetsten Frau schießen darf, weil man sie dadurch erst recht beschmutzen würde.

Der Graf springt ganz ruhig zur Erde und sagt: „Sie sind ein Künstler von Welt, ich bin ein Nichtsthuer von Welt. Sagen Sie, ist der Verdacht so entwürdigend, in intimen Beziehungen zur reizenden Frau eines andern gestanden zu haben? Sie sollten sich vielmehr über den Verdacht freuen — er ist ein Kompliment ... Oder sind Sie im Grunde Ihres Herzens doch ein Idealist, was ich in Ihrem eignen Interesse nicht hoffe? Das wäre nämlich sehr thöricht. Man darf nie die Absicht haben, mit einer Frau durchzugehen, sondern nur den Wunsch, sich mit ihr zu amüsieren. Meinem Vetter scheinen die Eigenschaften zum legitimen Amüsement zu fehlen, also muß es ein andrer für ihn thun. Das Institut der Ehe erschien mir niemals lächerlicher, als wenn ich die beiden Leutchen miteinander stehen sah — aber die Heiligkeit des Institutes steht trotzdem für mich und für sie fest. Diese Heiligkeit scheint vor allem meiner Cousine festzustehen. Man kann ihr nämlich nicht das geringste nachsagen — sie ist wohl eine von den außerordentlich seltenen Frauen der Gesellschaft, die ein tiefes und, wenn Sie wollen, auch keusches Empfinden mitbekam und den Instinkt der Treue außerdem. Ihre Ehe brachte sie in eine Zwitterstellung. Sie suchte einen entsprechenden Mann und fand nur einen eifrigen Antiquitätensammler. Nun kämpft illegitimes Empfinden vielleicht schon lange mit der legitimen Treue. Ich bin neugierig auf das Resultat. Ich fürchte nur, daß sich das eine an dem andern aufbrauchen wird. Beides ist stark, wo

eins stärker sein sollte. Mein Vetter selbst kommt nie auf den naheliegenden Gedanken, auf den seine Umgebung sofort kommt. Vielleicht ist er auch der Wissendere. — Die Treue ist angezüchteter Instinkt, das Gefühl angeborener. Mein Vetter steht auf seiten des angezüchteten. Helfen Sie also dem angeborenen zum Sieg, und Sie thun damit wahrscheinlich ein gutes Werk! . . . Es ist paradox, was ich jetzt sage: Springt meine Cousine einmal öffentlich über die sogenannte Schranke, so weiß ich noch nicht, ob ich sie weiterhin grüßen werde, hochachten werde ich sie dann unter allen Umständen. Es kommt nämlich noch sehr darauf an, ob ihr im Leben an dem Gruß oder an der Achtung mehr gelegen ist. Ich fürchte, an dem Gruß."

Ich vermag darauf nichts zu erwidern, so sehr es mich empört. Es ist alles so klar und so geistreich gesagt, die Lebensauffassung beinahe jeder Gesellschaft so lächelnd anerkannt und so lächelnd verachtet, daß man eigentlich selbst nur lächeln kann. — Stelle Dir, Gert, diese Unterhaltung vor — an einem leichtbewölkten, warmen Rivieratage, auf einer Schloßterrasse, fünf Schritte von der Gesellschaft, über deren traurige Ehemoral man damit den Stab bricht. Der Duc brauchte nur sein feines Jägergehör etwas anzustrengen, die Herzogin ihre intime Unterhaltung einen Augenblick ruhen zu lassen — und dann, ja dann . . . Aber keine Befürchtungen! Niemand hört's. Wen die Götter begnaden wollen, den schützen sie eben nicht mit Blindheit allein, sondern auch mit Taubheit . . . Denke Dir nur das Wunderbare, Gert, daß der Herzog einen einzigen Satz erhaschte, mir mißtraute, nach einigen Tagen den kleinen Wortwechsel herbeiführte, nach dem die Vertreter zweier Weltanschauungen durch ein Gottesurteil (auch eine gesellschaftliche Thorheit, von der man nicht los kann) ausmachen, wer ein Recht auf Leben und Glück hat und wer nicht! . . . So geht wohl manchmal der Tod oder das Verbrechen stumm an uns vorüber, ohne daß wir es ahnen. Die Verbrechen sind übrigens viel älter als die Gesetze, welche sie ahnden wollen. Das gäbe auch zu denken über die unbewußte, große Moral aller Triebe und die kleine, künstliche aller gesellschaftlichen Abdämmungen. Vielleicht gäb's auf der Welt weniger Grund zum Verbrechen, wenn's weniger Gesetze gäbe zum Ueberschreiten.

*

Der Besuch blieb Wochen. Ich hatte mich so vor diesen Fremden gefürchtet, vor dem ewigen Sport und der höflichen Langweile. (Die drei Yachtmen können so bleiben. Sie werden sich um Frauen nur kümmern, wenn kein Segelboot in Sehnähe.) Dafür verhilft mir die alte Jungfer unwissentlich zu Rendezvous, wo sie der Bärenführer. Sie liebt die Adoptivnichte leidenschaftlich, aber mit jener kritiklosen Tantenliebe, für die unschuldige Mädchen niemals zu alles wissenden Frauen sich auswachsen. Darum sieht die Gute auch sehr seelenruhig, sogar mit Behagen meine Courmacherei, die sie an eigne Tanzstunden erinnern mag und Backfischbälle. Außerdem bin ich ja Idealist — der Maler der „Liebe", der alles nur in seinen Künstlerphantasien erlebt oder alles längst hinter sich hat. Und daß wir beide dagegen schon weit — so weit sind! Sie würde weinen über das Schreckliche. Das ist ja eben so urkomisch. Vor einem Bilde das tief innere Erschauern, der heilige Zorn, in jeder ernsten Unterhaltung das Urteil einer Frau von Herz und Verstand — und in der Wirklichkeit wäre sie vielleicht die erste, die Félicie steinigte, wenn sie ihr eines Tages erklären sollte: ‚Ich liebe einen andern, weil ich meinen Mann nicht lieben kann!' Man könnte wiederum bitter lächeln über dieses Mißverhältnis von Theorie und Praxis, von Wort und That im gesellschaftlichen Leben. Auch der freieste Geist wird dürrer Philister, wenn die gewohnte Tabakspfeife nicht ziehen will. — Ich möchte ganz gern so nüchtern denken.

In dieser Beziehung ist mir der Graf der beste Freund. Er hebt von allen Dingen lächelnd den Schleier. Wenn die Welt wirklich so trostlos nüchtern wäre, wie sie dieser mit krankhafter Manie an Abgründen wandelnde Dandy auffaßt? Danach hätte ja weiter nichts mehr Kraft, als die Gewohnheit und allenfalls noch der Tod. Und mich reißt diese Philosophie nicht mit, zu der ich doch auch neige! Das große Gefühl erhebt sich wild dagegen. Es ist wie der tierische Egoismus alles Lebendigen, das sich auch kein Stück seiner starken Daseinsfreude freiwillig entreißen läßt . . . Je schneller der Karren herabgleitet, je verbissener klammere ich mich an ihn. Ich glaube, weil ich glauben will! Und aller Vernunftschlüsse spottend, sagt das große Gefühl: ‚Halt fest! Es giebt noch Götter, und darum giebt's auch noch Wunder.'

Wie ein Kind in seiner gläubigen Herzensangst, so bete ich manchmal zu Gott. Ich schäme mich des Gebets, weil es eigentlich so feige ist, aber ich bete doch. Ich bete unklar, verbissen. Ich bete nicht um den Tod, sondern um das Leben . . . Und indessen rollt der Karren immer schneller seiner Wüste zu.

XIII.

Noch einmal der holde Schleier!

Heute empfahl sich der Besuch sämtlich. Sie wollen mit dem Herzog zu den Regatten nach Nizza. Wir waren alle auf der Bahn. Als das Break unter dem goldenen Herzogshute durchbog, sah der Graf mit den Sammetaugen vielsagend empor zu der blinkenden Wappenzier. „Das Gold verwäscht sich, Charles. Der altehrwürdige Glanzhut bekommt schwarze Flecke. Und er ist doch nicht mal so uralt."

Der Herzog runzelte die Stirn. „Du hast recht, Edmond, aber ich sehe es erst jetzt. Und ich habe doch so scharfe Augen!"

„Scharfe Augen? — Ach was!"

Félicie und ich sahen bei dem ironischen „Ach was!" aneinander vorüber ins Weite. Der Graf weiß alles — aber er ist keine Kammerdienernatur. Einen Moment glaubt' ich sogar den tückischen Blitz des Mißtrauens in gewissen matten Augen auf-

flammen zu sehen. Ich irrte mich. Vielleicht hat's der Duc auch gar nicht nötig.

Nun ist alles glücklich vorüber: der falsche Händedruck — der konventionelle Kuß — das letzte Wölkchen der Lokomotive in dem Olivenhang dort ... Félicie und ich sind allein zurückgeblieben. Es gilt eine letzte Galgenfrist von acht Tagen, die uns das Schicksal in unbegreiflicher Großmut gewährt. Wir stehen noch auf dem Perron, obgleich der Rauch längst verflogen. Wir finden keine Worte. Wir sehen uns nur an. — Sie war doch ein furchtbarer Zwang, diese Besuchsära, wohlthätig auch, weil sich der Gesellschaftsmensch wohl oder übel finden mußte. Jetzt erst spüre ich die Abspannung, die Mattigkeit. Ich hätte eine rasende Lust, Félicie zu bitten, sich einen Augenblick auf die alte Holzbank da zu setzen. Ich möchte vor ihr knieen, mein Kopf sollte auf ihrem Schoß ruhen, und sie müßte die kühlen, weißen Hände um meine Schläfen legen. — Ich bin nämlich sehr 'runter im Gemüt, Gert!

Félicie ist trotz aller Schwäche doch viel stärker als ich. „Kommen Sie, mein Freund! Denken Sie, es wäre alles wie früher. Wir wollen den alten Weg auch noch einmal gehen ... Der Himmel meint's doch gut mit uns. Ich habe bis zum letzten Augenblick eine bebende Angst gehabt, er könne zurückbleiben oder uns die Tante als garde d'honneur lassen ... Sie wissen, mein Freund, daß wir spätestens in vierzehn Tagen reisen? — So haben wir uns wenigstens noch einmal ... Nein, wir wollen nicht an den Abschied denken! Man denkt ja auch nicht immer an den Tod, der auch unabänderlich ist. Kommen Sie, seien Sie froh! Ich habe Sie ja noch immer so lieb, mein Freund!"

„Sag: ich habe dich noch immer so lieb."

Sie kraust die schmale Braue. Dann flüstert sie doch: „Ich habe dich ja so lieb, Rolf!"

Sie errötet dabei und schämt sich wie ein junges Mädchen. Sie enteilt mir sogar. An der Ausgangspforte steht der Stationsvorsteher. Sie spricht italienisch mit ihm und lächelt ihm zu wie einem alten Bekannten. Sie ist wieder so jung, so anmutig! ...

Dann gehen wir unsre Küstenstraße. Wir kennen all die lieben Punkte noch sehr gut und suchen sie auf. Wo alte Fischerboote auf den Strand gezogen liegen, bleibt Félicie stehen und sieht mich an. Es sind so schrecklich alte, morsche Boote, und der Seesand ist hier so grob und tief und der Seegeruch so faulig — aber hier war es gerade, wo sie mir ein erstes Mal die Hand zum Kusse ließ, weil ich sie darum bat. Zwischen Handschuh und Armband küßte ich sie. Ich sehe noch die Stelle auf dem weichen Gelenk, ich fühle die duftende Haut — und wie mir diese geliebte Hand in plötzlicher Scham entrissen wurde ... Ach, wir erinnern uns an alles so gern! ... Wir plaudern, wir lachen, wir halten uns schadlos für die grauen Wochen der Trennung. Zuweilen schauen wir uns um wie zwei Verbrecher. Aber der schwielige Esel, der vor seinem Karren auf der weißen Küstenstraße trottet, verrät so wenig etwas, wie der singende Fuhrmann ... Auch auf der Klippe waren wir. Wir saßen auf dem Geröll und sahen die Brandung spielen und das lichtblaue Meer im Sonnenglanz funkeln. Der Klippe hat der große Sturm wenig gethan. Heut reicht mir Félicie freiwillig die Hand. Ich darf den Handschuh zurückstreifen und die kühle Handfläche küssen. Es ist wunderhübsch, so in der heißen Rivierasonne zu ruhen, die eine frische Brise angenehm kühlt ... Alle Wege an Félicies Seite sind mir immer kurz und sonnig. Fast zwei Meilen — ein Spazierweg, der selbst dem rüstigen Fußgänger lang wird. Félicie ist wohl etwas abgespannt, ich aber könnte so bis zum Abend wandern, und auch der Todmüde würde immer ganz erfrischt sein durch einen Kuß auf diese weiße Hand.

Im Schloß war's still. Vom Pferdestall klirrten leise die Halfterketten. Félicie ging rasch die Burgtreppe voran. Es war überall so dumpf kühl, so einladend zur Rast, namentlich die gotische Halle. Aber die geliebte Frau blieb nicht, wie ich hoffte. Sie schritt weiter durch die Ahnengalerie, achtlos an den matten Lièges vorüber; und ich war gehorsam. Erst vor dem Toilettenzimmer hält sie, horcht gespannt. Dann winkt sie mir. Die Thür öffnet sich geräuschlos — die Thür schließt sich. Ich sauge begierig den weichen Duft dieses heiligen Raumes ein. „Aber bitte, nicht weiter, mein Freund!" Dabei wirft sie den Hut mit einer raschen Bewegung auf den Tisch. Und plötzlich umarmt sie mich so fest und so süß — ein langer, weicher Kuß von ängstlich zitternden Lippen ... „Jetzt gehen Sie wieder! — Ich bin verloren, wenn uns jemand auch nur ahnt."

Beim Frühstück sind wir allein — der Diener ist beurlaubt. Félicie trägt wieder das seegrüne Kleid und den seegrünen Strohhut.

Es ist wieder der Traum — die Zauberinsel — die Fee. Den Nachmittag auf dem Balkon dehnen wir bis zur Abendkühle aus. Es ist gefährlich für das Herz, thöricht gegenüber den Dienstboten. Aber Félicie will nun einmal nach so vielen Entbehrungen mich wieder ganz glücklich sehen, in meinen leuchtenden Augen lesen, daß sie noch immer die Königin. Tip ist auch dabei — er knurrt nicht mehr, er hat sich ergeben, er sieht uns nur melancholisch einen nach dem andern an, als wollte er sagen: ‚Wie soll das nun eigentlich enden zwischen euch beiden? Ihr thut, als wenn es der Sonnenaufgang des Glückes wäre. Und es ist doch der Sonnenuntergang!' Félice streichelt ihn: „Bist du endlich bekehrt, mein Tier? Begreifst du jetzt, daß ich deinen Herrn nicht unglücklich, sondern glücklich machen will? — Du wirst mich einmal verteidigen, wenn er undankbar die Abwesende beleidigen, verachten sollte — nicht wahr?"

Sie glaubt's wohl selbst, daß solch warmer Sonnenuntergang mich glücklich machen muß ... Dann gingen wir noch mit dem sinkenden Tage in den Park, wo der Lorbeer geheimnisvoll raunte und die roten Tulpen heller leuchteten im scheidenden Licht ... „Ich fühle mich heute gar nicht sündig, mein Freund! Ich gebe Ihnen, was der

andre gar nicht entbehrt, und erkaufe ganz bewußt einen kurzen Sonnenblick mit einer langen Nacht. Ich weiß es ja nur zu gut, daß es in vierzehn Tagen vorüber ist! ... Thut Ihnen die Sonne aber auch gut, mein Freund? ... Ich habe ganz die Empfindung, daß ich mich von traurigen Gedanken nicht übermannen lassen darf, daß unser Abschied die hellste und weheste Erinnerung unsers Lebens sein muß."

Wir sitzen auf der Felsbank und sehen die Sonne verglühen. Das scharfe italienische Licht vorn, und hinten die tiefen Schatten. Wie rosiger Dunst wallt's über den Wassern. Die Natur ist ein keusches Wunder. Der Himmel könnte sich aufthun im Augenblick und auch mir das Wunderbare bescheren. — Er beschert's nicht. — Ich will weich werden und schwermütig, wie so alles mählich in den Dunst versinkt und mein Liebestraum mit.

Aber Félicie läßt es nicht. „Und nicht wahr, Sie werden auch etwas für Ihre Kunst aus diesem Park, aus diesem Schloß mitnehmen?"

„Wenn mir einmal wieder die Flügel wachsen."

„Aber sie werden Ihnen wachsen! Ich habe gar keine Angst ... In einem Jahr bin ich vergessen."

„Félicie!" —

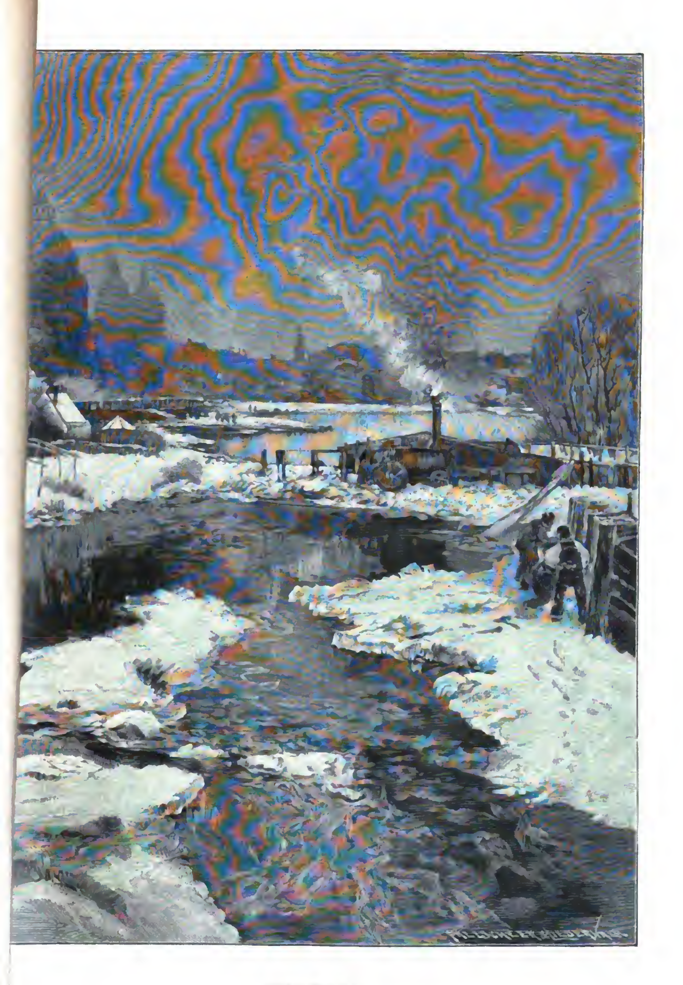
Die geliebte Frau weiß so gut wie ich, daß dies niemals geschehen kann, daß ich höchstens einmal verzweifelt von einem ganz großen zu einem ganz kleinen Gefühle flüchten könnte, wie es so manche thun, deren Ekel wir nicht kennen, deren Resignation wir nicht ahnen. Manche mögen dann glauben, das sei das echte Glück — man selbst glaubt's vielleicht auch ... Vielleicht zeigt mir der Spiegel auch mal nach Jahren so einen Glücklichen, wie er vor der Trauung die weiße Binde über dem Frackhemd pedantisch knüpft. Ich denke gerade in diesem Augenblicke an diese Möglichkeit und sehe genau die schlaffe Falte um meine herabgezogenen Mundwinkel zittern. — Nein! Es soll ein hochmütiger Mund sein, mit einem scharfen Zucken, der das Leben endlich nimmt, wie es ist — eine beißende Satire auf jedes große Gefühl.

Und Félicie sieht die Wolken und verscheucht sie. „Sie dürfen nicht traurig sein, mein Freund!" — Sie lächelt, sie schmeichelt. Ihr thut der arme Falter so leid, der ins Licht geflogen. „Mais nous sommes mariés, mariés, mon ami!"

Und bei dem Lächeln und bei dem weichen Laut dieser geliebten Stimme schwindet die Traurigkeit, schwinden die Gedanken. Ich träume, weil mir nichts andres übrig bleibt, sie träumt, weil sie will. — Die Gute, Kluge ist sie — der unklare Thor ich ... Ich hoffe noch immer auf das Wunder, weil ein großes Gefühl doch ein Recht auf das Wunder haben muß. Mir ist, als wollte ich nach einem fernen, schönen Lande segeln. Sie aber steuert. Sie läßt mich in meinem Traum und segelt doch dem Hafen zu, dem Hafen, den sie noch sehr wohl sieht. Es ist der Hafen der Tradition, aus dem wir ausgefahren. Aber sie möchte mir wiederum für kein Gut die schöne, ruhige Fahrt dahin auf klaren Wogen verkümmern ... Seit der Sturmnacht haben sich die Zeiten geändert. Bis dahin steuerte mein großes Gefühl und riß die Widerwillige mit ... Und jetzt? — Félicie wird mir auf dieser Fahrt alles geben, was ich nur wünschen kann, ja sie wird vielleicht großherzig viel mehr thun, als ihr Gewissen nötig hat. Sie weiß, daß der Hafen nah, und daß wir uns bald trennen. Und während ich noch wähne, ein großes Gefühl reißt sie doch in eine große, ungewisse Zukunft, führt uns schon ein milder West unaufhaltsam in die kleine Bucht zurück.

*

So sind die Gedanken des Tages — da bannt der Zauber. Jetzt kommen die Gedanken der Nacht, nachdem der letzte Gruß hinter der Portiere verklungen. Da werde ich mutlos, verzweifelt, weil mich die Tradition wieder mit den dicken, grauen Mauern des Sarazenenschlosses in meinem Atelier umstarrt. Oder der Groll kommt, die Empörung über das blödsinnige Schicksal, das mir eine Paradiesesfrucht nur schenkt, um sie mir zu nehmen. Dann werde ich ungerecht auch gegen meine Heilige, nenne sie schwach, eitel, unfähig, ein großes Gefühl zu begreifen. Und vielleicht ringt sie auch, stärker, stummer — und zeigt mir das lächelnde Gesicht nur, um mich nicht durch das verzweifelte zu betrüben. Das ist das Auf- und Niederwogen der Gefühle, ohne das eine heiße Liebe nun einmal nicht denkbar. — Ich weiß doch, daß Félicie gut ist, daß sie mich versteht wie keine, daß sie mit mir leidet. Dennoch bleibt mir nach einem lächerlich kurzen Fieberschlaf am Morgen nur der bittere Nachgeschmack genossener Freuden. Ich verstehe mich selbst nicht. — Ich stehe spät auf, ich meide die Halle, ich sitze bis zum Frühstück in meinem Atelier, den Kopf in die Hand gestützt, stier dieselben bösen Gedanken denkend. Ich weiß, daß eine geliebte Frau unruhig auf mich wartet, daß meine Laune ihr Herz kränkt, ihr reines Gefühl beschmutzt. Ich weiß, daß mit jeder Sekunde des Grams zugleich eine Sekunde des Glücks enteilt. Aber ich bleibe starrsinnig — ich will die Gute quälen ... Quäle ich sie wirklich nur aus Eigensinn und um nichts? — Ich quäle mich doch viel mehr mit meiner unverständlichen Laune. Es klopft hinter der Portiere. — Ich antworte nicht. Es klopft an der Thür — ich rühre mich nicht. Es klopft erst leiser, dann nervös, dann zornig, dann verzweifelt. Ich liege auf der Ottomane und beiße die Lippen zusammen, weil mir der unedle Kampf mit der Güte einer Frau zu viel Weh macht. Und ich denke wohl: ‚wenn sie mich liebt, hat sie auch Mut, und wenn sie Mut hat, kommt sie auch herein. — Aber sie kommt nicht herein, der müde, weiche Fuß schleicht wieder weg. Die letzte Schranke des Anstandes — nie! ... Und sie kommt doch wieder, klopft wieder. Ich höre es diesem Klopfen an, daß es aus großherziger Angst auch diese letzte Schranke zu überspringen fähig ist ... Und da springe ich endlich selbst auf. Nein, nein, nicht das! Sie soll sich nicht erniedrigen, um mich dafür zu hassen und sich zu verachten.



Max Giese

Alt-München im Winter.

Sie soll das reine, edle Geschöpf bleiben, das sie, was auch kommen mag, innerlich doch immer ist.

Wie ich heraustrete, sagt sie hastig und leise: „Warum kommen Sie nicht?“

„Ich mag nicht, Félicie!“

„Sind Sie krank?“

„Nein.“

„Sind Sie unglücklich?“

„Ja.“

„Das bin ich auch ... Kommen Sie! Quälen Sie mich doch nicht länger!“

„Ich kann nicht, Félicie!“

„Gut, dann haben Sie mich eben nie geliebt! Ich gehe.“

Sie macht zwei Schritte. Dann kommt sie zurück. „Kommen Sie doch! Ich habe Sie ja so lieb! ... Ich habe dich ja so lieb! ... Sie wissen doch, wie schwer mir das Bitten wird, und wie der Weg vom Herzen zu den Lippen bei mir so weit ist! ...“

„Und wenn ich komme, Félicie, was hat's für einen Sinn? Es ist ja viel besser, wenn es so aufhört!“

Das empört sie. „Also kommen Sie nicht! Aber ich könnte auch einmal etwas thun, was Sie nicht verantworten könnten.“

Da muß ich die Entfliehende mit Gewalt zurückhalten. „Félicie, um Gottes willen keine Thorheiten! Sie wissen, wie ich leide, Sie wissen aber auch, daß das Glück eines so geliebten Geschöpfes unendlich wertvoller ist als das eigne.“

Sie weiß das selbst so gut, aber sie lächelt jetzt nur mühsam. Von solchem Ringen bleibt doch der Stachel zurück: er will mich nur quälen.

Ich komme natürlich ... Aber erkläre Du mir, Gert, den psychologischen Zusammenhang! Ich, der ich mich nach dieser Frau sehne wie der Verdürstende nach der Quelle, vervollständige doch nur langsam meine Toilette, promeniere im Zimmer auf und ab, kämpfe bis zum letzten Augenblick mit dem Bleiben. Ich will bei Gott die Gute nicht quälen, ich will ihr kein Zugeständnis entreißen, was sie mir nicht freiwillig macht — ich empfinde aber unklar, daß ich jede Sonnenstunde mehr mit vielen Tagen der Finsternis dereinst büßen muß. — Sie hat mich auf eine Bank im Park bestellt. Ich sehe von meinem Fenster aus die anmutigen Bewegungen der Gehenden. Und zwischen dunkeln Laubgängen schimmert der helle Sonnenschirm, schwebt reizend der seegrüne Strohhut. Und mit der Liebe zur angebeteten Frau steigt mir die heimliche Wut gegen das Schicksal würgend in die Kehle. Und jetzt eile ich mich auch. Das Sarazenenschloß scheint ausgestorben, das heißt die Domestikenaugen spähen an allen Fenstern und horchen an allen Thüren. Félicie fürchtet das feige Klatschen des Souterrains mit Recht mehr, als die Eifersucht des eignen Mannes. Ich schlendere zuerst dahin, wie ein unentschlossener Nichtsthuer — eine kindliche Komödie, die niemand mehr täuscht, die ich aber doch noch fortführen muß. Endlich bin ich in einem Laubgang verschwunden. Der Sand knirscht unter dem eilenden Fuß. Jetzt die verschwiegene Bank. Das Nixengewand aus der Ferne leuchtend. Félicie erhebt sich, weil sie meine Nähe fühlt, und kommt auf mich zu. Sie ist nervös, ärgerlich. Das große Opalauge schimmert grün. „Endlich! — Warum müssen Sie immer so sein? Warum verbittern Sie mir alle Freuden? Ich verbittere Ihnen keine einzige ... Mein Herz verträgt's nicht, ich bin krank ... Eine andre, weniger Gütige hätte Sie hier nicht mehr erwartet! ... Wollen Sie mir nun wenigstens den wahren Grund sagen? Was that ich Ihnen? Was nahmen Sie wieder übel?“

„Ihnen nichts, Félicie!“

„Wem sonst?“

„Ich rechte mit Gott, mit den Menschen, mit der Riviera, ich rechte vor allem mit mir selbst! Es war doch der perfideste Schurkenstreich des Schicksals, der mich hierher brachte.“

„Und das ist die Antwort auf alles, was ich Ihnen gegeben, geopfert, mein Herr? Ich schlafe jämmerlich. Ich darf keinem Menschen mehr ohne Scham ins Gesicht sehen.“

Jetzt lächelt sie nicht, weil sie sich gekränkt fühlt.

Und ich komme mir so eigensinnig und so albern vor. Ich müßte es doch sagen — und dann erscheint es mir wieder wie Roheit, sie endlich einmal vor die Alternative zu stellen: ‚Gehörst du mir oder gehörst du ihm?‘ Das ist eben das Lähmende unklarer Verhältnisse, die Tyrannei der Gesellschaft, die über der Form den Inhalt vergißt ... Darum wiederhole ich nur: „Ich rechte ja nicht mit Ihnen, Félicie! Sie sind immer gut — Sie sind vielleicht zu gut!“

„Ja, das scheint mir manchmal selbst,“ antwortet sie gekränkt.

Da sag' ich zum ersten Male: „Ja, warum bleibe ich? — Warum bin ich nicht schon längst gegangen? ...“ Wir wandelten dabei langsam über den knirschenden Kies. Félicie schweigt lange. Mir ist, als wenn der weiche Zug sich härtete.

„Nun gut — ich sehe auch ein, daß Sie recht haben. Es war ein Wahnsinn ... Ich taxierte allerdings immer die Männer falsch, ich glaubte auch von Ihnen, daß Sie einmal ruhig verzichten können, weil verzichtet werden muß ... Gehen Sie!“

„Gehen jetzt — wo es viel zu spät ist?“

„Dann geh' ich! Ich telegraphiere noch heute an meinen Mann ... Wenn ich, die ich Ihnen nur das Glück bringen wollte, nur das Unglück bringe! ... Da ist ja jede Sekunde Todsünde, die wir uns gegenseitig noch geben.“

„Das hätten Sie lange wissen können, Félicie!“

„Vielleicht hab' ich's gewußt oder wenigstens gefürchtet, mein Freund, und immer nur gezögert, weil ich Ihnen keine einzige Sekunde Sonnenschein rauben wollte. Ich habe damit etwas Thörichtes gethan. — Also gut, ich gehe ...“ Und da sehe ich neben einer kleinen, eigensinnig entschlossenen Falte einen merkwürdig müden Zug um ihre Lippen schleichen. Sie kann auch nicht mehr; sie ist auch am Ende. Ich sollte sie aus Barmherzigkeit gehen lassen oder selbst gehen, aber ich kann nicht! Ich kann nicht im

offenen Groll von dieser Frau scheiden, wenn es auch weit gesünder wäre für mein Gefühl, als die eigne, große Empfindung viel später da drüben matt verrinnen zu sehen. Ist das erst Thatsache — dann werde ich wohl den Mut finden zum Groll, wo es keinen Sinn mehr hat.

Und ich sage nur feige: „Genießen wir den Tag — er ist ja bald zu Ende! ... Es ist eben die Henkersmahlzeit, die ich genieße, und ohne die ich nicht sterben kann ... „Ich habe dich so geliebt, Félicie, wie du noch nie geliebt worden bist und nie geliebt werden wirst. Das ist mein Verhängnis."

„Ja, ja, mein Freund ..." und sie findet keine andre Antwort, sie will keine finden. Sie fürchtet gerade jetzt den Strom des Gefühls, der für ihr Empfinden immer etwas Häßliches, Abstoßendes hat, weil er zu heiß ist, zu ungebändigt. Er könnte sie am Ende doch noch aus ihrer Bucht herausreißen, hinausspülen ins uferlose Meer. Es ist ihre Natur so. Im Grunde versteht sie einen wahnwitzigen Segler doch nicht, der immer wieder hinaus will, obgleich der Wind entgegen und der Hafen so sicher. Sie ist eben bei aller Güte, aller großherzigen Verschwendung weit klarer und zielbewußter als ich. Das liegt vielleicht in der Frau, in der andern Rasse, in der Tradition selbst. Ich freilich liebe die Schlachten nicht, wo man nach keckem Vorstoß in die Verteidigungsstellung zurückgeht, weil sie sicher. Der kleine Rückzug nach einem großen Kampf, das will mir nicht! Meine Sorte von Gefühl hält auf der Walstatt aus, solange sie noch einen einzigen Atemzug hat. — Ich werde einmal einen feigen Rückzug antreten, nachdem der Atem nutzlos verbraucht ist. Mir wird immer klarer, daß die Tradition viele Gefühle, und diese alle nur bis zu einem gewissen Grade verständig züchtet. Zu hoch oder zu einseitig zu züchten, so daß ein größeres Gefühl die großen überwuchert, das hieße Empörung eben gegen diese Tradition. An dem einen Gefühl hat die Tradition nie ein Interesse. Im eignen Hause den Empörer — nein, mein Freund! Der Herdeninstinkt leidet das nicht. Die sich gegen ihn auflehnen, gehen ja auch regelmäßig zu Grunde.

Félicie ist sich über diese Gedankenkreise gewiß nicht klar. Sie hat dafür den Instinkt des Kommenden feiner als alle Frauen, die ich kenne. Und großherzig, wie sie doch ist, giebt sie gerade darum in diesem Abschied mir das Beste, was sie hat. Sie, die tastende, zagende Natur, giebt's ohne Besinnen ... Und der Thor hofft noch immer. Er hofft auf das Wunder.

Die Bucht ist heute still, blau, tief — die Brandung kleine, silbrige Schaumperlen. Der Himmel lacht. Wir lassen uns von einem alten Fischer hinüberrudern, in einem alten Boot. Wir sehen uns an, und wir lächeln. Die Laune ist vorüber, die Qual auch. Wir genießen wieder einmal das Glück, dessen Schatten wir heut nicht sehen wollen. Félicie schlug gerade diese poetische Bootfahrt vor, weil sie mich glücklich machen will, weil sie glückliche Gesichter liebt. Es muß doch ein wundersames Gefühl sein bei Frauen, wenn sie so ihre Zauberkraft sehen! ... Ob Frauen wie Félicie überhaupt wissen, daß sie zaubern können? ... Ich habe ihr beim Hinabsteigen zum Strand klar gemacht, daß ich nie mehr kleinlich sein will, nie mehr launenhaft, daß ich sie nie mehr betrüben werde, weil man Menschen, die man liebt, nicht betrüben soll. Sie freut sich des Versprechens ... Das Traumland taucht uns wieder auf, und das Traumbild, sanft vergoldet von dem wehmütigen Schimmer, der Menschen und Dingen eigen vor dem grauen Adieu auf Nimmerwiedersehen. Wir wandeln durch das alte Grenznest, saugen den dumpfen Modergeruch der engen Straßen ein, wie eine liebe Erinnerung. Wir verschwenden Soldis, füttern verhungerte Hunde. Ich habe meine Cerini vergessen und das Portemonnaie auch. Die Herzogin selbst kauft mir in dem kleinen Tabakladen ein Kästchen von den dünnen Zündfäden. Auf der Schachtel ist ein Hampelmann abgebildet. Das ist ein komischer Zufall, über den wir lächeln müssen, weil sie Hampelmänner doch gar nicht liebt. Wir lachen heute das lautlose Lachen, weil uns das laute vielleicht wehe thun würde. Wir geizen verständig mit der köstlichen Zeit — und sie entflieht doch! Alles weich, liebevoll, hellschimmernd, wie dieser Sonnentag mit seinem leisen Säuseln. Wir sind vielleicht so glücklich wie nie, weil wir gewiß sind, es bald nicht mehr zu sein. Das ist die wohlige Ruhe nach dem Sturm, die sanfte Unkraft, wo man sich nur Liebes thun möchte, weil man's als Erinnerung aufbewahren will für ein ganzes Leben. Ich glaube wohl selbst an diese schöne, weiche Erinnerung, wie ich auch wohl glaube, daß alles Geschehene einmal sanft und freundlich verblassen, versinken wird in einem schönen Vergessen. Es ist eben ein warmer, freundlicher Zauber, der uns umschlingt. — Wir stehen am Strand im Sand und sehen uns lächelnd an. Die Erinnerung so vieler schöner Tage geht über uns hin wie ein Traum, wir haben das Gefühl, als wenn wir selbst schon eine liebe Erinnerung wären.

„Soll ich dir wieder das Nette sagen, Rolf? — Ich hab' dich lieb!"

„Angebetete Félicie!"

Sie errötet bei dem eignen Wort leicht und reizend wie immer. Es ist ein glückliches Erröten, weil mir das kleine Wort immer noch so wohlthut. Und meine Lippen zittern wie immer beim Flüstern des geliebten Namens ... Wir thun gut an dem allen. Die Sonne des Abschieds soll ja nicht stechen, sondern wärmen.

In einem uralten, italienischen Mietswagen fahren wir zurück auf das Schloß. Es ist noch lange Zeit bis zum Diner. Wir gehen ins Musikzimmer. Félicie spielt mir ungebeten meinen Lieblings-Chopin, sie spielt so weich, so rein — es ist, als wenn die Töne fein und metallisch durch den Raum zitterten. Ich will ihr zum Dank die Hand küssen. Sie beut mir den Mund. Sie küßt mich — ich küsse sie. Wir sündigen anders wie sonst. Es ist alles so viel reiner, weicher in unserm

Empfinden. Es ist wirklich etwas Schönes und auch etwas Sündloses, solch kluges Abschiednehmen vor der Zeit ... Ich küsse das tiefschwarze Haar, dessen Duft ich so liebe. Ich küsse den feinen Nacken, ich küsse die geschlossenen Augen, ich küsse die Wangen.

Sie duldet's schalkhaft lächelnd. Sie sagt noch schelmisch: „Den Augenkuß hab' ich erfunden ...“

„Erinnerst du dich noch an Alassio und die Eisenbahnfahrt?“

„Ob ich mich erinnere, Félicie! Es war doch das Schönste.“

„Ja, es war wohl das Schönste. — Aber wir hätten's noch klüger genießen sollen, mein Freund. Jetzt thut's mir fast leid, daß ich Ihnen so wenig gab, und das Wenige so zögernd. Ach, es war eine schöne Thorheit damals! ... War es eigentlich Sünde? — Heute ist mir so, als hätten wir beiden nie gesündigt, als hätte das so sein müssen.“

Ich möchte niederknieen, den geliebten Fuß zu küssen. Aber ich darf nicht knieen. Die Thür nach der Ahnengalerie steht ja aus Vorsicht offen, und wir müssen scharf passen auf den schleichenden Schritt des herzoglichen Kammerdieners ...

Die kleine Moral! — Zu guter Letzt entscheidet sie ja doch.

Das sind die unwiederbringlich letzten Tage des Glücks. Der Tag eine einzige, warme Sonne — die Nacht das stumpfe Brüten ... Ich hoffe noch immer auf das Wunder. Ich will mir nun einmal nicht klar machen, daß eigentlich nichts hoffnungsloser, als solch liebes Abschiednehmen. Uebermorgen ist auch das vorüber. Der Duc kommt. Er gönnt uns diesmal keine Gnadenfrist mehr.

XIV.

Als das Telegramm kam — es war beim Diner, und die französische Unterhaltung floß gerade leicht, als könnte uns nie etwas trennen, weil uns nie etwas verband — zitterte Félicies Hand so stark, daß sie das Papier ungeöffnet neben den Teller legte. Nervenschwäche vor Dienstboten ist uns beiden gleich verhaßt. Erst beim Dinerkaffee, wo wir allein, las sie.

„Er kommt schon morgen,“ sagt sie tonlos.

„Einmal muß er doch kommen!“ antworte ich brüsk.

Dann schweigen wir. Wir sehen auf einmal die drei letzten Wochen in einem scharfen Licht wie eine Komödie des Glücks, wo ich der Schwache und sie die Großherzige. Vorüber! — Zu meiner Schande sei's gesagt, ich bin beinah froh, daß es vorüber ist.

Durch Félicies Herz fliegt ein stechender Schmerz. „Einmal im Leben hatte man das Glück ... nun ist das auch dahin ... das Leben ist hoffentlich auch bald zu Ende.“

Ich lache kurz auf.

Sie fährt ruhig fort: „Ich bete täglich um den Tod, um die Erlösung. Was hab' ich denn vom Dasein? Es ist eine Lüge, eine häßliche Lüge, wo ich lächeln muß, wo ich weinen müßte ... Und wenn man noch lange lebte? — O, ich will nicht leben!“ ...

„Dann bete auch um meinen Tod, Félicie! Es wäre nur Barmherzigkeit. — Mein Gebet wird ja doch nicht erhört. Vielleicht ist deins stärker.“

„Lästern Sie nicht, mein Freund!“

„Lästere du nicht, Félicie!“

Wir schweigen wieder. Das weiche Acetylenlicht gießt seinen Dämmerglanz über den Saal, die heiligen Glasmalereien gleißen. Ich sehe stumm ins Leere — ihre großen Augen irren ängstlich. Wir suchen wohl beide nach einem Ausweg. Aber wir gehen beide an der einzigen Pforte vorbei. Wir wissen nicht, ob sie verschlossen; wir tippen nicht einmal mit ängstlichem Finger auf den Drücker. Im Leben giebt's hauptsächlich verschlossene Thüren, die der Mutige sprengt, an denen der Feige vorbeischleicht. Ich kann nun einmal der Frau nicht sagen: „Entflieh! Es soll nicht mit mir sein, nicht zu mir — aber entflieh! Mach dich frei mit List oder mit Gewalt! Ich weiß genau, daß sie, die mit diesem Entschluß schon oft im Leben gerungen haben muß, mir doch unfehlbar antworten würde: ‚Ich kann nicht, ich darf nicht, ich habe Pflichten!‘ ... Ihre Gründe dafür sind sicher stärker und mehr. Man hat eben nur einen einzigen Grund zur That. Zur Unterlassung findet jeder mehr und bessere, als der Meeressand Körner hat. Der Gedanke an die Flucht liegt doch schon zwischen uns, solange wir uns wirklich kennen, er schwebt vor uns, hinter uns, über uns — meinetwegen ein Schreckgespenst für den einen — für den andern eine Lichtgestalt. Aber er muß uns doch unaufhörlich umlauern, wenn wir nicht sündig spielende Kinder waren oder herzenskalte Genüßlinge des Augenblicks. So etwas wird nicht gesagt, weil es nicht gesagt zu werden braucht. Angetippt habe ich genug. Das Wort muß sie sagen, die so unvergleichlich viel mehr aufs Spiel setzt, und deren Gefühle die Kette der Tradition so schwer umklirrt. Und auch jetzt in dem Augenblick schwebt die Flucht mit dem dünnen Rauch der Zigarette zwischen uns. Und spräche ich das Wort, so würde sich das andre Herz gekränkt zusammenziehen, wehe Lippen würden flüstern: ‚Ja, wenn du das von mir verlangst, so verstanden wir uns eben nie. Ich gebe dir doch das Menschenmögliche, ja das Unmögliche.‘ — Ich kann mich ja irren, ich schätze sie sicher nicht so hoch, als sie's verdient. Dennoch bringe ich's nicht über die Lippen. Soll ich abziehen wie ein begossener Pudel? — Denke dir, wenn sie es überhaupt nicht versteht, daß es Momente giebt, wo der gebrochene Eid Pflicht gegen sich, und der gehaltene Verbrechen auch gegen andre. Der Sturm liegt eben leider Gottes hinter uns. Es war vielleicht für mich nur der Sturm und für ihr Schiff der rettende Wind. Sie hat mir so oft gesagt, ich würde einmal die Frau verachten, die mir zu viel gab. Und wenn ich einmal die Frau dafür verachten müßte, daß sie mir zu wenig gab? ... Verachten, das ist ja Unsinn! Der eine sieht eben sein Heil im Vorwärtsstürmen, der andre im Rückzug. Die meisten Leute werden eben nie begreifen, daß seit Urzeiten unabänderlich Tradition und Revolution sich ablösen müssen, und daß alle Heiligen nicht das





Jos. Aranda

Der Streit um die Erbschaft.

Martyrium des alten Glaubens, sondern das des neuen Glaubens trugen. Es kommt nur auf die bergeversetzende Kraft des Glaubens an, die siegende Größe des Gefühls. Wer sich aber sein Leben lang zwischen ein großes Gefühl und viele kleine Gefühle spannt, der ist kein Märtyrer, sondern der wird mit Recht gevierteilt ... Ich kenne bei allem Liebeswahn die Frau doch wohl besser, als sie selbst ahnt! Ihre Kraft liegt im Beharren. Und selbst, wenn sie mein großes Gefühl losrisse von dem Felsen der Tradition, so würde sie es mir nicht danken. Sie will gut sein, aber nicht stark! ... Das Beharrende ist die Tradition.

Und ich vermag noch immer auf das Wunder zu hoffen, weil ich mir sage: es kann weder der Wunsch noch das Interesse der Vorsehung sein, unser Bestes im Kampf ohne Resultat zu verbrauchen. Ich habe mich in den Gedanken verbissen, der mich zuletzt sehr glücklich oder sehr unglücklich machen muß. Denn ich habe gar keine Lust, die Schar der Mittelmäßigen zu vermehren, die sich mit dem Kleinen begnügten, weil sie das Große nicht erlangen konnten. Man geht doch deswegen auf zwei Beinen, daß der Kopf nach oben schauen soll und nicht nach unten, wie bei den vierbeinigen Kollegen. An dieser Ueberzeugung ändern alle Demut predigenden Religionen nichts. — Und ich werde unentwegt zu meiner Heiligen aufsehen, von ihren schönen Gliedern die Flecken waschen — die Flecken, die nur ich an ihr finde, weil ich ein Kleinmütiger, der auf jeder Lichtgestalt nun einmal die Schatten aus alter Gewohnheit sucht ... Besser ein gläubiger Narr, als ein vernünftiger Feigling.

*

Wir hatten uns bei dem Dinerkaffee über die Gebühr verspätet. Der Diener guckte zweimal verstohlen durch die Thür mit jener dreisten Dienstbotenfrage im Auge und der feigen Geschmeidigkeit in der Bewegung. Es sollte wohl so viel heißen: ‚Pardon, ich störe die Herrschaften! — Aber sind Sie nicht ein wenig unvorsichtig?‘

Wir stehen langsam auf. Félicie sagt müde lächelnd: „Sehen Sie, so ist unser letzter Abend, kein Glück, kein Stern! Draußen ist's auch grau. Es kann ja nicht anders sein ... Aber ich möchte Ihnen doch noch danken, mein Freund, für diese letzten Tage. Sie waren so gut, so liebenswürdig! Sie haben Wort gehalten und mich nicht mehr mit Ihren Stimmungen gequält. Jetzt kann ich es Ihnen auch ehrlich sagen: ich hätte es nicht länger ausgehalten ... Wenn man's so gut mit jemand meint und so leicht mißverstanden wird! Im großen verstanden wir uns doch so gut, nicht wahr? — Wir werden uns auch weiter so verstehen, wenn wir nichts mehr voneinander hören, als was die Zeitungen mir über Ihre neuen Bilder bringen und was Ihnen ein herzlicher Geburtstagswunsch sagt. Wir werden uns nicht vergessen, dessen bin ich sicher, wir haben ja die liebe, liebe Erinnerung. Die dürfen Sie mir nicht freventlich stören, mein Freund! Ich will ja nur Ihr Glück, nur Ihr Glück! ... Ich bin zum Leiden geboren und werde weiter leiden ... Nun schlafen Sie wohl — schlafen Sie wirklich mal eine Nacht, weil ich es möchte!“

Ich küsse ihr die Hand — ich bin so stumpf. Ich gehe, sie bleibt. In der Thür noch ein letzter Blick von mir, ein wehmütiges Lächeln von ihr. Dann schrillt die elektrische Glocke. Ich höre noch, wie sie dem Diener einen gleichgültigen französischen Befehl giebt. Die Dame von Welt kennt ihre Pflichten. Das ist die Tradition, das Schloß. Nie in meinem Leben wurde mir die furchtbare Lüge unsrer Gesellschaft schmerzlicher klar, als in diesem gleichgültigen französischen Befehl.

In meinem Zimmer breche ich zusammen. Es giebt ganz gewiß keine Wunder, Gert! Und ich flehe noch immer um das Wunder. So verwirrt eine einzige Frau auch den klarsten Köpfen den Sinn.

Es mag so gegen halb elf gewesen sein — sobald ich allein bin, hab' ich kein Gefühl für die Zeit. Die bleierne Minute birgt mir dieselbe Qual als eine stumpfe Ewigkeit, so unterschiedlos reiht sich eines an das andre ... Ich bin krank, ich bin sehr krank! — Also es klopfte. Ich dachte an das andre Klopfen. Und es durchzuckte mich weh. Dann aber stand ich ganz ruhig auf. Es kam ja von der andern Thür. Der Kammerdiener brachte mir einen Auftrag: „Die Frau Herzogin lassen den Herrn Baron in die Halle bitten zum Thee. Falls der Herr Baron aber müde, so bäte die Frau Herzogin, sich auf keinen Fall zu genieren.“

„Ich danke. Ich komme sofort.“

Diese abendliche Zusammenkunft ist eine Ungeheuerlichkeit. Stammt sie aus einem gütigen oder aus einem starken Entschluß? — Ich trete in die Halle. Ein einziger Kandelaber steht auf dem Tisch. Neben ihm dampft die japanische Theekanne. Félicie empfängt mich mit einem beinahe verlegenen Lächeln.

„Félicie!“ sage ich leise.

Da wird sie nervös: „Sprechen Sie doch ruhig laut! Es ist weit besser, wenn man das Schlimmste hört, als wenn man das Schlimmste vermutet. Uebrigens ist der Diener im Souterrain. Heute horcht er nicht. Zuweilen können meine Leute vor mir zittern, obgleich ich nie ein böses Wort sage. — Setzen Sie sich, mein Freund! ... Ich habe lange mit mir gekämpft. Sie selbst finden diese Zusammenkunft vielleicht sonderbar. Aber der letzte Abend soll Ihnen noch einmal gehören. Meinem Mann werde ich es auch erzählen. Mag er etwas dabei finden oder nicht — ich will mir nicht den Vorwurf machen, Ihnen kleinlich etwas entzogen zu haben, was ich Ihnen großherzig doch geben konnte. — Aber Sie müssen heute so gut und liebenswürdig sein wie in den letzten Tagen!“ — Sie schenkt mir mit matter Anmut Thee ein, hält das Streichholz zur Zigarette. — „Plaudern wir! Erzählen Sie mir etwas von Ihrem neuesten Bilde! Es muß unbedingt etwas Gutes werden, das Beste, was Sie je gemalt haben, weil ich Sie dazu inspiriert. Sie sind mir das gewissermaßen schuldig ... Sie sprachen gestern auf der Bank etwas, wie Sie das Glück malen wollten. Wir kamen nicht weit. Erzählen Sie jetzt weiter! Ich höre Sie so gern

erzählen ... Denken Sie noch an unsre erste Begegnung auf der Klippe? Da fiel's mir gleich auf, welch warmen Ton Sie in gewissen Momenten haben können. Wenn Sie spotten, liebe ich Sie noch heut nicht. Man möchte dann denken, Sie hätten nur Hochmut und kein Herz. Und ich weiß doch sehr genau, daß Sie bescheiden sein können und daß Sie tief und rein empfinden ... Also ..."

Ich muß die Tasse hinsetzen, weil mir die Hand greisenhaft bebt. Ich beiße die Zähne zusammen und atme schwer. — Ich bin wahrhaftig kein Mann mehr, Gert! Ich spüre ein unendlich wehes Zucken in allen Gliedern, und während ich weit vornübergebeugt auf den Boden starre, kann ich nur den Kopf schütteln. Ich fühle die brennende Thräne in meinem Auge zittern — die schwere, große Thräne, gegen die jedes Mannes Scham verzweifelt ringt bis zur Grenze der Kraft. Félicie sieht die Thräne und wird blaß. Sie leidet mit mir. Und doch mag wohl jede Frau zugleich den pathologischen Reiz solcher Erniedrigung vor ihrem Zauber empfinden. Sie wissen ja alle erst im letzten Moment, daß das Leben zuweilen auch bei uns eine Tragödie ist, wo die blutige Thräne aus dem Herzen quillt und nicht von den angenehm irritierten Nerven rieselt. Sie finden vielleicht alle solche Thränen schön und gut — und sie sollten doch selbst weinen, weinen über sich...

Und ich presse zwischen den Zähnen durch: „Ich kann nicht, kann nicht. Malen — ich? — Das war einmal ... ich kann nicht mehr."

Darauf antwortet die Güte der Frau weich: „Mein Freund, ich leide ja auch — ich ringe ja auch — ich kann nur niemals das ganz sagen, was ich denke und fühle, wie andre Frauen. Ich darf's nicht — ich darf's wirklich nicht — ich darf's um Ihretwillen nicht! Und dann schäme ich mich so sehr ... Seien Sie doch ruhig, mein Freund!... Kommen Sie, küssen Sie mich — küsse mich! Ich will dich wieder küssen, so oft du es verlangst. Es ist nicht etwa Güte oder Mitleid, wie Sie immer denken — ich thu's ja so gern, ich hab' dich ja so lieb! ... Sie haben mir einmal gesagt: ein Kuß von mir sei die beste Arznei für Ihr Leiden ..."

Aber heute hat der Kuß nicht die bannende Kraft von sonst. Es ist auch ein andrer Kuß. Ich weiß nicht, wie's kommt: er ist brennend und kühl, lang und flüchtig zugleich. Wenn mir in dieser Stunde Félicie doch beim besten Willen nicht mehr zu geben vermag als das große, schöne Mitleid der Frau, das ich nicht will, das mich entehrt? — Ich will ihre heiße Liebe, nicht ihr warmes Mitleid. Herrgott, der Verschmachtende braucht doch den langen, köstlichen Trank, nicht den brennenden Tropfen! Was giebt sie mir heut mit ihren Lippen? — Ich fühle nur den brennenden Tropfen. Ich sehe in den großen Opalaugen nur das ängstliche Flimmern, die ratlose Angst der Frau, die eine leichte Pfeilwunde gern heilt, aber bei dem Lanzenstich des Schwerverwundeten nur mit heimlichem Grauen das strömende Herzblut sieht und verzweifelt denkt: ‚Das habe ich nicht gewollt, das habe ich nicht gewollt! Gott, warum machst du mich zur großen Sünderin, die ich eine freundliche Heilige sein wollte? Ich fühle ja so ganz anders als er. Der Mann verlangt, was ich ihm nie geben wollte, weil ich's doch nicht geben kann — mich selbst!'

So stehen wohl immer die Frauen mit angstvoll gefalteten Händen vor einem großen Gefühl, das sie weckten. Ich klage ja auch die großherzige Thörin nicht an! Sie täuschte sich nur edel über ihr Gefühl für mich, weil das „Ueber den Durchschnitt" in unsrer Gesellschaft bei Männern nun einmal nicht gezüchtet wird. Und weil auch die besten unsrer Frauen sich gern herabwürdigen zum reizenden Spielzeug des Mannes. Die Frauen wissen's nicht anders. Sie betrügen oder werden betrogen. Und ängstlich hüten darum die Besten das zuckende Herz vor dem schweren Schlagen einer großen Leidenschaft. Sind denn solche Frauen so ganz anders geartet? Müssen sie alle erst zehnmal an sich selbst verzweifeln, ehe sie einen Mann begreifen, der um ihretwillen ein für allemal an allem verzweifelt?

Und die Thräne rinnt mir über das Gesicht — die Thräne, deren sich der Mann doch schämt und deren sich der Mensch nicht schämen sollte. Ich wußte, daß dieser Ausbruch des Gefühls einmal kommen würde, aber ich hoffte immer, ich würde mich im einsamen Zimmer schweigend verbluten. Solche Ausbrüche sind nie ästhetisch. Die Frauen, die sie sehen, die werden entweder von der Flut mit fortgerissen oder sie weichen ernüchtert der schmutzigen Woge aus, damit das herbe Naß nicht ihren Fuß netzt. Wer solch überströmendem Gefühl vernünftig zusieht, der erkennt darin nur die Symptome des Wahnsinns. Und ich sage mit ineinander gekrampften Händen: „Was soll denn aus mir werden ohne dich, Félicie? Was nutzt die Komödie der guten Erziehung, der gemäßigten Gefühle? Was nutzt mir schließlich der Kuß, die Liebe, die Treue, wenn ein andrer, der deine Seele nicht besitzt, deinen Körper besitzt? — Ich kann nicht von Erinnerungen leben! Sie sind mir eine endlose Qual, ein ätzendes Gift, eine ewig eiternde Wunde. Für mich giebt es nur eine einzige, bittere Medizin: die Verachtung. Und ich ziehe das langsame Sterben doch dieser ekeln Medizin vor. — Du sprichst mir von Glück, und daß du für mich betest und mir alles Gute wünschest, hier und im Jenseits. Begreifst du denn nicht, Weib, daß solch Gebet eine Beleidigung für dich ist, ein Hohn auf alles, was ich dir je gesagt oder je gedacht habe? — Das Glück bist du — du allein! Und wenn du gehst, so geht eben das Glück ... Und wenn du einmal für deinen Tod betest, so bete zehnmal um meinen! Das ist keine Lästerung. Da steht denn Gott doch zu hoch, als daß er bei einer schweren Heimsuchung kleinlich abwöge. Und ich bange vor der Vergeltung da oben nicht. Wer die Last aufbürdet, nicht wer sie trägt, hat die Kraft des Lasttieres zu schätzen. Ihr nennt von eurem religiösen Standpunkt aus den Gedanken an Selbstmord feig. Ihr habt allerdings ein Recht dazu, denn ihr habt nie die echte Verzweiflung gewittert. Ihr habt noch immer so viel kleine Gefühle und kleine Tröstungen, daß ihr immer hoffärtig den über

die Achsel ansehe, der an einem großen Gefühl zu Grunde ging — an einem Gefühl, dessen ihr gar nicht fähig seid, weil ihr dessen nicht fähig sein wollt. Die großen Gefühle sind heiß, sie brennen. Darum zieht ihr die kleinen vor, die behaglich wärmen. Ihr habt eine schreckliche Angst vor dem eignen großen Gefühle, weil große Gefühle nie bequem sind, weil sie schmerzen. Ihr liebt sie auch bei andern nur im ersten, leichten Aufflackern und zieht euch entsetzt zurück, sobald ihr die Glut spürt. Euer Gefühl empfindet solche Glut wie eine Beleidigung. Darum könnt ihr im Leben auch nie verbrennen, ihr könnt höchstens erfrieren. Und wer euch die Wahrheit sagt, von dem wendet ihr euch gekränkt ab, er ist euch ein Undankbarer, der euch nie verstand" ...

Ich habe damals sicher viel mehr gesagt und zugleich viel weniger, wie es der Strom gerade gab. Jetzt ist er versiegt. Er verleugnete seine vulkanische Natur nicht. Eine nutzlose Eruption — eine nutzlose Quälerei alle beide ... Wenn der Don Quichotte die wütendsten Lufthiebe schlägt, während ein andrer von fern zusieht ... Der Kampf hat nur Sinn, wo Schlag auf Schlag dröhnt. So wie ich ihn führte, mag er eine verzweifelte Aehnlichkeit haben mit einem vernünftigen Rasen, das irgend etwas erpressen will. — Ich will nichts erpressen!

(Fortsetzung folgt.)



Das Denkmal des Generals von der Tann.

Unter den Heerführern des deutsch-französischen Krieges steht mit in erster Reihe die Heldengestalt des tapferen, edeln Bayern-Generals Freiherrn Ludwig von der Tann-Rathsamhausen (1815—1881). Sein Name ist in der Geschichte des Feldzuges bei den Kämpfen von Wörth, Beaumont, Sedan und dann bei Orleans mit Ehren verzeichnet. Aber schon zweiundzwanzig Jahre vorher hatte von der Tann in Schleswig-Holstein als Organisator der Freischaren kriegerische Lorbeeren geerntet und bei Altenhof und Hoptrup glänzende Waffenthaten vollbracht. So ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, daß dem General, dessen ganze Persönlichkeit viele sympathische Züge aufweist, jetzt ein Denkmal in Stein und Erz errichtet wird. An der Spitze des Komitees steht der bayrische Kriegsminister Freiherr von Asch, der den großen Feldzug einst zur Seite des Generals als dessen Adjutant mitgemacht hat.

Zur Ausführung des Denkmals war der Bildhauer Friedrich Pfannschmidt in Berlin berufen. Er hat seine Aufgabe recht glücklich gelöst. Trotz des Zwanges, den die militärische Uniform mit sich bringt, und bei aller Kraft in Ausdruck und Haltung ist die Figur in einer natürlichen, künstlerisch freien Bewegung dargestellt. Wer die Gestalt betrachtet, hat die Empfindung: das ist ein ganzer Mann, großherzig im Denken, entschlossen bei der That. Der Feldherr trägt den Ueberrock mit gesticktem Kragen und den Schnüren des Generaladjutanten; die linke Hand umfaßt kräftig den Griff des ihm von Schleswig-Holstein gewidmeten Ehrensäbels. Die Rechte hält den Feldstecher und ruht leicht an der Hüfte. Bei dieser Bewegung des Armes ist der Mantel von der Schulter geglitten, woraus sich interessante Licht- und Schattenwirkungen und eine fesselnde Silhouette ergeben. Der Kopf mit dem martialischen Viktor Emanuel-Bart und dem mächtigen Schmiß auf der linken Wange, der von der Schläfe bis zum Kinn heruntergeht — eine Erinnerung aus einem Säbelduell — wird überschattet von dem Federhut des bayrischen Generals, dessen Form zu dem spitzen Henriquatre trefflich paßt. In dem durchgeistigten Antlitz spiegelt sich das ganze Wesen des heldenmütigen, zugleich aber tief und ernst veranlagten Mannes.

Die Figur von anderthalbfacher Lebensgröße wird in Bronze gegossen; für das sehr hohe Postament ist bayrischer Granit gewählt. Das Denkmal erhält seine Stelle auf dem Marktplatz zu Tann an der Rhön, einem Städtchen im Regierungsbezirk Kassel, das 1866 von Bayern an Preußen abgetreten wurde. Es ist der Stammsitz der Freiherren von der Tann-Rathsamhausen. Das Denkmal soll im Herbst 1900 enthüllt werden.

Der Schöpfer des Werkes, Friedrich Pfannschmidt, hat trotz seines jugendlichen Alters — er zählt erst fünfunddreißig Jahre — sich schon durch reiche bildnerische Arbeit bethätigt. Sein Vater war der Meister religiöser Malerei, D. Joh. Karl Pfannschmidt, der „letzte Cornelianer". So wurde er denn frühzeitig im elterlichen Hause auf die Kunst hingelenkt, ebenso wie sein Bruder Ernst, der talentvolle Schüler von Eduard von Gebhardt. Auch unser Künstler bewegte sich anfangs in den durch das Beispiel des Vaters vorgezeichneten Bahnen. Seine religiösen Darstellungen in einer Anzahl hervorragender Kirchen sind von ansprechender Schlichtheit. Für den neuen Dom in Berlin schuf er das Charakterbild des eifernden Apostels Simon Zelotes. Eine seltene Größe der Auffassung verkörpert sich in Pfannschmidts Figur des Archimedes, der sinnend in seine Zirkel vertieft ist.

In den letzten Jahren hat sich der Künstler mehr der Porträtkunst kleinen und großen Stiles zugewandt. Seine Figuren Kaiser Heinrichs I., des Städteerbauers, am Rathaus zu Hamburg, des Rechtsgelehrten und Staatsmannes Johann Jakob Moser am Reichsgericht, Kaiser Wilhelms I. zu Wesel und andre Werke sind ein anschaulicher Beweis, wie unser Bildhauer malerische Auffassung mit Feinheit und Schärfe der Charakteristik vereinigt. So ist Friedrich Pfannschmidt schon jetzt ein Künstler von kräftiger Eigenart und ausgeprägter Individualität. A. R.





Elefanten-Dressur.

Von

Hermann Röder.

(Mit 6 Abbildungen.)

In den siebziger Jahren erregten sieben Elefanten, die im Cirkus Renz vorgeführt wurden, an allen Orten, wo man sie zeigte, großes Aufsehen. Die Tiere waren in Hagenbecks „Tierakademie" zu einer bisher in Europa noch nie gesehenen Dressur herangebildet worden und erweckten selbst in den Fachkreisen des Artistentums ein außergewöhnliches Interesse. Schon der Beginn ihres Auftretens wirkte auf das Publikum erheiternd. Sie trabten im Cirkus gleich Pferden hintereinander, und jeder hatte mit dem Rüssel den Schwanz seines Vordermanns erfaßt, um nicht die Direktion zu verlieren. Die Hauptnummer ihrer Leistungen aber bestand darin, auf Befehl ihres Kornaks mächtige Baumstämme zu heben und an jeden Ort zu tragen, der ihnen gewiesen wurde. Durch diese Vorführung sollte die große Nützlichkeit dieser Tiere in ihrer Heimat vor Augen geführt werden. Wer hätte da nicht unwillkürlich an die vielen und manchmal recht unglaubwürdigen Elefantengeschichten gedacht, die uns die Schriftsteller des Altertums erzählen! Es ist durchaus nicht erlogen, was moderne Indienreisende von der Intelligenz der Elefanten berichten. Ein solcher Dickhäuter ist ein kluges und gelehriges Tier und keineswegs so schwerfällig, wie es uns Europäern für den ersten Augenblick erscheint. Wohl mag sein riesiger Körper in der Gefangenschaft und in der Schaustellung der zoologischen Gärten zur Schwerfälligkeit und Plumpheit neigen, aber zur Arbeit oder gar zur Dressur herangezogen, macht der Elefant schnell die erstaunlichsten Fortschritte, von denen wir erst den rechten Begriff bekommen, sobald wir uns eingehender mit seiner Pflege und dem Studium seines Charakters befassen. Er ist im Grunde genommen ein gutmütiger und verträglicher Geselle, und wer sich ihn zum Freunde gemacht hat, für den entwickelt er einen Eifer und eine Unverdrossenheit, die zu dem massigen Körper in seltsamem Gegensatz steht.

Diese Vorteile haben die Indier schon in alter Zeit zu schätzen gewußt. Der asiatische Elefant ist zwar wilder als sein afrikanischer Kollege, aber viel leichter zu zähmen als dieser und infolgedessen auch besser zur Dressur geeignet. Aus diesem Grunde zog man ihn zu den schwersten Arbeiten heran, gebrauchte ihn aber auch zum persönlichen Ergötzen bei festlichen Gelagen, um dadurch die Bewunderung der Zuschauer wachzurufen. Scenen, in denen sich bei solchen Gelegenheiten nicht ein, sondern mehrere dieser Dickhäuter wie auf Kommando unter die tanzenden Krieger mischten und durch staunenerregende Dressur den Tanz verherrlichten, gehörten nicht zur Seltenheit.

Es hat freilich vieler Jahrhunderte bedurft, ehe man den Elefanten als Sehenswürdigkeit nach Europa brachte. Der erste, der gegen ein Eintrittsgeld von vier Kreuzer zu sehen war, wurde am 23. Juni 1639 in Hamburg gezeigt und gab zur Gründung eines zoologischen Gartens — der erste in der Welt überhaupt — Veranlassung. Im



Verlaufe der Zeit entstanden zwar bald noch mehrere zoologische Gärten: zu Paris (1794), London (1828), Amsterdam (1838), Berlin und Antwerpen (1843), die mehrere Elefanten in ihrem Tierbestande führten, doch wollte man an die Dressur derselben zu außergewöhnlichen Kunststücken immer noch nicht recht heran. Erst dem bekannten, 1844 zu Hamburg geborenen Tierkenner und -händler Carl Hagenbeck war es zu verdanken, daß man mehr Wert auf solche Dressuren legte. Seine Ansichten und Unternehmungen auf diesem Gebiete sind seitdem bahnbrechend geworden. Aus seiner großen Dressuranstalt, die vornehmlich die „zahme“ Dressur und das Aneinandergewöhnen verschiedenartiger, in der Wildnis aufgewachsener Tiere pflegt, haben die berühmtesten Bändiger ihr Material bezogen und uns dann in den zoologischen Gärten, Cirkussen und Spezialitätentheatern durch die außergewöhnlichen Kunststücke ihrer Schützlinge in Erstaunen gesetzt.



Das Geschäft eines Tierbändigers ist zwar gefahrvoll, aber bei weitem nicht so kompliziert, wie es der Laie anzunehmen scheint. Es hat nur wenige Bändiger gegeben, die ihre Zöglinge selbst in der Wildnis einfingen und auch daselbst dressierten. Der moderne Tierhandel — vornehmlich derjenige Hagenbecks — hat durch seine großartigen Beziehungen diesem komplizierten Unternehmen ein Ende gemacht. Er kauft die Tiere im großen ein und dressiert sie durch eigens angestellte Bändiger am Orte der Handelsniederlassung.

Auf keinem Gebiet aber erschöpft sich das Interesse des Publikums so leicht als auf dem der Tierdressur. Was vor Jahresfrist als Phänomen bewundert worden ist, erscheint heute veraltet und hat aufgehört, eine Sehenswürdigkeit zu sein. Unsre jetzigen Bändiger sind daher emsig bemüht, immer Neues zu bieten. Sie sind schon dazu durch die Konkurrenz gezwungen, und wer nicht danach strebt, diese durch außergewöhnliche Leistungen zu übertrumpfen, der gerät leicht ins Hintertreffen.

Zu den strebsamen und ideenreichen Artisten gehört der Elefantendompteur Sam Lockhart. Seine wunderbare Dressur macht in allen Ländern Europas von sich reden, und was der Artist mit seinen sechs indischen Elefanten vornimmt, ist eine staunenerregende und außergewöhnliche Leistung. Seine Tiere gehorchen wie die Pudel, und nur ein Wink von seiner Seite genügt, um sie zu ihren Pflichten anzuhalten und zu ermuntern. Dabei bildet die Peitsche in seiner Hand kein Mittel zur Züchtigung, sondern bedeutet seinen Zöglingen ungefähr das, was der Taktstock eines Kapellmeisters den Musikern ist. Als ein „Dirigent“ steht auch Lockhart inmitten seiner Elefantenherde, und hier gewähren die kunstvollen Gruppierungen dieser riesenhaften Körper einen wahrhaft imponierenden Eindruck, der häufig, wenn zum Beispiel drei seiner Tiere sich plötzlich gleichzeitig auf den Kopf stellen, in das Ungeheuerlich-Groteske umschlägt. Dabei ist jeder Elefant in seinem Fache ein vorzüglicher Künstler. Der eine nimmt auf einem Holzschemel — allerdings von starker Dimension — Platz und verspeist an gedeckter Tafel nach gentlemanliker Art sein Abendbrot. Ein andrer bekommt es fertig, sich auf die Vorderfüße zu stützen und seinen schweren Körper hoch in den Lüften zu balancieren. Den drolligsten Eindruck aber macht ein „Ehepaar“, das sich in gemessenem Takte nach der Musik auf einer Holzschaukel belustigt. Die Musik hierzu wird von drei musikalisch veranlagten Kollegen geliefert. Mit Eleganz und schneidiger Accuratesse wird hier von einem solchen der Leierkasten mit dem Rüssel gedreht und dem Instrument in durchaus korrekter Weise die prickelnde Weise der „Schönen blauen Donau“ entlockt. Sein Nachbar zur linken Seite schwingt mit einem Fuße das Schellenband, wie es eine feurige Spanierin nicht besser zu handhaben vermag, und der ihm gegenüber befindliche Pauken- und Beckenschläger hat die beste Veranlagung, auch in einem menschenwürdigen Orchester in gleicher Bethätigung zur Haydnschen Symphonie mit dem



Paukenschlag verwendet zu werden. Damit ist aber noch lange nicht das Repertoire der Lockhartschen Elefanten erschöpft. Der selige Auriol würde gewiß, wenn er auferstände, große Augen machen, wenn er den von ihm erfundenen Flaschentanz von einem Elefanten ausgeführt sähe. Es gehört nun heute einmal zur modernen Dressur, daß Tiere uns das zeigen, was wir bisher nur von Menschen sahen. Und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn wir unter den Lockhartschen Dickhäutern auch einen Radfahrer finden. Radelt doch heutzutage alles, — warum nicht auch Jumbo!

Winterkrankheiten der Zimmerpflanzen.

Von

Max Hesdörffer.

Es ist eine Schattenseite der sonst so anregenden Blumenpflege im Zimmer, daß sich unter den Lieblingen im Blumentisch und am Fensterbrett immer Patienten befinden, mitunter sich sogar der ganze Zimmergarten ausschließlich aus solchen zusammensetzt. Die Klagen und Fragen über kranke Zimmerblumen nehmen in den Liebhaberkreisen kein Ende. Dieser möchte wissen, woher es kommt, daß seine Kamelie die schönen Knospen abfallen läßt, jener wieder kann sich das Gilben der Blätter einer Aralie oder das immer Kleinerwerden der neuen Blätter eines ehedem stattlichen Gummibaumes nicht erklären. Je moderner die Einrichtungen unsrer Wohnungen werden, um so kränker dürften sich die Zimmerpflanzen zeigen; in der bescheidenen Häuslichkeit einfacher Bürgersleute findet man oft die schönsten Pflanzen, die sich nicht selten mit den besten Kulturen tüchtiger Gärtner messen können, in den Salons der Geldfürsten dagegen sind von den Blumen nur die neu gekauften lebensfrisch, die übrigen fast alle zeigen ein mehr oder weniger kränkliches, beinahe verkümmertes Aussehen.



Wenn man die Krankheiten der Zimmergewächse und ihre Ursachen feststellen will, so muß man zunächst diejenigen Pflanzen, denen die Natur nur eine beschränkte Lebensdauer oder eine regelmäßig wiederkehrende vollständige Ruhepause im Wachstum vorgeschrieben hat, von den übrigen trennen. Ein- und zweijährige Gewächse, die bald nach der Blüte ihren Lebenslauf beenden, werden dann naturgemäß gelb und trocken, und ähnlich verhalten sich Zwiebel- und Knollengewächse, von denen viele eine vier bis sechs Monate dauernde Ruheperiode im Jahre durchmachen müssen, oder laubabwerfende Pflanzen, die ganz naturgemäß im Herbst die Blätter fallen lassen und erst im Frühling wieder austreiben. Gewächse solcher Art muß man kennen, um sich nicht unnötig über ihr Zurückgehen zu ängstigen.

Was nun die überwiegende Mehrzahl der hauptsächlichsten Zimmerpflanzen betrifft, die eine ausgesprochene Ruheperiode nur insofern kennen, als sie zu einer gewissen Zeit im Jahre das Wachstum einstellen, ohne aber die Belaubung abzuwerfen, so ist auch für sie der Winter in den meisten Fällen eine kritische Zeit, über die man sie nur durch sorgfältigste Behandlung unbeschädigt hinwegführen kann. Da auch bei diesen immergrünen Gewächsen die Lebensdauer des einzelnen Blattes ihre Grenzen hat, sich, Palmen ausgenommen,



selten auf über zwei bis drei Jahre erstreckt, so darf man es nicht allzu tragisch nehmen, wenn im Winterhalbjahr einige der ältesten Blätter verloren gehen, im Frühling wird dann die gesunde Pflanze die Verluste bald wieder ausgeglichen und selbst überholt haben.

Die meisten Gewächse gewinnen für uns erst an Wert, wenn sie im Winter blühen oder doch grün bleiben, denn gerade die Wintermonate bilden für die Blumenpflege im Zimmer den wichtigsten Zeitabschnitt. Wenn erst draußen im Freien alles grünt und blüht, wenn man oft nur die Fenster zu öffnen braucht, um den Wohlduft Tausender von Frühlingsblüten in die Wohnräume eindringen zu lassen, so kann man leichter auf Blumentisch und Blumenbrett Verzicht leisten.

Die Blumen, die bei uns in den Wintermonaten blühen, entstammen, von sogenannten Treibgewächsen abgesehen, meist tropischen Ländern, in denen die Vegetationszeit mit unsern Wintermonaten zusammenfällt. Diese im Winter blühenden Pflanzen haben das größte Lichtbedürfnis und können sich nur gesund fühlen, wenn sie möglichst nahe den Fenstern gestellt werden. Geringer ist meist das Lichtbedürfnis bei wintergrünen Blattpflanzen, aber auch sie müssen mit ganz verschwindenden Ausnahmen einen möglichst hellen und sonnigen Standort erhalten, um nicht in den langen Wintermonaten viele, selbst alle Blätter zu verlieren.

Vielfach sind nun aber unsre modernen Wohnräume zur Pflege solcher Gewächse ganz ungeeignet, da die fast ständig die Fenster verhüllenden Gaze- und schweren Tuchvorhänge nur ein gedämpftes Licht eindringen lassen. In Wohnräumen, in denen man auf solche Fensterverhüllungen nicht verzichten will, sollte man von Blumenpflege lieber ganz absehen. Es ist vorzugsweise der Lichtmangel, der das Schlechtwerden der alten und das Kleinerwerden der neu erscheinenden Blätter verursacht. Die dem Lichtmangel ausgesetzten Gewächse treiben meist geile, farblose, an grünem Farbstoff arme Triebe, die kaum lebensfähig zu erhalten sind. Ein fast ebenso großer Feind wie der Lichtmangel ist die trockene Luft in modernen Zimmern. Schon der ständig geheizte Ofen oder die Luftheizung vieler neuer Häuser erzeugen eine starke, selbst der menschlichen Gesundheit durchaus nachteilige Lufttrockenheit, die noch erhöht wird durch die mit Teppichen belegten Parkettboden, die nicht, wie die lackierten Böden der guten alten Zeit, täglich feucht aufgewischt werden. Die übergroße Lufttrockenheit in den Wohnräumen sollte nach Möglichkeit gemildert werden, zumal sich auch die menschlichen Bewohner in trockener, staubiger Luft nicht dauernd behaglich fühlen können. Auf dem Lande sieht man oft flache, mit Wasser gefüllte Gefäße auf den Zimmeröfen stehen, aus denen ständig etwas Wasser verdunstet, wodurch die nötige Feuchtigkeit an die Luft abgegeben wird. Aehnliche Resultate lassen sich auch durch Aufstellung eines hübschen, mit Springbrunnen versehenen Zimmeraquariums erreichen. Die Pflanzen selbst, namentlich die großblätterigen Blattgewächse, deren Blattflächen ständig durch Verdunstung Feuchtigkeit an die Luft abgeben, tragen ja auch ihrerseits etwas zur Feuchterhaltung derselben bei. In allzu trockener Zimmerluft ist aber die Wasserverdunstung der Blattflächen so groß, daß die Wurzeln nicht mehr im stande sind, die Verluste auszugleichen. Eine Folge dieses Uebelstandes besteht in dem Trockenwerden der Blattspitzen, das namentlich bei Palmen häufig beklagt wird, selbst die ganz jungen, noch in der Entwicklung begriffenen Blätter zeigen in sehr trockener Luft bereits eingetrocknete Spitzen, die immer weiter nachtrocknen, bis schließlich das ganze Blatt bis zum Stiele trocken wird.

Eine andre, gleichfalls recht unangenehme Begleiterscheinung zu trockener Luft bildet das Auftreten des verschiedenartigsten Ungeziefers. In feuchtwarmen Treibhäusern hat der Gärtner seltener mit Schädlingen genannter Art zu kämpfen, in trockenen Zimmern stellen sie sich aber bald ein und vermehren sich in solch erstaunlicher Schnelligkeit, daß man ihrer kaum Herr werden kann. Am lästigsten sind die sogenannten Blattläuse, die sich vorzugsweise bei solchen Pflanzen einstellen, die junge und saftige Triebspitzen haben; diese Läuse sind nämlich Feinschmecker, die sich niemals auf Pflanzen mit Blättern von fester oder lederartiger Beschaffenheit ansiedeln, sonst aber findet man sie auf ziemlich allen Pflanzenarten. Aehnlich geht es mit noch unbedeutenderen, aber schädlicheren Insekten, der sogenannten roten Spinne und dem Thrips, winzigen Lebewesen, die vorzugsweise auf der Rückseite der Blätter leben und sich so oft den Augen des oberflächlichen Beobachters entziehen. Diese Ungezieferarten sind weit schädlicher als Schildläuse und einige andre seltener auftretende Schmarotzer. Die Bekämpfung ist sehr mühevoll und langwierig; am besten bewährt sich grüne Seife, in Wasser aufgelöst, oder das in England beliebte Fichtenbaumöl, von dem man gleichfalls etwas in warmes Wasser giebt; beide Mittel verleihen dem Wasser eine milchweiße Färbung. Stärker ist noch die Wirkung von Tabakextrakt, der gleichfalls in Wasser verdünnt werden muß, seines starken, unangenehmen Geruches halber ist seine Anwendung indessen weniger zu empfehlen. Mit der genannten Lösung müssen die Pflanzen sorgfältig auch auf der Rückseite der Blätter unter Verwendung eines weichen Schwammes gewaschen werden. Da, wo man mit dem Schwamm nicht hingelangen kann, so in die Blätterfalten mancher Palmenarten, verwende man einen ziemlich hartborstigen Pinsel. Die gewaschenen Pflanzen bleiben vierundzwanzig Stunden unberührt stehen, dann spritzt man sie mit reinem Wasser ab, legt sie aber vorher mit den Töpfen um, damit das ablaufende Wasser nicht in die Erde eindringt und diese verdirbt. Das einzige Mittel, das verheerende Auftreten der genannten Schädlinge zu verhindern, besteht in zweckmäßiger Behandlung, in nicht zu trockener Zimmerluft, in welcher überdies die Pflanzen bei hellem Wetter, sobald die Temperatur etwa 12 Grad Reaumur beträgt, täglich ein- bis dreimal mit lauwarmem Wasser zu besprengen sind. Speziell bei Palmen tritt in neuerer Zeit auch eine Pilzkrankheit sehr verheerend auf; sie erzeugt größere und kleinere zahlreiche gelbe Flecken auf den Blättern, diese so völlig verunstaltend. Die einmal vorhandenen Flecken bleiben dauernd und sind durch nichts wieder zu entfernen, doch läßt sich der Pilz durch reichliches Bestäuben der ganzen Pflanze mit Schwefelblüte abtöten. Die Schwefelblüte entwickelt bei sonnigem Standort der bestäubten Pflanze schweflige Säure, welche die Pilze zum Absterben bringt. Die fragliche Pilzkrankheit war früher bei uns völlig unbekannt, sie trat zuerst in den großen Palmenkulturen Oberitaliens und Südfrankreichs auf und ist von dort aus mit importierten Palmen in Deutschland eingeschleppt worden.

Wo die Zimmerluft nicht allzu trocken ist, da werden unsre Blattgewächse weniger durch Staub leiden, der in trockenen Räumen sich bald dicht auf die Blätter setzt und hier die Poren, welche die Stelle unsrer Lunge vertreten, völlig verstopfen; durch wöchentliches Abwaschen mit lauwarmem, reinem Wasser, unter Verwendung eines weichen Schwammes, schützt man die Pflanze gegen die nachteilige Wirkung des Staubes.

Direkte Einwirkung kalter Luft durch Oeffnen der Zimmerfenster bei kühlem oder Frostwetter wird allen tropischen, in warmem Zimmer gepflegten Pflanzen verderblich, desgleichen auch ständige Zugluft und starke Temperaturschwankungen, wie sie in unregelmäßig geheizten Zimmern zu verzeichnen sind. Als Folge dieser schädlichen Einwirkungen hat man bei manchen Pflanzenarten das oft plötzliche Absterben des gesamten Blattwerkes, bei

Kamelien auch das Abfallen der Knospen zu betrachten. Die Knospen werfen übrigens auch viele andre Pflanzen ab, oft auch die halb und selbst ganz entwickelten Blüten, wenn man sie nicht ruhig an ihrem Standort stehen läßt. Das Verändern des Standortes können Palmen und Blattgewächse leichter als Blütenpflanzen ertragen. Recht verderblich werden häufig auch die sogenannten Wurzelkrankheiten unsrer Zimmerblumen. Veranlaßt werden diese Erkrankungen durch Gießen mit zu kaltem oder zu warmem Wasser, durch unregelmäßige, zu spärliche oder zu reichliche Bewässerung und durch schlechte Erde. Erde, die Würmer aufweist, die an und für sich wenig oder selbst gar nichts schaden, ist fast immer sauer, was sich beim Austopfen der betreffenden Pflanze auch durch eigenartigen Geruch des Erdreichs kennzeichnet. In solch saurer Erde verderben alle Wurzeln, es ist deshalb von größter Wichtigkeit, sie möglichst rasch zu erneuern. Veranlaßt wird das Sauerwerden des Erdreichs durch sehr unzureichende oder gar verstopfte Drainage des Topfes und durch zu reichliches Gießen. Im Sommer, wenn die Sonne fleißig mithilft, das Erdreich in den Blumentöpfen auszutrocknen, kann man nicht allzu leicht in Bezug auf das Gießen des Guten zu viel thun; im Winter aber hat oft schon einmaliges unvorsichtiges Gießen schwere Nachteile zur Folge, weil dann bis zum Austrocknen der Erde oft Tage oder Wochen vergehen. Zumal die ruhenden Pflanzen sind im Winter lieber etwas spärlicher als zu viel zu gießen, ganz austrocknen sollte aber die Erde bei ruhenden Blattpflanzen niemals, weil bei ihnen die Ruhe nie eine vollständige ist, da, wie bereits oben erwähnt, namentlich in warmen Räumen durch die Blattflächen ständig viel Feuchtigkeit verdunstet wird und durch die Wurzeln wieder herbeigeschafft werden muß. Man gieße also weniger, stets mit etwas angewärmtem Wasser, wenn man aber gießt, so, daß das Wasser den ganzen Topfballen durchzieht, nicht aber nur die Oberfläche des Topfes benäßt, da sich die Saugwurzeln vorzugsweise in den unteren Teilen des Topfes befinden. Krautartige, auch im Winter grün bleibende Pflanzen verlangen mehr und holzige weniger Feuchtigkeit, und sogenannte Fettpflanzen können mit Ausnahme weniger Kakteenarten während des ganzen Winters staubtrocken stehen.

Eine schlimme, im Winter nicht selten auftretende Krankheit ist auch die Fäulnis, sie stellt sich hauptsächlich bei krautartigen Gewächsen ein, falls man dieselben beim Begießen benäßt. Viele dieser Pflanzen haben stark behaarte Blätter und Stengel, welche die Feuchtigkeit lange festhalten, so daß zu einer Zeit, zu der der Himmel oft wochenlang trübe und bewölkt ist, nur zu leicht Fäulniserscheinungen auftreten können. Solche Pflanzen sollte man so am Rande des Topfes gießen, daß weder Blätter noch Stengel benäßt werden, auch niemals im Winter besprengen.

Im großen und ganzen ist es nicht allzu schwer, die dankbaren Blumen des Zimmergartens auch im Winter frisch und gesund zu erhalten, man muß sich nur eingehender mit ihnen beschäftigen, sie als lebende Wesen betrachten, man lernt dann rasch aus kleinen, bei oberflächlicher Betrachtung nicht hervortretenden Veränderungen bevorstehende Krankheitserscheinungen erkennen und kann dann immer schon Abhilfe schaffen, bevor ein wirklicher Schaden zu verzeichnen ist.



Photographie von Rudolf Krziwanek, Wien.

Karl Millöcker †.

Im Verlaufe einiger Monate hat Wien zwei Operettenkomponisten von großem Ruf durch den Tod verloren: Johann Strauß und den am 31. Dezember vorigen Jahres in seinem Landhause in Baden bei Wien verstorbenen Karl Millöcker, dessen reizende Melodien fast ebenso weltbekannt geworden sind wie jene des „Walzerkönigs“ selbst. Diesen beiden Komponisten und dem vor einigen Jahren dahingeschiedenen Franz von Suppé verdankt die „Wiener Operette“ ihre Entstehung und Bedeutung. Ein Wiener Kind, wurde Millöcker am 29. April 1842 geboren und erlangte seine musikalische Ausbildung am Konservatorium seiner Vaterstadt. Sein Beruf als Theaterkapellmeister führte ihn zuerst nach Graz, dann ihm Jahre 1864 für kurze Zeit zurück nach Wien an das Harmonietheater und sodann nach Pest an das Deutsche Theater. Erst vom Jahre 1869 an konnte Millöcker seinen Wohnsitz dauernd in Wien nehmen, nachdem ihn das Theater an der Wien, die klassische Stätte der Operette, als Kapellmeister angestellt hatte. Schon in Graz hatte sich Millöcker als Komponist versucht und seine ersten, beifällig aufgenommenen Operetten zur Aufführung gebracht, doch die melodienreichen Kompositionen, welche seinen Namen in alle Welt getragen haben, stammen aus der späteren Zeit. Auf den „Regimentstambour“ und „Abenteuer in Wien“ folgten das in österreichischer Mundart gehaltene „Verwunschene Schloß“ (1877), „Gräfin Dubarry“ (1879), „Apajune, der Wassermann“ (1880) und „Die Jungfrau von Belleville“ (1881). Seinen Haupterfolg errang Millöcker mit der so beliebt gewordenen Operette „Der Bettelstudent“ (1881), nach welcher die etwas schwächeren Kompositionen „Gasparone“ (1884), „Der Feldprediger“ (1885), „Der Vizeadmiral“ (1886) und „Die sieben Schwaben“ (1887) kamen. Schon die Aufzählung der Werke des überaus fleißigen Komponisten weckt in uns angenehme Erinnerungen an eine Fülle von einschmeichelnden Gesangsnummern und eine Musik von prickelndem Reiz. Millöcker hatte unterdessen seine Stelle als Theaterkapellmeister aufgegeben, um ganz der Komposition zu leben, und errang schließlich mit dem auf allen Operettenbühnen unzählige Male wiederholten „Armen Jonathan“ (1890) noch einmal einen großen Erfolg.



Gottfried Keller: Ossiansche Landschaft (Bisterzeichnung).

Das Gottfried Keller-Stübchen in Zürich.

Von

Dr. W. Bolza.

(Mit drei Abbildungen.)

Aus Gottfried Kellers Jugendgeschichte, die er mit der ganzen Feinheit seiner dichterischen Intuition in den Erstlingsroman, den „Grünen Heinrich“, verwoben hat, weiß man, daß der noch nicht erweckte Dichter ernsthaft mit dem Gedanken sich trug, ein Maler zu werden. In dem Nachlasse Kellers haben sich aus dieser Zeit eine Anzahl von Zeichnungen, Skizzen und Bildern vorgefunden, die nunmehr von der Stadtbibliothek in Zürich, zusammen mit litterarischen und andern Nachlaßgegenständen, in einem Gottfried Keller-Stübchen vereinigt sind und uns eine Periode aus dem Werdegang des Dichters vergegenwärtigen.

Von früh auf zeigte Gottfried Keller eine besondere Liebe zur Natur, und diese seine Neigung reifte in dem Fünfzehnjährigen bereits den Plan, ein Maler zu werden, ein Landschaftsmaler. Er begann nach der Natur zu zeichnen, füllte Blatt um Blatt, und besiegte auch schließlich das Widerstreben der Mutter — den Vater hatte er frühe schon verloren — gegen eine Künstlerlaufbahn. Allein der erste Maler, zu dem er in die Lehre kam, um ein Kunstmaler zu werden, war nur ein Stümper, von dem nichts zu lernen war, und bei dem zweiten Lehrmeister, einem geschickten Aquarellisten dauerte die Lehrzeit nur wenige Wochen. So blieb der junge Kunstbeflissene im Grunde ohne Anleitung und auf sich selbst angewiesen. Der Mangel einer gründlichen technischen Ausbildung, der auch späterhin nicht durch eine strenge Schulung behoben wurde, bildete ein immerwährendes Hindernis für die künstlerische Entwicklung Gottfried Kellers, des Maleradepten. Aus jener ersten Lehrlingszeit sind eine Anzahl Blatt-, Baum- und Felsstudien vorhanden, teils in Bleistift, teils in Tusche und Kreide, einiges auch in Wasserfarben ausgeführt. Es sind saubere Arbeiten, die den Eindruck des Fleißes machen, immerhin nur Schülerarbeiten, zum großen Teil nach Vorlagen gefertigt, aber auch nach der Natur gezeichnet; zu letzteren gab ihm die Umgebung Zürichs (am Albis, an der Limmat, an der Sihl) die Motive. Auch ein Oelgemälde, das Wetterhorn darstellend, eine Arbeit des Neunzehnjährigen, hängt an einer Wand des Keller-Stübchens. Das Bild verrät in nichts eine malerische Auffassung, ist auch nicht aus eigner Anschauung gemalt, sondern nur die Kopie einer minderen Vorlage.

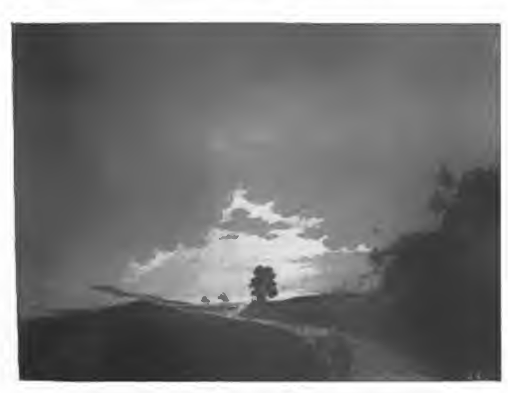
Im April 1840, nachdem er die beiden vorhergehenden Jahre auf eigne Faust und ohne Lehrer gezeichnet und gemalt, packte Gottfried Keller seine Skizzenbücher zusammen und machte sich zur Reise nach München bereit. Er stand damals im einundzwanzigsten Lebensjahre. Seine Lehrjahre zu Hause schienen ihm verlorene Zeit. Er fühlte, daß er mit seiner Kunst von vorn anfangen müsse, falls er es zu etwas bringen wolle, und der „Grüne Heinrich“ faßte den Entschluß, in der Kunsthauptstadt München eine regelrechte Schule auf der Akademie durchzumachen. Allein Gottfried Keller wurde nie Schüler der Akademie. Eine kurze Weile hospitierte er bei seinem Landsmanne, dem Landschafter Wilhelm Scheuchzer, dann aber zeichnete er wieder und pinselte auf eigne Rechnung und Gefahr, aber nicht nach der Natur; zu seinem größten Nachteil, wie er selbst in einem Briefe aus jener Zeit schreibt. Das Landschaftkomponieren, das damals im Schwange war, verlockte auch Keller. Skizzen, Aquarelle, Kartons entstanden in ziemlicher Anzahl, auch einige Oelbilder, allein in einem Zustande höchster Not wurde fast alles zum Trödler getragen. Im „Grünen Heinrich“ ist jene trübe und bittere Zeit wahrheitsgetreu geschildert.



Gottfried Keller: Waldlichtung (Oelskizze).

Einiges aber wurde gerettet, und es bildet das Beste aus dem künstlerischen Nachlasse des Dichters.

Der Typus der komponierten Landschaft tritt uns in der Bisterzeichnung „Ossianische Landschaft“ entgegen, deren Entstehen man auf Anregungen zurückführen möchte, die durch Landschaften Rottmanns gewonnen wurden. Das Blatt zeigt in gelungener Weise den Charakter einer sogenannten heroischen Landschaft. Es ist darin eine gewisse Wucht der Auffassung und ein nicht übler Schwung der Behandlung zu erkennen. Ein poetischer Stimmungsgehalt ist in diese komponierte Landschaft gebracht, daß sich glaubhaft in ihr ein tragisches Geschick vollenden könnte. An eine landschaftliche Schilderung, wie sie der Dichter des „Grünen Heinrich“ zu geben versteht, erinnert das Aquarell „Landschaft mit Gewitterstimmung“, gleichfalls aus der Münchener Zeit (1840—1842). Schwere, blauschwarze Wolkenmassen stehen am Himmel, hinter denen versteckt die Sonne nur noch mühsam ihre Strahlen herabschickt. Auf einem Feldwege schreitet ein Mann dahin, seiner Ausrüstung nach ein Maler, eben im Begriffe, gegen die ersten fallenden Regentropfen seinen großen Malschirm aufzuspannen. Rechts vom Wege, der auf das rotbedachte, von einem laubigen Baume überschattete Kapellchen führt, ein Kleefeld, ein frischgepflügter Acker und weiterhin reifende Kornfelder; im Hintergrund, aus der Tiefe aufschimmernd, der Spiegel eines Sees. Ueberraschend, weil ganz pleinairistisch gehalten, wirkt die Oelskizze „Waldlichtung“. Das duftige Bildchen mit dem zarten Blau des Himmels, daran leicht einige weiße Wölkchen treiben, mit dem saftigen Grün der Bäume, ist der Natur abgelauscht und wohl erst nach der Rückkehr von München in der Heimat entstanden. Alle die Skizzen, Bilder und Zeichnungen, die im Gottfried Keller-Stübchen bewahrt werden, tragen einen ausgesprochen landschaftlichen Charakter, ausgenommen ein großer Karton (Bleistiftzeichnung), auf dem ein mittelalterliches Städtchen zur Darstellung gebracht ist, in dessen Gassen man hineinblickt. Mit liebevoller Sorgfalt sind da hübsche Einzelheiten aneinander gereiht, doch gebricht es dem Ganzen an der richtigen Komposition. In der Auffassung erinnert der Karton vielfach an die sinnige Art Ludwig Richters.



Gottfried Keller: Landschaft mit Gewitterstimmung (Aquarell).

Neben dem künstlerischen Nachlaß sind es die litterarischen Reliquien, die das Interesse der Besucher des Keller-Stübchens in Anspruch nehmen, nämlich die Dramenentwürfe des fünfzehnjährigen Knaben, die Tagebücher und Gedichtmanuskripte des jungen Dichters, sowie eine Anzahl Briefe bedeutender Männer.



Der Meisterfahrer.

Ein Radfahrer-Roman

von

C. E. Ries.

I.

Fräulein van Meulen hatte heut ihren Namenstag.

Das wußte Frau Jungmann und hatte sie deshalb zum Mittagessen eingeladen.

Doktor Weber wurde, als Hermanns Freund, so wie so heute erwartet, und wenn Gret, wie sie sollte, vormittags in der Schule noch ihr geliebtes Fräulein Engelhorn aufforderte, die Lehrerin, mit der sich Fräulein van Meulen von allen Kolleginnen an der Industrieschule am besten stand, so gab das mit Minna und den beiden Mädchen eine ganz nette, kleine Gesellschaft ab und war fröhlicher für die Ausländerin, als wenn sie den Tag allein auf ihrem einsamen Mietzimmer oben verbracht hätte.

Frau Jungmann wollte diese festliche Gelegenheit heute gleich dazu benutzen, um die Verlobung ihrer ältesten Tochter Hilde anzuzeigen.

Wie erstaunt selbst Doktor Weber sein würde!

Niemand hatte eine Ahnung davon, daß die kleine Kröte lange schon heimlich verlobt war! —

Frau Jungmanns kleine, untersetzte, stark zur Korpulenz neigende Gestalt bewegte sich etwas schwerfällig, aber mit vergnüglichem Schmunzeln zwischen Büffett und Eßtisch hin und her, um die Tafel herzurichten.

Sie war glücklich, einmal alle ihre Kinder um sich zu haben.

Die Kinder hatten sich über Erbschaftsangelegenheiten auseinanderzusetzen, wegen Hilda jetzt und der Hochzeit, die nun bald stattfinden sollte, und so war Hermann gekommen und hatte seine Frau mitgebracht.

Freilich mußte er mit Minna morgen schon wieder fort, denn die chemische Fabrik, deren technischer Direktor er war, konnte ihn nicht lange entbehren.

Um so munterer mußte man heute noch sein, dachte Frau Jungmann; hoffentlich brachte der Doktor seine lustige Laune mit.

Sie schmückte Fräulein van Meulens Platz mit Blumen und legte ein Geschenk neben den Teller. Sie hätte die kleine Gabe schon am Morgen durch Gret hinaufgeschickt, die, wie alle Tage, Fräulein van Meulen zur Schule abholte; aber da die Stunden schon um halb neun Uhr begannen, würde die Belgierin doch kaum Zeit gehabt haben, das Päckchen auch nur zu öffnen.

Neunzehn Jahre wurde Fräulein van Meulen heute alt.

‚Gott! sie sah aus wie vierundzwanzig‘, meinte Frau Jungmann bei sich.

Und so übrigens hatte sie auch schon ausgesehen, als sie vor anderthalb Jahren nach L. gekommen war, der deutschen Sprache kaum mächtig, — von der Brüsseler Industrieschule aus, die sie eben als Schülerin verlassen hatte, um hier unter hohem Gehalt die Schneidereikurse zu leiten. — So sehr war sie um ihrer ausgezeichneten Leistungen willen herempfohlen worden.

Merkwürdig, welche Frühreife und Sicherheit das Mädchen schon damals besessen hatte!

Mit den Elsässerinnen war sie natürlich gleich gut ausgekommen, schon deshalb, weil sie französisch sprach, aber auch den Töchtern der Altdeutschen hatte sie bald durch ihre Tüchtigkeit und ihr Selbstbewußtsein imponiert.

Gret war ja auch selbständig, aber mit Fräulein van Meulen konnte sie sich doch nicht messen.

Fräulein van Meulen benahm sich wie eine erfahrene Weltdame.

Nein, gottlob! Gret hatte sich noch die volle Kindlichkeit ihrer siebzehn Jahre bewahrt!

Fräulein van Meulen konnte ja auch nicht immer besonnen und kühl verständig sein. Bei der wollte die Jugend auch ihr Recht. — Nur trat das bei ihr, wenn sie sich gehen ließ, in wilder, maßloser Ausgelassenheit zu Tage. Sie lachte dann so laut und unschön, ja schrie fast und gestikulierte aufgeregt und konnte sich bis zu erschreckender Heftigkeit ereifern. Auch in der Schule, erzählte Gret, löste oft eine plötzlich hervorbrechende Heftigkeit die unnatürliche Gelassenheit und Ruhe ihres Wesens ab.

Ueberhaupt, besonders gut Kirschen mit ihr essen war wohl nicht. Sie konnte ja sehr angenehm sein — seit sie oben im Hause wohnte, sah man sich öfter und hatte Gelegenheit, das zu beobachten —, sie war lebhaft und anregend, und stets hilfsbereit und geschickt, wußte sie sich äußerst nützlich zu machen, aber das Gewaltsame, Herrschsüchtige ihrer Natur spürte man doch hindurch.

Wie gut sie übrigens mit ihrer Wirtin oben, dieser zwar ordentlichen, aber beschränkten, bockbeinigen Person, umzugehen verstand! Ja, ja! sie wußte die Menschen zu nehmen.

Die Männer besonders! Und wie sie ihnen gefiel!



Emil Brack

Wieder einig.

‚Ja, in der Hinsicht hätte Gret viel von ihr lernen können. Mit den Männern —‘

Hier wurde Frau Jungmann aus ihren Gedanken gerissen, Gret stürmte vom Garten aus durch die Thür des kleinen Salons ins Eßzimmer hinein. Fräulein Engelhorn folgte ihr langsam, lächelnd.

„Hurra! ich riech' was!“ Gret schwenkte ihr Barett, das sie abgerissen hatte; „heut giebt's Aepfelschnitten und Backhändel, Fräulein van Meulen zu Ehren.“ Sie schnüffelte befriedigt mit der Nase herum: „Aepfelschnitten! famos, Mutter!“

„Mach nur, daß du fertig wirst,“ lachte Frau Jungmann. „Die Hilda ist schon vom Bureau zurück. Und eben klingelt es auch; das wird Hermann mit Minna und Doktor Weber sein. — Richtig! — Guten Tag, Fräulein Engelhorn. Schön, daß Sie gekommen.“

„Bin schon fertig!“ Gret schleuderte Mütze und Jacke in eine Ecke, dann drückte sie sich an der Mutter vorbei und hinaus, damit sie nicht nötig hätte, Doktor Weber zu empfangen. —

Bald darauf war alles im Eßzimmer versammelt. Nur Fräulein van Meulen fehlte immer noch.

„Sie wird sich ihre Geschenke besehen!“ meinte Hilde. „Mutter sagt, es sind eine Masse Blumen hinaufgetragen worden; ein hochfeines Bouquet.“

„Von wem denn?“

„Von einer Freundin vermutlich.“

„Ganz gewiß nicht, Frau Jungmann,“ lachte der Doktor Weber. „Damen schenken sich ‚Sträuße‘.“

„Dann ist's vielleicht von einem ihrer Elsässer Verehrer. Mit den Elsässern steht sie ja auf Du und Du.“

„Weil sie eine Ausländerin ist, keine verhaßte Altdeutsche, Fräulein Hilde!“

„Ich wundere mich, daß sie es ihr vergeben, Frau Jungmann,“ sagte Fräulein Engelhorn, „daß sie bei Ihnen verkehrt.“

„Ach!“ rief Hilde, „die Zeysolffs kommen ja wohl ab und zu einmal zu ihr hinauf; aber die Bouviers würden doch keinen Fuß in ein deutsches Haus setzen, ich bitt' Sie!“

„Mit denen ist sie jetzt doch aber am meisten liiert.“

„Nicht, Fräulein Engelhorn?“ rief Gret. „Sie stecken immer zusammen. Zu Ostern war sie ja tagelang dort.“

„Die Bouviers?“ fragte Hermann. „Sind das nicht zwei dunkle, fesche Mädels mit eigentümlich starken Augenbrauen? Volles Gesicht, üppige Formen? — So, die?“ — Er sprach gedehnt. — „Bissel sehr flott, wie?“

Er sah seinen Freund an.

„Elsässerin, Hermann.“

„Und ziemlich auffallend angezogen.“

„Elsässerin.“

„Dies sind aber die richtigen Koketten.“

„Elsässerin.“

„Sie Norddeutscher!“ rief Hilde. „Wie ist nach Ihnen eine Elsässerin?“

„Reich, sportliebend, nicht übermäßig gebildet, stark parfümiert.“

Alles lachte.

„Sportliebend sind die Bouviers. Sie radeln ausgezeichnet,“ fiel Fräulein Engelhorn ein. „Man sieht sie nur noch mit dem Chuquet.“

„Es giebt aber auch sehr feine Elsässerinnen!“

„Gewiß giebt es die, in jedem Stand. Doch das sind nicht die Frauen, die von sich reden machen. Uebrigens, Fräulein Engelhorn, die wirklich feinen, vornehmen Familien haben doch sämtlich für Frankreich optiert.“

„Er hat nicht ganz unrecht, aber er übertreibt,“ sagte Hermann.

„Norddeutscher!“ neckte Hilde.

„Und urteilt zu schroff!“

„Norddeutscher! Und kehrt immer den Schneidigen heraus, wie alle Norddeutschen.“ Sie sah ihn schelmisch an.

„Retourkutschen gelten bei uns nur am Freitag, Fräulein Hilde,“ lachte der Doktor. „Aber da ist ja Fräulein van Meulen. Gratuliere, meine Gnädigste!“

Die Belgierin hielt ein kleines Etui in der Hand hoch, Gret entgegen: „Jetzt, ich habb' ihm bekommen.“

„Den Revolver?“ rief Gret eifrig und sprang auf sie zu.

„Sie wollen uns wohl mystifizieren, Fräulein Gret. — Nein, wahrhaftig! ein richtiger Bulldoggrevolver, wie man sie aus Belgien bezieht. Sieh nur, Hermann!“

Hermann Jungmann warf einen flüchtigen Blick hin und kehrte sich gleichgültig ab. Er hatte die Belgierin bei der Vorstellung kaum gegrüßt.

Die kleine, zierlich gearbeitete, blitzende Waffe ging von einer Hand in die andre. Jeder wog und prüfte sie und knipste los. Die jungen Damen ließen sich von Doktor Weber zeigen, wie man abdrückte. Aber als der Drücker losging, lief Fräulein Engelhorn fort, trotzdem sie wußte, daß keine Ladung darinnen war, und selbst die mutigere Hilde ließ erschreckt die Hand mit der Waffe sinken.

Fräulein van Meulen lachte mit scharfem Spott.

„Was wollen Sie denn eigentlich damit, Fräulein van Meulen?“ fragte Fräulein Engelhorn, während man sich langsam zu Tisch begab.

„Qu'est-ce qu'on fait avec un revolver? — Schießen!“

„Renommieren!“ lachte der Doktor Weber. „Eine Dame und schießen, — das kann sie ja gar nicht!“

„Mag sein von die deutsche Damen!“ sagte Fräulein van Meulen sehr ruhig, indem sie Platz nahm und den Tischschmuck und ihr Geschenk mit herzlichem Danke bewunderte.

Herr Doktor Weber rückte mit gemachter Aengstlichkeit seinen Stuhl weit fort, indem er auf ihre Tasche sah.

Fräulein van Meulen lachte. „Habben Sie keiner Angst, mein Herr! Ich besitze noch gar keiner Munition.“

„Ich atme auf!“ Doktor Weber ließ sich komisch erleichtert in seinen Sessel sinken.

„Gott, wozu brauchen Sie denn so 'n Dings,

Fräulein, wirklich?“ fragte Hermann Jungmann herablassend. Er richtete zum erstenmal das Wort an sie. Bisher hatte er sich eigentlich nur mit Doktor Weber unterhalten oder mit der Mutter; aber auch das in gönnerhafter Weise. Die „kleinen“ Schwestern aus der zweiten Ehe der Mutter behandelte er ganz von oben herab, was Gret, zwar keineswegs eingeschüchtert, aber in stummer Verwunderung, die selbstbewußte, energische Hilde mit entschiedener Abwehr aufnahm.

Sie hatte auf ihrem Bureau im Verkehr mit den Herren gelernt, sich ihrer Haut zu wehren. Mit innerer Genugthuung strich sie sich über das wellige, braune Haar, und die großen, grauen Augen zwinkerten vor Vergnügen, wenn Hermann jedesmal dasaß, als wolle er seinen Ohren nicht trauen, sobald er mit scharfer Geistesgegenwart abgeführt wurde.

Von seiner Gattin war er freilich dergleichen nicht gewohnt. —

Die Belgierin sah ihn auch erst ob der Geringschätzung seines Tones recht erstaunt an.

„Comme moyen de sûreté!“ sprach sie dann gelassen. „Wenn man wohnt allein, ist es gut, ein Revolver in die Nacht bei sich habben.“

„Gott, Fräulein van Meulen, wie kann man so ängstlich sein?“ riefen die Damen. „Einbrecher giebt's doch nicht gleich.“

„Es giebt verschiedene Sorte von Einbrecher.“

Die Herren warfen sich einen Blick zu.

„Auch auf der Reise sollte man nicht gehen ohne ein Waffe.“

„Waffe ist Femininum, wenn Sie nichts dagegen haben, Fräulein van Meulen, die Waffe.“

„Heut kann Fräulein van Meulen sagen, was sie will, Herr Doktor; heut ist ihr Namenstag.“

„Stoßen wir an! Anstoßen! Fräulein van Meulen soll leben hoch!“

„Da wir einmal beim Anstoßen sind, möchte ich mitteilen, daß sich meine Tochter Hilde mit ihrem Vetter Gerhard verlobt hat.“

„Was, Frau Jungmann? — Nun hört's aber auf, Fräulein Hilde. Sie Duckmäuserin, Sie! — Wie ist denn das so plötzlich gekommen, Frau Jungmann?“

„O,“ lächelte die Mutter. „Jetzt ist's schon eine alte Geschichte. Sie sind ja seit zwei Jahren heimlich verlobt. Aber damals, wie der Kiek-in-die-Welt aus Zürich kam — sie war bei der Tante zum Besuch gewesen — und aus dem Coupé stieg und ganz unverschämt sagte: ‚Tag, Mutter, mein Bräutigam läßt dich grüßen,‘ da habe ich es doch nicht für möglich gehalten.“

„Die jungen Mädchen sind einmal sehr emanzipiert heutzutage,“ sagte mit hoher Mißbilligung im Ton ihr Sohn, indem er vergleichende Blicke auf die jungen Damen und seine Frau warf, die sehr zu Gunsten der Gattin ausfielen. „Nun gar jetzt diese Dame hier.“ Er bewegte den Kopf nach der Ausländerin hin.

Fräulein van Meulen hielt keine Antwort für nötig; sie sah nur etwas verächtlich auf. Der Sohn der Frau Jungmann fand keine Gnade vor ihren Augen. Sie konnte sich mit diesem Deutschen, für den die Frauen nur etwas Nebensächliches, Untergeordnetes waren, nicht befreunden. Es störte sie das selbstzufriedene, feiste, bartlose Gesicht des großen, wohlgemästeten Mannes, der überlegene Ausdruck seiner blauen Augen, das glattgestrichene, schon etwas spärliche, blonde Haar, welches ihr deutlich bewies, daß sein Besitzer Sinnengelüsten aller Art in gemütlichster Selbstverständlichkeit fröne.

Und seine Frau gar machte sie schon ganz ungeduldig.

Hatte die Frau Direktor wohl drei Worte bei Tisch geredet?

Aber dagesessen hatte sie wie in stummer, unterthäniger Anbetung und hatte jedes Wort von den Lippen des Gatten getrunken, als ob es ein Orakel, ein Heiligtum wäre! Konnte man alberner sein!

Fräulein van Meulen sprach sich ganz offen darüber zu ihrer Kollegin aus, als sie sich nach der Mahlzeit eine Weile mit Fräulein Engelhorn allein befand, auch über Hermann Jungmanns Aeußeres.

„Comme il est gras! Wie er fett ist und dick!“

„Wissen Sie, er ist sehr tüchtig!“ sagte Fräulein Engelhorn. „Und er hat eine ausgezeichnete Stellung.“

„Bah!“ machte die Belgierin. „Er gefallt mir gar nicht. — Und dann: Diese vielen Ehen zwischen cousins germains. Der Sohn ist ja auch verheiratet mit eine Cousine. Vous savez, ce n'est pas bon pour les enfants. Et alors, pauvre femme!“

Pauvre femme? Fräulein Engelhorn wußte wirklich nicht, was sie dazu sagen sollte. „Die Frau vergöttert ihn ja!“

„C'est pour cela, que je le dis. Man muß nicht vergottern sein Mann. Man muß sein geliebt, aber nicht lieben.“

„Was für sonderbare Ansichten!“

„Eine Frau, welche ist verliebt in ihr Mann, c'est une malheureuse, simplement. Dès qu'il le saura, il en abusera pour son plaisir. C'est évident! — Regardez-moi un peu cette femme! — Wie sieht sie aus? — Die deutsche Frauen sind nicht klug.“

„Aber Sie, Fräulein van Meulen, sind viel zu klug. Ich bitte Sie, ein junges Mädchen wie Sie und über so etwas nachzudenken. Ich bin viel älter, aber unsereins hat keine Ahnung von solchen Dingen!“

„Um so schlimmer für die Deutsche! Pour se défendre, il faut tout savoir.“

„Man möchte denken, Sie hätten weiß Gott was schon für Erfahrungen gemacht.“

„Wenn man hat ältere Schwestern, man sieht viel. — O, je savais tout, quand j'étais toute jeune. — Wie ich war vierzehn, habben meine Schwestern alles gesprochen und sich erzählt. Ich sollte gehen weit hinter und nichts hören; aber ich hörte alles, j'avais l'oreille fine; und wenn ich der Sinn nicht verstand, ich las in die Bücher.“

„Was für Bücher?“

„O, des livres de médecine. Je les ai étudiés.“

„Medizinische Bücher? Aber daß Sie dafür Interesse hatten!“

„J'ai toujours aimé les sciences. Ich habe gewollt studieren der Medizin; aber meine kleine Bruder avait plus de talent que moi, und bis ich hatte gekonnt verdienen Geld, cela aurait duré longtemps. Da bin ich gegangen in der Industrieschule und habbe gegeben der Geld an meine kleine Bruder, und meine kleine Bruder wird werden eine große Arzt und berühmt. — Oh, il est si gentil et tellement intelligent. Vous ne vous figurez pas, combien il est intelligent."

Ihre Augen glänzten voll Liebe und Stolz. Sie wollte noch mehr hinzufügen; aber das Gespräch wurde durch den Eintritt der Familie unterbrochen, denn die Geschwister hatten inzwischen im anstoßenden Salon mit der Mutter noch die letzten Einzelheiten der Geld- und geschäftlichen Angelegenheiten erledigt, und so konnte nun der Nachmittag und Abend noch einem gemütlichen Ideenaustausch gewidmet werden.

Das einzige, was noch zu besprechen blieb, war die Reise, die Hilde und Frau Jungmann zu den Saarbrücker Verwandten antreten sollten. Die Saarbrücker Verwandten hingen sehr an Hilde und hatten sie, seit sie erwachsen war, nicht mehr gesehen. So mußte sie jetzt noch einmal hin, ehe sie für immer in die Schweiz zog. — Hilde wollte außerdem ihr kleines Kapital aus dem Geschäft des Onkels herausziehen und ihn angehen, dafür Grets Vermögen, das ihm zur Verfügung gestellt werden sollte, trotz des im allgemeinen gesunkenen Zinsfußes, zu den gleichen günstigen Bedingungen zu verzinsen.

Es wurde beschlossen, daß Hilde, die nur aus Gefälligkeit gegen einen stets gütigen und rücksichtsvollen Prinzipal ihre Nachfolgerin im Amt noch einführte und unterwies, nun das Comptoir verlassen solle; und die Reise wurde auf einen Tag der nächsten Woche festgesetzt. —

Gret war stolz darauf, daß keine Tante oder alte Freundin der Mutter zu Hilfe gerufen, sondern daß ihr während der Abwesenheit der Mutter der Haushalt und das Regiment über Kathi anvertraut werden würde.

„Sie sehen sich wohl ab und zu einmal nach Gret um, Fräulein van Meulen?" bat Frau Jungmann.

„Soyez sûre, Madame! Même, si vous voulez, nous ferons ménage ensemble."

„I, das wäre eine ausgezeichnete Idee! Wenn Sie das wollten —"

„Ach ja, Mutter, bitte ja! — Hurra! ich bin die Hausfrau und Fräulein van Meulen mein Gast. Das wird lustig!"

Hildes Mundwinkel zuckten. Ihr hätte die Aussicht, längere Zeit auf Fräulein van Meulens Gesellschaft angewiesen zu sein, nicht gelächelt. Sie konnte sich nie recht mit der Belgierin stellen, da sie selber auch eine herrschsüchtige Ader hatte.

Gret, das friedfertige, liebenswürdige, gutherzige Ding kam mit jedermann aus. Ihr war es eine Freude, andern zu Willen zu leben. —

„Ich werde mir auch erlauben, Gret zu besuchen, während Sie fort sind, Frau Jungmann", sagte die Lehrerin.

„Ach, Fräulein Engelhorn, ich wüßte Ihnen vielen Dank! Nun kann ich ja ganz ruhig sein, nun ist alles in schönster Ordnung."

Gret hatte ihrer Lieblingslehrerin geschmeichelt und glücklich zugenickt. Aber Doktor Weber war doch der Meinung, daß noch nicht alles in schönster Ordnung sei. Dazu gehörte auch noch, daß er sich nach Gret umschaute. Er behielt diese Absicht aber wohlweislich für sich. Denn wenn er auch mit Vorliebe das Elternhaus seines Universitätsfreundes Hermann aufsuchte, seit dort zwei anmutige Schwestern herangeblüht waren, so war er sich doch bewußt, wohl einen Eindruck erhalten, aber vorläufig wenigstens noch keinen gemacht zu haben. Gret schaute aus blauen Augen mit dem ganzen Liebreiz ihrer siebzehn Jahre noch völlig unberührt darein.

Doktor Weber verglich sie oft schon der bloßen Erscheinung nach mit der Belgierin. Beide Mädchen waren sehr gut gewachsen. Ja, Fräulein van Meulen hatte sogar eine auffallend schöne Figur. Aber sie that auch alles, um diesen Vorzug ins rechte Licht zu setzen. Es saß alles an ihr immer wie angegossen. Frau Jungmann hatte ganz recht, die Belgierin war nicht umsonst Lehrerin für Schneiderei an der Industrieschule.

Gret dagegen, schlank wie eine Tanne, wuchs in fröhlicher Unbekümmertheit in die Welt hinein, ohne vorläufig viel danach zu fragen, ob ihr etwas „saß" oder „stand", oder ob sie jemand gefiel.

Und doch war sie sehr anmutig, wenigstens in Doktor Webers Augen, anmutiger selbst als die kleine, zierliche Hilde.

*

„Ist kein andres Coupé frei?" fragte Hilde den Schaffner.

Frau Jungmann, die apoplektisch veranlagt war und viel an fliegenden Hitzen litt, fürchtete, die Luft in dem überfüllten, geschlossenen Damencoupé nicht ertragen zu können.

„Dritte Klasse? — Nichtraucher, Madame, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Lieber als dies, Hilde!" sagte Frau Jungmann.

So wurde denn schnell der Wechsel bewerkstelligt, und die beiden Damen, die sich bereits auf der Rückreise von Saarbrücken befanden, sahen im Coupé zwei Herren vor sich, die augenscheinlich zusammengehörten, aber je eine der beiden Ecken des gegenüberliegenden Sitzes besetzt hielten.

Der eine, klein und zierlich, sprang beim Eintritt der Damen auf und leistete ihnen bei Unterbringung ihres Handgepäcks ebenso höfliche wie diensteifrige Hilfe. Dann drückte er sich wieder in seine Ecke.

Er hatte ein faltenreiches, hageres Gesicht, schmale, blutlose Lippen und kleine, freundliche, blaue Augen. Er schien sehr beweglich.

Der andre, groß und schön gewachsen, hatte sich kaum ein wenig zum zum Gruß erhoben und war sofort wieder in seine bequeme Lage zurückgesunken, ohne sich um die Ankömmlinge zu bekümmern. Er hatte sich nachlässig hingestreckt und nahm mit seinen langen Beinen über die Hälfte des Sitzes ein.

Höchstens daß er jetzt die Füße etwas anzog, um die ältere Dame, sein Gegenüber, nicht zu belästigen.

Beide Herren trugen Radfahrerkostüm, beide hatten gestrickte Sportmützen über die Ohren gezogen.

Der kleine Blonde, dessen Aeußeres und Wesen den Norddeutschen kennzeichneten, war in dunkelblau Tricot gekleidet. Der helle, sehr kleidsame modische Sportanzug des andern zeigte dessen prächtigen Körperbau, die breite Brust, die wohlgeformten Beine zum Vorteil.

Er besaß sehr regelmäßige, etwas große Züge, braunes Haar und braune Augen, die müde und verschlafen aussahen. Den schöngeschwungenen Mund, dessen Oberlippe selbst glattrasiert war, öffnete er ungeniert zum Gähnen, ohne jemals die kräftige, wohlgepflegte Hand zu ihm zu erheben.

Er sah auch nicht aus, als ob er sehr zu Mitteilungen geneigt sei. Durch die Gesprächigkeit des jungen Norddeutschen aber waren die Damen bald über die ganze Naturgeschichte ihrer Mitreisenden unterrichtet.

Sie erfuhren, daß die Herren nicht nur große Liebhaber des Radfahrsports, sondern auch „sozusagen Berufsfahrer“ waren, wenigstens „Freund Chuquet“, und daß sie vom zehnten internationalen Bundesrennen in Halle kamen, wo „Freund Chuquet“, der rühmlichst bekannte Meisterfahrer und Champion für das Elsaß — Sohn und Vertreter der Räderfabrik Chuquet, Chuquet & Co. —, den neuen Sekundenrekord geschaffen hatte.

„Freund Chuquet“ wolle sich nun einen Tag ruhen, um dann am vierundzwanzigsten des Monats in Basel von neuem zu starten und den weit und breit genannten Champion für die Schweiz, Widmann, und dessen 0,20¹/₅ Sekundenrekord zu schlagen.

„Mein Freund Chuquet,“ sagte Herr Franz Friedrich, ein geborener Erfurter, und er legte immer einen Nachdruck des Stolzes auf die Worte, „mein Freund Chuquet ist in ausgezeichnetem Training, was Sie ihm wohl auch ansehen werden. Er ist de facto noch nie in so guter Form gewesen wie jetzt. Er könnte, ohne sich zu besinnen, den Fünfzig- und Hundertkilometerrekord angreifen, notabene, wenn es ihm um Dauerfahrten zu thun wäre.“

Der Elsässer, der zu den Lobreden nur behaglich gelächelt hatte, hob jetzt in nachlässiger Abwehr die Hand: „Es ist nicht so schlimm!“

Herr Franz Friedrich ließ sich nicht irre machen: „Ich sag' Ihnen, drei der besten Fahrer haben gemeldet; aber die Konkurrenten werden bald aufgeben. Ich sag' Ihnen im voraus, mein Freund Chuquet wird auf der Bahn im Vorgabefahren für Niederrad den von Lux-Köln geschaffenen Weltrekord verbessern.

Der Elsässer schwieg auch dazu, aber ein selbstsicheres, ehrgeiziges Licht trat einen Augenblick in seine guten, etwas leeren Augen, die auffallend an Ochsenaugen erinnerten. Für einen Moment spannten sich die sämtlichen Muskeln seines Körpers an, vielleicht nur dem aufmerksamen Beobachter bemerklich. Gleich darauf lag er wieder unbeweglich und schlaff.

„Was ist das ‚Weltrekord verbessern?‘“ fragte Hilde.

„Ja!“ sagte Frau Jungmann, gutmütig lächelnd, „Sie sprechen für uns in Rätseln. Die Sportausdrücke sind uns fremd. Unter ‚Dauerfahrten‘ kann man sich zur Not etwas vorstellen, aber Vorgabefahren, Sekundenrekord —“

Herr Franz Friedrich aus Erfurt rückte eifrig näher, um eingehend Erklärungen zu geben. Er war unermüdlich. Aber am Schluß jeder Erörterung kam er auf seinen Freund zurück.

„Ich freue mich, an Ihnen zu sehen,“ sagte Frau Jungmann lächelnd, „daß doch auch schon zwischen Elsässern und Altdeutschen, zumal Norddeutschen, ideale Freundschaften entstehen können. Etwas Seltenes ist es wohl noch. Aber es freut desto mehr.“ Sie wendete sich an den jungen Chuquet: „So teilen Sie also nicht die Abneigung Ihrer Landsleute gegen alles Deutschtum?“

„O, mein Freund Chuquet,“ fiel wieder Franz Friedrich aus Erfurt ein, „ist Kosmopolit. Elsässer oder Altdeutsche, es gilt ihm dasselbe, auch Engländer, Franzose, überhaupt jede Nation.“

„Es ist mir egal!“ sagte Herr Chuquet.

„Ueberhaupt jede Regierung. Er kümmert sich um Politik nicht. — Dieser Haß gegen Deutschland und all der Widerstand, das ist ja doch nur Werk und Mache der Schwarzen. Die Elsässer sind im Grunde deutsch gesinnt. Das Landvolk ist überall deutsch geblieben. Die französischen Brocken haften an wie ein unecht Mäntelchen. — Ich bin so froh, daß mein Freund Chuquet unabhängig im Denken ist. Er kümmert sich nicht darum, was die Leute glauben!“

„Das ist mir ganz egal!“ sagte Herr Chuquet.

„Nicht, Chuquet? Wenn nur einer ein rechter Kerl ist! — Ich sag' Ihnen, mein Freund Chuquet, das ist ein Prachtmensch. Und was der Kerl für ein Glück bei den Weibern hat! Ah, Pardon — Damen! Die laufen ihm nach wie behext. Ob die Schwarzen oder die Blonden oder die Braunen, ganz gleich, er hat sie alle am Bändel. Meinen Sie, er sagt je viel, inkommodiert sich? Nicht im geringsten. Aber —“ Herr Friedrich erhob seine Linke und spreizte sie — „an allen fünf Fingern! Der reine Rattenfänger von Hameln, sag' ich Ihnen!“

Der Elsässer lächelte. Er hatte seine Hände nicht einmal aus den Hosentaschen gezogen. Seine Lippen teilten sich mehr und mehr über zwei Reihen prachtvoller Zähne von mattgelblichem Schmelz, während Herr Franz Friedrich, der nicht stillsitzen zu können schien, lebendig fortfuhr: „Und bald lächelt er einer und dann einer andern; und dann möchten sie sich untereinander die Augen auskratzen vor Gift und Galle, aber er amüsiert sich bloß darüber. — Doch du, Chuquet, eins sage ich dir: Nimm dich in acht vor der gelben Katze, du weißt schon. Die ist aus anderm Holz. Wenn die gereizt wird, da kann es was geben. Die ist gefährlich. Was mußt du denn immer der schönen Juliette vor ihr die Cour schneiden?“

„Bah!“ lächelte der Elsässer, und seine Lippen zogen sich so breit über die Zähne zurück, daß oben und unten das rosa Zahnfleisch sichtbar wurde.

Frau Jungmann mußte denken, was für ein unendlich selbstbewußtes, gutmütiges, sinnliches Lächeln das war. Und die Augen sprachen: Sorg du dich nicht! Ich weiß schon, wie ich die Weiber kirre, auch die gefährlichsten. Und besonders die, die habe ich sicher.

„Nein, du!“ rief lebhaft der Kleine. „Da bin ich andrer Meinung. Deine Landsmänninnen magst du besser kennen. Die mögen sich damit begnügen, sich mit Worten alles gebrannte Herzeleid anzuthun. Der Fremden trau' ich nicht. Na, ich bin nur froh, daß sie bald fortgeht! Sind wir schon da?“ Er sah fragend Herrn Chuquet an. Der nickte.

„So, die Zeit ist mir aber rasch vergangen. Ihnen auch, gnädige Frau?“

„Wenn man so angenehme Reisegesellschaft hat!“ sagte die Mutter, freundlich gegen die Herren geneigt.

„Du, Ernest, mach dich zurecht. Wir fahren gleich ein!“ Und wie ein Wiesel geschäftig fuhr Herr Franz Friedrich zwischen seinen Sachen aus und ein.

Der Elsässer erhob sich phlegmatisch zu seiner ganzen Länge, zog die Schlafkappe ab, setzte die Sportsmütze auf, packte mit Seelenruhe seinen Koffer, grüßte lässig und verließ das Coupé als erster. Dann stand er auf dem Perron, Hände in den Taschen, pfiff einem Dienstmann und musterte die Leute.

Herr Franz Friedrich sprang auch herunter, aber nur, um den Damen beim Aussteigen zu helfen. Dann kletterte er behend zurück in den Wagen und reichte die Sachen heraus.

Unten gab er sein Gepäck dem Dienstmann, ergriff dann die Taschen der Damen und trug sie für sie bis zum Ausgang. Dort zog er tief die Mütze und empfahl sich mit höflichem Dank für die guten Wünsche zum Rennen, die die Damen ihm aussprachen.

„Wie doch die Menschen verschieden sind!“ lachte Hilde, als sie mit ihrer Mutter die Pferdebahn bestieg. „Ein drolliges Freundespaar, nicht, Mutter?“

*

Unsre Reisenden fanden zu Hause alles wohl auf. Gret hatte sich ihrer Vizeregentschaft völlig zu ihrer eignen Zufriedenheit erledigt. Aber auch Kathi befand sich in bester Stimmung, ein sehr gutes Zeichen.

Am Sonntagvormittag kam Doktor Weber zu ihrer Begrüßung und blieb zum Essen. Er behauptete, er hätte als alter Freund des Hauses inzwischen gerne nach dem Rechten gesehen, wäre aber von Gret beim ersten Versuch sofort an die Luft befördert worden.

Fräulein van Meulen, die auch Sonntagsgast war, lachte.

Aber Gret that so, als ob sie nichts hörte: „Immer möcht' ich nicht so viel zu schaffen haben; ich beneide dich nicht, Mutter. Ist das ein Vergnügen, bei der Hitze in der Küche zu stehen, na, ich danke!“

„Ich steh' sicher nicht in der Küche,“ rief Hilde. „Das richt' ich mir anders ein!“

„So red'st du jetzt hin, und hernach wird keiner sich mehr darum kümmern wie du!“

„Mais vraiment,“ fiel höhnisch Fräulein van Meulen ein. „Die Deutsche denken immer, sie mußten selbst die Küche machen und wäschen und abstauben. Das ist nicht eine gute Hausfrau, in der Küche stehen. Chez nous la femme veille, à ce que le ménage marche comme il faut. Surveiller, c'est la grande chose! — Dann sie hat Zeit für alles, für sein Mann und die Kinder und für sein éducation und für sport und plaisir. Die deutsche Frauen sind Kochinne und Kinderfraulein.“

„Oho!“ riefen die Damen.

„Mais oui! des cuisinières et des bonnes! — et pour cette raison précisément les hommes allemands ne les estiment point.“

„Fräulein van Meulen hat nicht so unrecht!“ rief Hilde.

„Es ist vielleicht etwas Wahres daran,“ sagte Doktor Weber. „Aber unsre sport- und pläsierliebenden Damen vernachlässigen vorläufig noch zu sehr ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter. Wenn sich das ‚Brüsseler Idealweib‘ bei uns erst wird eingebürgert haben, werden wir deutschen Männer uns natürlich nicht länger gegen die Emanzipationsgelüste der Damen sträuben. Aber bis dahin sind uns Hausfrauen vom alten Schlage, wie unsre liebe Frau Jungmann hier, offen gestanden, lieber.“

„Mit allen diesen Fragen“ — Frau Jungmann sprach mit stiller Würde — „müßt schon ihr Jungen euch untereinander abfinden. Wir altmodischen Menschen leben nun schon so, wie wir's gewohnt sind. — Aber ich kann wohl sagen, obwohl ich überall im Haushalt selber mit angegriffen habe, mein guter Mann hat mich immer hoch geachtet, und ich hab' immer noch Zeit gehabt, mich für das Hüttenwerk zu interessieren und für die Arbeiter und für all seine Pläne und Reformen. Er hat mich nie zu gering befunden, alles mit mir zu besprechen und zu beraten.“

„Du bist aber auch eine exemplarische Gattin und Mutter gewesen!“ rief Gret, sie zärtlich umschlingend. — „Aber laßt doch das dumme Gestreite! Ihr macht Fräulein van Meulen nur grantig.“

„Die werte Laune ist überhaupt seit einiger Zeit recht schlecht. Nicht einmal seine Suppe kann man in Frieden essen.“

„Votre soupe! votre soupe! O, die deutsche Männer! Sie denken an nichts als ihren estomac und ihre Bequemlichkeit.“

„Erst waren's die deutschen Frauen, jetzt sind es die deutschen Männer. Warum so gereizt? Was haben wir Ihnen gethan? — Aber halt, da fällt mir ein: vielleicht sind die Elsässer besser. Sie müssen's ja wissen, Fräulein van Meulen. Da giebt's Sport, was? Sport und Pläsier?“

Fräulein van Meulen fuhr auf: „Was wollen Sie mit das sagen?“

„O nichts, gar nichts. Man erzählt sich halt allerlei. — Sie bringen sich doch Ihr Rad mit von Brüssel?“

„Ich gehe nicht nach dort!“

„Was? Nicht?“ sagte Hilde.

„Aber Sie haben sich ja eigens eine Kappe zum Radeln in Brüssel gemacht!“ rief Gret.

„Und Sie brauchen doch eine Erholung, Fräulein van Meulen.“

„Ich kann ja hier auf dem Lande gehen, Frau Jungmann; — zu Förster Compter ich will gehen.“

„Dann gehen Sie wieder mit ihm auf die Jagd, nicht?“ sagte Hilde.

„Ich bin nicht auf der Jagd mitgegangen; aber in sein Garten ich habe geschossen mit sein Gewehr, der moineaux, Spatze.“ Sie wandte sich zu Doktor Weber: „Können Sie schießen auf ein Spatze, wenn er fliegt? — Ich auch nicht. Es ist nicht leicht. Aber ich gehe wieder, und ich werde lernen.“

Gret hatte inzwischen mit dem Gesicht nach dem Fenster lauschend dagesessen und schoß jetzt plötzlich wie ein Pfeil zur Thür und in den Garten hinaus.

„Was ist?“ lachte Hilde.

„Die Musik! Was hat sie? Es ist die Wache.“

„Ja, dafür hat sie ein feines Ohr, wenn sie noch so weit ist.“ —

Näher und näher erklangen die Töne; Militärmusik, ein flotter Marsch, und drüben am jenseitigen Ufer zogen mit klingendem Spiel die 105er vorbei auf die Parade. Gret lauschte am Gitter des Gärtchens, das dicht am Fluß lag.

Wie eine Päonie rot und verschämt, ganz langsam kam sie in das Zimmer und an den Platz zurück.

„Nun, hat er gegrüßt?“ neckte Hilde.

„Ja, gewiß!“ Es lag wie ein halber Trotz in ihrer Stimme.

„Also ein flotter Leutnant! Zweierlei Tuch. Darum also findet man so gar keine Gnade vor höchst Dero Augen.“

„Es ist gar kein Leutnant!“ war die schroffe Antwort.

„Einjährig-Freiwilliger ist er,“ erzählte Hilde eifrig, „und Ingenieur, und macht regelrecht Fensterpromenade. Vorigen Sonntag machte er sogar Visite.“

„Ja, dann!“

„Quält sie doch nicht,“ sagte Frau Jungmann. „Es ist ja ihr Tanzstundenherr vom Winter.“

„Aber kein Leutnant,“ neckte Doktor Weber unbeirrt weiter. „So was Großartiges haben Sie wohl nicht in der Tanzstunde gehabt?“

„Wir? O, wir haben eine ganze Menge Leutnants gehabt,“ gab sie schnippisch zurück. „Aber die waren mir meistens zu dumm!“

„Gret!“ sagte verweisend Frau Jungmann unter allgemeinem Gelächter.

„Na ja! Warum muß es denn durchaus immer ein Leutnant sein?“

„Vraiment pour quoi? — Sind die Deutsche komisch! Qu'est-ce que c'est qu'un officier?“ — Fräulein van Meulen zuckte die Achseln.

„Ja, sehen Sie,“ sagte Doktor Weber. „Die ‚deutsche‘ Damen lieben den Mann mit der Waffe, die Französinnen die Waffe ohne den Mann.“

„Je suis Belge.“

„O Gott!“ sagte Frau Jungmann lachend, „nun fangen die wieder damit an. Da ist's besser, wir heben die Tafel auf. Gehen wir in das andre Zimmer zum Kaffee.“

Es war einige Tage später. Die Jungmannschen Damen saßen fleißig um den runden Tisch im Eßzimmer.

Auch Fräulein van Meulen war mit ihrer Arbeit heruntergekommen.

Der Tisch war unbedeckt, und es standen noch zwei Lampen darauf, weil die Hängelampe allein nicht genügend leuchtete.

Während Frau Jungmann und Hilde an den letzten Stücken der lange vorbereiteten Aussteuer nähten, hatte sich Gret noch einen viereckigen Tisch herangezogen und brachte auf demselben den Rock ihres neuen blau und weiß gestreiften Mousseline de Laine-Kleides „auf Futter“.

Die hübsche Blusentaille, die sie während ihrer Regentschaft unter Fräulein van Meulens liebenswürdiger Angabe angefertigt hatte, mit dem geschmackvoll geschnittenen Matrosenkragen und Herrenschlips aus weißem Kaschmir, hing über dem Lehnstuhl und war von Mutter und Schwester nach Gebühr belobt und bewundert worden.

Auch Fräulein van Meulen war mit ihrer Sommertoilette beschäftigt. Wenn sie auch ihre Reisepläne geändert hatte, ein „bestes“ Straßenkleid brauchte sie hier so gut wie in Brüssel. Unter ihren geschickten Händen entstand ein Wunderwerk von Spitzengarnitur zu einer weißen Robe aus durchbrochenem Stoff, einer Art Krepp. Und der zu dieser Toilette gehörige Hut mit weißem, schwerem Seidenband und Federgarnitur, den sie heruntergeholt hatte, um ihn Frau Jungmann zu zeigen, lag noch neben dem neuen, weißseidenen Sonnenschirm auf dem Seitensofa.

Das Gespräch drehte sich, wie jetzt immer, um die Hochzeit, die Anfangs der Ferien in Zürich gefeiert werden sollte, und um Hildes zukünftige Häuslichkeit. Fräulein van Meulen beteiligte sich, ganz gegen ihre Gewohnheit, wenig daran.

Sie nahm sonst so regen Anteil an Toiletten- und Wirtschaftsangelegenheiten. — Auch waren ihr Urteil, ihre praktischen Ratschläge bei all solchen Erörterungen so willkommen und eine allen so selbstverständliche Sache, daß Frau Jungmann schon mehr als einmal ihre Brille von der Nase auf die Stirn geschoben hatte, um aus den kleinen, verstandeshellen und guten Augen erstaunt und nachdenklich auf die junge Belgierin zu schauen. Es fiel ihr in der hellen Lampenbeleuchtung auf, wie sehr schlecht Fräulein van Meulen aussah. Sie hatte tiefe Ringe unter den Augen, die Gesichtsfarbe war ungesund matt, die Lippen bläulich.

Fräulein van Meulen klagte über beständige Kopfschmerzen. Sie mediziniere seit längerer Zeit, und der Arzt hätte ihr jetzt wieder was Neues verordnet.

„Sie müssen recht ordentlich essen, Fräulein van Meulen, Sie nähren sich nicht genug.“

Aber Fräulein van Meulen beschwerte sich über Appetitlosigkeit.

„Sie ärgern sich jetzt in der Schule auch immer

zu viel, Fräulein van Meulen. Lassen Sie doch die Mädchen gehen. Wer nichts lernen will, lernt nichts."

Gret hatte es mit ihrer Bemerkung gut gemeint, aber Fräulein van Meulen regte sich gleich darüber auf. Sei es nicht ihre Pflicht, darauf zu sehen, daß etwas gelernt würde? — Wer würde denn nachher dafür verantwortlich gemacht, wenn die Schneidereiklasse nichts leiste? Doch nur sie. Die großen Mädchen seien so faul und unpünktlich, daß es eine Schande wäre. Nur pro forma kämen sie in die Stunden, obwohl sie doch bereits wissen müßten, daß sie für sich lernten.

Frau Jungmann hörte zu und dachte: ‚Das ist sonst ihre Art nicht. Nur gut, daß die Ferien bald anfangen. Sie ist völlig herunter.' Und laut sprach sie: „Sind Sie denn wirklich in Mooskirchen gut genug aufgehoben? Würden Sie nicht bei den Ihrigen weit bessere Pflege haben?"

Aber die Belgierin scheute in ihrem jetzigen Zustand die Anstrengung einer so weiten Reise. Auch der Arzt hätte sich dagegen ausgesprochen. Alles, was sie brauche, sei Landluft und Ruhe, und beides böte ihr Mooskirchen. Ihre Angehörigen müßten sich darein ergeben, sie auch dies Jahr nicht wiederzusehen. Es thäte ihr selbst leid genug, besonders um den kleinen Bruder. Der würde sich inzwischen gewiß prächtig entwickelt haben. Aber sie tauge, so gereizt und unwohl, wie sie jetzt sei, auch nicht zu der Mutter. Die müsse mit Vorsicht behandelt werden, sie sei eine sehr nervöse Person.

„Sie hatten sich aber so aufs Radfahren gefreut!" sagte Gret.

„Ach, für das ich bin doch jetzt viel zu müde."

„Bei Velo fallen mir unsre Reisegefährten von neulich ein," sagte Hilde. „Komisch waren die doch, nicht Mutter? Besonders der Große. Wirklich, solch ‚schöne' Männer meinen, sie könnten sich alles erlauben. — Wie der sich räkelte!"

„Wer war's denn?" forschte Gret neugierig.

„Ach, so ein Radfahrer. Irgend eine Art Champion für irgend was gegen irgend wen, was weiß ich?"

„Wie sah er denn aus?"

„Wie der richtige Elsässer; ein phlegmatischer Don Juan. — ‚Zehn Mädels an jedem Finger.' — Seines Freundes Mund ging wie ein Mühlrad. Er gähnte nur. Es war ihm alles ‚egal'! So" — Hilde warf sich auf das Sofa, streckte ihre Beine lang von sich, steckte die Hände in imaginäre Taschen, und mit dem ihr eignen Talent, fremde Persönlichkeiten wiederzugeben, führte sie ihn übermütig vor.

Gret wollte sich ausschütten vor Lachen.

Durch den Beifall aufgestachelt, zog Hilde nun noch „Herrn Franz Friedrich aus Erfurt", ihre Mutter und sich selbst in die Darstellung.

Frau Jungmann hatte längst ihre Arbeit in den Schoß sinken lassen und hörte, die Brille auf der Stirn, belustigt zu.

Niemand gab acht auf die Belgierin, die ganz fahlgelb geworden war und mit fieberhafter, zitternder Hast die Nadel handhabte. Nur als der Name Chuquet fiel, fuhr Gret zusammen und winkte ihrer Schwester.

Aber Hilde war so bei ihrer Aufgabe, daß sie es nicht bemerkte. „Und ein Glück bei den Weibern, Pardon! — Damen, — hat mein Freund Chuquet, ich sag' Ihnen, unglaublich. Er hat sie alle im Sack. Bald lächelt er einer und bald einer andern, und dann möchten sie sich untereinander die Augen auskratzen —"

Gret sah immer ängstlicher drein und machte immer heftigere Zeichen, aber Hilde, blind und taub, fuhr unbekümmert in ihrem tollen Unsinn fort: „Eins aber rate ich dir, Chuquet, nimm dich in acht vor der gelben Katze, du weißt, wen ich meine. Was mußt du denn immer die schöne Juliette vor ihr poussieren? Die Fremde, die ist gefährl —"

Das Wort blieb Hilden in der Kehle stecken, und Mutter und Schwester fuhren erschreckt herum. Fräulein van Meulen war wie eine Rasende aufgesprungen. In ihrer drohend erhobenen Rechten hielt sie die Schere wie einen Dolch gefaßt. Sie war wie abwesend. Durch die in Ingrimm breitgezogenen Lippen sah man die fest aufeinander gepreßten Zähne. Jetzt blickte sie wild um sich, erschrak, kam zur Besinnung, und in Thränen der Wut ausbrechend, stürzte sie aus dem Zimmer.

„Ja, aber Hilde, hast du denn gar keine Augen!" rief Gret vorwurfsvoll. „Seit einer Stunde mach' ich dir Zeichen. Der Chuquet, das ist ja der, den sie liebt. Wie kannst du nur davon reden, daß er die Bouvier poussiert. Deshalb ist sie ja so wild. Die Zeysolff hat mir's erzählt."

„So so, das ist ihre Krankheit," meinte schmunzelnd Frau Jungmann.

„Aber die Bouvier ist doch ihre dickste Freundin," widersprach Hilde.

„Das ist es ja eben. Darüber sind sie ganz auseinander. In der Schule sprechen sie kein Wort mehr. Die Juliette läßt sich alles von ihrer Nachbarin zeigen, nicht um ihr Leben fragt sie Fräulein van Meulen um etwas. Oft kommt sie überhaupt nicht. Aber dann ist Fräulein van Meulen ganz aus dem Häuschen. Sie denkt immer, die beiden treffen sich irgendwo während der Zeit. Sie ist dann so launenhaft und unberechenbar und heftig. Es ist wirklich schon nicht mehr schön."

„Aha, deshalb will sie auch nicht nach Brüssel."

„Na natürlich! Sie fürchtet, er wird ihr abtrünnig gemacht. Aber sie kann einem ordentlich leid thun. Ernst meint es der doch nicht, sagt die Zeysolff; er hat alle Mädel zum Narren."

„Gott, er könnt' sie doch heiraten."

„Ach Mutter," sagte Hilde, „sie hat ja nichts. Und auf die „dot" sehen die Elsässer zumeist, das weißt du doch. Na, und dann ihr Temperament. — Sahst du, wie ihre Augen funkelten? Sie stachen wie reine Dolche, und das grobsträhnige, krause schwarze Haar sträubte sich fast. So eine Frau möcht' ich auch nicht haben."

„Ach was!" verteidigte Gret. „Sie kann sehr nett sein. Du bist auch nicht von Sammet, wenn du gereizt wirst."

„Glaubst du denn, Gret, daß sie ihn wirklich liebt?“

„Die und lieben, Mutter!“ rief Hilde. „Dazu ist sie ja viel zu sehr Egoist.“

„Ja,“ meinte Gret nachdenklich. „So recht lieben, von Herzen, mein' ich, das kann sie wohl nicht. Sie ist keine Deutsche. Die Belgierinnen haben wohl alle was Kaltes, Kluges. — Ja, aber Hilde, dachtest du denn vorhin gar nicht —?“

„Ach was!“ brummte die Schwester. „Es giebt doch wohl noch mehr Ausländerinnen auf der Welt!“

Die Mutter begütigte: „Ja, weißt du, Gret, ich hab' selber nicht dran gedacht. Ich bin gar nicht darauf gekommen, daß von ihr die Rede sein könnte. Aber unangenehm ist die Geschichte. Vertuschen läßt sich da nichts mehr. Das beste ist, man spricht nicht mehr darüber.“ —

Und wie nach schweigender Uebereinkunft wurde des Vorfalls von jenem Abend auch auf Fräulein van Meulens Seite mit keiner Silbe mehr Erwähnung gethan. — —

Die letzten Wochen vergingen für die Lehrerinnen und Schülerinnen der Industrieschule in eifriger, hastiger Fertigstellung von Arbeiten für die Sommer-„Exposition“, mit den Beratungen über die Preise und endlich der Ausstellung und Preisverteilung selber.

Frau Jungmann und Hilde packten indessen die Aussteuer in Kisten, verschickten sie und bereiteten alles zum Aufbruch nach Zürich vor.

Dann kam der erste Ferientag, den Fräulein van Meulen sogleich zur Abreise benutzte. Es machte den Eindruck, als treibe es sie förmlich hinaus aufs Land.

Am Nachmittag desselben Tages löschte Frau Jungmann das Feuer, schloß das Haus ab, schickte Kathi zu ihren Verwandten in das Heimatdorf, und sie und die Töchter benutzten den ersten Zug nach Basel, um noch vor Abend nach Zürich zu gelangen. —

Die Hochzeit wurde wenige Tage darauf in Zürich gefeiert. Aber außer einer kurzen Gratulation kam keinerlei Nachricht von Fräulein van Meulen.

Gret, die mit ihrer geliebten Lehrerin, Fräulein Engelhorn, korrespondierte, erfuhr durch sie, man erzähle sich, daß Herr Chuquet häufig nach Mooskirchen hinausradle.

„Na, dann wird sie ja nun wohl befriedigt sein!“ meinte lachend Hilde. „Der bel ami!“

II.

Aber Hilde in ihrem jungen Eheglück täuschte sich. — Fräulein van Meulen war durchaus nicht befriedigt.

Die Tage vergingen ihr in steter Aufregung, und sie fand keine Erholung. Die Besuche ihres „bel ami“ kamen zu selten, währten ihr zu kurze Zeit.

War es, daß ihr eigner Verdacht durch Hildes tolle Persiflage festere Gestalt angenommen hatte, — der Freund erschien ihr auffallend zerstreut. Dazu sprach er von den Bouviers nie. Erwähnte er ihrer wirklich einmal, so geschah es in der gleichgültigsten Weise, als ob ihn die schöne Juliette nicht im geringsten anginge.

Und das gerade beunruhigte Fräulein van Meulen.

Hätte er offen davon gesprochen, daß er das Mädchen da und dort getroffen habe, daß sie zusammen ausgeradelt seien, — ihr wäre wohler gewesen.

Dieses Verheimlichen, das war das böseste Zeichen.

Er gab vor, den ganzen Tag über zu trainieren.

Das glaubte sie ihm nicht.

Er hatte immer noch Muße gefunden, sich nebenher mit seinen Freundinnen zu amüsieren. Nur Sportsmensch, Berufsfahrer, wie die andern, war er ja nicht.

Er blieb immer noch der Sohn seiner Eltern, der reiche Chuquet.

Ja, wenn noch ein Rennen in Aussicht gewesen wäre!

Aber das war nicht der Fall. Wie weit standen also die beiden miteinander?

Was hatte die Kokette erreicht?

Diese schlechte Person! — Da hatte sie sich zuerst Fräulein van Meulen beständig dazu geholt, so oft Mr. Chuquet gekommen war, unter dem Vorwande, er frage jedesmal nach ihr, habe ein „faible“ für sie.

Und jetzt, wo er sich wirklich für sie erwärmt hatte, konnte sie's nicht ansehen vor Mißgunst und Neid und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr den Verehrer abspenstig zu machen. Und das unter dem Deckmantel der alten Freundschaft!

Wie weit erstreckte sich wohl bereits diese Herrschaft über den Mann, der sich ihr gegenüber als freies, disponibles Eigentum aufspielte? —

Bis zu dem Tag ihrer Abreise von L— hatte der Geliebte ihr noch gehört. — Fräulein van Meulen wußte das ganz genau. Sie kannte alle Versuche der treulosen Freundin, den Vogel ins Garn zu locken. Aber sie wußte auch, daß die Bemühungen umsonst gewesen waren. Sie kannte Herrn Chuquets Charakter bis in die kleinste Seelenfalte hinein; und ihr feines Gefühl lehrte sie, daß es gerade der „feschen Juliette“ aufdringliche Werbung war, die ihn abstieß.

Ihre eigne Zurückhaltung ihm gegenüber entsprach daher ebenso der Klugheit als einer ihr angeborenen Kühle. Sie wußte ganz genau, daß sie ihn damit am festesten hielt.

Wenigstens, solange er unter dem Einfluß ihrer Gegenwart stand! Jetzt, wo ihr Auge nicht mehr auf ihm ruhte, wie lagen die Sachen?

Fräulein van Meulen verwünschte Mooskirchen. Obschon nicht Brüssel, war es doch nicht L— selbst; und dort konnten sich indessen Dinge begeben, die nicht mehr gutzumachen waren.

Aber sie hatte keine Wahl gehabt. Nur in Mooskirchen konnte Chuquet sie aufsuchen, ohne daß dadurch Ungelegenheiten entstanden.

Sie war ihrer Stellung an der Schule so vielerlei schuldig.

Ebenso, wie ihr ihre Klugheit geraten hatte, ihr Rad nicht aus Brüssel kommen zu lassen und auf den leidenschaftlich geliebten Sport zu verzichten, weil es in dem kleinen, elsässischen Ort noch für emanzipiert und als Mangel an „bon ton“ galt, wenn eine

Dame radelte, — so hieß es nun verhüten, daß sich nicht um die Person einer Lehrerin an der Industrieschule Klatsch und Geträtsch bildete. Solange, als sie nicht öffentlich verlobt war — was sich noch auf Jahre hinausschieben konnte —, war äußerste Rücksicht der Welt gegenüber geboten. —

Fräulein van Meulen zog zum hundertsten Male den kleinen Zettel aus der Brustfalte ihrer Sommerbluse, in dem der Geliebte sein Kommen für heute gemeldet hatte, und suchte zwischen den Zeilen zu lesen und zu ergründen, was seine Zeit und sein Denken erfüllte. —

Sie hörte in seiner Abwesenheit nicht auf, sich damit zu peinigen; und die Freude seiner Gegenwart verdarb sie sich dadurch, daß sie ihn lauernd beobachtete, seine Mienen studierte und im Gespräch auf Um- und Schleichwegen hinter das zu kommen versuchte, was sie doch schließlich zu erfahren fürchtete.

War er aber nicht gleich zur festgesetzten Stunde da, so argwöhnte sie sofort, daß eine andre Verabredung zärtlicher Natur ihn abhalte. — —

Sie stand in dem kleinen Vorgarten, der die Amtswohnung des Försters Compter von der Waldstraße trennte. Der Weg von dem letzten Dörfchen führte in gerader Linie hierher und trat erst hinter der Försterei in den Wald ein. Ein Radfahrer, der auf der Chaussee herankam, war lange vorher wahrzunehmen. Aber Fräulein van Meulen schaute vergebens aus. Ungeduldig ergriff sie das Gewehr des Försters, auf dem sie sich übte, Vögel im Fluge zu treffen. Das bildete jetzt so ziemlich ihren einzigen Zeitvertreib. — Förster Compter war über ihre Ausdauer erstaunt. Sie wollte augenscheinlich nicht ruhen, als bis sie Auge und Hand völlig in der Gewalt hatte.

Manchmal, aber selten, holte sie auch ihren kleinen Revolver hervor. Den hatte sie immer bei sich, wenn sie ihre einsamen Spaziergänge machte. Den Förster begleitete sie jetzt selten in den Wald. Oder wenn sie es that, war sie einsilbig und zerstreut. Ihr lebhaftes Interesse an Wald und Flur hatte sie ganz verlassen. Sie vermochte nicht mehr wie früher auf des Försters harmlose Unterhaltungen und Neckereien einzugehen, noch sich seinem Ideen- und Interessenkreis anzupassen. Sie ertrug es nicht mehr, wenn er auf seine Steckenpferde zu sprechen kam. Sie trieb im Kreise ihres Eigenerlebens wie in einem Banne umher und wollte weder den friedlich versöhnenden Einfluß der freundlichen Menschen, noch der sie umgebenden Natur auf sich wirken lassen.

Sie sagte, sie fühle sich körperlich nicht wohl genug zum Umherstreifen wie früher. Lange Wanderungen strengten sie an; es würde sie schon ermüden, sollte sie mit seinen langen Beinen Schritt halten. —

Eine sehr unliebsame Aenderung war mit ihr vorgegangen, dachten die Försterslente. Nicht nur, daß sie sich verschlossen und unzugänglich zeigte, — eine dumpfe Gereiztheit lag über ihr. Ihr Auge hatte etwas Finsteres, ihr Mund etwas Verbissenes bekommen.

Wenn sie sie die Hand hinter dem schönen Freund her ballen sahen, dessen Kommen sie doch fieberisch erwartet hatte, dann sagten sie: „Da liegt der Has' im Pfeffer. Es ist nicht alles richtig zwischen den zweien.“ Und wenn sie so düsteren Auges auf einen Sperling schoß, oder mit dem Gewehr plötzlich scharf vor sich hinzielte, auf ein Ziel, das nur ihr Auge sah, dann sprachen die biederen Leute untereinander: „Da steckt sicher eine andre dahinter. So ein armes Weibsbild, das all sein Sinnen und Trachten an einen Mann hängt, das kann einen dauern. — Da schau her! Da treibt sie's schon wieder!“

Ja, auch heute senkte sich der Flaubert wie von selbst herab aus den Lüften und richtete sich auf das Ziel in Menschenherzenhöhe, das, wenn das Mädchen sich ihrer zornigen Gedanken bewußt geworden wäre, das Herz der treulosen Freundin Juliette Bouvier war. — Plötzlich aber fiel der Arm mit dem Gewehr herab. — Hortenses scharfer Blick haftete mit Aufmerksamkeit an einem Punkt in der Ferne. Der Punkt vergrößerte sich. — Es war ein Radfahrer! —

Er war es; er kam.

Sie trat rasch vom Zaune zurück. In der Mitte des Kiesweges stehend, zielte sie eifrig in die Lüfte. — Er sollte nicht etwa denken, sie hätte ihn herangesehnt.

Herr Chuquet fuhr mit Eleganz in das Gärtchen ein, aber keineswegs in Eile. Sein bleiches Gesicht war unbewegt. Außer den races, was in der Welt war für ihn einer Anstrengung wert! — Er sprang lässig ab und näherte sich ihr gemächlich. — Kaum, daß er sich mit einem leichten Wort der Verspätung halber entschuldigte.

Innerlich empört, war sie doch bemüht, es ihn nicht merken zu lassen. Nur seine vertrauliche Begrüßung wehrte sie ab. Da stützte er sich ganz gleichmütig auf sein Bicycle und begann zu plaudern, indem er sie mit gutmütigem Spott betrachtete. Er wußte genau, es würde jetzt eine kleine Scene geben. Er wartete schon darauf. Er liebte die kleinen Reibereien zwischen ihnen. Eine andre, bequemere Liebste wäre ihm langweilig gewesen. Er lächelte bei ihren einsilbigen Antworten. Seine Nasenflügel bebten.

„Ich hab's m'r g'denkt,“ sagte er. Das mokante Licht in seinen Augen, das Zucken um seine Mundwinkel löste ihr die Zunge. Sie fing an, ihm Vorwürfe zu machen, sprach immer hastiger, wortreicher.

Er fand, daß ihr der Unmut sehr gut stand: „Kumm, ich geb' d'r e Schmutz.“ Er sprach stets in seinem Dialekt zu ihr, weil sie das so liebte: „Du wursch's doch erlauwe, gel? — Was? — Dü hesch ebbs dergeje? — Dü witt mer reproche mache? — Do wär's nit d'r Müehj wert g'sin, rüszekumme. — Do muesch dü mich exküsiere.“

Er that, als wolle er sein Veloziped wieder besteigen; dann, als sie einlenkend auf den Sonntag zu sprechen kam, blieb er lachend stehen. Wo sie damit hinaus wollte, wußte er auch. Sie hatte ihn gestern schon auszufragen versucht.

Gestern hatte er in absichtlicher Neckerei nichts

bekannt, heut gab er eine „Exkursion“ nach der M—-Schlucht in größerer Gesellschaft zu. Nun sah er, sie brannte darauf, zu erfahren, ob Juliette Bouvier von der Partie gewesen sei. Mit diplomatischen Schach- und Winkelzügen, mit Schleichfragen aller Art suchte sie ihn über die „schöne Juliette“ auszuhorchen.

Es wandelte ihn, wie schon manchmal, die Lust an, ihre Eifersucht noch anzufachen. Er erzählte plötzlich ganz ausführlich, daß sich die Bouviers der Gesellschaft angeschlossen hätten, bei denen er vorher zu Mittag gegessen habe, und wie „'s Juliette“ famos ausgesehen hätte in dem seidenen, neuen Nadelkostüm und wie lebhaft und lustig sie in der Unterhaltung gewesen wäre.

Sie wollte wissen, wovon sie gesprochen hätten. —

Da schwieg er.

„Ah! ce sont des secrets!“ sagte sie spitz.

„Secrets sin's grad nit, awer m'r kann's nit e so sane, was m'r der ganze Weg mitenander g'redt hann.“

Den ganzen Weg?

Da kam es heraus, daß er mit Juliette Bouvier allein vorgeradelt sei.

Sie geriet außer sich: „Ah! la honteuse!“

Und nun waren die Schleusen ihrer Beredsamkeit geöffnet, und sie überschüttete ihn mit einer Flut von Anklagen.

Er blieb ganz ruhig: „Dü machsch so schnell. Dü schnabelsch alles durchenander. Was hett jetz des mit dere-n-Exkursion zu duehn?“

Ihre Hand schloß sich fester um das Gewehr: Was das damit zu thun hätte? — Daß er sich jetzt um Juliette Bouvier bemühe! — Umsonst hätte er nicht vorher in der Familie eine Einladung zum Mittagessen angenommen. —

„Ha jo! ha jo! was sin jetz des fuer Geschichte? Mer kann doch ken Exkursion mache, wenn m'r nix gesse hett.“

Sie ging nicht auf seinen Scherz ein. Sie blieb dabei: Wenn man keine Absichten auf ein Mädchen habe, keine haben könne, so wäre es gewissenlos, solche Einladungen anzunehmen.

„Lü do!“ sagte er. „Ich derf ihr doch a noch e bissel d' Cour mache?“

Ihre Entrüstung hatte den Höhepunkt erreicht. Wie? Mit ihr sei er versprochen und einer andern wolle er die Cour machen —? „Vous vous jouez d'elle!“

Er sah sie lustig von der Seite an: „Fuer des isch des Maidel ze güet.“ — Er lächelte dann, als sie auffuhr: „Brüchsch nit so wild ze lüeje.“

„La flirt!“ Sie sprach das Wort: „fleurt!“ aus, legte aber ihren ganzen Haß und ihre ganze Verachtung hinein. — „La coquine!“ —

Sie stieß den Flaubert gerade vor sich hin, und ihre Hand spannte den Drücker, als wolle sie die gehaßte Nebenbuhlerin durchbohren.

Er lachte.

Wie angenehm ihre Wildheit sein Phlegma kitzelte! Wie ihre starke Energie ihm gefiel! Sie gab sich so ganz anders wie seine Landsmänninnen.

— Die waren von zwei Sorten. Die keuschen waren zugleich spröde, kühl, still und verschlossen; und die aufgetauten, war ihm viel zu mühselig. Und die andern, die französierten, feschen, sportliebenden, — die waren zu kokett, zu entgegenkommend. Das hörte mit der Zeit auch auf, Kurzweil zu bieten.

Hortense van Meulen war ja gewiß kein schönes Mädchen. Aber sie war anziehend in ihrer Häßlichkeit. Sie sah manchmal gerade zu gut aus. — Und gescheit und gebildet war sie. — Sie besaß den Chic der Französin und Verve und Temperament; aber sie war nicht haltlos wie die Elsässerinnen; bei ihr war beides gepaart mit zielbewußter Thatkraft, eisernem, entschlossenem Willen. Was für einen prickelnden Genuß es gewährte, diese fremdartige Natur in ihren spontanen Lebensäußerungen zu beobachten! Er hatte nichts lieber, als sie erst ein bißchen in Rage zu versetzen, sich an ihren Zornesausbrüchen zu vergnügen und dann zu sehen, wie es ihm allmählich gelang, sie zu besänftigen.

„Diesmol het's awer Fier un Flamm genn,“ sagte er lachend. „Stell dene Flaubert eweg. Dü weisch, d'r Teifel schießt au mit-ere ungeladene Flint. — Bisch dü witig! — Euch dumme Weibsbilder sott' m'r ken Flint in d'r Hand genn. — Zell isch wohr. — Stell's uff d' Sitt. — So isch recht! — Was wurd's denn au sei zwischen mir un em Juliette?! Ich bin doch net e so. Je ne suis pas comme ça. — Mer kann viel leeje, wenn d'r Da lang isch. — 's isch doch numme weje dere conspiration g'sin. 's Eugenie isch do g'sin un d'r Schorsch, dü weisch, der ditsch Nöwö mit dem große Schnüzer. — Wenn der nit d' Kurasch hett, ze mien doch mer füer ne sorje. — No hab' ich gedenkt, wenn se mol zamme sin, no arrangiert sich's.“ Und da hätte er ein Wettfahren veranstaltet, und sie wären paarweis geradelt, erst „er mit 'm Juliette, un no 's Eugenie mit 'm Schorsch, und 'sschletscht 's Cecile mit 'm Jean“.

Aber Fräulein van Meulen hegte ihre Zweifel; das klang alles wie Ausrede: „Tiens! — aujourd'hui! pourquoi n'êtes-vous pas venu plutôt?“

„Ich hab' emol nit rüskumme kenne. Zerich isch d'r Franz Friedrich do g'sin un hett mir d'r bon jour g'saat; un no sin d' ganz Zitt Visite kumme.“

„Des visites! ah! dis donc, des visites! — Peut-être bien encore Mademoiselle Juliette à cause d'Eugénie et de Monsieur Georges, pour cette bête de conspiration.“ Und als sie Zustimmung in seinem Antlitz las, brach sie los: Ah, çà, non! Je ne le souffrirai plus!“

„Hammer ni genü embêtements? — Wenn dü jetz nit stille bisch —“

„Eh bien, quoi?“ —

„Eh bien, quoi? Dü fröjsch noch? Tu demandes encore? — Dummi Wiwer! Ihr kenne doch nit witersch denke wie eiri Nas.“ — Er sprach schon wieder ganz gemütlich und tippte der Erregten mit dem Finger an die feine Nase. „Wenn's em e güete but isch, wie der, warum sotte m'r nit konspiriere? Er isch e güeter parti, der ditsch Nöwö, sage ich dir, un excellent parti!“ —

Fräulein van Meulen war aber weder von der Weisheit des Zweckes noch der Güte der Partie überzeugt: „Il est Allemand!“

„M'r kann sich doch lieb hann, wenn m'r an nit d' nämlich nationalité hett! M'r hann doch a nit d' nämlich nationalité!“ —

Sie schüttelte den Kopf. Und mit ganz der kühl berechnenden Verständigkeit, welche diese Belgierin, die einen flämischen Vater hatte, so auszeichnete, setzte sie ihm, eben noch heftig erregt, in ruhiger, sachlicher Weise auseinander, wie unvernünftig der Plan sei. — Vor dem deutsch-französischen Kriege, da wären solche Annäherungen verständlich und ungefährlich gewesen. Aber jetzt seien die Sympathien für Frankreich eben neu erwacht, und bei den erklärten Feindseligkeiten zwischen Elsässern und Altdeutschen würden nur Familienzwistigkeiten hervorgerufen werden. Was denn Eugenies Eltern dazu gesagt hätten, als sie den Deutschen hätten auftauchen sehen?

Er lachte. „Was se g'saat hann? ‚C'est sciant! Wo m'r änne lüejt, steht e Schwob do!‘ — Awer 's isch einerlei. Mir sin jetz ditsch, un mir welle-n-an ditsch sin. — Wie der ditsch Doktor von d'r université uff Stroßburg kumme-n-isch, hett er an e Stroßburjere gehirot.“ —

Sie blieb bei ihrem Kopfschütteln. Süddeutsche, ja, das wäre noch etwas andres. „Mais les Allemands du Nord! — C'est un Ostrogoth!“ — Er könne es ja an den im Elsaß geborenen, oder den selbst nur von Jugend auf dort erzogenen Kindern der Norddeutschen sehen. Niemand mache mit solcher Entschiedenheit gegen die Norddeutschen und ihre hochmütige, herrische Art, ihre Allesbesserwisserei Front wie sie. — Die natürliche Sympathie zwischen den Volksstämmen sei das Ausschlaggebende, und die fehle hier. — „Vous et moi,“ schloß sie, — „c'est tout autre chose!“

„Meinsch? — Hesch e recht!“ Er hielt sie mit seinen Augen fest. Auf seine Lippen trat, ihm selber unbewußt, jenes Lächeln, das ihm alle Weiber unterwarf, — dieser Ausdruck einer ihre Macht fühlenden, kräftigen, gesunden Männernatur mit stark ausgeprägtem animalischem Leben.

Er legte seinen Arm um sie. —

Sie stieß ihn nicht mehr zurück.

„Ha! wie er sie zähmen und bändigen konnte, diese gelbe, wilde Katze. Und nun ein paar billige Liebenswürdigkeiten, bei denen er sich nicht zu verausgaben hatte, und ihr Zorn war verraucht. Höchstens, daß noch ein paar leichte Wölkchen dann und wann puffend in die Luft stiegen! —

Sie folgte gefügig dem leisesten Druck oder Zug seiner Hand, lag in seinem Arm, wenn er so wollte. Und wenn er mochte, konnte er sie küssen.

Freilich, sie selber brachte ihm niemals auch nur die geringste Liebkosung entgegen. Und sie wendete jedesmal unauffällig und fein geschickt den Kopf, so daß sein Kuß nur ihre Wange traf und nie den Mund, nur das zarte Ohrläppchen oder das Haargekräusel am Halse.

Aber auch das sprach ihn an, wie eine ungewohnte Zusammenstellung von Speiseingredienzien zu einem neuen Gericht den Gaumen eines Gourmand anspricht. Koketterie oder nicht, es war ihm eine neue, kitzelnde Erfahrung mehr nach der erotischen Gefälligkeit seiner „Freundinnen“. Frauen sollten sich eigentlich immer suchen lassen, wie diese hier; niemals zu freigebig mit Gunstbezeigungen sein, oder gar Liebkosungen „sollicitieren“. Nicht nur, daß man solche Weiber leicht nahm, sie störten einen.

Herr Chuquet empfand das sehr stark. In seiner Seele regte sich sofort ein unwilliges Gefühl gegen alles, was ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte, und für jede Beeinträchtigung seines Behagens rächte seine Natur sich an den Urhebern durch Gleichgültigkeit.

Er haßte außerdem jeden Anspruch, wollte in jedem Augenblick nur so viel von sich geben, als ihm gerade beliebte.

Hortense verlangte nie etwas. Und darum eben war er nicht übel aufgelegt, ihr mehr zuzugestehen als den andern. Das heißt, später natürlich, wenn er einmal der Frage der Heirat wirklich näher trat. Vorläufig war auch Hortense in keiner Weise zu verwöhnen. —

So lag sein Arm jetzt nur ganz nachlässig um ihre Taille, und recht gleichmütig, aber doch mit dem angenehmen Machtgefühl eines Pascha, schritt er mit ihr den Kiesweg im Gärtchen auf und ab. — Sie redeten nicht viel miteinander und gewiß nichts Aufregendes mehr oder gar Geistreiches. Nur ab und zu fiel ein Wort, wie es Liebende auszuwechseln pflegen, über ganz unbedeutende Dinge. Der Ton allein gab ihnen den Wert, und der Ton war friedlich.

Als er Hortense wieder einmal mit seiner Schwärmerei für Juliette Bouvier neckte, ergriff sie, an der Mauer des Hauses angelangt, den Flaubert, der dort lehnte, und erhob ihn in spielendem Zorn gegen seine Brust. Er faßte das als einen ausgezeichneten Scherz auf, und indem er sie an sich zog, nahm er zugleich mit leichter Liebkosung ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Sie lehnte sich fester an ihn.

„Kumm, mer welle in d' Wald!“ flüsterte er.

Sie war bereit. Sie hatte nur noch das Gewehr ins Haus an seinen gewohnten Platz zu tragen.

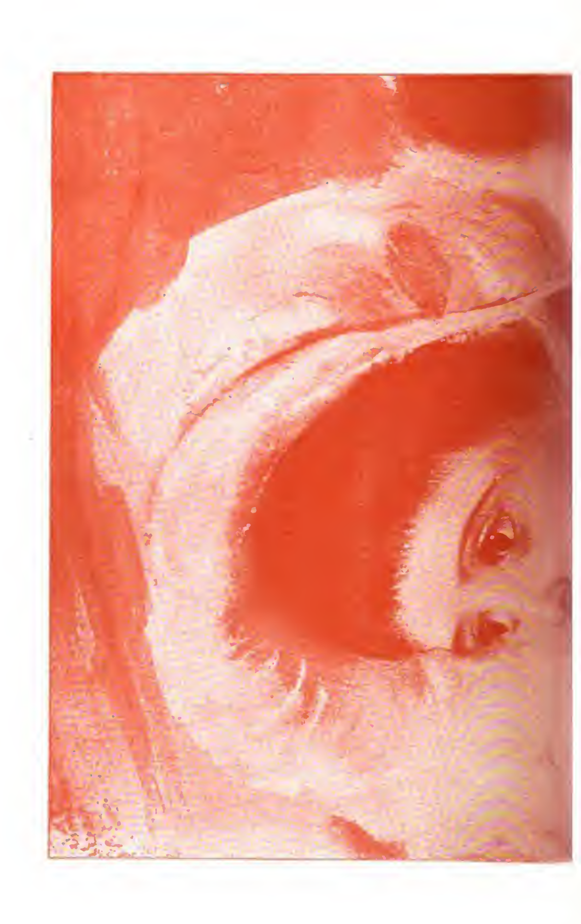
„Et il faut fermer la porte à clef,“ sprach sie. „Il n'y a plus personne à la maison!“

Stieg ihm das Bewußtsein, sich ganz allein mit ihr zu befinden, ein wenig zu Kopf, oder war es nur das Wohlgefühl, das ihn immer an ihrer Seite überkam, — er erfaßte sie mit plötzlichem Uebermut und schwenkte sie mit starkem Arm herum, dem Hauseingang zu. Dabei schlug ein niedriger Zweig des neben dem Hause stehenden hohen Gesträuchs mit Gewalt gegen das Gewehr, streifte am Drücker entlang, spannte denselben, und die Ladung Schrotkörner, die noch im Schusse steckte, entlud sich mit lautem Knall.

Ein entsetzter Schrei des Mädchens. Ihr Bräutigam blutete. Der Schuß hatte seine Hand getroffen.

Sie griff nach der Hand. —

Es war ein leichter Streifschuß. — Doch ihr





Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Franz von Lenbach:

Kinderkopf.

Blick weitete sich in starrem Entsetzen. Sie zitterte am ganzen Körper, bleich wie eine Tote.

„Mais ce n'est rien!“ sagte er beruhigend. „'s hett ken Wert! 's isch numme-n-Kratzer; un ich bin jo ellein dran schuld!“ — Er wand nur eben sein Taschentuch um die Schramme.

Aber sie war in unbeschreiblicher Aufregung. Sie warf plötzlich beide Arme um ihn, wie um ihn vor einer drohenden Gefahr zu schützen, schrie noch einmal laut auf, dann sank ihr Kopf gegen seine Brust, und sie begann heftig zu schluchzen.

Es wurde ihm wunderlich zu Mute. Er konnte nicht ahnen, daß es die unheimlichen, schrecklichen Regungen in ihrer eignen Brust waren, die sie so ängstigten. Er mußte ihre völlige Aufgelöstheit auf den kleinen Unfall beziehen. — Aber so heiß hatte er sich ihre Liebe nicht vorgestellt. Seiner Schätzung nach war sie, bei all ihrer Erregbarkeit, eine im Grunde kühle Natur.

Also hatte ihm nur ihre große Zurückhaltung den wahren Zustand ihres Herzens verborgen.

Diese überraschende Entdeckung verwirrte ihn. Er hatte sie auch noch nie so in den Armen gehabt. Es war ihm Genüge gewesen, sein Auge an ihrer Gestalt zu weiden.

Jetzt hielt er die feine Taille zwischen den Händen, der junge, schwellende Leib schmiegte sich ihm warm an, er fühlte ihren vollen Busen heftig gegen sich wogen, und das gesenkte Haupt gab seinem entzückten Blick durch den im Rücken tief herabgehenden Ausschnitt der leichten Sommerbluse die Aussicht frei auf die feine Rundung des Halses, die zarte Wölbung der Schultern. Da kam ein Rausch über ihn wie von starkem süßen Wein. Er drückte sie an sich und bedeckte Hals, Ohr, Wangen, die nassen Augen, den zuckenden Mund mit immer stürmischer werdenden Küssen. Eine Glut erfüllte ihn, deren Stärke ihn selbst in Erstaunen setzte. Daß er einen so feurigen Liebhaber abgeben könne, würde er als ein Ding der Unmöglichkeit verlacht haben.

Er war völlig wie außer sich selbst.

Und sie, auch überrascht, verwirrt und mitgerissen, — zerknirscht im Bewußtsein ihrer unnatürlich entsetzlichen Gedanken, lieh sich dem ungestümen Ausbruch seiner Gefühle mit einer ihr fremden, unterwürfigen Weichheit. Dies war ihnen beiden ungewohnt, seltsam und süß.

Im Taumel fast, sich fest und fester aneinander pressend, schritten sie vorwärts, in den dunkelnden Wald hinein, ohne ein Wort.

Ihre Liebkosungen allein redeten eine heiße Sprache.

Ohne Rücksicht, ohne Schranken brach seine glühende Lust hervor. Er hatte sein Eigentumsrecht an ihr noch nie so zur Geltung gebracht. — Und sie erschauerte süß, wie ein Kind, ein Nichts in seinen nervigen Armen zu sein, sich ganz in seiner Gewalt zu fühlen.

Fast völlige Nacht sank in dem Dunkel des Waldes auf sie herab, und noch vermochten sie nicht, sich voneinander zu trennen. — Es war, als ob ihre Leidenschaft keine Ermattung kennte.

Nur in Rücksicht auf die Förstersleute entschlossen sie sich endlich zur Umkehr.

Chuquet suchte im Garten sein Rad auf und entzündete das Acetylenlicht der Laterne. Bei dem aufflackernden Schein des Streichhölzchens, der auf seine Uhr fiel, sah er, die zwölfte Stunde war längst vorbei.

Als er sich endlich, immer wieder nach wilden Umarmungen und heißen Küssen, von ihr losriß, um wonnig berauscht in die Sternennacht hinauszufahren, war es unter dem jauchzend geleisteten Versprechen, schon am frühen Vormittag zurückzukommen und den Tag mit ihr zu verleben.

Er hielt Wort, und die Zeit verging ihm in demselben Taumel der Gefühle.

Seine selig gehobene Stimmung hielt an.

Jeder Tag brachte ihn. Er blieb zu den Mahlzeiten, schloß Freundschaft mit den Försterslenten; sein Rad lehnte am Haus, und wie ein verliebter Jüngling streifte er mit seinem Mädchen in Feld und Wald umher. — Sport, Freunde und Freundinnen waren vergessen.

Aber auch bei Hortense schwanden Müdigkeit, Schlaffheit und Unlust wie auf einen Zauberschlag. Sie erholte sich sichtlich. Ihre unreine, gelbe Gesichtshaut war jetzt immer wie von einem Rot der Freude sanft durchleuchtet. Ihr Auge glänzte. Um ihren Mund lag ein liebenswürdiges Lächeln. Ihr geistreiches Geplauder war durch allerhand Munterkeiten gewürzt, und die ihm an ihr so ungewohnte Hingebung lieh ihr jetzt in seinen Augen nur einen eignen Reiz mehr. —

Die Försterslente sahen die Wandlung in der Gesundheit ihres Gastes und waren's wohl zufrieden. Sie durften sich nun sagen, daß Fräulein van Meulen nicht umsonst die Ferienwochen bei ihnen verbracht hatte.

Aber auch Fräulein van Meulen konnte mit Genugthuung auf diese Zeit des unbeeinträchtigten Glückes zurückschauen. Die Nebenbuhlerin war — hoffentlich für immer! — wirksam aus dem Felde geschlagen; und sie selber brachte von dem so stark bezweifelten Experiment einer Sommererholung in Mooskirchen einen guten Erfolg heim. —

Sie hatte sich für ihr Verhalten in L— die Richtschnur vorgezeichnet. Selbstverständlich konnte sie dort nicht in der gleichen Weise weiter mit dem Geliebten verkehren. Sie mußte sich wieder von den Rücksichten auf ihre Stellung leiten lassen.

Auch sollten weder Jungmanns noch gar Chuquets Eltern von dem Verhältnis Kenntnis erhalten. Am allerwenigsten die Bouvier.

Es blieb also nichts übrig, als Wort und Haltung dem Geliebten gegenüber genau so förmlich zu bemessen wie früher. Und das würde, nach dem so sehr vertraulichen Charakter, den der Verkehr angenommen hatte, nicht ganz leicht sein.

Aber um ehrlich zu sprechen, Fräulein van Meulen war nicht unzufrieden damit, daß der Schluß der Ferien dieser außerordentlich ekstatischen Liebesperiode ein Ende setzte. Sie fühlte zu klar und deutlich, daß es ihr nicht viel länger möglich

gewesen wäre, so hochgeschraubten Ansprüchen an ein Liebesleben zu genügen. Ihre Natur lehnte sich gegen jedes „Zuviel“ auf. — Wollte sie wahr, wollte sie sie selber bleiben, so mußte das Verhältnis wieder auf einen ruhigeren Ton gestimmt werden. Sie bezweifelte keinen Augenblick, daß ihr das gelingen würde, — nun sie wieder gesund war, ihr klares Denken und kühles Handeln wieder hatte. Lag es doch, ihrer Ueberzeugung nach, ganz in der Hand des Weibes, jedem Manne gegenüber, sei er Geliebter oder Ehegatte, das beherrschende, die Formen des Umgangs regelnde Element zu sein. Es kam nur darauf an, sich nicht sinnlos in den Mann zu verlieben. In Mooskirchen war sie beinahe in Gefahr gewesen, das zu thun. Um so fester mußte sie sich jetzt zusammenfassen, sich auf sich selbst besinnen. Sie hatte die süße Thorheit einmal mitgemacht. Nun war's genug. —

Nein, nein, sie liebte Ernest Chuquet, Gott sei Dank, noch nicht bis zur völligen Hin- und Aufgabe ihrer selbst.

Und, — wie sie durchaus nicht die Absicht hatte, dem zukünftigen Ehegatten mehr zu bieten, als nur gerade ihre Pflicht als Frau erheischte, und gewiß nicht mehr, als ihre Furcht, den Gatten zu verlieren, ihr gebot, — so wollte sie auch den Liebhaber beizeiten daran gewöhnen, ihren Willen zu achten und von ihr die Weisung für sein Verhalten anzunehmen.

Die Familie Jungmann durfte also Fräulein van Meulen ganz als die alte begrüßen.

Da hatte das Mädchen doch das Richtige für sich gewählt, sagte sich Frau Jungmann. Der Aufenthalt in dem stillen Forsthaus, die Landluft und Ruhe waren ihr vortrefflich bekommen. Sie erfreute wieder durch ihr heiterkluges Wesen, durch ein sicheres Gleichmaß ihrer Stimmungen. Ja, mit der Zeit nahm Frau Jungmann wahr, daß sich das Mädchen noch auf andre Weise zu ihrem Vorteil verändert hatte. Das Herausfordernde, Streitbare ihres Wesens hatte sich verloren. Sie sprach gedämpft, gestikulierte weniger heftig. Eine Gehaltenheit lag über ihr. Sie war geneigter, fremde Anschauungen gelten zu lassen und in sich aufzunehmen. Sie war entschieden weicher, weiblicher geworden.

Nun, wenn die Liebe bei Fräulein van Meulen solche Wandlung wirken konnte, dann war auch Hoffnung, daß sich Gret noch änderte. Gret war im Grunde ja so gut geartet. Das abstoßende Benehmen war sicher bloße jugendliche Unart, die bei größerer Vernunft sich gab. Es hatte wohl nur der Rechte zu kommen, und die kindische Abneigung gegen alles, was Mann hieß, war überwunden. Denn es wäre doch wirklich zu traurig, wenn das Mädchen, das mehr als jedes andre sich zum Hausmütterchen, zur sorgsamen, selbstlosen Gattin und liebevollen Mutter eignete, eine alte Jungfer würde.

Frau Jungmann seufzte: „Ach, wenn nur Gret auch einen so guten Mann bekäme, wie Hilde ihn hat!“

III.

Herrn Franz Friedrichs „Freund“ Chuquet sah mit stark gemischten Gefühlen dem Zusammentreffen mit Hortense entgegen.

Wenn Fräulein van Meulen der Ansicht war, ihm eine arge Enttäuschung bereitet zu haben, als sie das für den ersten Sonnabend geplante Rendezvous absagte, so befand sie sich in einem Irrtum. Das Briefchen hatte Herrn Chuquet eine rechte Erleichterung gewährt.

Fast acht volle Tage lagen zwischen seinem überschwenglichen Abschied in Mooskirchen und diesem Sonnabend; und in den acht Tagen war Herr Chuquet um ein beträchtliches ruhiger geworden. Er dachte zwar mit innerem Jubel an die wonnevollen Liebeswochen dort zurück; aber er konnte nicht umhin, zu überlegen, daß es etwas andres sei, ob man sein Mädchen fern von aller Welt in einem verschwiegenen Erdenwinkel, oder etwa in der Stadt vorm Thore träfe, durch das, wenn es der böse Zufall wollte, die Lust zum Radeln gerade die am wenigsten willkommenen Zeugen führen konnte.

In L. mußte man sich so begegnen, daß sich auch dem böswilligsten Beobachter keine Handhabe zur Verleumdung bot. Wie aber sollte er das Hortense begreiflich machen?

Würde nicht, wenn er ihr weniger feurig entgegentrat, sofort wieder ihre unselige Eifersucht erwachen, ihr Mißtrauen rege werden?

Es konnte doch aber überhaupt nicht in diesem Fortissimo weitergehen. Herr Chuquet vertrug ein solches gesteigertes Gefühlsleben nicht. Es trieb ihn am Tage umher und verdarb seine Nächte. Es untergrub seine Gesundheit. Die Dinge mußten doch mit Vernunft aufgefaßt werden. Entweder er heiratete — was ihm aber nicht im entferntesten in den Sinn kam —, oder er blieb noch jahrelang ungebunden, und dann waren solche Aufregungen schädlich und unnütz. Er fühlte sich wie entnervt, weder Herr seiner Sinne noch seiner Glieder.

Sein Sport litt darunter, und das ging nicht an.

Er liebte Hortense, liebte sie vielleicht mehr als je, aber — der Verkehr mußte auf die veränderte Umgebung und die bestehenden Verhältnisse Rücksicht nehmen.

Seinem Sport entsagte Herr Chuquet nicht, und ebenso wenig seinen ehrgeizigen Plänen, sich als ein Berufsfahrer ersten Ranges zu erweisen und auf dem von ihm gewählten Gebiet alle namhaften Radler aus dem Felde zu schlagen. Lieber —

Herr Chuquet dachte den Gedanken nicht aus, denn derselbe stellte ihn vor eine Alternative, an der gar nichts Liebes war; und alles Unangenehme hielt sich diese praktische Natur langmöglichst fern.

Aber darüber war Herr Chuquet sich völlig klar, daß eine „Beweibung“ für ihn Zeit hatte bis zu dem Tage, wo er nicht länger jung und ruhmesdurstig war, wo einmal sein Interesse am Velosport erkaltet sein, seine Spannkraft nachgelassen haben würde, und wo sein Verlangen nicht mehr nach

Bewegung und kräftigem Männersport, sondern nach Ruhe, Pflege und Schonung ging.

Einerseits also mit sehr bestimmten Ansichten, andrerseits mit halb uneingestandenen Regungen, die mit der oben erwähnten unangenehmen Alternative zusammenhingen, begab sich Herr Chuquet zu Zeysolffs, einigermaßen beruhigt durch den Umstand, daß das Wiedersehen mit der Geliebten vor Fremden stattfand.

Selbst ein minder kluges Mädchen als Hortense mußte dadurch veranlaßt werden, auf der Hut zu sein.

Das Unbehagen, das ihn bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Entdeckung anwandelte, machte ihm die Liebste zum erstenmal in seinem Leben unbequem.

Wie angenehm fühlte er sich daher berührt, als er erkannte, daß seine Sorge ganz umsonst gewesen sei. Fräulein van Meulen war die Weisheit, die Vorsicht selber.

Zurückhaltender selbst als nötig war, dachte Herr Chuquet ein ganz klein wenig pikiert, als er auf der dunkeln Treppe des Zeysolffschen Hauses mit ihr zusammentraf, und sie ihn, sobald er Miene machte, sie zu umarmen, mit einem einzigen Flüsterwörtchen: „Vorsicht, mein Freund!“ in die Schranken wies.

Wie unbefangen und gelassen bewegte sie sich erst in der Gesellschaft, mit der vollen Sicherheit der femme du monde ihm sein Benehmen mit zartem und doch entschiedenem Takt vorzeichnend. — Wie leicht sie ihm die Sache machte!

Er wußte ihr Dank dafür. Angesichts des geliebten Mädchens merkte er erst, wie viel schwerer es ihm geworden wäre, die Initiative zu ergreifen, als er sich das, fern von ihr, vorgestellt hatte.

Ihr schien dies Spiel der Gleichgültigkeit keine Schwierigkeit zu bereiten.

Aber auch als der Zufall sie mit ihm allein ließ, änderte sie ihre Haltung, ihre Art, sich zu geben, nicht.

Der weiche Ton allein, die warmen Blicke legten Zeugnis für ihr Gefühl ab.

Er hätte sie für diese feine Reserve ihres Wesens vor Entzücken in die Arme schließen mögen. — Aber während er beherrscht auf seinem Stuhl verharrte und auch nur seine Blicke sprechen ließ, ward ihm bewußt, wie heiß er jetzt den Augenblick ersehnte, wo er sie allein und fern von aller Welt unter tausend Liebkosungen und Küssen an sich reißen könne.

Er drang förmlich in sie, ihm eine Begegnung zu bewilligen. Der Feiertag, der in der Mitte der Woche die Schule schloß, gab ihm willkommenen Grund, auf einem Wiedersehen noch vor dem nächsten Sonnabend zu bestehen.

Er hatte einen um diese Jahreszeit wenig aufgesuchten Vergnügungsort in einiger Entfernung von L. dazu vorgeschlagen, und sein Rad trug ihn in fliegender Eile zu ihr hin.

Die Art, wie er herabsprang, sie begrüßte, ließ diesmal nichts an Lebhaftigkeit vermissen.

Sie ging im Anfang scheinbar ganz auf seine Wärme ein; bald aber hatte sie, ohne zu verletzen, den Uebergang zu größerer Mäßigung gefunden, und mit Befriedigung sah er ihren Verkehr in den Bahnen sich bewegen, die ihm als erstrebenswertes Ziel vorgeschwebt hatten.

Während sie sich allein das Verdienst für die glückliche Durchführung ihres Programms zuschrieb, war er der Bewunderung für die Geliebte voll.

Wenn eine Frau zu ihm paßte, so war es diese; dies Mädchen, das stets und immer auf seine Ideen, ja, auf seine unausgesprochenen Wünsche einzugehen verstand, das mit sicherem Takt und Feingefühl in jeder Lage das Rechte und ihm Genehme traf.

Er gestand sich offen ein, was es ihn gekostet hätte, sie aufzugeben. Er war ihr dankbar, daß sie ihn vor diesem schmerzlichen Verzicht bewahrt hatte, ja, daß ihm schon erspart geblieben war, eine Alternative bloß auszudenken, die ihm, nach welcher Richtung hin er auch entschieden hätte, immer schwere innere Kämpfe gebracht haben würde.

Zu der Leidenschaft, die bisher nur eine Leidenschaft der Sinne gewesen war, gesellte sich jetzt ein feineres, geistigeres Gefühl.

Sie war ihm nicht mehr nur das Weib, das seine männliche Begierde entfesselte, sondern die verständnisvolle Freundin, der gute Kamerad.

Und diese Bande sollten ihn fester an sie knüpfen, als die Sinnlichkeit allein vorher vermocht hätte.

Er legte eine tiefe Zärtlichkeit an den Tag. Sein Ton gewann eine Innigkeit, die er nie besessen hatte, und seine Liebkosungen, wie immer maßvoll, waren nicht länger herablassend oder leichtfertig, sondern achtungsvoll, um nicht zu sagen ehrerbietig.

Er, der jede Mühe scheute, ersann nun tausend zarte Aufmerksamkeiten für das Weib seiner Liebe, von denen sie sich sanft umschmeichelt fühlte.

Sie meinte, sich nicht genug zu ihrem weisen Vorgehen Glück wünschen zu können.

Und er war stolz über alle Maßen darüber, wie frei er sich nun wieder fühlen durfte, während sie sich ihrerseits doch als sein Eigentum betrachtete.

Sie hatte sich ihm zugestanden und nahm sich nicht zurück.

Auch jetzt erhob sie nie irgendwelche Ansprüche an ihn, aber die herbe Sprödigkeit und Kühle war gefallen, die sie gleichsam wie ein Mantel umhüllt hatte. Sie wich keiner Liebkosung mehr aus, sein Mund durfte ungestört den ihren suchen; ja, in besonders glücklichen Momenten fühlte er wohl ihre Lippen ganz leise die Berührung der seinen erwidern, was ihn dann mit förmlicher Rührung erfüllen konnte.

(Fortsetzung folgt.)







Viadukt bei Beldemir.

Die deutsche anatolische Eisenbahn.

Von

Wilhelm Stoss.

Unter Führung des deutschen Generalkonsuls in Konstantinopel ist eine Expedition deutscher Ingenieure unterwegs, um in Syrien und Mesopotamien das Terrain für die geplante Fortsetzung der anatolischen Eisenbahn, die den Bosporus mit dem Persischen Golfe verbinden soll, zu untersuchen. Die Einwilligung des Sultans zu dem deutschen Unternehmen auf türkischem Boden ist gesichert. Das Haupt der unternehmenden Gesellschaft, Georg Siemens, Direktor der „Deutschen Bank“, wurde vom Deutschen Kaiser in den Adelsstand erhoben: das sind die äußeren Merkmale, unter denen sich augenblicklich ein friedlicher Eroberungszug deutscher Technik und Industrie im Orient vollzieht.

Das Projekt, den Bosporus mit Bagdad und Basra durch einen Schienenweg zu verbinden, dadurch Kleinasien, Syrien und Mesopotamien der Kultur wieder zu erschließen und eine neue, um Wochen kürzere Verkehrsstraße als bisher zwischen Indien und Mitteleuropa zu eröffnen, wurde schon vor einem Menschenalter ausgearbeitet. Aber erst im letzten Jahrzehnt des scheidenden Jahrhunderts wurde es zur That: Vom Bosporus bis in die Mitte der kleinasiatischen Halbinsel ist die deutsche anatolische Bahn im Betrieb. Von Haidarpascha, einem Vororte von Skutari, ausgehend, folgt die Bahn durch blühende Gefilde, die übereinstimmend als ein Paradies geschildert werden, dem Ufer des Propontis. Auf der linken Seite an Olivenpflanzungen, Weinbergen, Feigengebüsch, Kirschen- und Aprikosengärten, Cypressenhainen und blumigen Wiesen, auf der rechten den tiefblauen Golf von Ismid entlang, erreicht sie an dessen Spitze die Stadt, nach der er benannt ist. Ismid, das alte Nikomedien, nach einer jahrtausendealten, oft glänzenden Geschichte zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken, scheint durch den Verkehr, den ihm die anatolische Bahn gebracht hat, zu neuem Leben zu erwachen. Die von der Bahn durchschnittene, mit Bäumen bepflanzte Hauptstraße der Stadt, den „Boulevard Hamidié“, auf der sich der alte und neue Verkehr in bunten Bildern abspielt, veranschaulichen wir durch eine unserer Abbildungen. Hinter Ismid ändert sich die Scenerie. Durch Rhododendrongebüsch und Wälder von immergrünen Eichen, die Reben, Hopfen und Clematis urwaldartig durchranken, läuft die Bahn in östlicher Richtung bis Sabandja, biegt dann nicht weit von der berühmten justinianischen Brücke bei der an Rosengärten und Nachtigallen reichen Stadt Adabazar nach Süden um und begleitet den Sakariafluß, der bis Lefke dreimal überbrückt werden mußte. Die Brücke von Lefke zeigt ein andres Bild, das zugleich den siegreichen Kampf des neuen Verkehrsmittels gegen das jahrhundertealte in Anatolien veranschaulicht. Schon beschränkt sich im Bereiche der Bahn die Verwendung der Kamelkarawanen auf die Zuführung der Frachten zur Eisenbahn. Ganz anders, wilder, schroffer wird die Gegend mit dem Eintritt der Bahn in das Thal des Karasu, das sich, besonders zwischen Vezirhan und Biledjik, zu einer meilenlangen Felsenkluft verengt. Im Bilde sehen wir eine Partie dieses schwierigsten Teiles des ganzen Bahnbaues wiedergegeben. Senkrecht steigen die Felsen an den Ufern des Flusses empor. Dicht angeschmiegt an die Felsenwände muß die Bahn den Fluß nicht weniger als elfmal auf Brücken überschreiten. Bei Biledjik erweitert sich das Thal. Die Bahn steigt durch fortwährend aufeinander folgende Tunnels und über zahlreiche Viadukte, als deren größten wir den Viadukt von Beldemir, sowie den Ort selbst mit Tunnel vorführen, zur Hochebene empor. Mit Eskishehir ist die Endstation des vorläufig allein verkehrenden Tageszuges, der von Haidarpascha bis hierher 14 Stunden gebraucht, erreicht. Die alte türkische Stadt erhebt sich an dem rechten, der



Bekdemir mit dem Tunneleingang.

Ankommenden das vorläufige Endziel der Bahn, die hochgelegene Stadt Angora, entgegen. So freundlich aber von ferne die weißen, von den Türmen der alten Festung überragten Häuser der Stadt auf dem blauen Hintergrunde der Berge erscheinen, um so größer ist die Enttäuschung beim Eintritt in das Innere der Stadt. Von den herrlichen Marmorpalästen und Tempeln, den Säulenhallen, Aquädukten und Thermen, die einst die Stadt zu einer der schönsten der Welt machten, sind nur noch elende Reste erkennbar. Schmutzige, halbverfallene Häuser bilden mit den Trümmern ehemaliger Herrlichkeit die jetzige Bergstadt. Wird der moderne Verkehr, den die Bahn heranziehen wird, die Stadt, in der Alexander der Große und Mithridates wandelten, in der der Apostel Paulus predigte, zu neuer Blüte entfalten?

Die jüngste Linie der anatolischen Bahn ist die von Eskischehir über Kutaja und Afiun-Karahissar nach Konia. Auch hier ist die Natur wenig reizvoll. Dafür entschädigen die zahlreichen Reste seldschukischer Baukunst, denen man vereinzelt schon früher, so in der alten Brücke von Eskischehir, begegnete, die aber jetzt in viel großartigeren Denkmälern

Bahnhof mit mehreren Gasthöfen und zahlreichen neuen Wohnhäusern auf dem linken Ufer des Pursakflusses. Die Umgegend von Eskischehir ist bekannt durch ihre Meerschaumgruben, die die ganze Welt mit dem von Rauchern geschätzten Mineral versorgen. Obschon der Boden der Grubenbezirke bereits wie ein Sieb durchlöchert ist und die Schutthaufen der Schächte sich wie riesige Maulwurfshügel unabsehbar aneinander reihen, sollen doch die Vorräte an Meerschaum noch unerschöpflich sein.

Bei Eskischehir, das seit alters ein Knotenpunkt der Karawanenstraßen von Angora nach Brussa und von Konia nach Konstantinopel war, teilt sich auch jetzt die Bahn in zwei Linien, in die nördliche nach Angora und in die südliche nach Konia. Die Scenerie, die der Zug von Eskischehir bis Angora, ebenfalls eine Tagereise, durchläuft, ist ohne jeden landschaftlichen Reiz. Einfarbige, sonnenverbrannte Steppe bedeckt das Tafelland, immer seltener und ärmlicher werden die Ortschaften, immer menschenleerer die nur von Adlern und Geiern belebten Höhenzüge. Wie ein Zauberbild winkt in dieser Einöde dem



Bauern mit Büffelkarren.

von der Bahn berührt werden: das Schloß von Afiun-Karahissar, die Tasch-Medresseh in Akschehir, die alten Moscheen und Paläste in Konia. Die Stadt Karahissar verdankt her eröffnet ist, schon ganz europäisches Aussehen bekommen. Die auf unserm Genrebilde aus dem türkischen Bauernleben Karahissars abgebildeten plumpen, statt mit Rädern



Seldschukische Brücke in Eskischehir.



Boulevard Hamidie in Ismid.

ihren Beinamen Afiun (Mohn) der Mohnpflanze, die rings um die Stadt in unabsehbaren Feldern zur Gewinnung des Opiums kultiviert wird. Die früher europäerfeindliche Stadt hat in den vier Jahren, seitdem die Bahn bis hier- mit runden Holzscheiben und drehbarer Achse versehenen Büffelkarren werden bald einer vergangenen Zeit angehören. Die Kultivierung der von der Bahn durchschnittenen Gebiete schreitet langsam, aber stetig fort. Noch liegen 60 Prozent

des bebauungsfähigen Landes brach. Daß der Boden reiche Ernten liefern kann, ist durch die Erfahrungen in früheren Zeiten bewiesen. Im Oberlande können Weizen, Gerste und Roggen, im Unterlande Mais, Hafer, Hirse, Obst, Tabak, Hanf, Flachs, Kraut, Gemüse, Maulbeerbäume, Wein, Mohn, Oliven, Gummi-Tragantpflanzen, Gelbbeere und Krapppflanzen mit gutem Erfolg gebaut werden. Dem Ackerbau werden Handel und Industrie folgen. Kleinasien wird sich mehr und mehr der modernen europäischen Kultur erschließen, seine jetzt verödeten und verlassenen Gefilde werden wieder grünen und blühen wie ehemals, und mit ihnen werden ihre Bewohner zu einer neuen Blütezeit emporsteigen. Das ist das Zukunftsbild, das sich als Folge der deutschen Eisenbahn in Kleinasien erhoffen läßt, ein Ziel, das jetzt durch die geplante Weiterführung der Bahn bis zum Persischen Golf noch viel näher gerückt worden ist.



Im Thale des Karasu.

Das erste deutsche Schaustück auf der Weltausstellung in Paris.

Von

Wilhelm Gentsch.

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns von der Eröffnung der nächstjährigen Weltausstellung in Paris, von der die bekannt gewordenen Anstrengungen der teilnehmenden Völker Großes erhoffen lassen. Insbesondere die deutsche Maschinenindustrie schickt sich an, ein eindrucksvolles Bild ihrer Leistungsfähigkeit zu entrollen; gilt es doch, den bereits erworbenen Ruhm zu festigen und den Weltmarkt in ausgedehnterem Maße für sich zu gewinnen.

Während allseits Vorbereitungen zum Aufstellen von Maschinen getroffen werden, kann Deutschland bereits mit einem erstklassigen Erzeugnis glänzen, das wohl beim Erscheinen dieser Zeilen im Druck seiner Bestimmung schon übergeben worden sein, seine Thätigkeit aufgenommen haben dürfte. Bekanntlich werden auf dem Marsfelde elektrische Zentralen zur Versorgung des gesamten Ausstellungsgebietes mit elektrischer Energie errichtet. Die eine Zentrale liegt auf der Seite der Avenue de la Bourdonnais und wird von französischen Firmen eingerichtet; für die andre, an der Avenue de Suffren angrenzende Kraftstation liefern fremde Nationen die Maschinen. Auf jeder Seite muß nun ein Kran laufen, welcher zum Abladen und Aufbauen der schweren Maschinen bestimmt ist. Die Franzosen benutzen einen von einer französischen Fabrik zu liefernden

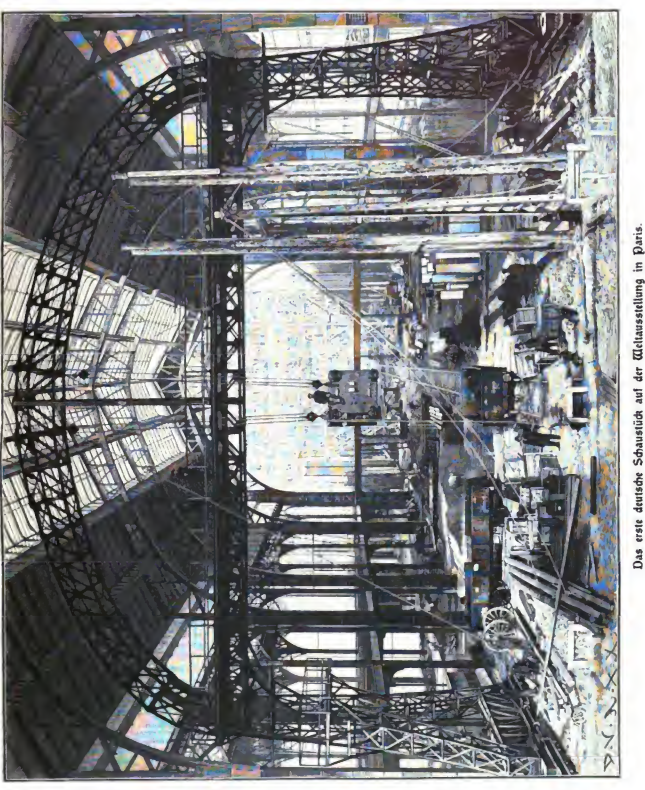


Karawane bei der Eisenbahnstation Leske.

Kran, in der „Usine Suffren“ wird hingegen ein deutsches Hebezeug bei der Montagearbeit thätig sein. Hierbei kommen außer der deutschen noch die englische und belgische Ausstellung in Frage, zum Abladen der schweren Stücke von Eisenbahnwagen auch andre Staaten.

begleitenden Nebenumstände außerordentlich erschwerten Bedingungen zu genügen.

Der deutsche Reichskommissar hat die Ausführung des Krans der Berliner Maschinenfabrik Carl Flohr etwa im März 1898 übertragen, zu welcher Zeit die Vorarbeiten



Das erste deutsche Schaustück auf der Weltausstellung in Paris.

Es muß als ein wichtiges Moment bezeichnet werden, daß die französische Ausstellungsleitung gerade an Deutschland mit dem Ersuchen um Bestellung des Krans herangetreten ist. Doppelt freudig ist es zu begrüßen, daß die deutsche Industrie auch in der Lage gewesen ist, den an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen und den durch die

energisch in Angriff genommen worden sind. Trotz außerordentlicher Ueberlastung der deutschen Werke und mehrfach notwendig gewordener Aenderungen in der Ausführung hat Flohr die Arbeiten so gefördert, daß schon heute die erste deutsche Maschine auf dem Ausstellungsgebiete die Bewunderung der Beschauer erregt. Man hat es hier offenbar

mit einem Schaustück zu thun, das die Leistungsfähigkeit der deutschen Hebezeugtechnik würdig repräsentiert.

Eine Ansicht des Flohrschen Krans giebt die beistehende Abbildung wieder; die Aufnahme ist an Ort und Stelle in der Maschinenhalle („Usine Suffren"), und zwar in dem Augenblick gemacht worden, in dem die zum Anheben der Last dienende, auf dem Krangerüst bewegliche Laufkatze hochgewunden wurde. Aus den technischen Einzelheiten ist folgendes hervorzuheben. Der Kran soll bis zu 25000 Kilogramm auf 12,5 Meter Höhe heben können; er muß zwischen zwei 30 Meter voneinander abstehenden Galerien zu ebener Erde und zwar so laufen, daß er die in der Mitte befindlichen Ausstellungsplätze mit seiner Eisenkonstruktion nicht behindert. Daraus hat sich ein Gitterwerk ergeben, das auf zwei Schienen von 27,6 Meter Spurweite fährt. Jeder Schenkel ruht auf zwei Wagen mit je vier hintereinandergestellten Rädern. Diese werden durch Schnecken angetrieben, welche zwangläufig von Elektromotoren gedreht werden. Der Führer steht oben; er bedient den Elektromotor zum Heben der Last, zum Verschieben derselben quer zur Halle und zum Fahren des Krans längs der Halle. Das Gewicht des Gerüstes beträgt rund 70000 Kilogramm, dasjenige des mechanischen Teiles rund 28000 Kilogramm. Zum Transport sind 10 Waggons erforderlich gewesen.



Pingor und Peil-hi, ein chinesisches Zwerghundepaar.

Wir sind in der Lage, unsern Lesern im Bilde zwei Exemplare einer Hunderasse vorzuführen, die in Europa noch gar nicht oder nur wenig bekannt sein dürfte. Es sind echte Vertreter jener Zwergrasse, die in China unter dem Namen der „Aermelhündchen" bekannt ist, weil die kleinen, zierlichen Tierchen sich bequem in dem bauschigen Aermel des chinesischen Obergewandes bergen lassen. Das Pärchen ist sehr „hohen" Ursprungs, es stammt aus dem kaiserlichen Palaste in Peking. Das Männchen, Pingor, ist zweijährig, 9 Zoll lang, 5 Zoll hoch und etwa 2 Pfund schwer; es läßt sich bequem mit zwei Händen zudecken. Das Weibchen, Peil-hi, stimmt in Größen- und Gewichtsverhältnissen ungefähr mit dem Männchen überein, es ist weiß mit schwarzem Kopf und schwarzer Rute und zwei schwarzen Flecken auf dem Leibe. Dem gegenwärtigen Besitzer (A. Brandt in Peking) ist für das seltene Hundepärchen die Summe von 400 Pfund Sterling (8000 Mark) geboten worden; er will die niedlichen Tierchen jedoch nicht hergeben, weil er sie zur Züchtung zu benutzen gedenkt.



Das Eisenbahnunglück bei Bischweiler.

(Aufnahmen von Hofphotograph F. Bauer in Straßburg.)

Ein schweres Eisenbahnunglück ereignete sich am Nachmittag des 4. Januar in der Nähe des Bahnhofs Bischweiler. Infolge falscher Weichenstellung fuhr der um 1,55 Uhr fällige, von Weißenburg kommende D-Zug 76 der Linie Berlin-Frankfurt-Basel einige hundert Meter oberhalb des Bahnhofs auf einen fertig rangierten Güterzug, welcher auf dem äußersten Geleise in der Richtung nach Straßburg stand. Das Unglück wollte, daß der Schlußwagen des Güterzugs ein mit Sprit gefüllter Bassinwagen war. Nach dem Zusammenstoß erfolgte ein furchtbarer Knall, als ob ein Pulvermagazin in die Luft geflogen wäre, und ungeheure, mit Blitzesschnelle um sich greifende Feuersäulen wurden sichtbar. Durch den Anprall war der Spritwagen zerborsten, und sein Inhalt stand sofort in Flammen. Als Ursache des Brandes wird bezeichnet, daß durch den Anprall an der Maschine der Rauchkamin und der Kamin eingedrückt und durch Berührung mit den Siederohren der Sprit Feuer gefangen hatte. Die brennende, circa 14 Kubikmeter umfassende Masse floß weiter und umhüllte alles mit Flammen. Mehrere Wagen loderten in einem Flammenmeer auf, die Lokomotive, der Gepäckwagen, der Postwagen und noch einige andre Wagen. Die Lokomotive entgleiste, Pack- und Postwagen wurden zertrümmert, während die übrigen Waggons auf dem Geleise blieben. Von dem Güterzug entgleiste außer dem zertrümmerten letzten Waggon noch der ganz vorn befindliche Gepäckwagen. Drei im Postwagen befindliche Beamte kamen in den Flammen um, die Zugbeamten erlitten schwere Verletzungen.



Nach einer Amateuraufnahme.

Chinesische Zwerghündchen.

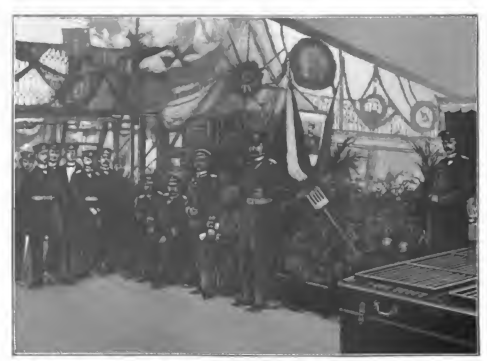




Der entgleiste Eisenbahnzug.



Der durch Feuer zerstörte Postwagen.



Ausschmückung des Achterdecks zum Ball.

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

10. Besuch und Ball auf dem Achterdeck.

Ueber Mangel an Besuch können sich unsre Kriegsschiffe, namentlich die Schulschiffe, nicht beklagen. Ihr hübsches Aussehen, der prächtige Anblick des weißglänzenden Schiffes mit den ragenden Masten und dem malerischen Gewirr von Stricken und Tauen, den hier und da „unheimlich" hervorlugenden Kanonenrohren verfehlt selten im In- wie Auslande eines imponierenden Eindrucks und einer verlockenden Anziehungskraft.

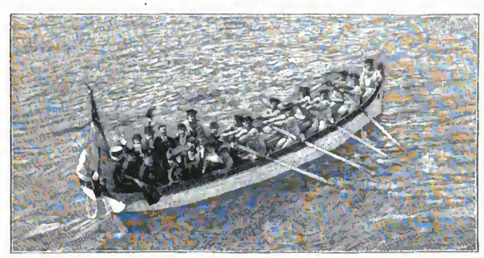
In Scharen fallen die Besucher oft über das Schiff her und belagern das Fallreep, den wachthabenden „Herrn Matrosen" mit höflichen Worten um die Erlaubnis, „das Schiff besehen zu dürfen", bittend. Gnädig erlaubt's der Gestrenge, wenn er von dem wachthabenden Offizier dazu ermächtigt ist. Aber wehe dem Boot, das, mit „people" beladen, am Steuerbordfallreep (rechte Seite) anzulegen wagen sollte! Unerbittlich wird es zurückgewiesen und nach Backbord (linke Seite) dirigiert. Hier erst wird die Erlaubnis zum Anbordkommen gegeben, vorausgesetzt, daß kein Dienst ist.



Ausschmückung des Achterdecks zum Ball.

„Fallreeps“ sind Oeffnungen zu beiden Seiten in der hochbordigen Schiffswand oder „Reeling“, die, mit einer bis zur Wasserlinie führenden Treppe versehen, den Verkehr mit dem Schiff von außenbords ermöglichen.

Der Besuch eines Kriegsschiffes wird jedem darum Bittenden gestattet. Der Besucher erhält einen Mann oder Seekadetten zum Führer und kann alles Sehenswerte in Augenschein nehmen, muß sich aber der vorgeschriebenen Bordetikette fügen und für ein eignes Boot zu seiner Beförderung sorgen.



Die Gäste werden an Bord gerudert.

In letzterer Beziehung treten oft zu naive Auffassungen betreffs der Verwendung der Schiffsboote zu Tage. Man mietet sich an Land ein Boot, kommt an Bord, entlohnt den Bootsführer und kümmert sich nicht weiter um seine Rückbeförderung. Denn wozu anders sind die vielen „Rettungsboote“ da? Darauf kann es auf einem Kriegsschiff doch nicht ankommen, daß einmal ein Boot an Land fährt! Lieber Leser, sei so freundlich und merke dir für den Fall, daß auch dir sich einmal die Gelegenheit bieten sollte, ein deutsches Kriegsschiff zu besehen, folgendes: Zunächst, ein Kriegsschiff ist nicht für die Bequemlichkeit von Besuchern in Dienst gestellt, und dann, jedes Boot, das an Land fährt, beansprucht mindestens ein halbes Dutzend Menschen, die ihre Freizeit genießen wollen. Also eignes, unabhängiges Zivilboot, höfliches Ersuchen um die Erlaubnis einer Besichtigung und — kein Trinkgeld an den führenden Matrosen, und du wirst unangefochten und sehr befriedigt von deinem Besuche das Kriegsschiff verlassen. Als Zeichen deines Dankes wird gern eine Spende für die Kasse der Schiffbrüchigen entgegengenommen.

Da ist vorhin das mysteriöse Wort „Bordetikette“ gefallen. Ja, was man sich darunter wohl alles vorstellen kann! Die Bordetikette ist, wie das Schiffswesen überhaupt, eine internationale Einrichtung und besteht aus einer Anzahl von internationalen Schiffssitten, die im Interesse der dienstlichen Disciplin den Verkehr der verschiedenen Chargen (Dienstgrade) einer Schiffsbesatzung auf dem engen Raum eines Schiffes regeln, wo die Gefahr einer zu intimen Annäherung sehr groß ist.

Nach alter Schiffssitte muß der Kommandant des Schiffes sich streng von der gesamten Besatzung abschließen. Als der berufene Vertreter Seiner Majestät waltet er seines Amtes in einsamer Höhe. Er hat seine eignen abgeschlossenen Wohnräume im Achterschiff, die Kommandantenkajüte, bestehend aus einem Salon, einem Arbeitskabinett und einer Schlafkammer; er führt eigne Mittagstafel, wozu er von Zeit zu Zeit an Offiziere und Seekadetten Einladungen ergehen läßt, hat einen bestimmten Raum auf dem Oberdeck zum Spazierengehen, der, wenn er sich zeigt, von niemand anders außerdienstlich benutzt werden darf; er hat sein eignes Boot, das nur ihm zur Verfügung steht, kurz, seine kommandierende Stellung ist durch eine Anzahl von Privilegien gekennzeichnet und gestützt. Er allein hat das Kommando übers Schiff und trägt die Verantwortung für alles, was auf demselben und mit demselben geschieht, aber er hat nicht, wie im Binnenlande oft



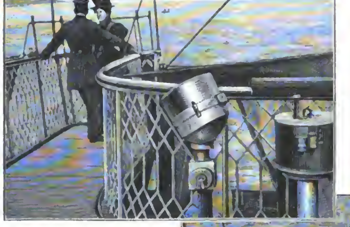
Besuch auf dem Achterdeck.

irrtümlicherweise angenommen wird, die Gewalt über Leben und Tod der Eingeschifften, sondern nur die ihm durch das Militärstrafgesetzbuch zugemessene Strafbefugnis.

Nach alter internationaler Schiffssitte ist ferner das gesamte Achterdeck, jenes hintere Halbdeck, bis zum mittleren oder Großmast reichend, für Offiziere, beziehungsweise Beamte mit Offiziersrang, zum außerdienstlichen Aufenthalt reserviert. Auf der vornehmeren, der



Die Kommandanten-Kajüte S. M. Schiff „Charlotte“.



In angenehmer Unterhaltung auf der Kommandanten-Brücke.

rechten oder Steuerbordseite, ist sogar zwischen dem Kreuz- (hintersten) und Großmast unbedingt das Rauchen verboten, wenn nicht der Kommandant ausdrücklich Dispens erteilt. Auf unsern Kriegsschiffen sind Seekadetten in dies Offiziersprivilegium, aber nur für die Benutzung des Backbordachterdecks (links) eingeschlossen.

Personen von der übrigen Besatzung muß beim Betreten des „heiligen Achterdecks“ gleichsam der Boden unter den Füßen brennen; sie dürfen darauf nicht „gehen“, sondern müssen beim Betreten desselben „laufen“. „Aufs Steuerbordachterdeck bitten“, beziehungsweise „kommen lassen“, hat für Offiziere, beziehungsweise für Unteroffiziere und Mannschaften, ernsten dienstlichen Charakter. Es harrt dann für den Gerufenen dort ein wichtiger Befehl oder eine wuchtige Rüge.

So ist auch nur Offizieren der Aufgang von der rechten Seite her über das Steuerbordfallreep gestattet, alle andern müssen sich des Backbordfallreeps bedienen.



Damenbesuch auf der Kommando-Brücke.

„Besuch auf dem Achterdeck“ ist damit sofort als ein den Offizieren geltender Besuch charakterisiert.

Dem Marineoffizier bieten seine Reisen und Fahrten viel Gelegenheit, den Kreis seiner Bekanntschaft zu erweitern. Im Auslande beeilen sich die ersten Familien der angesessenen deutschen Reichsangehörigen sowie der offiziellen Spitzen und der einheimischen besten Gesellschaft, zwecks Anbahnung eines geselligen Verkehrs bei dem Kommandanten sowie in der Offiziermesse ihren ersten Besuch zu machen, der immer sofort erwidert wird. Diesen internationalen Verkehrspräliminarien folgen in kurzen Pausen Einladungen auf Einladungen zum Essen, zum Tanz, zu Ausflügen und, bei längerem Aufenthalt und näherer Bekanntschaft, auch zu gemütlicheren Familienveranstaltungen. Es wird wohl kaum ein andrer durch gute Diners und vornehme Bälle so verwöhnt als gerade der Marineoffizier.

Ballpause (in St. Thomas).

Die Erwiderung aller dieser gesellschaftlichen Verpflichtungen geschieht von seiten der Offiziermesse meistens in der Form von Bällen oder eines zwanglosen Nachmittagskaffees mit daran anschließendem Tänzchen, dem obligaten „Marinehop“. Der Kommandant freilich, als erster Repräsentant Sr. Maj. Kriegsschiff, hat des öfteren Herren und Damen aus der Gesellschaft und den ersten offiziellen Kreisen zu Tisch bei sich in der Kajüte. Die Offiziermesse aber hat für entsprechend größere Diners nicht genügend Raum. Es müßten die Damen, und zumeist die jüngeren, bedauerlicherweise zurückstehen. Und gerade sie erfreuen des Seemanns Herz, mehr als das eines andern, und auch die Damen kommen immer gern an Bord.

Denn so ein Ball an Bord eines Kriegsschiffes — ja, das hat man nicht alle Tage, es ist einmal etwas andres, so Eigenartiges, Apartes, Interessantes. Und wer wollte den so denkenden Damen unrecht geben! Schon die Bootfahrt mit dem flaggengeschmückten Kriegsschiffsboot, das die Gäste an der Landungsbrücke erwartet, wie reizend, wie erfrischend, wie entzückend; wie fliegt es dahin, im gleichmäßigen Takt der Riemen durch das leicht gekräuselte blaue Wasser getrieben! Ehe man es gedacht, liegt das Boot am Fallreep. Nicht einmal von der gefürchteten Seekrankheit hat man etwas gemerkt. Und an Bord ist man ja vollkommen sicher! Nun aber kommt das Aussteigen. O, wie das Boot „schaukelt“! Keine Furcht! Leicht beschwingt und aufmerksam bedient, steht man auf dem unteren Fallreepspodest, steigt die Treppe hinan, und schon setzt man seinen Fuß auf die blank gescheuerten Decksplanken des Kriegsschiffes. Wie sauber hier alles aussieht! Und von dem berüchtigten Teergeruch keine Spur! Nein, und wie hübsch alles dekoriert und arrangiert ist!

Man hat gar nicht die Empfindung, als wenn man auf einem Schiff wäre. Flaggen aller Staaten Europas und der vier andern Erdteile bedecken die Wände wie Tapeten, als Decke ist ein Sonnensegel ausgeholt, hier sprudelt aus verwittertem Gestein und Korallen eine zierliche Fontäne, dort hängen



Ein improvisierter „hop“ auf dem Achterdeck.


Der Fandango „schöner Spanierinnen“ auf dem Achterdeck

sind nicht vergessen, wo es sich so traulich plaudern, so still beobachten läßt. Nein, wer hätte das für möglich gehalten, daß so herrliche, luftige Tanzräume das Schiff mit den Kanonen und all dem beängstigenden Kriegswerkzeug enthalten könnte, von der vornehmen Verpflegung mit Speise und Trank sowie der aufmerksamen Bedienung von weiß gekleideten Matrosen gar nicht zu reden! Schade nur, daß ein Ball an Bord immer so zeitig anfängt und so zeitig aufhört! Aber daran ist die „Schiffsroutine“

erotische Wandteller und Waffen, das Bild des Kaisers und der Kaiserin und viele andre Schmucksachen; Palmenzweige, blühende Bäume und das dunkle Laub mit den lachenden Goldorangen darin grüßen freundlich aus allen Ecken und stumpfen Winkeln. Ueber das halbe Achterdeck, wo nicht getanzt wird, sind bequeme Diwans hergerichtet, mit Teppichen aus dem Orient, mit Reisedecken und den niemals als Schmuck versagenden Flaggen bedeckt; selbst lauschige Eckchen und gemütliche Plätzchen

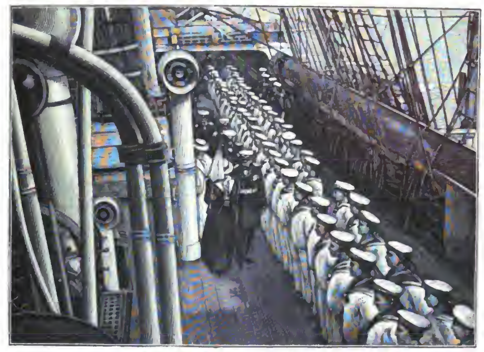

„Allerhöchster Damenbesuch geht an Bord.“


Kaiserin Friedrich und Prinzessin Heinrich von Preußen an Bord.

schuld. Zur Zeit der Hängemattenausgabe (8 Uhr) muß das Achterdeck geräumt sein; der Ball nimmt deshalb gewöhnlich schon um 3 oder 4 Uhr seinen Anfang.

Der sogenannte „Marinehop“ gestaltet sich viel einfacher, er ist ja nur ein „gemütliches Tänzchen“, verläuft im übrigen aber in derselben Weise. Wie mit Herren, welche die Offiziermesse mit ihrem Besuche beehren, ein deutscher Begrüßungstrunk gethan wird, so läßt man die Damen, wenn es irgendwie der

Dienst gestattet, nicht, ohne sie zum Tanz geführt zu haben, von Bord. Und wenn gar „schöne Spanierinnen“, die im allgemeinen viel seltener sind, als man gewöhnlich bei uns annimmt, einen Fandango oder eine Castillana oder Seguidilla, spanische Nationaltänze, mit ihren graziösen Bewegungen zum besten geben, so spinnt die Muse des Tanzes immer fester ihre zarten Bande und hält die Schönen auf dem Achterdeck so lange wie möglich fest.

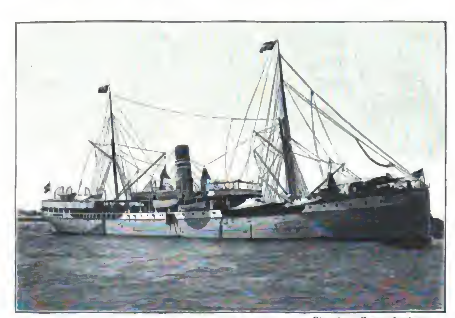


Kaiserin Auguste Viktoria bei den Schiffsjungen.

Der deutsche Reichspostdampfer „Bundesrat“.

Für die Niederlagen, die sie auf südafrikanischem Boden erleiden, und die Sympathien, die das deutsche Volk den tapferen Buren entgegenbringt, suchten die Engländer eine kleinliche Genugthuung in der Beschlagnahme deutscher Handelsschiffe, die von ihnen unter der Behauptung, daß sie Kriegskontrebande an Bord führen, angehalten und der Durchsuchung unterworfen wurden.

Das erste Fahrzeug, das von dieser gewaltsamen Maßregel betroffen wurde, war der Dampfer „Bundesrat“, der Deutschen Ostafrika-Linie gehörig. Der im Jahre 1890 auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg erbaute Dampfer mißt in der Wasserlinie 95 Meter, in der Breite über 11 Meter und hat einen Tiefgang von etwa $6^1/_2$ Meter; das Schiff hat eine Wasserverdrängung von 2600 Tonnen (à 20 Zentner) bei einer Maschinenstärke von 1300 Pferdekräften. Die Geschwindigkeit beträgt 12 Seemeilen in der Stunde. Erst nach wochenlanger Verzögerung und energischer Vorstellung seitens der deutschen Regierung erfolgte die Freigabe des Schiffes. Der der gleichen Gesellschaft gehörige Dampfer „General“, der ebenfalls beschlagnahmt, aber bald wieder freigegeben wurde, ist um 40 Tonnen größer als der „Bundesrat“, hat jedoch die gleiche Maschinenstärke. Der dritte beschlagnahmte, doch ebenfalls wieder freigegebene Dampfer der Ostafrika-Linie, „Herzog“, besitzt eine Wasserverdrängung von 5300 Tonnen und eine Maschinenstärke von 2600 Pferdekräften. Im ganzen verfügt die Deutsche Ostafrika-Linie über dreizehn Dampfer.



Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Der deutsche Reichspostdampfer „Bundesrat“.

Schwarze Spitzbuben. Ein Kulturbild aus Kamerun.

In der Nähe von Idia am Sanagafluß im Kamerungebiete liegt eine Faktorei, die schon vor Jahren von einem unternehmungslustigen Handelsherrn — wir wollen ihn Schulz nennen — gegründet wurde und sich in kurzer Zeit zu einer sehr bemerkenswerten Höhe aufgeschwungen hat. Das Feld der Geschäftsthätigkeit erstreckt sich zwischen Sanaga und Njong in das Gebiet der Bakoko bis Malembanko, und es findet ein ziemlich lebhafter Verkehr zwischen dem deutschen Kaufhaus und den schwarzen Händlern statt. Man hat es dort nicht so gut wie bei uns, daß man nur einen Frachtbrief zu schreiben braucht, um im Geleite desselben Kisten und Ballen an den Ort der Bestimmung zu leiten; es existiert nicht einmal eine Landstraße nach unsern Begriffen, viel weniger ein Fuhrwerksverkehr oder gar eine Eisenbahn. Die Waren, die das Haus Schulz als Tauschgegenstände ins Innere versendet, wie Kattun und sonstige Zeugstoffe, Werkzeuge, Eisenwaren und kleinere Gebrauchsgegenstände aller Art, müssen in handliche Ballen verpackt werden, um sie dann auf den Niggerköpfen verfrachten zu können, das heißt, die Versendung geschieht durch Träger, deren immer eine größere Zahl, natürlich gehörig beaufsichtigt, unterwegs ist. Als Gegensendung kommen dann auf gleichem Wege die Tauschwerte in Elfenbein, Gummi, Palmöl und Kakao zurück. Daß die deutschen Händler sehr viel mit den Eingeborenen verkehren müssen, ergiebt sich aus dem Gesagten zur Genüge. Man darf sich unter den letzteren aber nicht lauter ganz wilde Brüder vorstellen, welchen man die gewünschten Produkte so leicht abschwätzen könnte; es sind im Gegenteil geriebene Bursche, schlaue Kaufleute, denen man nicht genug auf die Finger sehen kann, wie ja überhaupt die Neigung zum Nichtsthun und leider auch zu Diebereien sehr stark vorhanden zu sein scheint. Geschlecht und Alter kommen dabei nicht in Betracht; wer etwas erwischen kann, macht sich kein Gewissen daraus, es an sich zu bringen, wo und was es auch sei. Die zunehmende Zivilisation und die deutsche Rechtspflege haben in dieser Beziehung schon sehr viel gebessert; auch muß zugestanden werden, daß es mitunter grundehrliche und harmlose Schwarze giebt, welche aber dünn gesät scheinen. Wenn die deutschen Handelsleute etwas vorsichtig und zugeknöpft sind, so hat das jedoch immerhin seine Berechtigung.



Bestrafte Diebe.

Deshalb wohl waren die Lagerräume der erwähnten Faktorei so solide gebaut und entsprechend verwahrt. Massive, teilweise sogar eisenbeschlagene Thüren mit entsprechenden Verschlüssen schützten die aufgestapelten Waren vor unberufenen Eindringlingen; das Gebäude selbst, das auch die Wohnräume enthielt, war ziemlich hoch und mit verschließbaren Fensterläden versehen. Das flache Dach hatte nur einige Luken, aber mit so schmalen Oeffnungen, daß es für einen erwachsenen Menschen kaum möglich schien, durch sie ins Innere zu gelangen, zudem auch schwer auf die Höhe zu kommen gewesen wäre. Dort oben lagerten lediglich die Privatvorräte des Kaufherrn: Eßwaren und Getränke, unter denen die „Feuerwasser" eine ziemliche Rolle spielten. Wenn man von der Welt, von Doktor und Apotheker abgeschnitten ist, braucht man häufiger eine Herzstärkung, um alle die kleinen körperlichen Leiden zu überwinden, welche den Menschen dann und wann heimsuchen. Es giebt auch Leute, welche sich ohne pathologischen Zwang zuweilen einige Tropfen Cognac, Korn-, Kirschen-, Zwetschgen- oder eines sonstigen unschuldigen Wässerleins leisten. Dazu gehörte Herr Schulz, und deshalb hatte er besagte Feuchtigkeiten unter seine spezielle Obhut genommen. Er traute seinem Faktoreigehilfen Wilhelm, der die Stelle eines Magaziniers, Hausbesorgers, Kochs, eines Reisenden und verschiedener Gewerbekundiger im Hause vertrat, nur halb, den im Geschäfte verkehrenden Schwarzen gar nicht. Letztere waren zwar nicht auf seine Schnäpse dressiert und gaben sich mit dem erbärmlichsten Fusel zufrieden, was aber nicht ausschloß, daß sie die feinsten Sorten ohne jegliches Verständnis vertilgen würden, wenn sie so etwas ergattern könnten.

Eines Tages hatte er sich durch den Genuß einer Büchsendelikatesse ein Fragezeichen in den Magen gelegt, und schon bei der Ahnung dieses Zustandes eilte er in sein Depot, um ein Gläschen Korn zu nehmen. Aber wie erschrak er! Von dreißig Flaschen fehlten nicht weniger als zwei Dutzend; ein paar Flaschen lagen zerbrochen auf dem Boden, kleine Flüssigkeitsreste befanden sich noch in den Scherben. Der erste, welcher herankeuchte, war Wilhelm. Als er kam, deutete Schulz auf die leergebrannte Stätte und sprach kein Wort als: „Fort!" Wilhelm war tief erschüttert und nickte mit dem Kopfe, dann murmelte er: „Gestohlen!" — „Ja," entgegnete Schulz und warf einen furchtbaren Blick auf Wilhelm. „Von wem?" Wilhelm ignorierte die maliziöse Betonung der letzten Worte, da er den so begründeten Seelenschmerz seines Chefs achtete. Er begab sich vielmehr als gewiegter Buschläufer sofort an die Untersuchung des Thatortes nach verdächtigen Spuren. Endlich entdeckte er in der Nähe der Dachluke einige Blutstropfen auf der Diele, welche noch nicht zu lange eingetrocknet schienen. Es waren also Lebewesen hier thätig gewesen; welcher Art — das ließ die schmale Oeffnung der Dachluke schwer erraten. Ohne sich weiter die Köpfe zu zerbrechen, fügte man sich ins Unvermeidliche und überließ es dem Zufall, in der Sache weiteres zu thun.

Wie gewöhnlich, that auch diesmal dieser „Zufall“ seine Pflicht. Wilhelm begab sich einige Tage später in eines der nächstgelegenen Negerdörfer, um Träger anzuwerben, und als er durch die Dorfstraße ritt, entdeckte er die Ueberreste eines Steinkruges, in denen er einen ehemaligen Kornbranntweinbehälter wiedererkannte. Er wußte, wie er in einem solchen Falle zu handeln hatte, und begab sich sofort zum Häuptling des Stammes. Diesem machte er Mitteilung von dem Diebstahl und legte ihm ans Herz, den Dieb, der sich in seiner Machtsphäre befinden müsse, ausfindig zu machen und auszuliefern, widrigenfalls er — der Häuptling — selbst gefaßt und so lange eingesperrt würde, bis ihn der wirkliche Dieb auslöse! Wilhelms Chef nahm befriedigt Kenntnis von der Sache und traf dann noch eine weitere Maßnahme, von der er sich mehr Erfolg versprach; er setzte ein Fäßchen Branntwein als Prämie fur Auslieferung des Diebes aus.

Nach einigen Tagen gelangte die Nachricht an die Faktorei, daß der Dieb ermittelt und eingeliefert sei. Schulz machte sich sofort auf und ritt nach der Station; aber wie erstaunte er, als nicht e i n Delinquent, sondern ein ganzes Quartett vorgeführt wurde. Es waren vier Bakokoknaben im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren, die in dem Verbrecherschmuck, eisernen Halsringen, die durch schwere lange Eisenketten miteinander verbunden waren, sehr eigenartig aussahen, und zwar so eigenartig, daß man die Gruppe für interessant genug hielt, sie photographisch zu verewigen. Die Burschen wurden zu mehrwöchentlicher Gefängnisstrafe mit Zwangsarbeit verurteilt, und ist es auch nirgends schriftlich niedergelegt worden, so wußte man doch, daß die Sache nebenbei noch etwas fühlbar gemacht worden war. Schulz verabschiedete sich baldmöglichst von den vier schwarzen Spiritisten und bummelte noch langsam in der Niederlassung herum, die heute sehr belebt war, weil die Bevölkerung eben eines ihrer vielen Feste feierte, wozu sich mehr Gelegenheit findet, als gut ist. Der ganze Festapparat ist jedoch sehr primitiver Natur; da und dort beim Händler ein Glas entsetzlichen Fusels und einige landesübliche Delikatessen; in der Oeffentlichkeit Produktionen herumziehender Sänger, Tänzer und Musikanten, so einfach, wie sie nur gedacht werden können.

Während Schulz einer solchen Schaustellung auf einige Augenblicke beiwohnte, wurde er rückwärts an der Schulter berührt. Als er sich umwandte, stand er dem Häuptling, von dem oben Erwähnung geschah, gegenüber. Nach kurzer Begrüßung erinnerte ihn dieser an die Erfüllung seines Versprechens hinsichtlich des Fäßchens Branntwein. Auf die Frage, wer denn eigentlich die Diebe entdeckt und zur Anzeige gebracht habe, entgegnete der edle Stammesführer, daß es deren viele gewesen seien; man habe Beratung gehalten und dann beschlossen, die vier jüngeren Leute auszuliefern; die Prämie hierfür sei an den Häuptling abzuliefern, der sie an dem Tage, an welchem die vier Bestraften nach Hause zurückgekehrt sein würden, zum besten geben werde. „Warum wird denn gewartet, bis die Schandflecke eures Dorfes wieder in eurer Mitte sein werden?“ fragte Schulz. — „Weil sie nur unter der Bedingung alles eingestanden haben, daß sie mitthun dürfen, wenn Euer Fäßchen ankommt!“ erklärte unverfroren das Dorfoberhaupt. Schulz erwiderte hierauf nichts, sondern versprach, dem nächsten Trägerzug das Fäßchen mitzugeben; von der Mischung aber, die er hierfür bestimmte, hat er niemand etwas gesagt. E. G.



Ein Festtag in Kamerun.

Gräfin Castiglione.

Einsam und verlassen, von der Welt längst zu den Toten gezählt, verschied vor kurzem in Paris die Gräfin Castiglione, einst eine der gefeiertsten Schönheiten des französischen Kaiserhofes. Im Jahre 1837 zu Florenz als Tochter des Marchese Oldoïni geboren, eines bekannten Diplomaten, vermählte sie sich, wenig über funfzehn Jahre



alt, mit dem piemontesischen Grafen Verasis di Castiglione, der am Hofe Viktor Emanuels II. — damals erst König von Sardinien — das Amt eines Oberstallmeisters bekleidete. Von Turin siedelte das junge Paar 1857 nach Paris über, anscheinend in geheimem diplomatischen Auftrage, denn die Gräfin wie ihr Gemahl gehörten zu den eifrigen Werbern für den Gedanken der italienischen Einheit, der Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft. Man hat seinerzeit die Gräfin Castiglione schlechthin als eine Agentin Cavours bezeichnet, und außer der Möglichkeit liegt dies nicht, wenn man sie aber auch in vertraute Beziehungen zu Napoleon III. brachte, so war dies unrichtig. Allerdings huldigte auch der Kaiser ihrer Schönheit, aber in respektvollen Grenzen, und wenn es anders gewesen wäre, so hätte die Kaiserin Eugenie, allzeit eifersüchtig auf die kleinen Seitensprünge ihres Gemahls, sicherlich nicht die Gräfin ihrer besonderen Freundschaft gewürdigt. Ebenso gehört die Ungnade, in die sie gefallen sein soll, weil sie bei einem Hoffeste in einem mehr als dekolletierten Kostüm erschienen sei, in das Reich der Fabel. Die Gräfin blieb in den Tuilerien ein gern gesehener Gast, bis der Zusammenbruch des Kaiserreiches erfolgte. Seitdem lebte sie in völliger Zurückgezogenheit; ihr Gemahl war schon 1867 durch Sturz vom Pferde verunglückt und ihr einziger Sohn jung in Brasilien verstorben.



Weiß oder rot?

Eine Episode aus dem Eisenbahnleben.*)

Von

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Ein enges, von kahlen Felsen eingeschlossenes Thal, einige Streifen schütteren Waldes, dessen Wipfel ein schweres Schneedach tragen; unter den jähen Abstürzen ein ungebärdiger Strom mit eisüberkrusteten Blöcken, aufgestauten Holzklötzen und unterspülten Ufern, an welche die eisigen Wasser dumpf anschlagen. Wohin man blickt, nichts als Abgründe, scharfe Ecken, Risse und zerfressenes Gestein. Selbst der Himmel nimmt sich zwischen diesen zersägten Felsmauern wie ein zerzaustes graues Band aus. Streng genommen ist es aber gar kein Grau, sondern ein unbestimmtes Dunkel, eine tiefziehende Wolkenmasse, in welche sich die weißen Schneebänder hineinziehen.

Das bißchen ebenen Boden, welcher in dieser Bergwildnis wahrzunehmen ist, nimmt der Schienenweg ein. Das kleine Stationsgebäude steht in einer ausgesprengten Bucht der gewaltigen Felsmauer, die auf der linken Thalseite den Fluß säumt. Auf dem Geleise davor harrt der Schnellzug seiner Abfertigung. Einige Flammen werfen grellen Schein über den Schnee und auf die dunkle Wagenkolonne, an welcher mehrere vermummte Gestalten vorbeihuschen.

Eine derselben, in kurzem Jagdpelz, hohen Stiefeln, Jägerstrümpfen und Pelzmütze, tritt jetzt an die Lokomotive heran, die wie ein geheimnisvolles Ungeheuer mit flammenden Augen in die Finsternis hineinstarrt.

„Sie, Baumgartner, wir haben Ihnen mit dem Pflug tüchtig vorgearbeitet. Aber ganz sicher ist die verteufelte Geschichte nicht. Im Wolfsgraben hängt ein ganzer Berg von Schnee an den Felsen. Der Blockwächter Nr. 67 hat den Befehl, den Zug bei Profil 158·6 abzuwarten."

„Ganz recht, Herr Ingenieur," erwidert der Führer. „Der Wind gefällt mir gar nicht. Ich wünschte, wir wären schon in Thalheim . . . Hab' ich's nicht gesagt? Da ist der Teufel wieder los!"

Durch die Luft grollt etwas wie verhaltenes Geheul. Dann folgt ein Sturmstoß, und große Flockenmassen wirbeln zischend um den heißen Kessel der Maschine. In demselben Augenblick ertönt das Schrillpfeifchen des Stationsbeamten — ein Glockenzeichen — ein kurzes, kräftiges „Fertig!", und gedämpft verhallt dreimal der Glockenschlag des Streckensignals in der nahen Schlucht.

„Gute Nacht, Herr Ingenieur!" ruft der Führer, die Hand zum militärischen Gruße an die Pelzmütze legend.

„Sagen wir: guten Morgen; es ist Mitternacht vorüber. Fahren Sie mit Gott, Baumgartner!"

Die letzten Worte des Ingenieurs werden vom Geräusch des ersten mächtigen Dampfauspuffes der Maschine verschlungen. Langsam öffnet der Führer den Regulator, und dröhnend schleifen die glatten Radbandagen auf den schlüpfrigen, vereisten Schienen . . . Den Sandkasten auf! . . . Jetzt finden die Räder die notwendige Reibung, um das Beharrungsvermögen der Hunderttonnenlast zu überwinden. Mit dumpfem Pusten entweichen Rauch und Dampf aus dem Schlot, aus den Ablaßhähnen der Cylinder schießen in gleichmäßigen Pausen weiße Dampfstrahlen hervor — immer kürzer und immer rascher werden die mächtigen Atemzüge des kraftvollen eisernen Mechanismus, dessen Organe mit dem gewaltigen Kraftaufwande von zweihundert Pferdekräften ihre Arbeit verrichten.

Der Führer beugt sich aus dem Schutzdache, um die dunkle „Garnitur" — die lange Wagenkolonne —, welche wie ein schwarzer Schlangenleib zwischen den hellen Schneemassen sich hindurchwindet, zu überschauen. Lichte Flecken, der Wiederschein der hellen Coupéfenster, huschen mit dem langen Schattenstreifen über die weiße Fläche dahin.

Da ist der Einfahrtswechsel, und etwas näher zu steht auf dem Nebengeleise die dunkle Masse einer Lokomotive mit dem Schneepflug. Die beiden Führer grüßen einander mit leichten Handbewegungen, und polternd rollt der schwere Zug über die letzte Weichenzunge.

Ernst und schweigend stehen der Führer und sein Heizer auf ihren Posten und starren in die schwarze Nacht hinaus. Der Schneefall ist dichter geworden. Klatschend schlägt ab und zu eine weiße Wolke gegen das Dach und die Wände des Führerstandes. Von Zeit zu Zeit sprüht eine helle Raketengarbe von den Speichen der Lokomotivräder in die Höhe. Rechts und links aber ist die flüchtige Jagd von zu Stein und Eis gewordenen Dämonen, Sphinxen und Greifen, putzigen Kobolden mit dicken Schneehauben, von gespenstischen Unholden, die sich dräuend über den Zug neigen, und weißen Drachen, deren Leiber durch die engen, nächtlich verhüllten Schluchten zum Schienenweg sich herabwinden, ihn zu verschlingen.

„Hab' ich's nicht gesagt, Brandl," wendete sich der Führer zu seinem Heizer, „daß wir heute Schneewasser frühstücken würden? Und der Sturm dazu!"

Der Heizer sagte nichts. Er war überhaupt ein etwas trübseliger, schweigsamer Bursche, den seine Kameraden seiner Absonderlichkeiten wegen gern zu necken pflegten. Bei seinen Vorgesetzten war er seiner Bescheidenheit und seines Pflichteifers wegen gut angeschrieben. Sein stilles Wesen berührte sympathisch. Aber etwas Dunkles, Unaufgeklärtes steckte in ihm, das sagten sich alle, die mit Brandl zu verkehren hatten. Die einen lachten und machten sich über ihn lustig, die andern sagten, die blonde Lisei, das Töchterlein des Blockwächters Nr. 67, hätte es ihm angethan.

Das war richtig. Und dennoch war es mit Brandl nicht ganz richtig. Seitdem er einst auf einer nächtlichen Fahrt — es war fast genau vor einem Jahre — beim Feuern der Lokomotive, als die rote Glut den über Maschine und Tender hinwegflatternden Rauch- und Dampfmassen phantastische Gestaltung verlieh, starren Blickes sich zum Führer wendete und kaum hörbar sagte: „Jetzt ist mir die brave, gute Mutter gestorben!" — seit dieser Zeit nannten ihn seine übermütigen Kameraden spöttelnd den „Geisterseher". —

Der Schnellzug rast dahin, windet sich knirschend durch die vielen scharfen Kurven, verschwindet in der Nacht der Tunnels, rasselt über Brücken, unter welchen die eisigen

*) Jeder Kenner des Eisenbahndienstes weiß, daß das Maschinenpersonal in der Ausübung seines schweren und verantwortungsvollen Berufes, zumal bei Nacht und Unwetter, die Zeit mit Wechselgesprächen sich nicht abkürzen kann und darf. Der Verfasser bedurfte jedoch dieser Lizenz, um dem hier geschilderten Ereignisse die novellistische Färbung zu geben. D. R.

Wasser donnern. Mit Ausnahme eines schmalen, kurzen Streifens vorwärts der Bahn, den die Laternen der Lokomotive erhellen, umhüllt Finsternis dieses eisenrasselnde Leben, das den Tücken der Elemente trotzt und die ahnungslosen Menschenkinder, die in ihren warmen Coupés schlummern, durch Grauen und Schrecken hindurchschleift.

„Brandl — feuern!" ruft der Führer.

Mechanisch ergreift der Heizer die Kohlenschaufel, die Feuerthür öffnet sich, und blutrot jagt eine Dampfwolke nach der andern über den Führerstand hinweg. Sechsmal führt die Schaufel dem glühenden Rachen seine Nahrung zu. Dem Führer entgeht es nicht, daß der Heizer nach jedem Wurf die Augen scheu aufwärts wendet, wo die feurigen Wolken brodeln, zu wundersamen Gestalten geformt, über Glut und Eisen durch die Finsternis reitend, gleich den Dämonen der Walpurgisnacht.

Ein herrlicher Funkenregen schießt jetzt durch den Flockenwirbel des Schnees. Hierauf schlägt sich eine schwarze Rauchmasse nieder und verhüllt sekundenlang jeden Ausblick.

„Achtung, Brandl!"

Der Heizer beugt sich über die Brüstung und sagt gelassen: „Nr. 59 hat weißes Licht." ... Und nach einer Pause: „Aber wir werden heute noch rotes zu sehen bekommen."

„Vielleicht gar bei Nr. 67?"

Der Heizer zuckt mit den Achseln.

„Sagen Sie mir, Brandl — mir fällt das Ding gerade im Augenblick ein —, der Pfarrer von Mühlleiten behauptet ... aber das ist ja heller Unsinn!"

„Was ist Unsinn?" fragt kurz der Heizer.

„Die Geschichte vom Sehen ohne Augen — das Sehen mit der Seele ... Halt! Wir schleifen mit dem Aschenkasten im Schnee — die Aschenklappe zu!"

Der Zug ist in einen tiefen Felseinschnitt gelangt. Zu beiden Seiten der Schienen türmen sich Schneewehen auf. Merkbar nimmt die Geschwindigkeit der Bewegung ab, und wiederholt schleudern die Räder förmliche Klötze kompakten, zusammengepreßten Schnees in die Luft, zwischen die sich bewegenden Maschinenteile, auf den Kessel, von dem sie aufzischend herabgleiten, und auf das Dach des Führerstandes. Der Führer öffnet noch mehr den Regulator; ein wildes Stäuben und Schnauben übertönt den Donner der stürzenden Wasser im nahen Bergstrom. Dazu das Geheul des Südsturmes und die wilde Jagd weißer, verschwommener Gestalten, gleißender Schemen in der Finsternis. Der heiße Leib der Lokomotive zischt, dumpfer gleiten die Räder, die schwere Eisenmasse schwankt und scheint in allen ihren kraftvollen Organen zu erzittern.

„Feuern!" ruft der Führer.

Die Heizthür fliegt auf. Abermals wird der unersättliche Höllenrachen gefüllt, wieder geht ein herrlicher Funkenregen nieder, und wie vorher forscht Brandl nach jedem Schaufelwurfe scheu nach den rot angeglühten weißen Dunstballen zu Häupten.

Mit größter Kraftanstrengung geht es vorwärts. Die Ventile beginnen zu „blasen" — da, noch ein kräftiger Ruck, und in eilendem, glattem Laufe geht es wieder dahin.

„Gott sei Dank, wir sind glücklich durch!" sagt der Führer.

„Aber noch nicht in Thalheim," bemerkt der Heizer trocken.

„Ja, ja! Sie haben recht, Brandl. In der ‚Blauen Traube' wär's besser als hier heroben. Nun schlägt der Schnee gar von rückwärts herein, ich bin schon ganz steif ... Und Sie, Brandl? Sehen Sie vielleicht auch mit der Seele wie der Pfarrer von Mühlleiten? Sie stehen ja so steif da wie Ihre Kohlenschaufel!"

„Herr Führer, Sie haben gut reden. Ihre Gedanken gehen nicht weiter als die Lampen der Maschine. Es ist ja des Menschen Glück, daß er die Bretterwand vor den Augen hat. Nicht wissen macht selig — und zufrieden auch. Man lebt wie die Geiß am Weidenpflock."

„Ei, ei, da haben wir den echten Brandl, von dem der Heizhauschef der Wechselstation immer sagt, er sei ein verpfuschter Philosoph ... Na, also: Was wissen denn Sie, was wir andern nicht wissen?"

„Fragen Sie den Pfarrer von Mühlleiten, der mich besser kennt als Sie."

„Ah, da sind wir ja schon bei Nr. 61! Jetzt wird's bald an der Zeit sein, daß wir das Spaßen lassen ... Höllsakra, der Wind! ... Sehen Sie das Licht, Brandl?"

„Weiß."

„Richtig, da kommt's hinter dem Felsen hervor. Der ist um anderthalb Meter höher als sonst — lauter Schnee."

Brandl tritt plötzlich dicht an den Führer heran, so daß dieser verwundert sich zur Seite wendet. Der Heizer ist sehr blaß; seine Augen haben einen unheimlichen Glanz. Er will etwas sagen, doch seine Lippen scheinen wie eingefroren. Brandls Blick streift den Führer und bleibt dann starr auf der rechten Hand des letzteren, die den Regulator hält, haften.

„Was haben Sie denn, Brandl? Sind Sie krank? Geben Sie doch acht; wir kommen zu Nr. 62."

„Herr! Von 62 bis 66 ist nichts — aber Nr. 67 —"

Brandl wankt an die Brüstung seines Standplatzes zurück, während der Führer besorgt bald auf die Strecke hinaus, bald auf seinen Heizer blickt, der von nervöser Angst befallen zu sein scheint. Brandls Benehmen ist ihm rätselhaft, unheimlich. Der gute, sanfte Bursche, — was mochte in ihm vorgehen? Er wird doch nicht das bißchen Verstand verloren haben? — Vorwärts! Vorwärts! —

„Brandl!" ruft der Führer nach einiger Zeit.

Der Heizer wendet sich: „Soll ich feuern?"

„Jetzt nicht. Da ist Nr. 65. Frei."

Brandl zuckt zusammen. Er tritt dicht an des Führers Seite, was diesen derart unangenehm berührt, daß er Befehl zum Feuern giebt ... Da war in Brandl etwas hineingefahren, das er bisher nicht kannte: der Widerspruch. Aber nur einige Sekunden hält die böse Einwirkung an, dann wird sie von der eisernen Gewohnheit der Disciplin niedergeschlagen.

Hastig schaufelt Brandl die schwarzen Kohlenklötze in die flammende Lohe. Die Schnelligkeit der Manipulation ist dem beunruhigten Führer nicht entgangen, desgleichen nicht, daß der Heizer nach beendeter Feuerung sich hastig über die Brustwehr hinausbeugt ... Hinter einem schwarz und scharf hervorspringenden Felsen erscheint das weiße Licht von Nr. 66.

Was nun folgt, läßt sich schwer schildern. Niemals hat man Aehnliches erlebt. Der Heizer steht aufrecht, den stieren Blick nach vorwärts gewendet, das heiße Gesicht vom Schneesturm umbraust, ein unheimliches Zucken um die Mundwinkel ...

So verharrt er unbeweglich, mehr Dämon als Mensch, etwa zehn bange Minuten ... Plötzlich springt er auf die rechte Seite des Führerstandes und schreit wie besessen: „Nr. 67 hat rotes Licht!"

„Wie — wo? Da ist ja der Wächter bei Profil 158·6. — Alles in Ordnung," antwortet der Führer.

„Himmel, wir sind verloren! Denkt an Euer Weib und an Eure Kinder, Führer! Denkt an das Leben der uns anvertrauten Passagiere! ... Rotes Licht, sage ich — an der Laterne und am Mastsignal. Niemand im Zuge kommt mit dem Leben davon!" ...

Dem Führer schauderte.

„Brandl!" rief er, „haben Sie den Verstand verloren? Ich sehe weiße Lichter."

„Und ich sehe rote — rote — rote — alles rot wie Blut! . . . Heilige Dreifaltigkeit, hilf!"

Im nächsten Augenblick schleudert Brandl mit übermenschlicher Kraft den Führer zur Seite, faßt den Griff des Regulators, um ihn zu schließen, und reißt den Reversierhebel zurück . . . Das ist das Werk einiger Sekunden. Eben will der Führer seinen meuternden, wie es scheint, verrückten Heizer am Kragen fassen, als dieser die Dampfbremse spielen läßt. Die verhängnisvollen Lichter sind nur noch zweihundert Meter entfernt . . . Da geht ein eigentümliches Knurren und Poltern durch die Garnitur — noch einige kräftige Rucke — die Lokomotive scheint sich emporzubäumen, zu wanken, zu stürzen — dann steht der Koloß und mit ihm die angehängte Wagenkolonne still.

Brandl läßt die Hebelgriffe fahren und sinkt erschöpft auf den Tenderkasten. Dicht vor der Maschine steht der Wächter Nr. 67, dem Zuge das weiße Licht zukehrend. Jenseits des Wolfgrabens, über den sich eine kleine Brücke spannt, steht auf einem Vorsprung das Wächterhaus, daneben ragt das Mastsignal mit dem — weißen Licht.

„Warum halten wir denn hier?" fragt der aus dem ersten Wagen sich herausbeugende Oberkondukteur.

Dem Führer versagt die Stimme. Er ist verwirrt vor Erstaunen. Brandl lehnt, halb ohnmächtig, am Tenderkasten. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirn, um sofort zu feinen Eisnadeln zu gefrieren. Schon will der Führer den Reversierhebel vorlegen und den Regulator wieder öffnen — es spielt sich das alles in nur wenigen Sekunden ab —, als ein unheimliches Sausen die Luft erfüllt. Schneller, als es sich niederschreiben läßt, trägt sich das Folgende zu . . . Die geheimnisvoll tönenden Schwingungen der Luft gehen in ein wildes Stöhnen und Poltern über. Plötzlich jagt eine weiße Schaummasse vor dem stillstehenden Zuge hernieder — dann eine zweite — ein donnernder Schaumbogen nach dem andern — hintennach Felsblöcke, Erdmassen, zersplitterte Baumstämme: alles in wilder, entsetzenerregender Flucht, mit Knirschen, schrillem Geprassel, ohrenbetäubendem Getümmel. Unten rast der Bergstrom . . . Da bricht die Brücke unter dem gewaltigen Anprall der Lawine zusammen.

Brandl taumelt in die Höhe und schreit: „Rettet Lisei — sie geht unter — rettet!"

Im nächsten Augenblick wankt der Signalmast, und wie ein Meteor sinkt das Licht in den Schnee, der sich innerhalb weniger Sekunden bis zum Glockenstuhl des Wächterhauses aufstaut.

In dieser entsetzlichen Verwirrung bewahrt der Führer die Geistesgegenwart und schiebt den Zug zurück. Brandl liegt ohnmächtig auf dem Boden der Plattform. Der alte Wächter läßt seine Laterne in den Schnee fallen und sinkt fassungslos in die Kniee. Brandl stöhnt. Drüben erstickt ein menschliches Wesen unter der Schneelast.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seit jener schauerlichen Nacht sind Jahre verstrichen. Brandl — wenngleich er gegen die Disciplin sich vergangen hatte — ist längst Führer und fährt auf derselben Strecke, an demselben Orte vorbei, wo noch in jener Nacht die Arbeiter des herbeigerufenen Hilfszuges seine Braut Lisei aus dem verschütteten, aber unbeschädigt gebliebenen Wächterhause herausgeschaufelt hatten. Sie ist Brandls Weib geworden, und der alte Wächter, seit langem Witwer, macht sich in der Wirtschaft nützlich.

Wenn aber die Leute darüber sprechen, wie es möglich war, daß Brandl die weißen Lichter für rote halten konnte, erfolgt die Antwort: Der Pfarrer von Mühlleiten sagt: Brandl hat das „zweite Gesicht", welches Unheil und Gefahren voraussieht, wenn kein andrer Mensch etwas davon ahnt.

Eisgang auf der Donau bei Passau.

Nach Amateuraufnahmen von Franz Weismann.

Frühzeitig begann im Dezember 1899 auf der Donau der Eisgang, so daß die Dampfer Mühe hatten, die Schleppe (Frachtkähne) zu bergen und schließlich sich selbst in Sicherheit zu bringen. Diese letzten Fahrten im Jahre erfordern umsichtige Führung und aufopfernde Thätigkeit der Schiffsmannschaften, namentlich mit Rücksicht auf das Tag für Tag wachsende Eistreiben, denn es gilt, die ansehnliche Strecke bis Linz, dem nächsten Winterstandshafen, zurückzulegen. Hierbei bringen die Nebel, der um diese Zeit meist niedrige Wasserstand und das weiter sich bildende Grundeis nicht zu unterschätzende Gefahren. Auf dem einen unsrer Bilder sehen wir, wie der Dampfer „Maas", mit leeren Schleppen an der Seite, eben im Begriffe ist, abzufahren. Da die Donau vor ihrer Vereinigung mit dem Inn nur eine mäßige Strombreite aufweist, so ergiebt sich die Notwendigkeit, das „Rondeau" der Schiffe mit dem Seil vorzunehmen. Auf einem andern Bilde sehen



Der Dampfer „Czerna", einen Schlepp in den Notwinterstand Lindau und Passau bugsierend.

wir den Dampfer „Czerna“ einen Schlepp zu Thal lavieren. Im nächsten Augenblicke wird er am Ufer anlegen, um mit Hilfe des Seiles das vorerwähnte Rondeau ebenfalls auszuführen. Im Hintergrunde erblicken wir den Rathausplatz von Passau mit dem vor einigen Jahren von Professor Historienmalers Ferdinand Wagner) den Drahtsteg, das erste in Europa in solcher Art ausgeführte Bauwerk. Aber auch mit dem Abgange des letzten Dampfers ist das Leben auf dem Strome noch durchaus nicht erloschen. An den Ufern beginnt ein reges Treiben der schlittschuhlaufenden



Der Dampfer „Maas“, mit leeren Schleppen abfahrend.



Der Dampfer „Szava“ holt die letzten Schleppe.

von Schmidt neugebauten Rathausturm, etwas weiter zurück den ehrwürdigen Dom der früheren Erzbischofstadt. Ein drittes Bildchen zeigt uns, wie das Dampfboot „Szava“, die Eisschollen mit seinen eisernen Radschaufeln zertrümmernd, im Begriffe ist, die letzten noch an der Station Passau befindlichen Schleppe zu holen. Der Dampfer passiert soeben an dem Niederhaus vorbei (Eigentum des Münchener Jugend; die Eisschützen vergnügen sich an ihrem Sport, und an andern Stellen beginnt das Eisbrechen. Der Strom selbst wird belebt von Wildenten, die auf Eisschollen dahintreiben und von Zeit zu Zeit unter Wasser tauchen; Scharen von Raben bevölkern die Ufer und umkreisen, aufgescheucht, krächzend die vielen Türme der alten castra Batava.



Die Statue „Justizirrtum“ von Richard Ripamonti.

Der Mailänder Patrizier Pietro Borghi hat die Statue „Justizirrtum“ (Errore giudiziario) des italienischen Bildhauers Richard Ripamonti erworben, um sie Zola zu schenken. „Ich erlaube mir,“ sagt der Geschenkgeber in einem Briefe an den berühmten französischen Romancier, „Ihnen dieses Werk der italienischen Kunst anzubieten, von gestützt, mit dem Ausdruck dumpfer Verzweiflung ins Leere starrend. Der Eindruck des Kunstwerks ist ein tief ergreifender. Ripamonti gehört zu den Künstlern, die nicht durch Schönheit und Gefälligkeit der Form wirken, sondern das Gefühl des Beschauers durch die lebendige Verkörperung einer dem Leben der Zeit entnommenen Idee einer höheren



„Justizirrtum“. Von Richard Ripamonti.

dem man meinen könnte, es sei dem Bildhauer durch die ‚Affaire‘ eingegeben worden, wenn es nicht bereits im Jahre 1891 entstanden wäre. Möge diese Figur jedesmal, wenn Ihr Blick sie trifft, Sie daran erinnern, welchen Qualen Sie einen Unschuldigen entrissen haben.“ Ripamontis Werk stellt einen Galeerensklaven dar, der mit der eisernen Kugel am Fuß auf einer Bodenerhöhung sitzt, die Ellbogen auf die Kniee und den Kopf in beide Hände Sphäre zuführen wollen. Er erregte bereits Aufsehen mit seinem Erstlingswerke, einer Gruppe „Contra vim virtus“. Von seinen späteren Schöpfungen sind zu nennen: „Dies irae“, „Der letzte Spartacus“, „Caligula“ und „Borgia“. In fast allen diesen Werken kehrt der Gedanke wieder, daß die brutale Gewalt das dem Sittlichkeitsgefühl der Menschen entstammende Streben nach Freiheit wohl zu fesseln, auf die Dauer aber nicht zu unterdrücken vermag.



Die Oeffnung der Porta Santa in der Peterskirche zu Rom.

Nach dem Vorbilde des Jubel- oder Jobeljahres der alten Hebräer wird in der römisch-katholischen Kirche seit der Regierung des Papstes Bonifacius VIII. ein in bestimmten Zeitabschnitten wiederkehrendes Jubel- oder Ablaßjahr gefeiert. Die erste derartige Feier fand im Jahre 1300 statt; sie war als eine Jahrhundertfeier gedacht und hätte sich erst im Jahre 1400 wiederholen sollen, allein Papst Clemens IV. ordnete bereits die Begehung des zweiten Jubeljahres für das Jahr 1350 an, und Papst Urban VI. bestimmte 1389, daß die Feier alle 33 Jahre stattfinden solle. Im Jahre 1470 wurde vom Papst Paul II. unabänderlich festgesetzt, daß je das fünfundzwanzigste Jahr ein Jubeljahr sein solle. Im Jahre 1875 wurde das zweiundzwanzigste Jubeljahr gefeiert, und nunmehr wird die Feier des dreiundzwanzigsten begangen. Die Feier beginnt am Christabend mit der Eröffnung der bis dahin vermauert gewesenen „Heiligen Thüre“, die aus der Vorhalle der St. Peterskirche in den eigentlichen Kirchenraum führt. Vormittags 10½ Uhr begiebt sich am 24. Dezember der Heilige Vater nach dem Paramentensaal herab, wo er die Pontifikalgewandung anlegt und die Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Würdenträger seines Hofes erwartet. Während er sich, auf der sedia gestatoria sitzend, von diesen gefolgt durch die Raffaelschen Loggien und die daran anstoßenden Säle nach der Sixtinischen Kapelle begiebt, bilden die Vertreter des weltlichen und regelmäßigen Klerus in

den vorgenannten Gemächern Spalier. Weitere Vertreter des Klerus haben sich in der Sixtinischen Kapelle versammelt.

Nachdem der Papst in letztere gelangt ist, läßt er sich vor dem Altare auf das Knie nieder und stimmt das Veni creator an.

Unter Anführung der Kardinäle begiebt der Zug sich alsdann nach der sala regia und aus dieser nach der Vorhalle der St. Peterskirche, wo das Kapitel des Vatikans sich bereits versammelt hat. Das feierliche Schweigen wird bei dem Nahen des Zuges von dem Klange silberner Tuben unterbrochen, die eine im Marschtempo gehaltene Art von Klagegesang anstimmen.

Der Papst nimmt die Eröffnung persönlich vor, jedoch nur symbolisch, indem er die Worte „Oeffne dich!" ausspricht und mit einem Hammer dreimal gegen ein schwarzes Kreuz auf der Marmorfüllung der Thür schlägt.

Für die diesmalige Feier hatte der Episkopat der katholischen Kirche dem Papste zu diesem Zwecke einen goldenen Hammer gestiftet. Die Oeffnung selbst wird durch eine technische Vorrichtung bewirkt, welche die ganze Thürfüllung mit einem Male aus dem Thürrahmen hebt.

Die Zeremonien, welche die Oeffnung der Heiligen Thür begleiten, sind äußerst pompös; der ganze Stab des Vatikans, alle hohen kirchlichen Würdenträger, alle katholischen Fürstlichkeiten, die in der Ewigen Stadt anwesend sind, das diplomatische Corps und die Ritter des Johanniterordens wohnen ihr bei.



Dr. Gerhard Hachmann,

der neuerwählte Bürgermeister von Hamburg, ist ein Sohn der alten Hansestadt. Am 10. Mai 1838 daselbst geboren, studierte er in Leipzig und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaft. Im Jahre 1860 ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, wurde 1868 Mitglied der Bürgerschaft, im folgenden Jahre deren erster Vizepräsident und 1877 Präsident derselben. Im Januar 1885 zum Senator ernannt, wurde er mit dem Departement des Innern betraut, welches die Polizeiverwaltung, das Medizinal- und Armenwesen umfaßt. Unsre Abbildung ist nach einer eignen Aufnahme angefertigt. Kurz vor Herstellung derselben ließ der Bürgermeister das Blumenarrangement, das seinen Arbeitstisch schmückte, entfernen, indem er auf den Einspruch des Photographen, welcher diese Zier ungern vermißte, entgegnete: „Glauben Sie nicht, daß die Polizei unter Blumen wandelt; wir wollen dem Publikum kein falsches Bild meiner Thätigkeit geben."



Phot. John Thiele, Hamburg.

Dr. Gerhard Hachmann, der neuerwählte Bürgermeister von Hamburg, in seinem Arbeitszimmer.

Die Christusstatue am neuen Berliner Dom.

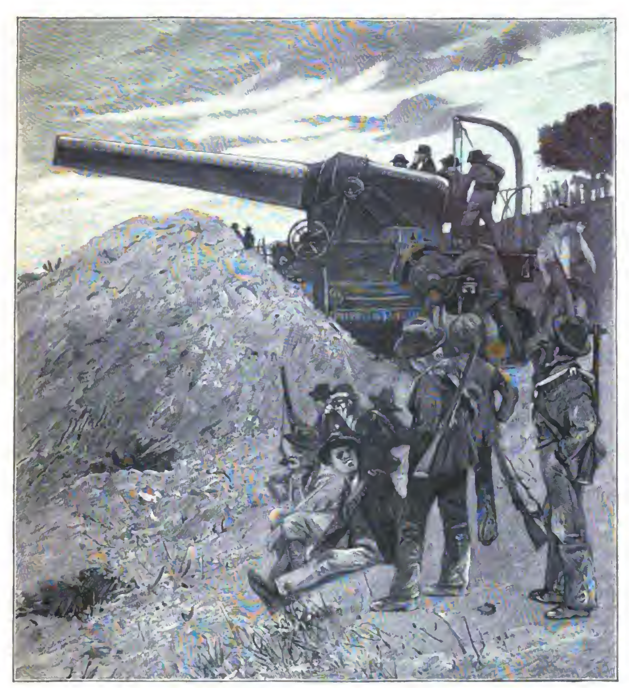
Einige Tage vor Weihnachten ist an der Westfront des neuen Domes, die an den Lustgarten grenzt, die gewaltige Christusfigur glücklich zu ihrer Höhe über dem stattlichen Eingangsportal emporgebracht worden. Beim ersten Versuch, zwei Monate vorher, hatte sich ein bedauerlicher Unfall ereignet: der Bügel des Flaschenzuges brach entzwei und die 40 Zentner schwere Last stürzte 110 Fuß in die Tiefe — glücklicherweise ohne jemand Schaden zu thun. Die in Kupfer getriebene Figur hatte durch ihre



Verankerung im Innern dem Sturze einigermaßen standgehalten; immerhin aber mußten die mehr vorstehenden Teile, namentlich der Kopf und die Arme, völlig neu hergestellt werden. Nun aber nimmt das schöne Werk in einem Triumphbogen aus Sandstein seinen Platz über dem Hauptportal ein, und die Idealgestalt Christi blickt von dort mahnend und mild hernieder.

Die Figur hat mit der Plinthe eine Höhe von annähernd 6 Metern. Dem von Martin und Piltzing getriebenen Werke lag das Modell von Professor Fritz Schaper in ¹/₃ Größe zu Grunde. Der Künstler war mit der Ausführung dermaßen zufrieden, daß er meinte: Bei einer so prächtigen, sorgsamen Arbeit möchte man seine Modelle nicht mehr gießen, sondern lieber in Kupfer treiben lassen. Auch der Kaiser war von der Vollkommenheit dieser Technik überrascht, da er früher gehört habe, daß solche Kupfertreibarbeiten Aehnlichkeit mit zusammengesetzten Ofenrohren hätten. Die Figur selbst ist in malerische Gewandung gehüllt. Das Antlitz, vom Vollbart umrahmt, erscheint beseelt und verklärt von edler Empfindung, von verzeihender Menschenliebe. Der schöne, ausdrucksvolle Kopf mit lang herabfließendem Haar wendet sich dem Volke zu, dessen Sinn und Gedanken Christus mit hochgestreckter Hand gen Himmel weist, als spräche er: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Ringsum, auf der Attika des Domes, reihen sich an die Kolossalstatue des Heilandes die in Sandstein gemeißelten Figuren der Apostel. Auf unsrer Abbildung erscheint die mächtige Figur noch auf dem Erdboden vor den stattlichen Rundsäulen und dem wohlgefügten Gerüst des Domes.

K. K.



F. Koch: Belagerungsgeschütz vor Ladysmith.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Seit dem Eintreffen des neuen Oberkommandeurs, des Feldmarschalls Lord Roberts, und seines Generalstabschefs Lord Kitchener auf südafrikanischem Boden haben die Engländer eine kräftigere Aktion entwickelt, und es scheint, als sei in dem bedenklichen Vorrücken der Buren nunmehr ein Stillstand eingetreten. Lord Frederik Sleigh Roberts wurde 1832 zu Kharpur in Indien geboren und trat 1851 als Leutnant in ein bengalisches Artillerieregiment ein. Er machte mit Auszeichnung den indischen Aufstand mit und erhielt schon 1858 das Viktoriakreuz mit dem amtlichen Vermerk: „Leutnant Roberts' Tapferkeit war bei jeder Gelegenheit höchst hervorragend". Im Jahre 1868 machte er den Feldzug gegen den Negus Theodor von Abessinien mit, der mit der Erstürmung von Magdala und dem Selbstmord des Negus Negesti endete. 1871 72 war Roberts Befehlshaber einer Kolonne im Luschai-Feldzug. Im Kriege gegen Afghanistan 1878 79 entsetzte er die von den Afghanen eingeschlossene englische Garnison in Kandahar, marschierte auf Kabul und nahm die Stadt am 25. Dezember 1879 ein, nachdem er den Nachfolger von Schir Ali Khan, Ejub Khan, völlig geschlagen hatte. Bei seiner Heimkehr nach England wurde der Sieger mit Ehren überhäuft. London ernannte ihn zum Ehrenbürger, das Parlament stattete ihm den Dank des Landes ab, und die Königin ernannte ihn zum Großkomtur des Bath-Ordens und zum Baronet. Nachdem Roberts mehrere Jahre Höchstkommandierender in Indien gewesen war, sollte er 1881 nach der Niederlage und dem Tode von Sir George Collen bei Majuba Hill den Oberbefehl gegen die Buren übernehmen. Doch erfolgte noch vor der Uebernahme dieses

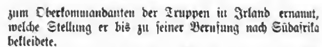


Feldmarschall Lord Roberts,
der neue englische Oberkommandeur in Südafrika.

Kommandos der Friedensschluß. Nun wurde Roberts zum Gouverneur von Natal ernannt, kehrte aber schon nach vier Jahren nach Indien zurück, wo er bis 1892 den Oberbefehl führte. Er war es, der 1886 Birma der britischen Herrschaft unterwarf. Nachdem ihm 1892 die Peerschaft verliehen worden, erhielt er 1895 die Feldmarschallswürde und wurde



F. Koch: Burenpatrouille.



zum Oberkommandanten der Truppen in Irland ernannt, welche Stellung er bis zu seiner Berufung nach Südafrika bekleidete.

General Lord Herbert Kitchener, am 24. Juni 1850 als Sohn eines Obersten in Cossington geboren, trat 1871 als Leutnant in das Geniecorps ein, in



General Lord Kitchener,
Stabschef des Feldmarschalls Roberts.

dem er 1883 zum Hauptmann aufrückte. Inzwischen war er zur Landesaufnahme nach Palästina in den Jahren 1874—1878 und nach Cypern von 1878—1879 kommandiert. Darauf versah er von 1879—1880 die Stellung eines Vizekonsuls von Anatolien und kehrte dann nach Cypern zurück, wo er bis 1882 blieb. In den Jahren 1884 und 1885 diente er unter Wolseley in Aegypten und erwarb neben verschiedenen Tapferkeitsmedaillen das Patent als Major und Oberstleutnant. Ein Jahr darauf gehörte er zu der Kommission, welche die Grenzen des Gebiets des Sultans von Sansibar festlegte. Im August 1886 trat er wieder zur ägyptischen Armee zurück und fand zunächst als Gouverneur von Suakin Verwendung, wo er bis 1888 blieb. Im Gefecht bei Handub, in der Nähe von Suakin, führte er den Oberbefehl, bis er eine schwere Verwundung erlitt. Nach seiner Genesung wurde er Flügeladjutant der Königin mit dem Range als Oberst. In dieser Stellung verblieb er bis 1896, ohne indes dem ägyptischen Heere untreu zu werden. Noch in demselben Jahr nahm er als Brigadekommandeur bei den sudanesischen Truppen am Gefecht am Gemaizal teil, 1889 stand er bei Toski an der Spitze der berittenen Truppen. Jedesmal wurde sein Name in



Ankunft gefangener Zivilisten in Pretoria.



Ankunft verwundeter Buren in Pretoria mit dem deutschen Roten Kreuz.



René Bull: Ein englischer Panzerzug, bei Chieveley



h Buren angegriffen und zur Entgleisung gebracht.



Tränken von angespannten Maultieren bei Frere.

den Depeschen rühmend genannt. Von 1888 bis 1892 war er gleichzeitig zweiter Oberbefehlshaber und Generalinspekteur der ägyptischen Truppen. Im Jahre 1896 wurde er, kurz zuvor zum Generalmajor ernannt, an die Spitze der aus englischen und ägyptischen Truppen bestehenden Expedition gestellt, die seitdem den Nordostsudan wiedererobert und den Nachfolger des Khalifen besiegt hat. Für diese That ernannte ihn die Königin Viktoria zum Peer des Reiches mit dem Titel Lord Kitchener of Khartum; außerdem wurde ihm eine Dotation von 25000 Pfund Sterling bewilligt.

Unsre Abbildungen aus dem Felde berücksichtigen beide kriegführenden Parteien und erklären sich von selbst, nur betreffs des als Verständigungsmittel gebrauchten Scheinwerfers seien noch einige Erläuterungen gegeben. Sowohl auf dem östlichen Kriegsschauplatz in Natal wie auf dem westlichen südlich von Kimberley haben sich die in Ladysmith, bezüglich die in der Diamantenstadt eingeschlossenen Engländer mit den zum Entsatz heranrückenden Truppen unter den Generalen Buller und Methuen durch Scheinwerfersignale in Verbindung gesetzt. Der nur bei Tage und heiterem Himmel zur Verwendung gelangende Heliograph Mances konnte hier weniger in Betracht kommen, da seine Brauchbarkeit mit zunehmender Unebenheit des Terrains in Frage gestellt ist. Zuverlässiger haben nachts die in der Marine üblichen Signale durch elektrische Scheinwerfer gearbeitet. Selbstverständlich verlangen auch sie hinreichende Klarheit der Atmosphäre; ist diese aber vorhanden, so kann man mit ihnen auf 16 bis 20 englische Meilen telegraphieren. Auf geringere Entfernungen ist eine Verständigung schon durch den Handscheinwerfer zu erzielen, eine elektrische Lampe, bei der durch Heben und Senken eines Schiebers die Kürzen und die Längen, die Punkte und Striche des Morse-Alphabets sichtbar werden. Für größere Distanzen kommt ein Scheinwerfer etwa in der Art eines Semaphors zur Anwendung; nur beschreibt hier der Lichtstrahl einen Halbkreis, nicht einen ganzen Kreis wie der Arm des Semaphors. Mit diesem Apparat können in der Minute zwei bis drei Worte telegraphiert werden. In Kimberley hat auf dem hohen Gerüst über der Schachtmündung der De Beers-Mine ein großer Scheinwerfer Aufstellung gefunden, bei dem eine Schlußvorrichtung die Kürzen und die Längen des Morse-Alphabets zu Gesicht bringt. Mit diesem Apparat sollen nach englischen Berichten recht befriedigende Ergebnisse erzielt worden sein.

Um die Delagoabai, die im südafrikanischen Kriege indirekt eine so große Rolle spielt, ist lange zwischen Engländern und Portugiesen gestritten worden. Schon Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts hatten die letzteren sich in Mosambik festgesetzt, zu dessen Bereich die große Meeresbucht gehört, aber ihre Bestrebungen nach Erwerb des Hinterlandes stießen später auf den entschiedenen Widerspruch Englands, das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts



Transport eines Maximgeschützes bei Pietermaritzburg.

Scheinwerfer-Signale von Frere nach Ladysmith.

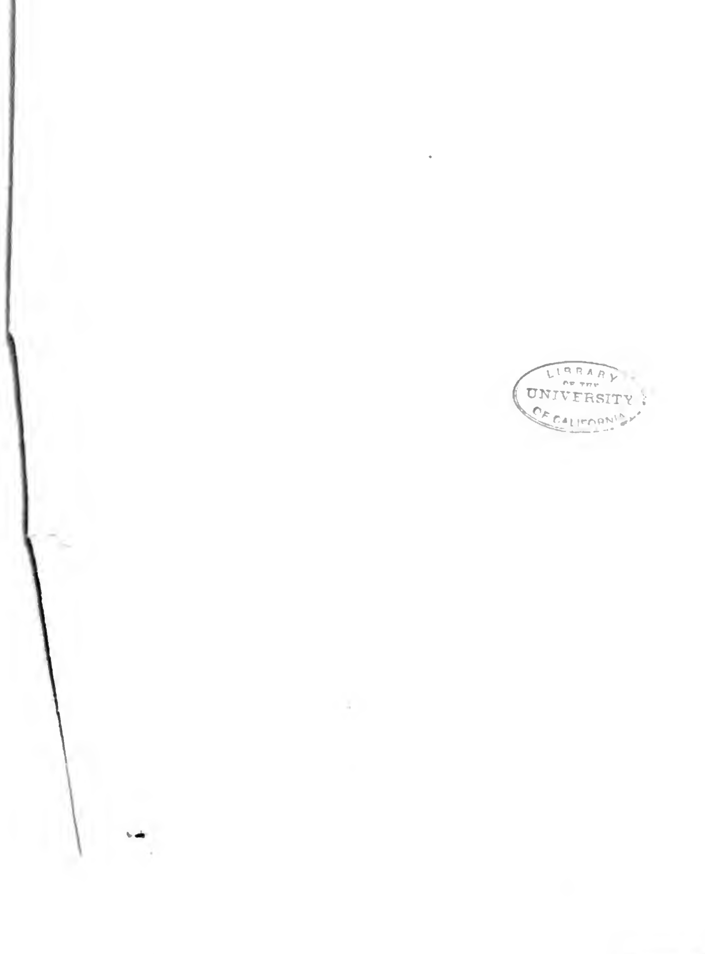
den ganzen südlichen Teil der Bai für sich in Anspruch nahm. Der Konflikt verschärfte sich allmählich, und obwohl 1872 der damalige Präsident der französischen Republik, Mac Mahon, zum Schiedsrichter angerufen, zu Gunsten Portugals entschied, so gelang es England fünf Jahre später doch, die portugiesische Regierung derart einzuschüchtern, daß sie in die Abtretung der Bai willigte. Die Rechnung war jedoch ohne das portugiesische Volk gemacht, das einmütig gegen die Aufgabe dieses Kolonialbesitzes protestierte; diplomatische Einwirkungen andrer Mächte kamen hinzu, und so fand die Abtretung an England nicht statt. Gleich zu Beginn des gegenwärtigen Krieges tauchte das Gerücht auf, England habe nunmehr Portugal zum Verkauf der Delagoabai genötigt, dem ist aber durch die portugiesische Regierung widersprochen worden.



Fussinspektion bei Estcourt.



Die Delagoabai.

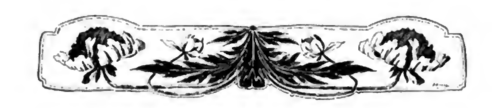


Alt-München.

(Zu unsrer Kunstbeilage.)

Längst ist die grüne Isar, die im Spätsommer mit so wildem Ungestüm durch die Stadt München raste, wieder zur gewohnten Ruhe zurückgekehrt, und still fließt ein knietiefes Wässerlein in dem engen Rinnsal dahin, wo vordem ein tosender Strom alle Schranken zu durchbrechen drohte. Es ist Winter geworden, und der tückische Gebirgsfluß leidet an einer momentanen Schwäche, die man nicht säumen darf, weidlich auszunutzen. In der Nähe der sogenannten Kalkinsel geht man dem Wildling ordentlich zu Leibe. Man führt neue Dämme auf, befestigt die Böschungen, errichtet stärkere Uferwandungen, und hundert geschäftige Hände mühen sich, die vorgenommene Arbeit zu fördern, wobei sogar der Dampf zu Hilfe genommen wird. Auf solches Treiben sieht der Münchener gerne, wenn er die staatliche Ludwigsbrücke überschreitet, denn auch landschaftlich bietet sich dem Blicke ein eigenartiges Bild dar.

Während die Kohleninsel seit zwei Jahren bedeutend verschönert und mit einem klassischen Bau geziert wurde, und die Praterinsel schon länger der Treffpunkt der feinen Welt ist, blieb die Kalkinsel noch so eine Art Stiefkind, das im alten Gewande die Erinnerung an eine längst verwichene Zeit wachruft, in der hier die eigentliche Stadtgrenze zu suchen war, da ja am andern Ufer der Isar die Vorstadt Au begann, die mit den Münchenern nichts gemein hatte. Es sind Kalkniederlagen, Häutelager und ähnliche nützliche, aber unansehnliche Gebäude, die neben den kleinen Wohnhäusern, kaum ein halbes Dutzend an der Zahl, die Niederlassung auf dieser Insel bilden. Erhebt sich der Blick über die unordentlich ineinandergeschobene Gruppe der Häuschen aus der guten alten Zeit, dann treten ihm in imposanter Fülle die Erzeugnisse der modernen Baukunst, die neuen Mietspaläste entgegen, und über ihren gewaltigen Massen dominieren die verschiedenen Türme. Links in schwachen Umrissen zeigt sich die schlanke, spitze Form des „alten Peter", dicht hinter den Häuschen der Kuppelbau der St. Lukaskirche, rechts davon in nebelhaften Umrissen erscheinen die byzantinischen Türme der St. Cajetanskirche, und über das rechts kaum noch sichtbare Türmchen entspinnt sich selbst beim Ortskundigen ein gelinder Zweifel, ob er auch das Richtige trifft, wenn er ihn als Turm der Residenz bezeichnet.



Zu Hermann Linggs achtzigstem Geburtstag

22. Januar 1900.

Wer je das Glück gehabt, in dem stillen Poetenstübchen an der Nymphenburgerstraße in München mit dem greisen Dichter der „Völkerwanderung" ein Stündchen verplaudern zu dürfen, dem wird das Bild des Meisters unvergeßlich in der Erinnerung haften. Zwar die Last der Jahre hat seine hohe Gestalt gebeugt. Aber unter der mächtigen, von leuchtend weißen Haaren umrahmten Stirn blicken zwei herrliche, große, glutvolle Augen hervor, in denen die Begeisterung der Jugend und auch die Kraft der Jugend noch immer flammt. Das mag uns, die wir an Hermann Linggs tiefgründiger Poesie so oft unsre Herzen erlabt und unsern Geist gestärkt, an seinem achtzigsten Geburtstage mit besonderer Freude erfüllen. Denn noch steht er, der Achtzigjährige, fest und ungebrochen in unsern Tagen, einer von den Poeten, die einst der kunstsinnige König Max II. im schönen Isarathen um sich versammelte: Geibel, Bodenstedt, Heyse und so weiter. Geibel gebührt das Verdienst, Hermann Lingg aus Not und Sorgen errettet zu haben. Lingg, der Medizin studiert hatte und dann Militärarzt geworden war, mußte 1851 seinen Abschied nehmen. Die Pension war kärglich. Der Ausblick in die Zukunft trostlos. Da nahm sich Geibel des jungen Poeten an; er fand für Linggs Gedichte einen angesehenen Verleger. Die Gedichte brachten Lingg einen großen Erfolg, und Max II. gewährte ihm für die Dauer seines Lebens ein Jahresgehalt, das Lingg fortan aller Sorgen enthob. Damit begann für ihn eine Zeit reichen dichterischen Schaffens, das die herrlichsten Früchte reifte. Lingg ist von Haus aus Lyriker. Seine Gedichte zählen zu dem Kostbarsten, das die deutsche Nation ihr eigen nennt. Ein tiefer Geist, ein das Leib der ganzen Welt umfassendes Herz spricht in seinen formvollendeten Versen eine wunderbare, ergreifende Sprache. Aber nicht nur in zartester Stimmungsmalerei ist er ein Meister. Vom Besten das Beste leistet er in der dichterischen Gestaltung geschichtsphilosophischer Stoffe. Sein Poetenblick taucht in die Tiefen der Vergangenheit und schöpft aus ihr das ewige Geheimnis der Wechselwirkung von Vergangenheit und Gegenwart. Hier wird seine Poesie weltumspannend; es ist die Symphonie der Menschheit in ihrem Drang und Weben, in ihrem Werden und Entwickeln, ihrem Auf und Ab, die Lingg in seiner geschichtlichen Lyrik singt. Kein zweiter meistert dieses Gebiet so wie er. Ich erinnere nur an das gigantische Gedicht „Der schwarze Tod", an das Menschheitslied „Niobe". Sein Hauptwerk

ist das gewaltige Epos „Die Völkerwanderung“, in dem er mit der Hand eines Titanen die geschichtlichen Resultate des Unterganges Roms und des Hunnenreiches zusammenrafft. Auch auf dem Gebiet des Dramas hat Lingg in nimmermüder Schaffenslust und Gestaltungsfreudigkeit sich versucht. Er hat hier, mit Ausnahme seiner „Catilinarier“, nicht festen Boden auf den Bühnen fassen können. Es ist zweifellos: Linggs Grundstimmung ist episch; in seinem Drama fehlt die straffe Konzentration, die ein Drama eben schafft; und doch — wer je der Aufführung eines Linggschen Dramas anwohnte, wird zugeben müssen, daß eine gewaltige Sprache in ihm redet, daß ein starker Geist ihn daraus anweht. Wir leben in der Zeit der Tagesgrößen. Es mag vielleicht noch eine Zeit kommen, in der das Ohr der Hörer williger die Schönheiten Linggscher Dramen aufnimmt. Denn: spricht auch kein Vollblutdramatiker aus ihnen, so doch ein echter, niemals der Mode folgender Dichter. Und die Wahrheit muß doch immer siegen! Das ist das Charakteristische an Hermann Lingg, das, was ihn zum ganzen Mann, zum ganzen Dichter machte: er ist immer er selbst geblieben bis auf unsre Tage! Und wenn wir heute ihm unsre Glückwünsche zu seinem Jubelfest darbringen, so bringen wir sie nicht nur dem Dichter, auf den unsre Nation stolz sein darf, sondern auch dem deutschen, kerngesunden und eichenstarken Manne. Er ist nicht nur ein Ehrenbürger seiner Geburtsstadt Lindau am unvergleichlich schönen Bodensee, er ist nicht nur der Ehrenbürger Isarathens, er ist auch ein Ehrenbürger Deutschlands. Möge eine freundliche Abendsonne dem Achtziger noch lange leuchten auf seinen schneeigen Scheitel!

Maximilian Krauß.

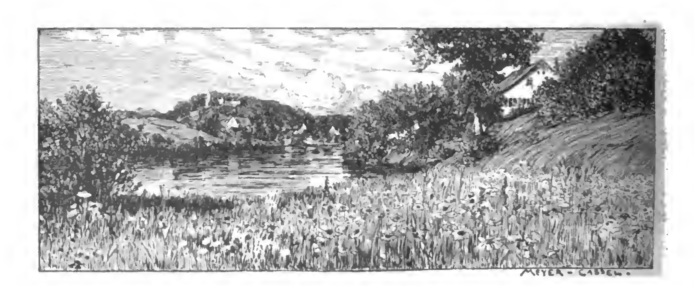


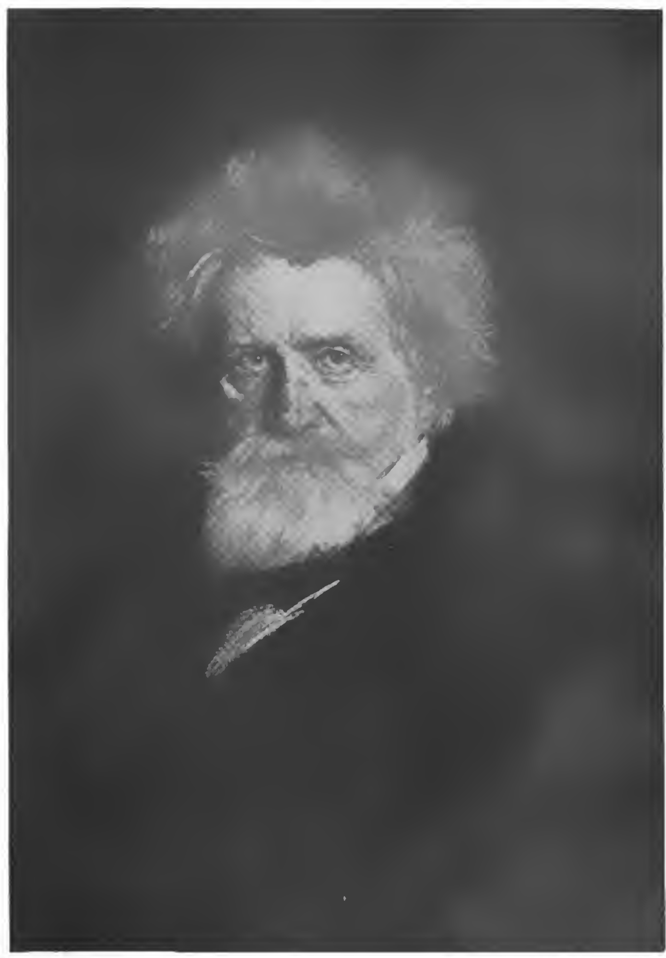
Erinnerung.



Jene Blumen welken nimmer,
Die beim Früh- und Abendglanz,
Schöner See, der Sonnenschimmer
Streut in deiner Wellen Tanz;
Immer blühn sie mir und immer
In dem Denkmal schöner Tage,
In der Sehnsucht leiser Klage.

Hermann Lingg.





Photogravure-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

F. von Lenbach: Hermann Lingg.



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Unter den litterarischen Veröffentlichungen, die an die Feier von Heinrich Heines hundertsten Geburtstag anknüpfen, darf Anspruch auf besondere Beachtung das Werk „Heinrich Heine. Aus seinem Leben und seiner Zeit" von G. Karpeles erheben (Leipzig, Verlag von A. Titze). Schon das Aeußere des aus der Weberschen Offizin in Leipzig hervorgegangenen Buchs ist bemerkenswert, es giebt Vorzüge zu erkennen, die auf dem deutschen Büchermarkt nicht gewöhnlich sind. Außer den ganz vorzüglichen, in Heliogravüre, Zinkätzung und Holzschnitt wiedergegebenen Illustrationen, die den Text begleiten, ist hierzu die typographische Ausstattung zu rechnen, in der das sehr erfreuliche Bestreben zu Tage tritt, den Buchdruck ohne Inanspruchnahme eines, wenn auch verwandten, so doch immerhin fremden graphischen Gebiets mit eignen Mitteln einer gewissen künstlerischen Vervollkommnung entgegenzuführen. Was den Text anlangt, so hat der unermüdliche Heineforscher Karpeles in ihm eine Reihe hochinteressanter Studienresultate niedergelegt, mit deren Veröffentlichung, beziehungsweise Sammlung er wohl absichtlich bis zu einem so markanten Zeitabschnitte, wie der hundertste Geburtstag des Dichters ihn darbot, gewartet hat. Sein Buch ergänzt und berichtigt wohl die vorhandenen Heinebiographien, aber mehr noch strebt es danach, eine gerechte Würdigung des Dichters herbeizuführen, Licht über sein Charakterbild zu verbreiten und dasselbe so vor seinem zeitgeschichtlichen Hintergrunde hervortreten zu lassen, wie es sich dem weder von Liebe nach Haß beirrten Beobachter darstellen muß. Der Verfasser folgt in den Hauptabschnitten seines Werkes den einzelnen Lebensetappen des Dichters, seiner Jugendzeit, seinen Lehr- und Wanderjahren und seinem Exil, zum Schlusse das zusammenfassend, was die Nachwelt über ihn geurteilt. Ein ziemlich breiter Raum ist in dem ersten Abschnitte der Heineschen Familiengeschichte gewidmet. Als besonders interessant möchten wir aus den hier zusammengetragenen zahlreichen Notizen eine über die Entstehung des Familiennamens Heine hervorheben, zu der dem Herausgeber der berühmte Lexikograph Professor Moritz Heyne in Göttingen den Weg gewiesen. Der erste von den Vorfahren des Dichters, der den Namen Heine führte, war sein Großvater. Dieser nannte sich ursprünglich Chajim Bückeburg nach seinem Geburtsorte, wie auch sein Vater schon den Namen David Simon Bückeburg geführt hatte. Die Juden hatten damals — in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — noch keinen Familiennamen, sondern pflegten sich nach ihrem Geburts- oder Wohnorte zu nennen. Unter dem behördlichen Zwang, einen deutschen Vor- und Zunamen anzunehmen, entschied Chajim Bückeburg sich für die Formen Heymann Heine. Heymann war dabei nur eine deutsch klingende Umprägung des hebräischen Chajim; Heymann aber ist für das deutsche Bewußtsein die gekürzte Form von Heinemann und letzteres wieder neben Heine eine der Koseformen für Heinrich, wie ja auch Ludemann und Lude als derartige Formen neben Ludwig einhergehen. Der Großvater Heinrich Heines hat daher offenbar eine volksmäßige Umformung seines aus dem Hebräischen germanisierten Vornamens als Geschlechtsnamen angenommen. In dem Buche „Lehr- und Wanderjahre" finden wir ein besonderes Kapitel „Heine als Erzieher". Dem Herausgeber den wenig geschmackvollen Einfall zuzuschreiben, nach dem Vorgange des bekannten Bewerschen Buches die Reihe der dem deutschen Volke als „Erzieher" vorgehaltenen Männer, die sich unsers Wissens bereits von Rembrandt über Goethe und Moltke bis zu Hamerling erstreckt, bis auf Heinrich Heine auszudehnen, geht wohl nicht an, und es kann davon in der That nicht die Rede sein. Wenn Heine als mit einer pädagogischen Mission betraut geschildert werden soll, liegt dafür ein weit näherer und realerer Anlaß vor. Der „ungezogene Liebling der Grazien" ist wirklich, und zwar in einer Periode, die man sich so ziemlich als die leichtsinnigste seines Lebens zu denken geneigt ist, in geradezu idealer Hingabe an einen Zweck der Nächstenliebe, als Lehrer thätig gewesen. Heine hatte sich während seiner Berliner Studentenzeit im Jahre 1822 dem von Eduard Gans, Leopold Zunz, Moses Moser und andern Gesinnungsgenossen drei Jahre zuvor begründeten „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" angeschlossen und war ein sehr eifriges Mitglied desselben geworden, und als der Verein eine Unterrichtsanstalt begründete, erteilte er eine Zeitlang in dieser den Unterricht in Geschichte und deutscher Sprache und Litteratur. Hätte der Herausgeber nur hieran erinnert, so würde er lediglich Bekanntes mitgeteilt haben, allein er hat Besseres und Interessanteres zu bieten, den an ihn gerichteten Bericht eines noch lebenden Mannes, eines nunmehr neunzigjährigen Greises, der in seiner Jugend den Unterricht Heinrich Heines genossen hat. Dieser Schüler Heines, der ehemalige Lehrer L. J. Braunhardt zu Schubin in der Provinz Posen, wird geradezu begeistert, wenn er in dem an den Herausgeber gerichteten Schreiben auf den von dem Dichter erhaltenen Unterricht zu sprechen kommt. „Ich komme nun," sagt er nach den einleitenden Worten seines Briefs, „zu der Hauptperson des erwähnten Unterrichtskreises, und zwar zu dem genialen Dichter Heinrich Heine, der zu jener Zeit in der Neuen Friedrichstraße Nr. 47 im Hause des Stadtrats David Friedländer seine Wohnung hatte. Im Geschäft von M. Friedländer & Comp. war damals sein bester Freund Moses Moser, den er einen lebendigen Epilog zu Lessings ‚Nathan' genannt hatte, als Prokurist angestellt. Die Unterrichtsstunden, die uns Heine erteilte, bestanden in Französisch, Deutsch und deutscher Geschichte. Sein Vor-

trag war ein ganz vorzüglicher. Mit großer Begeisterung, ja mit einem unnachahmlichen poetischen Schwunge schilderte er die Siege Hermanns oder Arminius des Deutschen und die Niederlage des römischen Heeres im Teutoburger Walde. Hermann oder Arminius war ihm das Muster eines großen Helden und Patrioten, der sein Leben, sein alles wagte, um seinem Volke die Freiheit zu erkämpfen und das römische Joch abzuwälzen. Als Heine mit überlauter Stimme wie einst Tiberius ausrief: ‚Varus, Varus! Gieb mir meine Legionen wieder!‘ frohlockte sein Herz, seine schönen Augen glänzten, und sein ausdrucksvolles männliches Gesicht strahlte vor Freude und Wonne. Wir, seine Zuhörer, waren höchst überrascht, ja erschüttert; noch nie zuvor hatten wir ihn mit einer solchen Begeisterung sprechen gehört. Wir hätten ihm die Hände küssen mögen, und unsre Verehrung gegen ihn wuchs in einem hohen Grade und blieb für unser ganzes Leben unvergänglich. Daß er sich bei dieser Gelegenheit auch über das gegenwärtige Deutschland äußerte, war selbstverständlich. Ich erinnere mich ganz zuverlässig, daß er dabei die damalige Zerrissenheit unsers Vaterlandes aufs tiefste beklagte und wörtlich gesagt hat: ‚Wenn ich auf die Karte Deutschlands blicke und die Menge von Farbenflecken schaue, so überfällt mich ein wahres Grauen. Man fragt sich vergebens, wer regiert eigentlich Deutschland?‘ Leider hat der Dichter die Einigung Deutschlands mit einem heldenmütigen und großen Kaiser an der Spitze, die er in einem seiner letzten Gedichte noch geweissagt, nicht mehr erlebt." Wie aus dem Schreiben erhellt, beschränkte sich Heine seinen Schülern gegenüber nicht auf das Erteilen von Unterricht; er unterstützte sie, auch im späteren Leben, mit Rat und That, wo er es vermochte. Neben die Lichtseiten drängen sich im Charakterbilde Heines natürlich auch die Schattenseiten. Die schlimmsten unter denselben sind eine geradezu krankhafte Empfindlichkeit und ein jeder Schranke spottendes Gelüste nach Rache. Alles, was bei dem Dichter als wirklich tadelnswert erscheint, verdankt diesen unseligen Leidenschaften seine Entstehung, der unwürdige Abschluß seiner Polemik mit Platen, sein Pamphlet gegen Börne, die durch nichts gerechtfertigte skurrile Behandlung Maßmanns und der unqualifizierbare Ausfall gegen Döllinger in dem Gedichte „Der Ex-Nachtwächter" im „Romanzero". Ueber den Streit mit Platen und das Buch gegen Börne sind die Akten geschlossen; für die Feindseligkeiten gegen Maßmann und Döllinger war bisher absolut kein Grund ersichtlich. Maßmann war klein und unansehnlich von Gestalt, und er litt etwas an der Sucht, ein Original sein zu wollen, allein seine Sonderbarkeiten gingen über die der Turnerkreise und der altdeutschen Burschenschafter überhaupt nicht hinaus, und er war ohne jede Frage ein braver Mann, ein verdienstvoller Gelehrter und ein zuverlässiger Charakter. Heine hatte durch sein Auftreten in München die dortige katholische Partei stark verschnupft, und es fehlte ihm nicht an Gegnern aus dem klerikalen Lager; daß ihm aber gerade Döllinger besonders zu nahe getreten sein solle, ließ sich bis vor kurzem kaum vermuten. Und doch glaubte Heine, wie Maßmann so auch ihn zu seinen persönlichen Feinden und Verfolgern zählen zu müssen. Der Herausgeber giebt uns darüber interessante Aufschlüsse oder wenigstens interessante Andeutungen. Die Feindschaft gegen Maßmann scheint mit Heines Zerwürfnis mit der Burschenschaft im Zusammenhang zu stehen. Der Dichter hatte während seines Bonner Studienjahres der Burschenschaft angehört; während des ersten Göttinger Aufenthaltes kam es zum Bruch mit ihr, und während der zweiten Göttinger Studienzeit hielt sich Heine zu den offenen Gegnern der Burschenschaft und namentlich dem Corps der Westfalen. Heine hat nun entweder Maßmann für einen seiner Hauptgegner aus den burschenschaftlichen Kreisen gehalten, oder der deutschtümelnde Gelehrte ist ihm in der Folge als das Prototyp der in das praktische Leben übertragenen burschenschaftlichen Jugendeseleien erschienen. Schwerer noch mochte bei Heine ins Gewicht fallen, daß der ihm verhaßte Teutomane im Jahre 1829 die Professur an der Münchener Universität wirklich erhielt, die er selbst durch die Vermittlung des Ministers von Schenk und andrer einflußreicher Freunde von Ludwig I. nicht ohne Grund bestimmt zu erhalten gehofft hatte. An den Hetzereien, die gerade wegen dieser Professur gegen Heine in Scene gesetzt wurden, beteiligte sich wie Platen, so auch Döllinger, und zwar letzterer durch eine Reihe von Artikeln, die anonym in dem wenig gelesenen, aber interessanten, im Eigentum von Görres, Moy, Baader, Ringseis und andern befindlichen Blatte „Eos" erschienen und in Heine namentlich den Juden und den Bürgerlichen treffen sollten. Heine erfuhr von diesen Döllingerschen Angriffen allerdings erst später, allein „er war ein guter Hasser und hielt sich zu denen, die der Meinung sind, daß die Rache eine Speise sei, die kalt genossen werden müsse." Für ihn war fortan das Trifolium Platen-Maßmann-Döllinger eine Zielscheibe, gegen die er nicht ermüdete, seine Waffen ohne jede Rücksicht auf deren moralische Berechtigung zu richten. — Eine Enttäuschung wird der Mehrzahl der Leser das der „Mouche" gewidmete Kapitel bereiten, obwohl der Herausgeber in ihm nichts wesentlich Neues berichtet; er bringt nur das an die Oeffentlichkeit, was bisher lediglich intimeren Kreisen bekannt gewesen war. Fällt dabei auch auf das Verhältnis der letzten der vielen schönen und geistvollen Frauengestalten, die das Krankenbett der Matratzengruft umstanden, zu Heine nicht die leiseste Spur eines Makels, so steht doch fest, daß die „Mouche", dieses Mädchen aus der Fremde, von dem niemand wußte, woher es gekommen, vor dem Zusammentreffen mit dem kranken Dichter unter verschiedenen Namen (Belgern, Krinitz, Dennigson) ein sehr abenteuerliches Leben geführt und unter anderm eine Zeitlang ein intimes Verhältnis zu dem deutschen Schriftsteller Alfred Meißner unterhalten hatte. Bei Erwähnung der Beziehungen, die in Paris zwischen Heinrich Heine und Richard Wagner obgewaltet, spricht der Herausgeber dieselbe Vermutung aus, welcher der Schreiber dieser Zeilen bereits unter Anführung einer direkten Belegstelle in seinem Geleitworte zu der von der Deutschen Verlags-Anstalt veranstalteten neuen Heine-Ausgabe Raum gegeben hatte, daß nämlich der deutsche Tonmeister von Heine nicht nur auf die Idee zu dem Text des „Fliegenden Holländer", sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf die Idee zu seinem „Tannhäuser" gebracht worden ist. Von hohem Interesse ist das, was der Herausgeber über den freundschaftlichen Verkehr Heines mit Lassalle in Paris im Jahre 1846 zu melden weiß. Wir greifen daraus eine pikante Anekdote auf. Heine prophezeite dem rasch gewonnenen Freunde einmal eine große Zukunft. „Was nennen Sie eine große Zukunft?" fragte ihn Lassalle. „Sie werden von einem Ihrer Schüler erschossen werden," erwiderte Heine trocken. „Ach, ich möchte einmal Deutschlands Mirabeau werden!" rief Lassalle dagegen aus, mit seinem goldknöpfigen Spazierstöckchen fuchtelnd. „Aber Sie sind ja nicht pockennarbig," erwiderte Heine lächelnd. „Sie sind ein sehr hübscher Junge. Ah, wenn Sie ein Dichter wären wie Goethe, so würden Sie alle hübschen Friederiken und jede häßliche Frau von Stein lieben; aber so, wie Sie sind, sehe ich weiter nichts in Ihnen als einen künftigen Schauspieler. Und Sie werden sicher einmal von irgend einer Komödiantin verführt werden!" Man sieht, Heines Sehergabe sollte sich bewähren. In betreff alles weiteren müssen wir den Leser direkt auf das Buch verweisen. Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß uns in den dasselbe begleitenden Illustrationen fast die ganze Reihe der erhaltenen Heine-Bildnisse geboten wird.

„Dichter und Darsteller" nennt der Wiener Schriftsteller Dr. R. Lothar ein von ihm geleitetes Sammelwerk, das, im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin, beziehungsweise der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien erscheinend, eine Reihe reich illustrierter Bücher umfassen und in ihnen eine Uebersicht über die Weltlitteratur geben soll. Wir haben demnach zunächst eine Anzahl von Dichterbiographien zu erwarten, doch sollen auch die reproduzierenden Künstler, das heißt die Schauspieler, berücksichtigt werden, sofern sie sich um eine hervorragende Bühne zu einer Gruppe zusammenschließen, wie es für unsre einheimischen Klassiker im Wiener Burgtheater, für Shakespeare im Londoner Theater seiner Zeit und für Molière in der Comédie Française der Fall ist. Die Sammlung ist mit einem Bande „Goethe" von Professor Dr. G. Witkowski eröffnet worden. In dem Buche tritt uns nicht die Goethe-Biographie entgegen, wie das 19. Jahrhundert sie als eine der in seinem Verlaufe nicht zur Erledigung gekommenen Forderungen der Zeit einem kommenden hinterlassen wird. Professor Witkowski wendet sich nicht an ein kritisches Publikum, sondern an die weitesten Kreise unsrer Lesewelt, er nimmt die idealen Grundzüge für das Bild, das er entwerfen will, als gegeben hin und betont in seiner Zeichnung die Schattenseiten nur so weit, als sie geeignet sind, dem Ganzen das erforderliche plastische Relief zu verleihen. Innerhalb dieses Rahmens löst er seine Aufgabe mit entschiedenem Geschick, seine Darstellung, für deren Detail er alles verwertet, was die Goethe-Forschung bis in die jüngste Zeit zu Tage gefördert, in einem stets vornehmen und zugleich warmen Tone haltend. Bemerkenswert ist das bildliche Beiwerk des Buches, es ist gut, weil mit großer Umsicht und kritischem Blick aus einem äußerst umfangreichen Material ausgewählt und bringt vieles, was andre ähnliche Werke vermissen lassen.

In einem ganz andern Tone ist das zweite Werk der Sammlung, „Das Wiener Burgtheater" von Dr. R. Lothar, gehalten. Es tritt nicht nur kritisch, sondern stellenweise überkritisch auf, und seine Kritik läuft in eine scharfe Polemik gegen den derzeitigen Leiter des Wiener Burgtheaters, Dr. P. Schlenther, aus. Nach der Ansicht des Verfassers liegt der Stolz, aber auch die Stärke der Bühne, die einst als die vornehmste im Bereich der deutschen Zunge galt, in dem klassischen Repertoire. Das Burgtheater, so führt er aus, hat und hatte stets andre Aufgaben zu erfüllen als andre Bühnen. Die Produktion der Gegenwart in gerechter Weise zu pflegen, Schritt zu halten mit ihren Kämpfen und Versuchen, ist einer Hofbühne heute versagt. Die Strömungen in der Kunst, die nach Ausdruck ringen und ihn zum Teil schon gefunden haben, das heißt die Strömungen, in denen die Wellen unsrer Gefühle am lautesten an die Ufer der heutigen Gesellschaft schlagen, können in einem Hause, dessen Stammpublikum Kreisen angehört, die für diese Strömung kaum die Ahnung eines Verständnisses haben, kein Bett finden. Lothars ganze Darstellung der Geschichte des Burgtheaters läuft auf den Beweis des letzteren Satzes hinaus. Was das Wiener Burgtheater groß gemacht, hat es schließlich auch gestürzt; die Mächte, die es emporgeführt, haben aufgehört, Mächte zu sein. Es ist das vollkommen richtig, das Wiener Burgtheater ist nie eine Pflegstätte nationaler Kunst, sondern stets eine Hofbühne gewesen, die ins Leben gerufen wurde, um dem Theatervergnügen des Hofs und seines Anhangs, der Aristokratie und der Gesellschaft ihres Gepräges eine Stätte zu bieten. Damit war jedem Bestreben, irgendwie in das nationale Kunstleben einzugreifen, von ihm Anregung zu empfangen oder fördernd auf dasselbe einzuwirken, der Weg verlegt. Es sind das Prämissen, die unleugbar sind, und an ihren Folgerungen sind die bedeutendsten Leiter, die das Institut je gehabt, Schreyvogel und Laube, die einzigen, unter denen das Hofburgtheater sich zu Blüteepochen aufschwang, gescheitert. Wir haben keinen Grund, für oder gegen Dr. Schlenther Partei zu ergreifen, das aber glauben wir versichern zu können, daß, wenn für das Institut, wie der Verfasser sich ausdrückt, „Totengräberarbeit" geleistet worden ist, diese ziemlich erheblich vor Dr. Schlenthers Direktionsführung fällt. Das Hofburgtheater ist mit der Uebersiedelung in das neue Haus in eine Krise eingetreten, und diese Krise dauert heute noch an. Dr. Lothar giebt zu, daß das alte Stammpublikum nicht mehr vorhanden, beziehungsweise daß es keine Macht mehr ist, die das Institut beeinflußt. Aber selbst als diese Macht noch vorhanden und wirksam war, wußte Laube ihren Einfluß zu paralysieren. Unverständlich ist daher, wenn der Herausgeber sagt, die Rolle einer Hofbühne vom Range des Burgtheaters sei jetzt eine ganz andre, als sie es zu Laubes Zeit gewesen. Eine andre gewiß, aber eine, die mehr zu den Bestrebungen Laubes stimmt als die frühere (das hemmende „Stammpublikum" ist ja beseitigt). Das Burgtheater, meint der Verfasser dann weiter, solle hinfort vor allem der Pflege des klassischen Besitzstandes gewidmet sein, es solle die bleibenden Werke der dramatischen Litteratur vergangener Zeiten in mustergültiger Form unserm modernen Empfinden aufs nächste gerückt darstellen. „Das Burgtheater sei ein Museum!" An die Panacee, die mit letzterem Schlagwort ausgedrückt sein soll, vermögen wir nicht zu glauben. Die Bühne ist ein künstlerischer Organismus, und diesen Organismus in einen musealen Zustand überführen, heißt ihn mumifizieren. Laube handelte anders, er führte dem Organismus, der bedenklich in das Stadium der senilen Atrophie zu geraten drohte, neue Säfte zu und vermochte ihm daher neue Widerstandsfähigkeit und neue Lebenskraft zu verleihen. Ein andres Verfahren ist auch jetzt, wie die dermalige Lage auch sei, nicht möglich. Wir wollen weder untersuchen noch entscheiden, ob Dr. Schlenther mit seinen bisherigen Bestrebungen glücklich gewesen ist, allein wir glauben, es kann ihm nur als Verdienst angerechnet werden, wenn er sich dagegen sträubt, das seiner Leitung anvertraute dramatische Kunstinstitut künstlich zu atrophieren, das heißt es in den Zustand eines „Museums" überzuführen, und in dieser Ansicht kann uns auch die gegen ihn gerichtete „illustrierte" Anklageschrift nicht irre machen.





Das japanische Thronfolgerpaar.



Prinzessin Sada, Braut des japan. Kronprinzen.



Kronprinz Yoshi Hito von Japan.

Da die japanische Kaiserin ihrem Gemahl keine Kinder geschenkt hat, so ist der präsumtive Thronfolger im Reiche des Mikado der Sohn einer Nebenfrau des Kaisers Mutso Hito, der am 31. August 1879 geborene Prinz Yoshi Hito. Seine Braut, eine Tochter des Prinzen Kujo, gehört dem vornehmen Adelsgeschlechte Fujiwara an, aus dem schon wiederholt Gemahlinnen für die japanischen Herrscher ausgewählt worden sind. Prinzessin Sada, die zukünftige Kaiserin von Japan, zählt erst fünfzehn Jahre.

Die Gruppe des Kurfürsten Georg Wilhelm in der Siegesallee zu Berlin.

Die neue Marmorgruppe in der Berliner Siegesallee ist ein Werk des Bildhauers Kuno von Uechtritz, der am Tage der Enthüllung zum Professor ernannt wurde. Die Hauptfigur fesselt insbesondere durch ihre malerische Auffassung und glückliche Haltung. Georg Wilhelm, der von 1619 bis 1640, in der bewegten Zeit des Dreißigjährigen Krieges, das Zepter führte, erscheint in höfischem Prunkgewande, über der einen Schulter den Mantel, in der Linken, die an die Hüfte sich stützt, den Hut mit wallender Feder, in der Rechten eine Vertragsrolle. Das Haar fließt lang hernieder, und der charakteristische Knebelbart erinnert an die Wallensteinzeit. An die traurige Epoche des Dreißigjährigen Krieges aber gemahnen Schanzkorb, Werbetrommel und Kanonenkugeln, die, zugleich als Stützpunkte der Figur, zu den Füßen des Kurfürsten liegen. Auch die beiden Büsten erscheinen als echte Typen ihrer Zeit: Links von der Hauptfigur der Kanzler Graf Adam von Schwarzenberg, vertieft in ernstes, sorgenvolles Sinnen, angethan mit der Ordenstracht eines Großmeisters der Johanniter; auf der andern Seite Oberst Konrad von Burgsdorff, der Jugendfreund und Günstling des Kurfürsten, ein echter Kriegsmann im schweren Reiterpanzer, der erste Führer des



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin.

Die Gruppe des Kurfürsten Georg Wilhelm in der Siegesallee zu Berlin.
Von Kuno von Uechtritz.

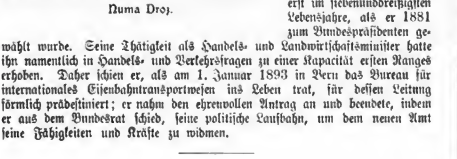
brandenburgischen Heeres. Die ganze Anlage ist in reichen deutschen Renaissanceformen ausgebildet; das dekorative Talent von Uechtritz kommt gerade hier in reizvoller Weise zur Geltung. Die konsoleartigen Postamente der Büsten werden getragen von zwei unter der Bank ruhenden Löwen, welche die noch schlummernde Stärke Brandenburgs verkörpern.

Numa Droz.



Numa Droz.

In Bern verschied am 15. Dezember Numa Droz, der ehemalige schweizerische Bundespräsident und erste Leiter des Bureaus für internationales Transportwesen. Am 27. Januar 1844 zu La Chaux-de-Fonds im Kanton Neuenburg als Sohn armer Eltern geboren, brachte er es durch emsiges Selbststudium dahin, daß er mit achtzehn Jahren eine Lehrerstelle in seiner Vaterstadt antreten konnte. Nach zwei Jahren jedoch vertauschte er den Lehrer- mit dem Journalistenberuf und übernahm 1864 die Redaktion der radikalen Zeitung National Suisse. Durch diese Thätigkeit wurde sein Name schnell bekannt, und bald spielte er eine politische Rolle. Zum Bundesrat ernannt, verwaltete er anfangs das Departement des Innern, vertauschte dies aber 1879 mit dem des Handels und der Landwirtschaft. Er stand erst im siebenunddreißigsten Lebensjahre, als er 1881 zum Bundespräsidenten ge-



wählt wurde. Seine Thätigkeit als Handels- und Landwirtschaftsminister hatte ihn namentlich in Handels- und Verkehrsfragen zu einer Kapacität ersten Ranges erhoben. Daher schien er, als am 1. Januar 1893 in Bern das Bureau für internationales Eisenbahntransportwesen ins Leben trat, für dessen Leitung förmlich prädestiniert; er nahm den ehrenvollen Antrag an und beendete, indem er aus dem Bundesrat schied, seine politische Laufbahn, um dem neuen Amt seine Fähigkeiten und Kräfte zu widmen.



Prof. Dr. Leopold Schenk.

Professor Dr. Leopold S. Schenk.

Zwei Jahre sind vergangen, seit die erste Nachricht, daß es Professor Dr. Leopold S. Schenk gelungen sein soll, die Geschlechtsentwicklung künftiger Individuen im voraus zu bestimmen und künstlich zu beeinflussen, von Wien aus die Runde um die Welt gemacht hat. Die überraschenden Mitteilungen des in der Fachwelt sehr bekannten Embryologen fanden in wissenschaftlichen und ärztlichen Kreisen viel mehr Gegner als Anhänger und haben jetzt für ihren Urheber die unangenehme Folge gehabt, daß das österreichische Ministerium für Kultus und Unterricht den Forscher zum Rücktritt von seiner Lehrkanzel an der Wiener Universität veranlaßt hat. Die „Theorie Schenk" ging von der schon bekannten Thatsache aus, daß außer dem Alter der Gatten für das werdende Geschlecht der Ernährungszustand der Eltern sehr maßgebend sei und daß, wie statistische und experimentelle Untersuchungen gelehrt haben, bei schlechterer Ernährung, insbesondere der Mutter, verhältnismäßig mehr Knaben zur Welt kommen sollen. Professor Schenk trachtete durch Einwirkung von Nahrung und Lebensweise auf den Stoffwechsel im weiblichen Körper diesen zu befähigen, einem männlichen Kinde das Leben zu geben. Der Gelehrte, welcher nunmehr seiner akademischen Lehrthätigkeit und der Leitung des der Entwicklungsgeschichte gewidmeten Universitätsinstituts entsagen muß, ist ein Ungar von Geburt und steht im sechzigsten Lebensjahre. Er veröffentlichte zahlreiche in das Gebiet der Anatomie, Physiologie, sowie Bakteriologie einschlägige Schriften und wurde seit dem Bekanntwerden seiner Theorie nicht selten als ärztlicher Berater beigezogen.



Aufn. von Hofphot. Rathsam. Kath. Schuiters Verlag in Stettin.

Der Doppelschrauben-Schnelldampfer „Deutschland" auf Stapel.

„Deutschland", der grösste Schnelldampfer der Welt.

Der Doppelschrauben-Schnelldampfer „Deutschland", der am 10. Januar in Gegenwart des Kaisers Wilhelm II. auf der Werft des „Vulkan" bei Stettin von Stapel lief, ist im Auftrage der Hamburg-Amerika-Linie gebaut worden. Das Schiff hat eine Wasserverdrängung von 23200 Tonnen, übertrifft also das größte deutsche Schiff, das bisher existiert hat. Der „Deutschland" an Größe überlegen ist nur der englische Schnelldampfer „Oceanic",

der eine Raumverdrängung von 28500 Tonnen besitzt. Doch übertrifft „Deutschland“ an Schnelligkeit den „Oceanic“, denn während dieser bei der Probefahrt angeblich 22 Knoten zurücklegte, beträgt die Geschwindigkeit von „Deutschland“ 23 Knoten in der Stunde. Das Schiff erhält zwei Pfahlmasten und vier Schornsteine. Sieben Decks, von unten angefangen: Raumdeck, Zwischendeck, Hauptdeck, Oberdeck, Promenadendeck (und ein Backdeck in gleicher Höhe), Bootdeck, Sonnendeck benannt, gliedern das Schiff der Höhe nach. Das Raumdeck kommt für Passagierzwecke nicht mehr in Frage, während alle andern Decks hierfür vorgesehen sind, und zwar sind Einrichtungen für circa 700 Passagiere erster, circa 300 Passagiere zweiter und circa 3000 dritter Klasse vorhanden.

Großfürst Boris. Kaiser Nikolaus. Kaiserin von Rußland.



Kronprinzessin von Rumänien. Großherzog Ernst Ludwig von Hessen. Großherzogin von Hessen.
Prinz Nikolaus von Griechenland. Großfürst Andreas.
Großfürst Kyrill.

(Phot. u. Verlag von Christian Herbst, Worms 1899.)

Das russische Kaiserpaar und seine Verwandten in Worms.

Mit der vorliegenden Darstellung bleiben wir geraume Zeit hinter den Ereignissen zurück, aber eben erst ist die Aufnahme für die Oeffentlichkeit freigegeben worden, und bei der Bedeutung der Persönlichkeiten darf sie auch heute noch auf allgemeines Interesse rechnen. Während das russische Kaiserpaar am Darmstädter Hofe zu Gast weilte, machte es, begleitet von dem großherzoglichen Paare und den übrigen daselbst weilenden Verwandten, auch einen Ausflug nach Worms, und vor der Rückfahrt ließ sich die hohe Reisegesellschaft auf dem Bahnhof Rosengarten in dem von uns wiedergegebenen Gruppenbilde aufnehmen. Neben dem Kaiserpaare gewahren wir den Großfürsten Boris, zweiten Sohn des Großfürsten Wladimir von Rußland; vor ihnen sitzen, von links nach rechts gezählt, die Kronprinzessin Maria von Rumänien, Prinz Nikolaus von Griechenland, Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, Großfürst Andreas (dritter Sohn des Großfürsten Wladimir) und Großherzogin Viktoria von Hessen. Auf der Schwelle der Treppe hat sich Großfürst Kyrill, ältester Sohn des Großfürsten Wladimir, niedergelassen.

Dr. Ernest von Koerber, der neue österreichische Ministerpräsident.


Phot. J. Löwy, Wien.

Mit den am Sylvestertage des vergangenen Jahres auf Grund des Notparagraphen der österreichischen Verfassung kundgemachten Gesetzen, darunter dem provisorischen Budget und der Quote im Ausgleich mit Ungarn, hatte das Uebergangsministerium Wittek die ihm gestellte Aufgabe erfüllt und konnte dem schon seit dem Rücktritt des Grafen Clary vorbereiteten Kabinett Koerber den Platz räumen.

Die neue, gleichfalls aus hohen Beamten gebildete Regierung hat, wie alle ihre Vorgängerinnen seit vielen Jahren, in erster Reihe die Mission, eine Verständigung zwischen den Tschechen und Deutschen auf Grundlage eines neuen Sprachengesetzes anzubahnen; sie hat durch die für ein halbes Jahr prolongierten Gesetze freie Hand bekommen, um den Reichsrat endlich wieder arbeitsfähig zu machen. Ernest von Koerber, der neue Ministerpräsident und gleichzeitig auch Minister des Innern, wurde als Sohn eines Majors am 6. November 1850 in Trient geboren. Nach Besuch des Wiener Theresianums, dieser beliebten Bildungsstätte des österreichischen Adels, erlangte er das juridische Doktorat und trat kurz darauf als Konzipist im Handelsministerium ein. Er lenkte durch seine Begabung bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und des Ministers auf sich und durcheilte die lange Stufenleiter bis zum Sektionschef in neunzehn Jahren. Dr. von Koerber nahm besonders unter dem Handelsminister Marquis Bacquehem an allen handels-, zoll- und eisenbahnpolitischen Aktionen der Regierung hervorragenden Anteil. Im Jahre 1896 trat er in das Ministerium des Innern als erster Sektionschef über und erhielt bei diesem Anlaß die Geheimratswürde. Der neue Ministerpräsident fungierte bereits als Handelsminister im Kabinett Gautsch und als Minister des Innern während der achtzig Tage des Kabinetts Clary-Aldringen.

Die Barbarossa-Kapelle auf dem Hohenstaufen.

Zu Beginn der siebziger Jahre bildete sich ein Ausschuß zur Errichtung eines Nationaldenkmals auf dem Gipfel des Hohenstaufen, und es gingen auch reichlich Beiträge ein, doch mußte man von der Verwirklichung des Planes absehen, weil der Platz sich als ungeeignet erwies. Nach längeren Verhandlungen, wie die gesammelten Gelder zu verwenden seien, hat man sich nun dahin entschieden, daß sie zum Ausbau und zur Ausschmückung der Barbarossa-Kapelle auf dem Hohenstaufen dienen sollen. Dieses Kirchlein, das sich nahe der Pfarrkirche des Dorfes Hohenstaufen befindet, liegt unterhalb der Bergkuppe in einer Einsattelung des Bergkegels und war schon zur Zeit, als die Burg noch bestand und die Deutschen Kaiser in ihr Hof hielten, als Gotteshaus benutzt. Im Laufe der Jahrhunderte ist die Kapelle wiederholt restauriert worden, ohne ihr ursprüngliches Aeußere eingebüßt zu haben. An der Außenseite ist jetzt unterhalb des niedrigen Daches eine Reihe von Schilden angebracht, die Wappen der deutschen und italienischen Städte aufweisend, die unter der Herrschaft der hohenstaufischen Kaiser standen.


Phot. P. Sinner, Tübingen.
Die Barbarossa-Kapelle auf dem Hohenstaufen.

Ludwig von Fischer †.

Wenige Tage, nachdem er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als erster Bürgermeister der Stadt Augsburg niedergelegt hatte, verschied daselbst am 8. Januar Geheimer Hofrat Ludwig von Fischer, weit über die Grenzen des Bayerlandes als Vorkämpfer des nationalen deutschen Gedankens bekannt. Am 5. Oktober 1832 zu Sulzbach in der Oberpfalz geboren, schlug er zunächst die juristische Laufbahn ein, arbeitete dann in der Verwaltung und wurde 1862 zweiter, 1866

erster Bürgermeister von Augsburg, welchem Amte er bis kurz vor seinem Tode vorstand. Der bayrischen Kammer, in welche er 1863 zum ersten Male gewählt wurde, gehörte er alsdann ununterbrochen bis zu seinem Dahinscheiden an, und hier begründete er seinen Ruf als einen der bedeutendsten deutschen Parlamentarier. Er erhöhte diesen Ruf als Mitglied des Deutschen Reichstags, in welchem er zu denjenigen süddeutschen Abgeordneten zählte, die mit voller Kraft die „Ueberbrückung der Mainlinie" zu fördern suchten. Dies zog ihm bei den Widerstrebenden heftige Anfeindung zu, aber auch die Gegner achteten seine persönliche Lauterkeit. Ludwig von Fischer gehörte zu den glühendsten Verehrern des großen Kanzlers, und auch der Wirtschaftspolitik Bismarcks schloß er sich rückhaltlos an. Der Wunsch, nach der aufreibenden parlamentarischen und der nicht minder anstrengenden Amtsthätigkeit einen ruhigen Lebensabend zu genießen, ist ihm versagt worden.



Ludwig von Fischer †.

Prof. Ernst Häckel.

Dem hervorragendsten deutschen Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungslehre, Professor Ernst Häckel in Jena, ist von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Turin eine besondere Ehrung zu teil geworden. Die genannte Akademie hat dem deutschen Gelehrten den großen Bressapreis von 10000 Lire zuerkannt, der von vier zu vier Jahren für die hervorragendste während dieses Zeitraums er-

Die Fahnenweihe im Berl

schienene wissenschaftliche Arbeit vergeben zu werden pflegt. Das in Betracht kommende Werk Häckels ist die „Systematische Phylogenie" (1894 bis 1895, 3 Teile). Häckel faßt darin seine Forschungen über sein Lebenswerk, das von ihm formulierte biogenetische Grundgesetz zusammen, nach welchem die Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens sich als eine abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte darstellt.



Phot. Fr. Haack, Jena.

Prof. Dr. Ernst Häckel.

Die Fahnenweihe im Berliner Zeughause am ersten Tage des Jahrhunderts.

(Momentaufnahmen von Hugo Rudolphy in Berlin.)

Mit einem bedeutungsvollen Akte wurde im Berliner Zeughause das neue Jahrhundert begonnen. Die Fahnen und Standarten des Gardecorps wurden dort im Beisein des Kaiserpaares, der kaiserlichen Prinzen und einer glänzenden Suite feierlich geweiht. Als der Feldpropst D. Richter die Weiherede mit den Worten begann: „So beuget denn die Kniee und senket die Fahnen und Standarten vor dem Herrn der Heerscharen droben," ließ sich der Kaiser auf die Kniee nieder, welchem Beispiele sämtliche Prinzen und Offiziere folgten, in dieser Haltung bis zum Schluß des Weihespruches verharrend. Nachdem das Tedeum von dem Trompetercorps geblasen war, hielt der Kaiser die bedeutungsvolle Ansprache, die mittlerweile der Telegraph in aller Herren Länder getragen hat. Im Namen des Armeecorps dankte darauf der General von Bock

Zeughause am 1. Januar.

und Polach. Alsdann nahmen die Leibcompagnie und die Leibeskadron unter präsentiertem Gewehr die Feldzeichen in Empfang, und die große Parade der von dem General Grafen von Hülsen-Haseler befehligten Truppen begann. Der Kaiser schritt mit den Prinzen die Fronten ab und wünschte jedem einzelnen Truppenteil sein „Prosit Neujahr". Auf der Rampe des Palais der Kaiserin Friedrich nahm der Kaiser Aufstellung und ließ die Truppen defilieren. Die riesengroßen Gestalten der Gardisten in ihren prächtigen Ausrüstungen boten einen imposanten Anblick. Von einem Fenster des Zeughauses sahen die Kaiserin, die Prinzessinnen Friedrich Leopold, Karl Anton von Hohenzollern, die kleine Prinzessin Viktoria Luise wie die Prinzen August Wilhelm und Oskar auf das glänzende militärische Schauspiel herab. Eine weitere Ansicht von der Berliner Neujahrsfeier veranschaulicht die nächtliche Beleuchtung des Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmals durch die auf den Zinnen des Königlichen Schlosses aufgestellten Scheinwerfer.

Eine Bronzestatuette Kaiser Wilhelms II.

Der Berliner Bildhauer Hans Weddo von Glümer hat eine Bronzestatuette des Kaisers geschaffen. Sie verkörpert in eigenartiger idealistischer Auffassung den Charakter des willensstarken, thatkräftigen Herrschers und ist das Gegenstück zu einer andern Arbeit des Künstlers, die den Großen Kurfürsten als Begründer der brandenburgischen Flotte darstellt. Der Kaiser, in Admiralsuniform, sitzt auf einem Thronsessel, der in barocker Form gestaltet ist und auf der Rückenlehne den Reichsadler trägt. Rechts zu seinen Füßen ruht das Modell eines Torpedobootes auf einem aus drei Delphinen zusammengesetzten Postament. Auf der andern Seite liegen zwei Folianten, welche die Titel führen: „Wikinger" und „Geschichte der Hansa." Der von der linken Schulter des Kaisers herabwallende Pelzmantel legt sich in malerischer Drapierung über die Lehnen des Sessels. Das Auge des Herrschers blickt weitausschauend und zielbewußt; sein ernstes Antlitz spiegelt die Kraft der höchsten Entschlossenheit wieder, und die bezwingende Entschiedenheit seines Willens prägt sich in der befehlenden Haltung der rechten Hand aus. Man denkt unwillkürlich an das Wort des Kaisers: „Sic volo, sic jubeo."



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin.

Kaiser Wilhelm II. Von Hans Weddo von Glümer.

Hübsch gegliedert ist das Bronzepostament, das ebenfalls im Barockstil gehalten ist. An der abgerundeten Vorderseite steht das geflügelte Wort des Herrschers: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser." An den Ecken treten rechts und links die Masken eines Chinesen und eines afrikanischen Negers hervor. Auf beiden Seiten sind die deutschen kolonialen Besitzungen verzeichnet. Da finden sich auch die Neuerwerbungen, die sich friedlich unter dem Zepter des Kaisers vollzogen haben: Helgoland, Kiautschou, Karolinen, Samoa. Der Schöpfer dieser ausdrucksvollen Kaiserstatuette, Hans Weddo von Glümer, hat sich bereits durch eine Reihe künstlerischer und monumentaler Werke hervorgethan.

Gefangene Derwische nach der Schlacht bei Om Debrikat.

Die Schlacht bei Om Debrikat, in welcher die Macht des Chalifa endgültig zertrümmert wurde und dieser selbst ums Leben kam, lieferte Tausende von Gefangenen, darunter auch zahlreiche Frauen und Kinder, in die Hände der Engländer. Der Sieg wurde verhältnismäßig leicht erfochten, denn viele Hunderte von Derwischen streckten, als sie die Herrlichkeit des Chalifa erliegen sahen, die Waffen. Die Gefangenen wurden zunächst nach Omdurman geschafft, wo der Kapitän Batley die von uns wiedergegebene Gruppe aufnahm.



Gefangene Derwische nach der Schlacht bei Om Debrikat.

Agnes Sorma.

Agnes Sorma, die geniale Künstlerin, die bis vor kurzem neben Joseph Kainz den Stern des Deutschen Theaters in Berlin bildete, hat in Paris der deutschen Schauspielkunst einen großen und wohlverdienten Triumph bereitet. Zu einer Vorstellung, welcher die hervorragendsten Künstler, Staatsmänner, Journalisten und Schriftsteller der Seinestadt beiwohnten, hat sie mit einer eignen Truppe im Renaissancetheater Ibsens „Nora“ zur Wiedergabe gebracht und damit einen überwältigenden Eindruck auf die gleichmäßig aus deutschen und französischen Elementen zusammengesetzte Hörerschaft erzielt. Die Pariser Kritik stellte ihre Leistung dem Besten gleich, was je auf der französischen Bühne erschienen sei. Frau Sorma ist ein echtes und rechtes deutsches Theaterkind und in Breslau geboren. Ihre Lehrjahre bestand sie an einer Reihe deutscher Provinzbühnen. Im Jahre 1883 kam sie von Weimar an das damals unter der Leitung von A. L'Arronge stehende Deutsche Theater in Berlin, wo ihre ungewöhnliche Begabung rasch zur Geltung gelangte. Gestalten wie die Ophelia im „Hamlet“, die Katharina in der „Bezähmten Widerspenstigen“, die Edrita in „Weh dem, der lügt“ und die Rahel in der „Jüdin von Toledo“ wurden glänzend von ihr verkörpert. Für eine Reihe von Figuren in den Schauspielen Ibsens, Hauptmanns, Sudermanns und Fuldas schuf sie das Urbild. Von einer kleinen, am Berliner Theater verbrachten Zwischenzeit abgesehen, blieb die Künstlerin dem Deutschen Theater treu. Seit einigen Jahren ist sie jedoch aus dem Verbande desselben geschieden, um sich auf ihre Villa in Wansee zurückzuziehen und nur gelegentlich noch zu gastieren. Ein Gastspiel in Paris während der Ausstellungszeit hat Frau Sorma nicht in Aussicht genommen, dagegen gedenkt sie später daselbst jedes Jahr zur Zeit der Hochsaison mit einer deutschen Elitetruppe Vorstellungen zu veranstalten.





Phot. W. Höffert, Berlin.

Agnes Sorma.

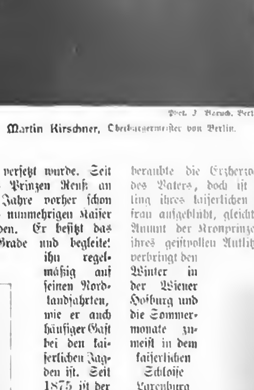
Martin Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin.

Nach langer Verzögerung hat die Wahl des bisherigen zweiten Bürgermeisters von Berlin, Martin Kirschner, zum ersten Beamten der Stadt ihre Bestätigung erhalten, und zugleich ist ihm der Titel Oberbürgermeister verliehen worden. Am 10. November 1842 zu Freiburg in Schlesien als Sohn eines Arztes geboren, studierte Kirschner in Breslau, Berlin und Heidelberg die Rechte, bestand 1871 sein Assessorenexamen und wurde, nachdem er kurze Zeit Kreisrichter gewesen, 1872 zum Stadtrat in Breslau und 1879 zum Stadtsyndikus erwählt. Letzteres Amt legte er jedoch bald wieder nieder und widmete sich der Praxis als Rechtsanwalt. Später zum Stadtverordneten gewählt, wurde er stellvertretender Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung von Breslau. Als Bürgermeister Zelle in Berlin 1892 zum Oberbürgermeister gewählt wurde, berief man Kirschner als zweiten Bürgermeister dorthin, und 1898 wurde er nach dem Rücktritt Zelles zum Oberbürgermeister gewählt. Wegen der bekannten Angelegenheit des Friedhofes der Märzgefallenen verzögerte sich die Bestätigung und erfolgte erst, nachdem durch Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts die Sache endgültig erledigt war.

Zu den Standeserhöhungen in Preussen.

Unter den Standeserhöhungen, die Kaiser Wilhelm II. aus Anlaß der Jahrhundertwende verfügt hat, nehmen zwei das besondere Interesse in Anspruch. Der nunmehrige Herzog Hermann zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt, entstammt einem alten, ursprünglich hessischen Adelsgeschlechte, das schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts geschichtliche Bedeutung hatte und im siebzehnten Jahrhundert in den Grafenstand erhoben wurde. Friedrich der Große verlieh 1741 dem Haupte der Linie Hatzfeldt-Trachenberg den fürstlichen und Kaiser Franz I. ihm 1748 den reichsfürstlichen Rang. Am 14. Februar 1848 als Sohn des Fürsten Anton Hermann geboren, besuchte Prinz Hermann die Erziehungsanstalt Schnepfenthal in Thüringen,

sodann das Gymnasium in Sagan und studierte in Genf, Göttingen und Breslau die Rechte. Als Kammergerichtsreferendar trat er in den preußischen Justizdienst, nahm 1870/71 am Kriege gegen Frankreich teil und folgte 1874 seinem Vater als Haupt der Familie. In das Herrenhaus trat er 1878 als erbliches Mitglied ein und gehörte 1878—93 dem Reichstag an. Im Jahre 1894 wurde er zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien ernannt. Am preußischen Königshofe bekleidet Herzog Hermann das Amt des Oberstschenken. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Natalie Benckendorff sind zwei Söhne entsprossen. Es wird angenommen, daß der Herzog dereinst als Nachfolger des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe zum Reichskanzler ausersehen ist.



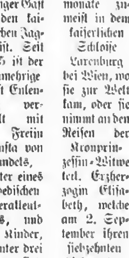
Phot. J. Baruch, Berlin.

Martin Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin.

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, ist am 12. Februar 1847 zu Königsberg geboren. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1882 als Sekretär der preußischen Gesandtschaft in München; 1888 wurde er Gesandter in Oldenburg, 1890 in Stuttgart, von wo er 1892 als Nachfolger des Grafen Rantzau, Schwiegersohnes des Fürsten Bismarck, nach München versetzt wurde. Seit 1894 steht er als Nachfolger des Prinzen Reuß an der Spitze der Wiener Botschaft. Jahre vorher schon war er dem damaligen Prinzen und nunmehrigen Kaiser Wilhelm durch Freundschaft verbunden. Er besitzt das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade und begleitet ihn regelmäßig auf seinen Nordlandfahrten, wie er auch häufiger Gast bei den kaiserlichen Jagden ist. Seit 1875 ist der nunmehrige Fürst Eulenburg vermählt mit der Freiin Augusta von Sandels, Tochter eines schwedischen Generalleutnants, und sechs Kinder, darunter drei Söhne, sind aus dieser Ehe hervorgegangen. Fürst Eulenburg besitzt ein starkes musikalisches und poetisches Talent. Besonders bekannt sind seine von ihm auch in Musik gesetzten Skalden-Gesänge, sowie seine „Abenderzählungen". Selbst ein trefflicher Klavierspieler, hat er eine ganze Reihe von Balladen komponiert und herausgegeben.









Phot. Gustav Michelis, Berlin.

Herzog Hermann zu Trachenberg. Fürst von Hatzfeldt.

Erzherzogin Elisabeth

Tochter der österreichischen Kronprinzessin-Witwe Stefanie.

War das ein Jubel, als an einem Maientage des Jahres 1881 der österreichische Thronfolger Kronprinz Rudolf mit seiner liebreizenden Braut, der belgischen Prinzessin Stefanie, in der Kaiserstadt an der Donau seinen Einzug hielt. Die Freude erhöhte sich, als der Ehe am 2. September 1883 ein Töchterchen entsproß, das den Taufnamen der kaiserlichen Großmutter Elisabeth erhielt. Schwere Tage sind seither über die kaiserliche Familie und den Monarchen hereingebrochen. Das tragische Ende des unvergeßlichen Kronprinzen beraubte die Erzherzogin in ihrem sechsten Lebensjahre des Vaters, doch ist sie seitdem noch mehr der Liebling ihres kaiserlichen Großvaters geworden. Zur Jungfrau aufgeblüht, gleicht die Erzherzogin Elisabeth in ihrer Anmut der Kronprinzessin-Witwe, während manche Züge ihres geistvollen Antlitzes an ihren Vater erinnern. Sie verbringt den Winter in der Wiener Hofburg und die Sommermonate zumeist in dem kaiserlichen Schlosse Laxenburg bei Wien, wo sie zur Welt kam, oder sie nimmt an den Reisen der Kronprinzessin-Witwe teil. Erzherzogin Elisabeth, welche am 2. September ihren siebzehnten Geburtstag feiert, ist jetzt



Phot. J. Tiemthaler, Oldenburg.

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld.

großjährig erklärt worden und hat ihren eignen Hofstaat bekommen. Gelegentlich des Hofballes am 9. Januar wurde die jugendliche Erzherzogin zum erstenmal in die Hofgesellschaft eingeführt.

Militärkonzert im Berliner Lustgarten.

Auf Befehl Kaiser Wilhelms II. finden jetzt jeden Mittag im Berliner Lustgarten militärische Freikonzerte statt, wie sie andre Hauptstädte, beispielsweise Stuttgart, seit längerer Zeit kennen, aber in Berlin bisher unbekannt waren. Nachdem die Wachmannschaften Schloß- und Hauptwache bezogen haben, marschiert das Musikcorps zum Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten und nimmt auf dem umfangreichen Sockel Aufstellung. Auf dem weitgedehnten, von Monumentalbauten flankierten Platze harren schon Hunderte des bevorstehenden Genusses, andre Hunderte, unter denen namentlich Jung-Berlin vertreten ist, sind „in gleichem Schritt und Tritt“ dem Musikcorps gefolgt, und weitere Mengen strömen andauernd hinzu, so daß schließlich Tausende um das Denkmal versammelt sind. Voller Spannung und in möglichster Stille lauschen sie den Klängen, um, sobald ein Stück beendet ist, stürmischen Beifall zu spenden, worüber der Dirigent lächelnd quittiert.



Phot. v. [illegible], Wien.

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich.

Deutschlands höchste meteorologische Station.

Auf der Zugspitze im bayrischen Gebirge, dem höchsten Berge im Deutschen Reiche, erhebt sich seit 1897 ein Unterkunftshaus, das, auf Anregung der Münchener Alpenvereinssektion entstanden, einen Kostenaufwand von 36000 Mark erforderte. Hier, in Höhe von 2965 Metern, hat man jetzt einen Wetterwartturm angebaut. Die eine unsrer Abbildungen zeigt das Unterkunftshaus mit dem Turme, die andre giebt eine Inneransicht wieder. Die Zugspitze wird am leichtesten von dem auch als Sommerfrische beliebten Luftkurort Ehrwald (993 Meter über dem Meere) bestiegen. Ein weiterer und deshalb anstrengender Aufstieg kann von dem Bahnhof Garmisch-Partenkirchen aus durch das Rainthal unternommen werden.

Momentaufn. von Hugo Rudolphy, Berlin.

Militärkonzert im Berliner Lustgarten.



Unterkunftshaus und Wetterwarte auf der Zugspitze.



Interieur aus dem Unterkunftshaus auf der Zugspitze.



Phot. Otto Mayer, Dresden.

Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein.

Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein †.

In Dresden verschied nach langem schweren Leiden am 25. Januar die Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Witwe des 1880 verstorbenen Herzogs Friedrich und Mutter der Deutschen Kaiserin Auguste Viktoria. Innigen Anteil nimmt an dem Verluste, der hiermit das Kaiserhaus getroffen hat, das deutsche Volk, in dessen Erinnerung die Verblichene als Muster einer edeln, hochgesinnten Frau, einer treuen Gattin und Mutter, die in guten wie bösen Tagen ein leuchtendes Beispiel untadeliger Frauentugend war, fortleben wird. Als Tochter des Fürsten Ernst zu Hohenlohe-Langenburg am 20. Juli 1835 geboren, vermählte sich Prinzessin Adelheid am 11. September 1856 mit dem Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein, der nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark (1863) Anspruch auf die Thronfolge in den Herzogtümern Holstein und Schleswig erhob und, wenn es nach den Wünschen dieser endlich vom dänischen Joche befreiten Lande gegangen wäre, auch als Herzog Friedrich VIII. den Thron bestiegen hätte. Aber die von Preußen unter Bismarcks Leitung verfolgte Politik stellte sich diesen Wünschen entgegen. Nach den inzwischen veröffentlichten Memoirenwerken und sonstigen Quellen läßt sich annehmen, daß Herzog Friedrich unter gewisser Einschränkung sich die Souveränität über die Herzogtümer hätte sichern können, aber übel beraten, mußte er sehen, wie seine Ansprüche einer Staatsraison geopfert wurden, die darauf bestand, daß die deutsche Nordmark nicht unter die Obhut eines Fürsten von nur geringer Macht kam. So gelangten, nachdem der Krieg von 1866 die endgültige Entscheidung gebracht hatte, die Herzogtümer an Preußen, und es ist bekannt, daß sie zunächst nur widerwillig sich fügten. Ebenso bekannt ist, daß Herzog Friedrich und seine Gemahlin schwer unter dem Verhängnis litten, aber doch mit edler Würde sich in das Geschick fügten. Auf ihren Besitztümern Dolzig und Primkenau führten sie im Verein mit den heranblühenden Kindern ein überaus glückliches Familienleben, und unähnlich andern „Prätendenten“, die ihr vermeintliches eignes Recht in argen Gegensatz gegen das Staatswohl stellen, unternahm es Herzog Friedrich niemals, dem nun zur Entwicklung gelangenden neuen Deutschen Reich Hemmnisse in den Weg zu legen. Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, zog er mit ins Feld. Er sah die Neubegründung des Reiches, und den echt deutsch gesinnten Mann hat gewiß der Gedanke erhoben, daß auch sein Opfer zum Besten des großen Ganzen dargebracht war. An all diesen Schmerzen, Kümmernissen und Hoffnungen hatte die nun verewigte Herzogin Adelheid ihren reich bemessenen Anteil. Die Krone souveräner Herrschaft zu tragen, war ihr nicht vergönnt, dafür aber ward ihr beschieden, im höchsten Glanze, den irdische Herrlichkeit zu verleihen vermag, ihre Tochter prangen zu sehen. Mit herzlicher Liebe hing Herzogin Adelheid an dieser ihrer ältesten Tochter, der Kaiserin Auguste Viktoria, und rührenden Anteil nahm sie an ihrem so reich gesegneten Familienglück.

Aus der Ehe der Verewigten mit dem Herzog Friedrich sind neben der Deutschen Kaiserin hervorgegangen: Prinzessin Karoline Mathilde, vermählt mit dem Herzog Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein, Herzog Ernst Günther, vermählt mit der Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg, Prinzessin Luise Sophie, vermählt mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, und Prinzessin Feodora.

Karl Helmerding †.

In seiner Vaterstadt Berlin, die zugleich die Stätte seines Ruhmes war, verschied am 20. Dezember Karl Helmerding, der berühmte Komiker und Charakterdarsteller. Am 29. Oktober 1822 als Sohn eines Schlossermeisters geboren, erlernte er das Handwerk seines Vaters, wandte sich aber bald der Bühne zu. Nach einigen Jahren des Wanderlebens wurde er 1855 für das Stadttheater in Posen



Karl Helmerding.

engagiert, dessen Leiter damals Franz Wallner war, und mit diesem siedelte er noch in demselben Jahre nach Berlin über, wo Wallner ein kleines Theater, die in der Bühnengeschichte wohlbekannte „Grüne Neune", gepachtet hatte. Durch David Kalisch kam auf jenem Theater die Berliner Posse, die seit Angelys Tode verödet war, wieder in Flor, und hieran hatte Helmerding einen Hauptanteil. Wallner erfreute sich so reicher Einnahmen, daß er zur Erbauung eines eignen Theaters schreiten konnte, und auch hier reihte sich für Helmerding Erfolg an Erfolg. Dieser blieb dem Künstler auch treu, nachdem die Berliner Posse so ziemlich abgewirtschaftet hatte und an ihre Stelle das Volksstück getreten war. Nun entwickelte Helmerding sich auch zu einem trefflichen Charakterspieler, der sein Bedeutendstes als „Schuster Weigel" in „Mein Leopold" von Adolf L'Arronge leistete. Schon im Frühjahr 1878 zog Helmerding sich ins Privatleben zurück, aber er gehörte auch fernerhin zu den populärsten Persönlichkeiten Berlins.

Ein Meisterfahrer vor einunddreissig Jahren.



Aus der „guten alten Zeit", die den Radfahrer mit einem Gemisch von Bewunderung und Ingrimm ansah, führen wir nun einen Meisterfahrer vor, der in der Geschichte des deutschen Sports auch darum ein Ehrenplätzchen verdient, weil er sein Vehikel selbst konstruiert und hergestellt hatte. Die Hamburg-Altonaer Industrie- und Gartenbau-Ausstellung vom Sommer 1869 brachte in ihrem Programm am 12. August auch ein „Haupt-Zweiradrennen", das dem Sieger einen Preis von 16 Louisd'or, ungefähr 300 Mark heutigen Geldes, zusicherte. Diesen Preis gewann nun der Mechaniker Gustav Weinschenk, zu Ribnitz in Mecklenburg im November 1850 geboren, also damals noch nicht 19 Jahre alt. Wie schon erwähnt, bediente er sich eines von ihm selbst konstruierten, aus Holz und Eisen hergestellten Zweirades mit Stahllagen. Zu bemerken ist noch, daß die Wettfahrt nicht, wie es heute zu geschehen pflegt, auf einer Asphaltbahn, sondern auf geschorenem Rasen vor sich ging.



Für müßige Stunden.

Auszählrätsel.



Worträtsel.

Will es dich zur Eile treiben,
Wenn du möchtest länger bleiben,
Oder statt dich anzustrengen,
Träumerei'n liebst nachzuhängen,
Scheust du als Befehl das Wort;
Doch nimmst du zwei Lettern fort
Vom Beginn, und stellst dafür
Zwei an seine Ausgangsthür,
Wird's dir wen'ger noch behagen,
Mußt's als Ungemach nun tragen,
Oder dein Vertrauen fällt
Ihm zum Opfer in der Welt.

Laß uns drum an beiden Enden
Kleine Silben nicht verwenden,
Nur die große bleibe stehn,
Daß wir einen Künstler sehn,
Welcher, wahrhaft deutsch und echt,
Der Romantik ward gerecht,
Und in vielen schönen Bildern
Trefflich wußte sie zu schildern.

M. Sch.

Silbenrätsel.

Aus tiefem, dunkelm Bergesschacht
Ward ich empor zum Licht gebracht;
Von Ansehn bin ich weiß und blank,
Mein Name hat gar guten Klang.

So mancherlei macht man aus mir,
Teils zum Gebrauch und teils zur Zier.
Einst war ich wohl in jedem Haus,
Die Zeit, die Zeit trieb mich hinaus!

In stillem, kühlem Heiligtum
Dien' ich noch heut zu Gottes Ruhm,
Auch bringt Frau Mode nach und nach
Mich wieder in das Prunkgemach.

Mein Bruder aus dem Rätselwort,
Der thront wohl oben fort und fort;
Er weist dir auf der Silben zwei,
Ist gern beim Kartenspiel dabei.

Auch hat ihn jüngst zu neuer Macht
Sein kaiserlicher Herr gebracht;
Im Joch der Alltagsdienstbarkeit
Stand er indes schon lange Zeit.

Rückst du ihn dicht an mich heran,
So dienen wir dem Malersmann,
Auf der Palette leuchten wir
Als Ganzes grell entgegen dir!

G. A. T.

Worträtsel.

Dem bittern Schmerze wie der heil'gen Freude
Gehören wir mit gleichem Rechte an;
Wir glänzen nicht, geschmückt mit Gold und Seide,
Doch heller oft, als Kunst uns malen kann;
Von kurzem Dasein, fallend und mit Beben
Ziehn wir unzählbar durch der Menschen Leben.

Wo wir's am wahrsten und am treusten meinen,
Da bleiben wir verborgen und verhehlt,
Und wo wir offen, nur zur Schau erscheinen,
Da hat die Falschheit sich mit uns vermählt.
Wir sagen stumm und ohne Sang und Klang
Oft mehr als Redekunst und Hochgesang.

Wir treten oft seit deinen ersten Tagen
Ganz ungerufen, wie das Schicksal, ein;
Und will dein Sinn den Zutritt uns versagen,
O, eitler Thor, es wird vergeblich sein;
Doch könntest du dich gänzlich uns entziehen,
Wär' nimmer Tugend dir und Glück verliehen.

W.

Scherzrätsel.

„Das beste Mittel zum Genuß
Ist das, des Mitte gar ist."
So sagte jemand; findest du,
Mein Leser, daß das wahr ist?

Fr. Sch.

Silbenrätsel.

Die Furchen der Alten,
Sie hat ja das Walten
Der Mutter Natur
Gezeichnet als Spur;
Doch wenn ich auf jungem Antlitz sie seh',
Ergreift mich ein schmerzlich, teilnehmend Weh,
Denn sollten sie nicht allein
Das Werk meiner Ersten sein?

Wenn schon in der Jugend sich hart gestaltet
Die Zweite, noch ehe sich recht entfaltet
Dem sehnenden Blicke das Leben,
Wie schwer ist's oft, weiter zu streben!
Ein kräftiger Geist nur ringet sich frei,
Wie auch die Zweite beschieden ihm sei,
Und duldend trägt sie ein frommes Gemüt,
Das göttliche Fügung in allem sieht.

Von trüben und ernsten Gedanken fort
Uns wohlthuend leitet das ganze Wort;
Es mahnet an glückliche Kinderart,
Die mancher auch später sich noch bewahrt.

M. Sch.

Umstellrätsel.

Voll Emphase, stockend, fließend,
Donnernd, leise, zaghaft schließend,
Kurz in höchst verschiedner Art
Sich das Rätsel offenbart.

Laß ein einzig Zeichen wandern,
Neu vereinend sich den andern,
Daß ein Name der Gewinn,
Welcher vielen liegt im Sinn.

Ward des Forschers kühnem Streben
Der Erfolg als Lohn gegeben,
Oder hat aus Kampf und Not
Längst ihn heimgeführt der Tod?

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Der Dechiffrieraufgabe: Verbindet man der Reihe nach zuerst die Buchstaben, welche an den Endpunkten der vier längsten Kurven stehen, sodann diejenigen der nächstkürzeren und so fort bis zu den kürzesten und stets rechts herum, so erhält man:

Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht so bald zum zweiten Male fangen.

(Goethe, Faust I., Studierzimmer.)

Des Silbenrätsels: Mauerblümchen.
Des Worträtsels: Buchara.
Des Silbenrätsels: Andromeda.
Des Silbenrätsels: Wetterleuchten.
Des Worträtsels: Sich selbst.
Des Umstellrätsels: Tulipane — Pauline.



Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. XII.

Gespielt im Londoner Turnier am 3. Juli 1899.

Wiener Partie.

Weiß: W. Steinitz. — Schwarz: H. N. Pillsbury.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	24. Th1—e1	Te8×e1
2. Sb1—c3	Sg8—f6	25. Kf2×e1	Sf4×g2†
3. f2—f4	d7—d5	26. Ke1—d2	a7—a6 [6]
4. d2—d3	d5—d4	27. c3—c4	Sg2—h4
5. Sc3—e2	Sb8—c6	28. Kd2×d3	Sh4—f3
6. Sg1—f3	Lf8—d6	29. Ld4—c3	f7—f6
7. c2—c3	Lc8—g4	30. Kd3—e4 [7]	Sf3×h2
8. f4×e5	Ld6×e5	31. b2—b4	Kg8—f7
9. Sf3×e5	Sc6×e5	32. a2—a4	Kf7—e6
10. Dd1—a4†	c7—c6	33. b4—b5	Sh2—g4
11. Se2×d4	Sf6—h5 [1]	34. a4—a5	Ke6—d7
12. Da4—c2	c6—c5	35. Lc3—d4	h7—h5
13. Sd4—f5 [2]	Lg4×f5	36. Ke4—f5	Sg4—e5
14. e4×f5	0—0	37. b5×a6	b7×a6
15. Ke1—f2 [3]	Dd8—d7	38. Ld4—f2	g7—g6†
16. Kf2—g1	Dd7×f5 [4]	39. Kf5×f6 [8]	Se5—g4†
17. Lc1—e3	e5—e4!	40. Kf6×g6	Sg4×f2
18. Dc2—f2	Df5×f2†	41. Kg6×h5	Kd7—e6
19. Kg1×f2	Tf8—e8	42. Kh5—g5	Ke6—e5
20. Le3—d4	Se5×d3†	43. Kg5—f4	Ke5×c4
21. Lf1×d3	e4×d3	44. Kf4—e3	Sf2—d3
22. Ta1—e1	Sh5—f4	45. Ke3—d2	Sd3—b4
23. Ta1×e8† [5]	Ta8×e8	46. Kd2—c1	Kc4—b3
		Weiß giebt die Partie auf.	

[1] Schwarz hat einen Bauern geopfert, gewinnt ihn aber demnächst zurück. Jetzt droht Dd8—h4†.

[2] Auf 13. Sd4—b5 folgt a7—a6 nebst Dd8—d7(d6) und 0—0—0; am besten wäre wohl 13. Sd4—b3.

[3] 15. Lc1—e3 (Tf8—e8 0—0—0) hätte ein besseres Spiel ergeben. 15. Lf1—e2 ist wegen Dd8—h4† nicht angängig.

[4] Das schwarze Spiel verdient nun bei weitem den Vorzug.

[5] Oder 23. g2—g3 Sf4—e2 24. Ld4—e3 b7—b6 nebst Ta8—d8 und so weiter; oder 23. Le3×a7 Sf4—e2 und so weiter.

[6] Das Endspiel ist nun für Schwarz sicher gewonnen.

[7] Weiß macht noch einen Versuch mit den Bauern des Damenflügels; Schwarz ist aber rechtzeitig zur Stelle.

[8] Bei 39. Kf5—e4 Se5×c4 ist das weiße Spiel ebenfalls ganz hoffnungslos.

Partie Nr. XIII.

Gespielt im Wiener Schachklub am 9. August 1898.

(Nach der „Wiener Schachzeitung".)

Italienische Partie.

Weiß: Hugo Fähndrich. — Schwarz: Simon Alapin.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	14. d3—d4	Se7—g8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	15. Dh5—e2	Sg8—f6
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	16. d4×e5	d6×e5 [5]
4. d2—d3	d7—d6	17. Le3—c5	Sf6—d7
5. Sb1—c3	h7—h6 [1]	18. Lc5—a3	Sd7—b6
6. Lc1—e3	Lc5—b4 [2]	19. Tf1—d1	h6—h5 [6]
7. 0—0	Lb4×c3	20. Lc4—b5† [7]	c7—c6 [8]
8. b2×c3	Dd8—f6	21. Sd2—c4	Sb6×c4
9. Ta1—b1	Sg8—e7	22. De2×c4	Lc8—d7
10. Sf3—d2	g7—g5	23. Td1×d7!	Ke8×d7
11. Dd1—f3	Df6—g7 [3]	24. Lb5×c6†!	b7×c6
12. Df3—h5	Se7—g6	25. Tb1—b7†	Kd7—d8
13. g2—g3	Sc6—e7 [4]	26. Dc4—d3†	Kd8—e8(c8)
		27. Dd3—d7 matt.	

[1] Ein Deckungs- und Angriffszug. Schwarz beabsichtigt, falls Weiß rochiert, sofort mit g7—g5 vorzugehen. Auf 5.....Sg8—f6 könnte der in neuerer Zeit beliebte Fesselungszug 6. Lc1—g5 ein unbequemes Spiel für Schwarz ergeben. Besser als der Textzug war aber 5.....Lc8—e6.

[2] Der damit eingeleitete Abtausch, welcher auch ein wichtiges Tempo kostet, verschafft nur dem Anziehenden Vorteile: ein starkes Zentrum und die offene b-Linie.

[3] Schwarz sollte die Damen tauschen.

[4] Auf Sg6—f4 folgt 14. g3×f4 g5×f4† 15. Kg1—h1 f4×e3 16. f2×e3 mit starkem Angriff.

[5] Etwas besser war Sg6×e5.

[6] Schwarz macht verzweifelte Versuche, einigen Angriff zu erlangen, hat aber keine Mittel mehr, seine Stellung gegen den drohenden weißen Ansturm zu verteidigen.

[7] Beginn der entscheidenden Schlußwendung.

[8] Auf Lc8—d7 erlangt Weiß durch 21. Lb5×d7† Ke8×d7 (Sb6×d7 22. Tb1×b7!) 22. c3—c4 einen überwältigenden Angriff.

Partie Nr. XIV.

Gespielt zu Breslau am 21. September 1899.

Königsläufergambit.

Weiß: N. N. — Schwarz: E. Schallopp.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	14. b2—b4	a7—a5
2. f2—f4	**e5×f4**	15. Sa3—c2	Se3—c4†
3. Lf1—c4	Sg8—f6 [1]	16. Kd2—e1 [5]	Sd7—c5!
4. d2—d3 [2]	d7—d5	17. b4×c5	Dd8×d3
5. e4×d5	Sf6×d5	18. Tb1—d1	Dd3×e2
6. Dd1—f3	Lc8—e6	19. Db7—d5†	Kg8—h8
7. Sg1—e2	Lf8—c5	20. Dd5—d3	De2×d3
8. c2—c3 [3]	Lc5—e3!	21. Td1×d3	Ta8—d8
9. Lc1×e3	Sd5×e3	22. Sc2—e1	e5—e4
10. Lc4×e6	f7×e6	23. Td3—d4	Td8×d4
11. Ke1—d2	e6—e5	24. c3×d4	f4—f3
12. Sb1—a3 [4]	0—0	25. g2×f3	e4×f3
13. Df3×b7	Sb8—d7	und Schwarz gewinnt.	

[1] Die üblichste Verteidigung ist d7—d5 4. Lc4×d5 Dd8—h4† 5. Ke1—f1 g7—g5; doch ist auch der Textzug sehr gut anwendbar und wird neuerdings von manchen Seiten gar als die stärkste Spielweise bezeichnet.

[2] Diese Fortsetzung ist mangelhaft: 4. Sb1—c3 sollte geschehen. Auf 4. e4—e5 kann d7—d5 5. Lc4—b3 Sf6—e4 oder 5. e5×f6 d5×c4 die Folge sein.

[3] Bei 8. d3—d4 verliert Lc4 seine Deckung, und es darf dann nach Lc5—d6 der Bf4 nicht geschlagen werden.

[4] In Betracht kam hier 12. Df3—h5†, worauf nach Ke8—f8! allerdings der Be5 doch nicht geschlagen werden darf.

[5] Auch auf 16. Kd2—e1 kann Sd7—c5 folgen, etwa mit der Fortsetzung 17. b4×c5 Dd8×d3 18. Ta1—c1 (oder 18. Db7—b3 Ta8—b8 19. Db3—a4) e5—e4 und so weiter.

Briefmappe.

Grischa in Mähren. Leider nicht verwendbar. Wir bitten um Angabe der genauen Adresse behufs Rücksendung.

O. T. in K. Die farbigen Raucher-Postkarten der Firma Philipp & Kramer in Wien sind von dem Maler R. Kanopa entworfen.

„Jahrhunderts-Münzen" hat die Berliner Medaillenmünze Otto Oertel hergestellt. Auf der einen Seite der Münze sieht man eine Allegorie. Eine weibliche Figur, in Schleier gehüllt, stellt die Zeit dar und neigt eine verlöschende Fackel zu Boden, zum Zeichen des dahinscheidenden Jahrhunderts. In der erhobenen Linken hält die Gestalt einen auflodernden Feuerbrand, um den Anbruch des neuen Säkulums zu charakterisieren. Die Kehrseite zeigt eine Sphinx, als Ausdruck der ungewissen Zukunft. Die Inschrift lautet: „Zur Jahrhundertswende 1900". Die Stücke sind in mattem geschwärzten Silber in Fünfmarkstückgröße ausgeprägt. — Auch die Stuttgarter Metallwarenfabrik (Wilhelm Mayer und Franz Wilhelm) bringt eine hübsch komponierte und sorgfältig ausgeführte Medaille in den Handel. Die Vorderseite zeigt unter der Zahl 1900 eine Allegorie, die das über dem alten Jahrhundert triumphierende neue darstellt; auf der Rückseite umgiebt ornamentaler Schmuck eine Tafel mit der Inschrift: „Zum Andenken an die Jahrhundertwende". In den Ecken des Täfelchens stehen die Worte: „Ein Reich, ein Recht."

W. M. in Buenos Ayres. Wir werden Ihre Wünsche zu erfüllen suchen.

O. M. in A. Studentenlitteratur und Schriften aus Schwaben weist der sehr reichhaltige, gratis erhältliche Katalog der Osianderschen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung zu Tübingen in Menge auf. Sie finden darin auch gute Reproduktionen der Porträts von Rosegger, Kipling, Tolstoj, Zola.

Julius G. in E. Uns unbekannt.

G. G. in M., Wisconsin. Für uns leider nicht verwendbar.

Frau L. in B. Dafür empfehlen wir Ihnen das treffliche Buch von Amalie Baisch: „Aus der Töchterschule ins Leben" (gebunden ℳ 6.—, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart). In diesem Werke sind unter der Rubrik: „Was kann ein Mädchen werden" die Berufsarten, denen sich ein Mädchen zuwenden kann, eingehend und sachgemäß behandelt. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen das Buch.

Aloys M. in F. Für uns nicht verwendbar.

Deutscher Klub in Bangkok. Mit besonderem Vergnügen haben wir von der erfreulichen Entwicklung Ihrer Vereinigung Kenntnis genommen. Möge der Deutsche Klub auch in Zukunft wachsen, blühen und gedeihen!

Wißbegieriger Pöseldorfer. Uns unbekannt.

P. G. in L. Wir sind überreich versehen und müssen demgemäß verzichten.

H. v. R. in M. Hebbels Trauerspiele „Maria Magdalena" und „Judith" sind neuerdings in Meyers Volksbüchern (Leipzig, Bibliographisches Institut) erschienen. Auch hervorragende Werke der fremden Litteraturen sind in dieser Sammlung vorhanden. Das genaue Verzeichnis legt Ihnen jeder Buchhändler vor.

F. Gh. in Z., F. Benjamin, H. B. in H., Westfalen, M. C. in Hamburg, J. Sch. in B. A., Paraguay, Richard H. in Graz, F. W. in G., Anton St. in Wien, Chr. R. in Dresden, R. S. in Wien, E. L.-T. in G., K. E. am Bodensee, M. H. in Dresden. Mit Dank abgelehnt.

Gesundheitspflege.

J. O. in M. Aus Ihrer Beschreibung können wir nicht ersehen, ob es sich wirklich um „Muttermale" oder um Sommersprossen oder sogenannte Leberflecke handelt. Erstere könnten nur durch eine kleine Operation (Excision) entfernt werden, letztere ließen sich mit Sublimatwasser beseitigen.

Dr. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

R. Epp

Elsbeth.

Félicie.

Aus den Briefen eines Thoren.

Von

Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Ich sehe jetzt wieder auf den Boden. Ich bin dabei vielleicht unnatürlich ruhig. Ich sehe ja so deutlich den andern Kampf auf einem feinen Frauengesicht sich spiegeln. Ich thue dieser Frau herzlich leid, weil ich so schwer leide, ich mache ihr Qual, weil sie sich schuldig wähnt. Und wiederum war der Ausbruch so unmotiviert, der Strom so häßlich! Ihre harmonische Natur liebt temperierte Gefühle, nicht ungezähmte Instinkte. Sie hat die Abneigung der Aristokratin gegen dieses plebejische Zuviel und zugleich den Abscheu feinen Empfindens gegen unqewogene Worte. Sie möchte beleidigt aufstehen und sagen: ‚Ich gehe ohne Verteidigung, mein Herr, weil ich sie nicht nötig habe.‘ Aber diese Frau, die mich stets verstand, die leiseste Herzensregung feinsinnig spürend, die große klug umgehend oder liebevoll eindämmend, hat mich noch zu lieb, als daß sie die Beleidigung tief, die Kränkung schwer nähme. Sie weiß auch, daß nur für Augenblicke ihr Zauber gehemmt war, und daß er in dem Moment wieder allmächtig, wo der häßliche Strom zerflossen, der sie nicht erreicht. Sie will ja von mir im Frieden scheiden und nicht im Zorn. Sie will vor allem um keinen Preis noch einmal den Strom, dessen unreine Quelle sie doch in den Nerven sucht, wo sie die reine im Herzen suchen sollte ... Ich sehe den Kampf der Gefühle, ich sehe auch die Ohnmacht des eignen Gefühls vor diesen Gefühlen. Das war alles einmal! Der Sturm ist vorbei, sie ist im Hafen. Und doch könnte sie noch jetzt großherzig sterben für mich. Aber leben für mich? — Nein, nein, da ist die Grenze.

Das Opalauge zuckt noch einmal feindlich grün — dann wird es traurig.

„Sie kränken mich, mein Freund, Sie beleidigen mich, Sie erniedrigen mich zu etwas, was ich wahrhaftig nicht bin. Sprechen Sie meinetwegen so zu einer Vollblutpariserin, deren Metier das Kokettieren und Verführen, oder zu einem Mädchen von der Straße, das es in ihrer Art auch nicht besser weiß! Ich bin keine von beiden; ich bin — ich. Darum will ich nicht gekränkt sein, wo ich es doch sein dürfte. Ich verstehe Sie, mein Freund, weil ich Sie kenne ... Ich hatte freilich gehofft, daß es einer solchen Auseinandersetzung zwischen uns nicht mehr brauchte. Ich liebe solche Auseinandersetzungen nicht, sie sind häßlich — und dennoch hab' ich sie vielleicht verschuldet ... Wenn Sie mich am Ende doch nicht so verstehen, mein Freund, wie ich Sie verstehe? ... Ich sage Ihnen noch einmal: ‚ich habe Sie lieb, ich bin Ihnen treu, ich werde Sie nicht vergessen!‘ — Das sollten Sie mir glauben, und damit sollten Sie zufrieden sein! Dafür beschimpfen Sie mich! ... Aber ich nehme es Ihnen nicht übel. Ich leide — Sie leiden. Ueber das Mehr wollen wir nicht rechten. Besser von einem lieben Menschen Unrecht leiden, als einem lieben Menschen Unrecht thun! ... Denken Sie noch daran, wie ich Ihnen vor Wochen einmal gesagt habe: ‚Ich habe mich noch nie mit einem Mann innerlich so gut verstanden?‘ — Das war keine Phrase! Denken Sie auch daran, wie Sie mir einmal sagten: ‚Niemals hat eine Frau so den Künstler verstanden, so die geheimsten Neigungen des Menschen erraten?‘ — Das war auch ehrlich! ... Wir haben überhaupt beide immer vornehm empfunden, und es ist sehr traurig, daß das Leben uns keine Gelegenheit gab, es in die That zu übersetzen. Wir hätten uns nur zum Guten erzogen! Davon bin ich noch heut überzeugt. Und ich muß wohl meine schweren Gründe haben, wenn ich Ihnen mit wehem Herzen sage: Dieser Traum ist in acht Tagen ausgeträumt. — Ich gehöre Ihnen auch dann noch weiter, wenn ich Ihnen nicht mehr gehöre ... Sie mögen wähnen, ich hätte nie nachgesonnen, gezweifelt, gerungen. Ich hab's immer gethan, ich thu's vielleicht noch ... Aber es geht nicht, mein Freund, es geht nicht! — Hoffentlich kommen wir beide über die Trennung hinweg und sind uns dankbar, daß wir ein großes Gefühl nicht zu groß wachsen ließen. Von Ihnen bin ich es gewiß, von mir weiß ich es noch nicht ... Sie haben mir heute am letzten Tage in bösen Worten gesagt, daß Sie ein Verschwender des Gefühls sind. Darauf antworte ich Ihnen: Sie verschwenden nicht! Wer so wie Sie Liebe sucht, der wird auch so wie Sie Liebe finden. Ich habe Ihnen die Liebe so warm und so rein zurückgegeben, wie Sie sie mir gaben. Daß ich aber immer vor dem Zuviel gebangt habe, was Sie heimlich feige oder schwach nennen, das müssen Sie auch verstehen. Ich habe noch andre Pflichten als gegen mich selbst, und denen muß ich mich bewahren. — Ich hatte bis zu dem Augenblick gehofft, Sie könnten auch verzichten. Daß Sie das nicht können wollen, thut mir weh. Die Liebe muß auch verzichten können. Im Verzicht ist sie vielleicht am größten ... Wenn Sie alles, was Sie vorhin gesagt haben, zusammenziehen, so heißt es ungefähr: ‚Ich hätte mit einem großen Gefühle freventlich gespielt, und dafür müßten Sie mich eigentlich verachten.‘ Wenn Sie das Verachten glücklich macht — verachten Sie mich! Ich kann auch die Last noch tragen ... Bitte, verteidigen Sie sich nicht, mein

Freund! ... Vielleicht haben Sie darin recht, daß ich Sie anders liebe, als Sie mich lieben. Worin der Unterschied bestehen soll, ist mir freilich nicht klar. Jedoch existiert er, so können wir beide nur unserm Gott danken, der uns jetzt mit Schmerzen wieder auseinanderführt. – Aber an dem letzten unsrer lieben, unvergeßlichen Tage, wo Sie mich durch Ihr Mißtrauen aufs tiefste kränken wollen, will gerade ich Ihnen den höchsten Beweis meines Vertrauens geben.

„Sehen Sie noch einmal in der Ahnengalerie nach, ob niemand lauscht! ..."

„So, jetzt passen Sie genau auf! ... Es ist eine lange, traurige Geschichte, die Sie über manches aufklären wird. Mir wird sie namenlos schwer. Aber gerade das soll Ihnen ein Beweis sein, was Sie mir sind ... Ich habe nicht aus übermäßiger Liebe geheiratet. Das gehört ja weder in unsrer halbfranzösischen, noch in Ihrer ganz deutschen Gesellschaft unbedingt zur glücklichen Ehe. Aber ich war damals sehr jung, wohlhabend, auffallend hübsch und natürlich sehr gefeiert. Ich habe wohl den oder jenen vorher ganz gern gehabt, auch von Unmöglichem geträumt. Ich habe wohl auch mit Männern gespielt: ein junges und hübsches Mädchen ist immer etwas kokett, aber ich hatte nicht einmal eine gewisse naive Freude an fremden Liebesqualen. Diese Qualen schauen ja meistens viel schlimmer aus als sie sind. O, meine Anbeter haben sich alle schon lange und beschämend schnell getröstet! Männer der Gesellschaft sterben nun einmal nicht an der Liebe, wie Sie ja auch wissen ... So hab' ich also den Herzog von Liéges genommen — nicht etwa, weil er ein Herzog und reich, und der andre vielleicht nur Graf und wohlhabend — nein, er war passabel hübsch, passabel jung und unser Schloßnachbar. Sagen Sie auch meinetwegen: ich liebte ihn wirklich, weil er mich zu lieben schien. Das thut bei gleichen gegenseitigen Verhältnissen sehr viel, und die Ehen derart, die ich kenne, sind die glücklichsten ... Allerdings, als der Siebzehnjährigen der Verlobungsring übergestreift wurde, und als dann die ersten Gratulationsequipagen auf die Rampe rollten, hatte ich zuweilen das unbehagliche Gefühl eines Vogels im goldenen Bauer. Den ersten Kuß hatte ich mir auch etwas anders vorgestellt. Der erste Kuß entscheidet für feiner Empfindende manchmal über das ganze Lebensglück. Es war ein konventioneller Kuß — und mein Mann küßt mich noch heutzutage ebenso — ich erwartete aber mehr ... Ich hatte auch niemand zum Raten, das heißt alle rieten mir lebhaft zu. Und er hat mich geheiratet, wie er eine andre Frau auch geheiratet hätte ... Das waren so meine schwankenden Gefühle in den Flitterwochen. Aber ich besitze nun einmal den Instinkt der Treue — ich kann stumm entsagen, ich kann auch lächelnd leiden. Ich wartete auf das Kind — ich wartete mit einer leidenschaftlichen Hoffnung auf das Kind ... Das Kind kam auch ... Ich sagte Ihnen schon einmal, in jener Zeit bis zu Renés Geburt hätte ich meinen Mann beinahe geliebt. Wer liebt nicht den Vater seines ersten Sohnes? — René war ein schwächliches, elendes Kind, das ich vielleicht gerade darum abgöttisch liebte. Ich hoffte — aber das Kind wurde nur älter und elender, es hatte selbst für die Mutter zuweilen etwas Fremdes, das mich stutzig machte. Es weinte nie und schlief immer. Und wenn es einmal die Augen aufmachte, so sah ich wohl meine eignen Augen mir schwermütig entgegenlächeln — schwermütig und etwas vorwurfsvoll auch, als wollten sie sagen: ‚Wozu ruft ihr mich in eine Welt, in die ich nicht gehöre?' ... Ich fragte mich immer argwöhnisch: ‚Wo hat das Kind die Schwäche her?' Ich machte mir bittere Vorwürfe, weil ich in der Zeit zuviel Gesellschaften mitgemacht. Ich sagte das auch meinem Mann, der mir lächelnd recht gab. Ich quälte mich, wie nur je eine Mutter — aber das Kind wurde dadurch nicht gesünder. Es konnte eigentlich nichts als schwermütig lächeln, was mir ins Herz schnitt. Die Aerzte untersuchten es, schüttelten den Kopf und redeten von rhachitischer Anlage. Wir hatten Ammen über Ammen — ich war wirklich nicht mehr Weltdame, sondern nur Mutter ... Da sagte mir eines Tages unser alter Hausarzt: ‚Fahren Sie doch einmal mit dem Kinde zu Charcot nach Paris, Frau Herzogin! Es handelt sich meiner Ansicht nach um schwere Nervenstörungen, aus denen ich nicht klug werde. Charcot ist der größte Spezialist derart.' — Darauf antwortete ich, von einem plötzlichen Mißtrauen ergriffen: ‚Sie müssen mir aber vorher auf Ihr Wort versprechen, nicht an Charcot zu schreiben, mein Herr. Ich will ihn ganz inkognito konsultieren. Mich erkennt er auch sicher nicht mehr, denn er hat mich nur ein einziges Mal als Kind gestreichelt, als er kurz vor dem Tode meines Vaters bei uns in Brüssel war' ... Mein Mann war einverstanden. Er wunderte sich jetzt, daß wir diese Berühmtheit nicht eigentlich schon lange befragt hätten.

Ich fuhr also nach Paris mit allem Hofstaat der besorgten Mutter: Jungfer, Diener, Kindermädchen. Aber in die Sprechstunde ging ich allein, das Kind auf dem Arm, wie eine kleine Bürgerfrau und auch ebenso angezogen. Ich hatte gar keine Angst vor den Seheraugen des großen Diagnostikers. — René hatte die Reise erfrischt, und er lächelte im Wartezimmer einem andern Kinde zu, das sehr gesund aussah, aber sehr krank sein sollte. So freundeten sich die Kinder von weitem an und streckten sich die Aermchen entgegen. Das andre war sicher ein gewöhnliches Kind, es machte mir ganz den Eindruck, als hätte es keinen Vater, nur eine geputzte Mutter. Aber ich habe ja den gemeinen Standeshochmut nie gekannt. Ich stand also mit meinem Kinde auf und ging hinüber zu dem fremden. Ich sprach auch freundlich mit der Mutter. Aber das that ich wohl mehr, weil es mich so kindisch freute, wie sich die Kleinen gegenseitig betasteten und neugierig anstarrten, und wie René vielleicht das erste Mal in seinem Leben einen Laut ausstieß, der an ein fröhliches Kinderlachen erinnerte. Und dann that es mir wieder weh, als die Frau mich fragte, wie alt René sei. Ich schämte mich fast zu sagen: ‚über zwei Jahre' — weil der Junge noch so klein und jämmerlich und

eigentlich ein lebendiger Vorwurf für die Mutter war, die ihm so wenig Kraft mitgegeben, obgleich sie ihn so sehr liebte ... Die Erinnerung schmerzt mich unsagbar, mein Freund. Sie langweilt sie vielleicht. Aber ich muß Ihnen alles ganz genau erzählen, damit wir uns auch ganz verstehen.

„Ich hatte mich auf stundenlanges Warten gefaßt gemacht. Aber ich kam bald an die Reihe, sogar vor der andern Frau, die mir das etwas übelnahm, da sie doch eher gekommen. Der Diener hatte doch wohl seinen Blick für die Dame im einfachen Kleid und für die sogenannte Dame in der großen Robe. Als mich der berühmte Mann freundlich begrüßte — dabei ruhte sein Auge scharf musternd auf meiner ganzen Gestalt —, wurde mir doch etwas bänglich zu Mut. Ich ahnte irgend etwas ... Der Arzt fragte mich nach dem Namen. Ich sagte einfach: ‚Lièges.‘ Kork kann doch schließlich jeder heißen. Dann untersuchte er das Kind genau, schüttelte erst leicht den Kopf — untersuchte weiter und schüttelte wieder. Er hatte dabei eine väterliche Art, die dem Kinde wohlthat. Er fragte mich dazwischen auch nach allen möglichen und unmöglichen Dingen, deren Notwendigkeit ich nicht begriff. Aber ich beantwortete alle Fragen — einfach und ehrlich. Jedoch manche waren so, daß sie mich fast kränkten. Ich haßte schon damals falsche Prüderie, wie ich jetzt bewußte Unzartheit hasse. Charcot untersuchte sogar mich, erkundigte sich, welche Krankheiten ich durchgemacht, wann und woran meine Eltern gestorben. Die Untersuchung meines eignen Körpers war mir beschämend, weil sie von häßlichem Argwohn oder beleidigendem Mißtrauen diktiert schien. Als sie abgeschlossen, meinte er freundlich: ‚Machen Sie sich nicht etwa Gedanken, Madame! Sie sind zart, aber gesund!‘ Dann kam die Reihe an meinen Mann. Charcot hätte ihn selbst gern gesehen. Dafür wurde ich ausgefragt, wie von einem Untersuchungsrichter. Ich sage Ihnen, mein Freund, schreckliche Fragen darunter, die selbst dem Arzt zu beantworten ich mich schämte ... Darauf schwieg Charcot eine ganze Weile. Ich sah auf seinem Gesichte die herbe Wahrheit mit einer barmherzigen Lüge kämpfend. Da sagte ich ihm: ‚Mein Herr, sagen Sie mir alles! Ich kann alles vertragen, nur nicht die Ungewißheit, die mich töten würde. Es steht sehr schlecht mit dem Kinde?‘ — Da sah er mich fest an: ‚Wenn Sie es durchaus wünschen, Madame — es steht allerdings sehr schlecht mit diesem Kinde.‘ — ‚Muß es sterben?‘ — ‚Einmal müssen wir ja alle sterben.‘ — ‚Nein, ob es bald sterben muß oder ob es durch ein Wunder gesund werden kann?‘ — ‚Madame, Sie stellen mich vor eine schwere Frage!‘ — ‚Die ich aber ehrlich beantwortet haben will, mein Herr!‘ — ‚Nun, dann bitten Sie Gott, daß er dies Kind bald nimmt!‘ — Ich war einer Ohnmacht nahe, aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen und sagte: ‚Dann müssen Sie mir wenigstens erklären, warum gerade ich so etwas Entsetzliches wünschen soll.‘ — Weil Sie die Mutter sind, und weil Sie Ihr Kind lieb haben, und weil das Kind mit jedem Tage nur zu seiner und zu Ihrer Qual weiterleben kann. Es hat völlig degeneriertes Blut in den Adern ... Es ist wahrlich eine Sünde, wenn solche Väter heiraten!‘ ... Da schluchzte ich selbst wie ein Kind, weil die Wahrheit zu furchtbar war. Der Arzt gab mir dann noch Verhaltungsmaßregeln und versuchte mich schließlich mit der Bemerkung zu trösten: die Wissenschaft sei ja keineswegs allwissend. Beim Weggehen legte ich ihm ein Hundertfrankbillet zusammengeknifft auf den Schreibtisch. Auf der Treppe holte mich der Diener noch einmal zurück. Der berühmte Mann vermutete, ich hätte mich in meiner Herzensangst in der Summe geirrt. — ‚Nein, mein Herr, ich habe mich nicht geirrt!‘ — ‚Pardon, Madame ... ich verstand doch vorhin richtig: Lièges? Sollten Sie vielleicht mit den Herzögen von Lièges verwandt sein?‘ — ‚Ich bin die Herzogin selbst.‘ — ‚Ah so! Da kenne ich Sie schon sehr lange, Frau Herzogin. Ihr Gesicht kam mir gleich bekannt vor. Und ich erinnere mich jetzt genau eines bildschönen Kindes, das ich einmal in Brüssel beim Prinzen von Bragan sah. Das können nur Sie gewesen sein. Ich las dann später die Vermählung einer Bragan mit dem letzten Herzog von Lièges in einer Zeitung und gratulierte in Gedanken dem Herzog zu einer so schönen Frau ... Wenn ich das alles vorhin gewußt hätte — so war meine Diagnose doch wohl etwas zu hart und zu ehrlich. Es thut mir, wie gesagt, leid. Die Lièges brauchen nötig einen Erben. — Aber nein, nein! Es ist doch besser so. Ich durfte es Ihnen nicht ersparen. Ich muß Ihnen sogar hinzufügen: Hüten Sie sich vor einem zweiten Kinde! Es würde unbedingt das Schicksal des ersten teilen. Ihr Gatte, der Herzog, hätte nie heiraten sollen. Sie sagten mir zwar vorhin: er sei hübsch und jung, ein leidenschaftlicher Sportsman und habe keine Ahnung von dem Verhängnis — er hat aber doch das degenerierte Blut absterbender Geschlechter in seinen Adern. Ich kann Ihnen also nur wiederholen: Bitten Sie Gott, daß dieses Kind bald stirbt, und hüten Sie sich vor einem zweiten, Frau Herzogin. Wenn der Herzog mich vor seiner Ehe konsultiert hätte, würde ich ihm gesagt haben: Sie sind im Begriff, eine Sünde gegen den heiligen Geist zu begehen, und Sie sind auch im Begriff, eine Frau unglücklich zu machen ... Ich fürchte, Frau Herzogin, daß Sie dieses alles Ihrem Gemahl nicht sagen werden oder nur andeutungsweise. Das mag zartfühlend sein, aber ich weiß nicht, ob es klug ist. Schon vorher lag mir ein sehr häßlicher Rat auf der Zunge ... Aber solche Ehen sind wider die Natur, und Sie selbst werden in Zukunft schwer darunter leiden. Nerven und Herz verbessern solche Ehen nicht!‘ ... Er hat mir noch manches gesagt. Ich weiß es aber nicht mehr oder will es nicht mehr wissen. Ich habe im Augenblick nur das schreckliche Mitleid mit meinem armen Kinde ... Aber ich will nicht lügen, damals fühlte ich vielleicht etwas andres viel stärker: den Widerwillen gegen meinen Mann.

„Auf der Straße unten erwarteten mich Jungfer und Mädchen. Ich schickte sie weg. Ich bin dann mit meinem Kinde ziellos durch Paris gelaufen. Erst auf den Boulevards, wo die Leute mich für


Restaurant.



W. Roegge jun.

Harmloser Ulk.

verrückt gehalten haben mögen, dann im Bois de Boulogne, wo ich endlich todmatt auf einer einsamen Bank niedersank. Da habe ich geweint wie gepeitscht und dazwischen wie unsinnig das Kind geküßt. Ach, welche bittere Thränenflut das Taschentuch damals eingesogen hat! Ich war ja so unglücklich, so maßlos unglücklich ... Ich blieb noch Wochen in Paris bei meiner besten Freundin und jetzigen Schwägerin, der Marquise. Sie ist so gut und klug, und ich mußte jemand haben, ihm mein Herz auszuschütten. Sie hat mich auch getröstet und beschworen, in der Verzweiflung keinen thörichten Schritt zu thun, den ich doch bereuen würde. Ich hätte Pflichten den Bragaus gegenüber und auch Pflichten gegenüber den Lièges, und der Himmel billige es nie, wenn sich zwei Menschen trennten, die er zusammengeführt. Der Priester sagte mir das auch. Und sie hatten ja so recht, die beiden! ... Man darf nicht immer an sich selbst denken. Mein Bruder kam auf ein Telegramm hin nach Paris — mein Bruder, den ich so leidenschaftlich liebe. Die beiden waren damals noch nicht verlobt, aber sie hatten sich schon gern ... Wie es weiterging, will ich nicht mehr erzählen. Ich kann auch nicht. Ich ging zu meinem Mann auf unser Schloß zurück. Ich habe ihm auch nicht alles gesagt, ich schämte mich — es war so häßlich — und er konnte doch auch nichts dafür. Er glaubt es noch heute nicht, daß sein Blut so degeneriert und alt. Seidem leben wir beide nebeneinander her. Er hat nichts von mir. Aber ich kann ihm keine Untreue vorwerfen. Er liebt nach wie vor in mir, was er in mir geliebt hat: die Herzogin, die weiß, was sie der Gesellschaft schuldig ist, und die liebenswürdige Frau, die ihn nicht quält ... Aber nun verstehen Sie auch, mein Freund, daß ich nur äußerlich meinem Mann treu sein kann und auch treu sein will. Die Abneigung besteht nach wie vor. Er wünscht sich auch gar nichts andres, als eine bequeme Ehe ohne Skandal. Ich bin den ganzen Winter über nur deshalb auf diesem Rivieraschlosse, weil ich dann wenigstens die Tage allein bin, wo er mit seiner Jacht manövriert. Er möchte mich schon mithaben auf See, aber ich will's nicht, und ich darf's auch nicht — ich habe mich hinter den Arzt gesteckt, der mein Herzleiden für gar nicht unbedenklich hält ... Wer so etwas wie ich durchgemacht hat, der soll wohl nicht herzleidend werden! ...

„Nun hören Sie weiter! Ich habe mir in meinem Leben viel die Cour machen lassen, weniger aus Freude an Eroberungen als aus heimlichem Haß gegen meinen Mann. Ich habe bei der Gelegenheit viel nette Menschen gefunden, sogar sehr nette. Nichtwissende halten mich darum für leichtfertig oder oberflächlich, was ich aber nicht bin. Ich bin vielleicht nur eigensinnig. Und was ich einmal versprochen, das setze ich trotz aller Anfechtung durch. Sie können ganz ruhig sein, mein Freund! Ich habe nie etwas Gemeines gethan, nicht mal gedacht. Und was ich zum Beispiel Ihnen an Gefühl gebe, das hat er gar nicht zu verlangen. Ich halte bei ihm aus, ich leide unter seiner Nähe, weil ich den Skandal scheue, und weil ich ihn nicht unglücklich machen will durch die Trennung. Das bin ich ihm und mir schuldig. Wenn er auch meine Krankheit bespöttelt, ist er doch die Rücksicht selbst. Er überläßt mir alles, erfüllt mir jeden Wunsch, quält mich nie mit Eifersuchtsanwandlungen, womit Sie auch die geliebteste Frau unfehlbar quälen würden. Dafür beuge ich mich unter den äußeren Zwang. Aber das ist ja nicht das Entscheidende. Das Entscheidende ist mein Bruder, die Familie, die Pflicht überhaupt, die man zu erfüllen hat.

„Mein Freund, Sie müssen das verstehen, Sie müssen es! ... Ich habe ja so gerungen — und ringe noch. Ich habe ja so viel hin und her gedacht — und denke noch ... Ach Gott, wenn Sie ahnten, welch thörichte, unmögliche Träume ich Ihretwegen geträumt habe, mein Freund. Ich habe Sie auch noch immer lieb — ich träume noch immer ... Und eigentlich bleibt mir doch nur die Hoffnung auf den Tod, um den ich sündig in jeder Frühmesse flehe ..." (Sie sollte nicht um den Tod bitten, sondern um einen Entschluß, Gert! Wer wie sie zu lange und zu gewissenhaft abwägt, der verliert zu guter Letzt erst recht die Schätzung. Und wer immer erst sich und andre fragt, ob er über eine kleine Mauer springen darf, der wird auch über die kleinste nicht springen. Er will's vielleicht nicht mal. Er sieht ja in Wirklichkeit während seines ganzen Lebens immer nur zurück und fragt das anständige Gesindel, ob er springen darf — das anständige Gesindel, das das Gros jeder Gesellschaft ausmacht, und das gewiß nachts und heimlich über die höchsten Mauern klettert, aber beim Frühmorgen ebenso heimlich zurückkriecht. Wenn man die im Leben immer mit angstvollen Augen fragt und sich selbst auch noch mit denselben Bedenken, so wird man unfehlbar die Antwort bekommen: Brich gleich vom Start weg! Die Hindernisbahn ist nichts für dich. Galoppiere auf der Flachbahn weiter, sie ist nun einmal die vorgeschriebene, und es galoppiert sich da weit bequemer, obgleich das Geläuf bei Trockenheit zu hart und nach Regengüssen zu sumpfig, und obgleich es auch da gefährliche Maulwurfshaufen für müde Fesseln giebt. Und der so Beratene geht seinen müden Galopp willig weiter, ohne sich eigentlich je ernstlich gefragt zu haben, ob das trainierte Sprunggelenk nicht doch zum großen Mauersprung gelangt hätte ... Es langt auch nicht, Gert! Wer nun einmal der Märtyrer seiner eignen Schwäche bleiben will, den soll man nicht quälen.)

Félicie soll selbst weiter sprechen. Gerade jetzt springt der eigensinnig entschlossene Zug um den weichen, edeln Mund auf: „Mein Freund, ich kann nicht weglaufen wie ein Bürgermädchen, von meinem Mann, aus diesem Schloß, aus der Gesellschaft — ich darf mich doch nicht selbst aufgeben! Meinem Mann würd' ich ein schweres Unrecht thun. — Er würde gar nicht mal den Grund dieses offenen Bruches begreifen. Und die Gesellschaft könnte dann mit Recht über mich die Achseln zucken. — — Aber gut — das will ich auf mich nehmen! Ich kenne die Gesellschaft denn doch zu gut, um nicht ohne ihre Achtung auskommen zu können, und das Unrecht

an meinem Mann würde ich auch verwinden. Aber nun kommt mein Bruder! Schon seinetwegen darf mir der Gedanke an eine Flucht gar nicht kommen. Ich müßte es auf einen Prozeß ankommen lassen, auf einen schrecklichen Skandal, der jedes Zartgefühl tödlich verwunden muß. Und ein Prozeß — schrecklich! Nie, nie. Ich ertrüge ihn einfach nicht. Mein Bruder müßte mich auch verachten, wenn ich die Schmach eines solchen Skandals dem Braganschen Namen aufbürdete, statt würdig mein Schicksal zu tragen. Meine Schwägerin, die Marquise, würde mich nicht mehr ansehen und meinem Bruder umgehend den Absagebrief schicken, weil die beste Familie des Quartier St. Germain nun einmal die Fahnenflucht der Herzogin von Lièges nicht dulden darf. Ich würde zwei geliebte Menschen, die füreinander bestimmt sind, unfehlbar unglücklich machen mit meinem Egoismus. Und hätte ich das alles durchgesetzt und ginge mit Haß, Schmach, Verachtung beladen in irgend ein einsames Dorf — könnte ich dann je wieder froh werden? Die Reue, die Scham würden mich weit eher sterben lassen, als ich jetzt sterbe. Aber es wäre ein schrecklicher Tod, während so mein Tod ruhig sein wird. Ja, mein Freund, das habe ich mir alles in schlaflosen Nächten klar gemacht. — Und ich mußte doch alles, was ich an Glauben, Geschwisterliebe, Vernunft besitze, krampfhaft zusammennehmen, um nicht in feiger Verzweiflung aufzuspringen! Ich trage die Lüge dieser Ehe nicht mehr! — Ich muß sie tragen, tragen solange ich kann. Das Aeußerste bleibt mir ja noch immer unbenommen. Und darum, mein Freund, hätten Sie, anstatt mich zu quälen, mich irre zu machen an Ihren Gefühlen, lieber vornehm sagen sollen: ‚Sie leidet — sie leidet noch viel mehr als du. Darum will ich gern leiden ... Wir haben ja noch immer die Erinnerung!‘ ... Habe ich nicht recht? — Ich bin die Unglücklichere, weil ich die Gefangene bin ... Jetzt werden Sie ganz verstehen, warum ich mich vor dem überwuchernden Gefühl hüten muß, das uns beide nur unglücklich machen könnte ... Ich fürchte das Gefühl noch immer. In jener Sturmnacht hätte es mich beinah bezwungen. Das wird Ihnen wohlthun, mein Freund, weil es Ihnen beweist, daß Sie kein Verschwender waren. Vielleicht verschwendete im Gegenteil ich — und Sie wollen es nicht verstehen — und ich bereue es noch bitter ... Ich weiß manchmal doch nicht ... Sind Sie zufrieden mit meiner Beichte?“

„Ja, Félicie.“

Ich würde dies „Ja“ auch heute wiederholen. — Sie hat recht, ganz recht. — Ich habe recht, ganz recht. Es sind zwei Weltanschauungen. Weiter nichts ... Ja, mon cher, weiter nichts! Ich könnte das Lachen Lears lachen, weiter nichts! ... Wenn einem auf einmal klar wird, daß der ganze Kampf thöricht war. Von vornherein verloren für mich. Wir haben in Wirklichkeit nie miteinander oder füreinander gekämpft. Die Frau sagt: ‚Die Gefühle haben recht.‘ Ich sage: ‚Das Gefühl hat recht.‘ — Das eine ist vernünftige Ueberlieferung, das andre unvernünftige Empörung. — Wenn von zehn guten und edeln Gefühlen eins obstinat wird, da zwingen's die andern neune schon ganz von selbst. Diese Anlage ist Félicies Glück. — Aber wenn man nur ein Gefühl hat, ein einziges Gefühl? Und wenn man nicht anders kann? — Dann ist das ein Unglück, und man selbst ist ein Narr. Jetzt weißt Du, wie die Schlacht steht.

Die Beichte hatte lange gedauert und das peinliche Schweigen hinterher auch. Wir wollten uns freundlich anlächeln — und es kam bloß ein wehmütiges Lächeln heraus ... Vor dem Kamin steht noch immer „Die Liebe“ auf ihrem rotsammetnen Postament. Der Kandelaber malt fahle, flackernde Lichter auf das Bild. Wir schauen nachdenklich zu. Es liegt doch eine furchtbare Wahrheit drin. Die Liebe, lächelnd über einen Sterbenden schreitend! — Ich wußte es längst. Félicie weiß es heut auch. Aber es ist ja nur ein Bild — und sie ist darauf so schön — und lächelt so weh — und ist auch eine Sterbende ... So sah ich's bis heut auch. Aber wie jetzt die Schatten und die Lichter über die Leinwand hinzittern, in dieser alten Halle, in dieser Mitternachtsstunde, nach dieser Beichte, da bekommen die Gestalten merkwürdiges Leben. Der Sterbende atmet schwerer, und die Frau lächelt weher ... Ich sehe, wie Félicie plötzlich das seidene Tuch um die fröstelnde Schulter zusammenzieht — mir wird auch kalt. Unsre beiden Körper berührte in dem Augenblick etwas Graues, Eisiges: der Tod. Und der Tod starrt mich jetzt auch unverwandt aus den wunderbar lächelnden Frauenaugen an, in die ich einst die ganze Kraft meines Könnens gelegt hatte, ohne zu ahnen, daß die Augen den Tod für mich bedeuteten. Ich hätte das Bild doch le rire nennen sollen. — Aber an dem Lächeln dieser Augen sterbe nur ich.

XV.

Der Herzog ist da. Er brachte mir herzliche Grüße vom Grafen. Sonst hat Freund Charles eine starke Pike auf diesen Vetter, der neulich mit lächelnder Ruhe ein großes Vermögen am Spieltisch gelassen hat — nicht etwa in einer Nacht, sondern in einer Stunde, mit so wahnsinnigen Sätzen pointierte er.

Heut ist Mittwoch. Abreise: Sonntag oder Montag. Félicie hofft noch immer auf einen Aufschub — ich nicht mehr. Die Reise soll bis Barcelona auf der Jacht vor sich gehen. Von da gedenkt man auf interessanten Umwegen Biarritz zu erreichen. Zurzeit weilt dort die Braut-Marquise, deren Mutter in der Nähe dieses Modebades eine wundervolle Villa im Burgstil besitzt. Félicie kennt diese Villa und liebt sie wie alles, was mit dem Prinz-Bruder in irgend einem Zusammenhang sein könnte. Dort und nicht in Paris soll auch die demnächst zu feiernde Hochzeit sein. Die angebetete Frau freut sich seit vielen Monaten auf diesen großen Moment, wo „pour l'amour la mort“ wieder zu Ehren kommt in dieser Liebesehe. Die Art, wie der Duc den ganzen Reiseplan besprach, machte mir sehr klar, daß ich zur Stellung eines Hausgenossen avanciert bin, der anspruchslos und bequem, weil er mit einer Haut

begabt ist, aus der man ohne Schaden Reitpeitschen und Spazierstöcke schneiden kann. — Aber ich bleibe trotzdem. Ich will nun einmal — wie ich auch freiwillig nie aus meinem Karren an der Endstation aussteigen werde, sondern erst energisch herauskomplimentiert werden muß. Félicie, die gerade in letzter Zeit mich auffällig schnitt in des Ducs Gegenwart, weil sie dann das Gewissen quält, und weil diese Ehe zu dreien für solches Feingefühl nachgerade etwas Entsetzliches wird — sucht mich jetzt immer. Sie ist melancholisch, gedrückt, die großen Opalaugen schimmern feucht, was ihnen einen neuen Zauber verleiht. Sie ist in Wahrheit noch immer ratlos und kämpft noch immer. Sie möchte mir um keinen Preis weh thun und wiederum dem Duc keinen plumpen Argwohn wecken. Sie sieht die lieben Tage des Glücks jetzt in einem schwermütigen Lichte. Sie möchte die Tage nicht missen, weil sie doch eine Art Heiligtum sind, an dem man nicht rühren darf. Sie wünscht, die Tage des Glücks gingen weiter — und wünscht, sie gingen zu Ende. Und doch hat sie dabei dumpfe Momente wie ich, wo sie das Niegewesen wünscht oder das Vergessen wenigstens. Sie will weg — und will nicht weg. Sie denkt an mich und denkt an ihren Bruder. Ihr bangt vor dem Abschied, und sie freut sich auf das Wiedersehen. Sie fürchtet sich, dem Prinzen von Bragau ins Auge zu schauen, weil der die Schuld herauslesen könnte; sie fürchtet eine ironische Frage nach mir, ein verächtliches Urteil über mich. Sie kämpft eben, sie ringt. Sie fühlt bald so rot wie die schlimmste Revolution und wieder so blau wie die beste Tradition. Sie haßt ihren Mann — und wird sich doch nie frei machen!...

Sie wird wehmütig lächelnd doch eines Tages zur Tradition zurückkehren, weil die das Bessere. Heut kämpft sie noch verzweifelt gegen etwas, für das sie sich innerlich längst entschieden. Ich vermute das, weil ich ein Pessimist bin. Und dabei liebe ich sie noch immer, aber ich liebe sie hoffnungslos. Ich weiß genau, daß trotz aller Gefühlswärme, allen Edelmuts, aller Herzensreinheit sie doch herzlich froh sein wird, wenn ihr der Bruder eines Tages sagt: „Du hast etwas vor, Félicie! Ich ahne sogar, um wen es sich handelt. Aber bitte, keine Tollheiten, liebes Kind! Und wenn du wünschest, daß ich dich eines Tages nicht mehr kenne, so trenne dich nur von deinem Mann. In Adelsfamilien giebt's so was einfach nicht! Und das bitte ich zu bedenken." — Sie wird empört sein, sie wird vielleicht weinen und sich innerlich so zermartern wie eine — und dann wird sie doch thun, was die Gesellschaft und was die Tradition befiehlt. — Félicie ist noch lange nicht so weit. Der schwerste Kampf kommt erst nach der Trennung — aber sie kommt so weit!... Und vielleicht wird es eines Tages sie selbst sein, die mich durch eine Tragikomik des Schicksals aus meinem Karren freundlich herauskomplimentiert auf meinen Wüstenpfad ... Sie wird sagen oder schreiben: ‚Ich habe Sie glücklich machen wollen, mein Freund — ich vermochte es nicht. Werden Sie darum wieder, was Sie waren! — Mir wird's furchtbar schwer, es Ihnen zu sagen: vergessen Sie mich mit allen Mitteln und unter allen Umständen.' ... Das Vergessen ist ja in dem Fall so furchtbar leicht, Gert!

Ich war stets ein jammervoller Prophet, Gert — und wer leidet, mißtraut. Aber ich möchte doch solches Wort oder solchen Brief lieber einmal an mich, den Toten, gerichtet haben, als an mich, den Lebenden. Ich habe eine kindische Angst vor der ungeheuren Bitterkeit, die mir da aufsteigen würde — und ich hoffe für diese Frau, daß sie nie so tief unter sich selbst steigen möge. Es sind ja nicht die bewußten, es sind ja die unbewußten Herzlosigkeiten einer Frau, die am tiefsten verwunden.

Und ich bleibe, Gert — ich bleibe.

Ich belauschte neulich absichtslos eine Unterhaltung zwischen ihr und dem Duc.

„Was hast du eigentlich, Félicie? Du scheinst schlechter Laune, liebes Kind — und ich habe dir doch nichts gethan."

Sie antwortet nervös: „Nein, du hast mir gar nichts gethan!"

„Wirklich nichts, Félicie?"

„Weniger als nichts, Charles!"

„Ich verstehe dich nicht, mein Kind."

„Ja, ja — aber laß mich!"

Ueber dieses „Laß mich!" wird sie nie hinauskommen. Menschen, die nie im Leben stark verletzen können, die können auch nie im Leben stark wohlthun. Halte in einer Lüge eine gewisse Zeit aus — und seist du auch der Beste, du wirst selbst zur Lüge. Es sind im Grunde doch die goldenen Rücksichtslosigkeiten, die das Leben verlangt, und die allein die Menschheit vorwärts stoßen. Und wenn einer immer aufpassen wollte, ob der zielbewußte Fuß keinen Käfer zertritt — der wird nicht weit kommen. Und wer immer auf einen fremden Arm gestützt, ängstlich geht, der wird nicht mehr für möglich halten, daß er allein und viel besser gehen kann ... Ich mache sie schlecht, diese Frau, die ich so unendlich liebe. Ich beschimpfe eine liebe Heilige — aber ich kann nicht anders ...

*

Ich bin wieder stumpf. Das wechselt so. Mir scheint, daß die Vorsehung mit allen Mitteln dem Leben und dem Glück mich erhalten möchte.

Félicie ist auch stumpf.

An einem Spätvormittage — es war Sonntag und sie eben von der Frühmesse zurückgekehrt. — Ich saß auf dem Balkon, das Buch in der Hand, das man nie liest, und sah den grauen, müden Tag über den stummen Park schleichen, auf der bleiernen, unbewegten See lasten. Eine Rivierastimmung ohne Kraft und ohne Wärme — aber auch eine häufige Rivierastimmung. Dazu von hüben und drüben die bimmelnden Glocken, deren Ton in der trägen Luft einschlief. Alles so schwermütig, ohne Hoffen — das drückt. Félicie kam durch das Verandazimmer müden Schritts, im schwarzen Hut mit Gebetbuch und Rosenkranz. Der Graf ist noch unten im Ort, weil er demütig an Sonntagen die Equipage verschmäht. — Es ist doch der letzte Tag, und die letzte Stunde allein, und

wir sollten sie froh genießen, aber wir begrüßen uns nur leise, verlegen.

„Bleibst du einen Augenblick, Félicie?“

„Ja, einen Augenblick und auch länger, bis er kommt.“

Das Gesichtchen ist müde, die Opalaugen weich...

„Ich muß es Ihnen doch wohl gleich sagen: Wir reisen morgen.“

„Das wußte ich. Ich habe eben kein Glück.“

„Ich habe auch kein Glück.“ ... Félicie ist stehen geblieben, sie lehnt an der Brüstung und sieht mich ängstlich an: „Werden Sie mit nach Nizza kommen?“

„Ich weiß noch nicht.“

„Nicht mal zum Abschied, mein Freund?“

Ich fühle gar keine Verzweiflung, nur das dumpfe, wehe Ziehen in den Nerven. Die unabänderliche Thatsache trifft uns immer am wenigsten schwer. Ich wundere mich aber doch darüber, ich verstehe die feige Resignation nicht ganz.

„Nicht einmal zum Abschied?“ wiederholt Félicie ein wenig bitter.

„Weil ich nicht weiß, ob ich's ertragen werde, mein Kind.“

„Auch mir zuliebe nicht?“

„Ich bin mit meinen Nerven fertig. Ich könnte da als Ritter von der traurigen Gestalt erscheinen, was uns beiden peinlich wäre. Dir sicher noch mehr als mir.“

„Ja, vielleicht ist's auch besser, Sie kommen nicht mit,“ stimmt sie bei.

Ich weiß nicht, ob das nur Mitleid mit mir ist, oder ein vernünftiges Resumé.

Wieder Schweigen.

Félicie läßt den Rosenkranz nervös durch den dunkeln Handschuh gleiten. Sie schaut mich von Zeit zu Zeit ängstlich an. Ihr Herz quält etwas schwer... „Und was werden Sie thun, mein Freund, wenn ich weg bin?“

„Hier bleiben — oder wo anders hingehen... Es ist ja auch völlig einerlei.“

„Werden Sie mich nicht später einmal in meinem flandrischen Schlosse besuchen? — Es würde mich sehr freuen!“

„Nein, Félicie.“

„Warum nicht? — Es darf ja nicht bald sein — nach einem Jahr oder später, wenn Sie über die Trennung hinaus sind... Sie müssen mir natürlich in der Zwischenzeit schreiben — ich werde Ihnen auch antworten. Aber es darf nicht zu oft sein!... Das wäre uns nicht gut — mir sicher nicht... Aber schreiben auf alle Fälle! Damit wir wissen, ob wir noch am Leben, ob wir uns noch erinnern? Das denke ich mir so schön!... Aber es darf unter keinen Umständen eine gefährliche Korrespondenz werden... Ich glaube, wir beide werden nie den Mut finden, sie einmal ganz abzubrechen. — Aber schreiben müssen Sie mir unter allen Umständen und sofort — nicht wahr?“

„Ich weiß noch nicht, Félicie.“

Da wird sie nervös.

„Was soll das wieder heißen? Sie sagen, Sie lieben mich — und Sie wollen mich weder wiedersehen noch mir eine Nachricht geben.“

„Weil's keinen Sinn hat — weder das eine noch das andre...“

Aber sprechen wir doch verständig, mein Freund! Ich will Sie ja nicht etwa quälen — ich sage nur nie ganz das, was ich fühle, aus Angst vor mir selbst. Und heute — wenn man's am schmerzlichsten fühlt, kann man es am schlechtesten ausdrücken... Also Sie dürfen nicht länger an der Riviera bleiben! Zu Ihrem Bruder wollen Sie nicht, obgleich das das beste wäre. Aber Sie müssen irgend wohin, wo Sie nicht mit sich allein sind. Sie sprachen von Indien, einer Seefahrt, die mit ihren neuen Eindrücken Sie auf andre Gedanken bringen würde... Vielleicht thut's Ihnen wirklich gut... Aber ich muß unter allen Umständen wissen, wo Sie sind, wo Sie ein Telegramm, ein Brief erreichen kann. Ich sorge mich so sehr um Ihre Zukunft. Ich würde eine schreckliche Gewissenspein durchmachen, wenn ich in jedem Augenblick denken müßte: vielleicht ist er todelend irgendwo allein — oder er ist schon tot — und ich könnte in Ihrer Todesstunde lächeln, weil ich sie nicht ahne. Wenn ich an Sie denke — und ich werde viel an Sie denken, sehr viel, mein Freund! —, will ich wissen, wo und wie ich an Sie denken darf in dem Augenblick... Das beste wäre doch, Sie gingen zu Ihrem Bruder. Sie sagen, er wäre ein sehr scharf denkender Mensch, und nach Ihren Erzählungen ist es mir ganz so, als ob ich ihn genau kennte. Er wird Ihnen verständig raten und auch mich verstehen. Vor allem verstehen, daß dieser Roman kein andres Ende haben konnte... Also wohin wollen Sie gehen?“

„Nirgend wohin, Félicie.“

„Das dürfen Sie **mir** nicht antworten! Es enthält die schwerste Beleidigung für mein Gefühl.“

„Aber es ist doch so egal, wohin ich gehe, Félicie!“

„Wollen Sie mich denn wieder quälen?“

„Nein —“ und ich fühle wieder das schrecklich-wehe Ziehen in den Nerven. — „Es ist ja so egal, wohin ich gehe, Félicie, weil es doch nicht lange und nicht weit sein wird.“

„Das heißt, Sie wollen...“

„Ich will gar nichts, Félicie. Das ist eben das Schlimme bei meinem Zustand.“

„Und doch weiß ich, was Sie wollen!“

„Nun gut — wissen Sie es!“

Da tritt sie mit bebenden Lippen und zusammengezogener Braue auf mich zu: „Sie sind fähig, mir das Aeußerste anzuthun?“

„Fähig vielleicht, Félicie, aber noch nicht entschlossen.“

„O ja, fähig sind Sie dazu, anstatt das Leben zu tragen, es wegzuwerfen! Aber dann wären Sie feige und rachsüchtig zugleich... Sie könnten mir also diese Gewissensqual aufbürden? Das habe ich nicht um Sie verdient! Ich habe Ihnen von Anfang an gesagt: den äußersten Schritt thue ich nur im äußersten Falle, und der tritt nie ein!“

„Sie träfe ja in keinem Falle eine Schuld, Félicie! Ich hätte auch sonst dasselbe wahrscheinlich

einmal gethan, weil mir am Leben wirklich nichts liegt, und weil mir nichts daran liegen kann."

Darauf sagte ihre liebe, weiche Stimme zitternd: „Sie werden es doch nicht thun, mein Freund. Ich kenne Sie besser ... Sie wissen doch, daß ich Sie lieb habe, daß ich Ihnen das gab, was ich noch keinem Mann gab. Ist das noch nicht genug? Wollen Sie denn noch mehr? Der Selbstmord ist und bleibt Feigheit! — Ich, die ich zu einem gehaßten Mann zurückkehre, leide ja viel, viel mehr. Und wenn Sie allein sind, Ihrem Schmerz den ungehemmten Lauf lassen können, da muß ich stumm verzweifeln in seiner Gegenwart, vor seinen Augen. Ich muß leiden — und muß lächeln dazu ... ja, lächeln dazu! ... Mein Freund, versprechen Sie mir, daß, wenn Ihnen dieser Gedanke kommt, Sie an mich denken werden! Und wenn Sie an mich denken werden, dann werden Sie auch weiter leben, eben weil Sie mich lieb haben, und weil ich Sie lieb habe."

Und ich antworte auf diese rührende Beschwörung nur verbissen: „Ich kann dir das nicht versprechen, Félicie. Und wenn du noch immer Herr deiner Sinne bist, so bin ich nicht immer Herr meiner Sinne ... Und wenn ich es doch verspräche, der Tod bricht jeden Eid."

„Mein Freund," versucht sie es noch einmal, „ich kann Ihnen nur wiederholen: was ich sage, ist immer weniger als ich denke und viel weniger als ich fühle, aber Sie müssen doch selbst fühlen, daß ich grundehrlich bin, daß ich die Phrase hasse, und wenn ich mich so sehr um Sie zu sorgen scheine, ich mich in Wahrheit noch viel mehr sorge. Also versprechen Sie mir?"

„Ich kann Ihnen nichts versprechen, ich kann nicht."

Ich bin wieder einmal dem Zusammenbruch nahe.

Und jetzt — sieh daraus, Gert, wie schlecht ich doch diese Frau kenne, und wie sie thatsächlich immer mehr giebt, als sie zu geben scheint, — jetzt tritt sie mit zitternder Hand, aber rasch und entschlossen an die äußerste Ecke des Balkons, wo die Mauer des Sarazenenschlosses im jähen Absturz zum Meere fällt. Das Geländer ist so niedrig, der Sprung so leicht! Félicie biegt den geschmeidigen Körper ein wenig vor und sagt leise: „Da Sie mir nicht versprechen wollen, um meinetwillen weiter zu leben, so liegt Ihnen dann doch auch an meinem Leben nicht viel. Ich sagte Ihnen vorhin, ich hielte den Selbstmord für eine Todsünde. Aber ich thu's doch!" Es ist das von ihr keine müßige Drohung, es ist der plötzliche Entschluß. Die ganze Scene beanspruchte nur Sekunden.

Aber wie sie so dastand, die Opalaugen finster leuchtend, die weiche Lippe zitternd, die weiße Hand um den Metallknopf der Brüstung gekrampft, so eigensinnig entschlossen wie je — da schoß mir der Gedanke durch den Kopf: rühr dich nicht, sag kein Wort! — Aber in dem Moment, wo der schöne Körper im dunkeln Fall von Fels zu Fels taumelnd in der blauen Tiefe verschwindet, da springe du auch ohne Besinnen nach! Es wäre das beste. Ihr habt ja beide mit dem Leben nichts zu verlieren. — Félicie ist keine Komödiantin, sie springt. — Nenne es meinetwegen Eigensinn! Es ist kein schlechter Eigensinn. Es ist die Natur dieser Frau so, die nur im Augenblicksentschluß das Beste, das Eigne giebt und im Nachdenken fremder Gedanken so schrecklich vernünftig sich selbst aufgiebt.

Aber ich soll Félicie sehenden Auges in diesen Abgrund springen lassen — ich sie? — Du lieber Gott! Dies weiche, edle Geschöpf gewissermaßen seiner eignen Marotte zu opfern? Dann soll sie doch lieber an einer That des edeln Eigensinns zu Grunde gehen, die sie nicht beschmutzt, wie die hier. Ich springe — sie springt — daraus würden ja die Leute herauslesen, was nie war. Der Duc würde auf einmal der Heilige und sie die Verbrecherin. Das will ich nicht — der Gedanke ist mir schrecklich! ... Und dann — eigentlich lächerlich — die ästhetische Unmöglichkeit! Ich bin kein Barbar, ich bin ein Künstler. Ihr Leichnam da unten an der Klippe zerschmettert, unkenntlich, eine zuckende Masse. So viel Anmut, so viel Reiz, so viel weher Zauber in weniger als einer Sekunde zu etwas unsagbar Häßlichem entstellt! Das brächte ich nie übers Herz. Sie soll, sie darf nicht sterben. Der Gedanke an ihren Tod macht mich fast rasend. Es ist etwas in dieser Frau, was sie mir so himmelhoch über andre Frauen stellt, daß ich sie vielleicht nur wahnsinnig lieben oder wahnsinnig hassen kann. Das ist gar nicht modern — und Félicie liebt alles schön und maßvoll ...

Trotz alledem, Gert, will ich verzichten, verzichten in der zwölften Stunde. Ich verzichte damit auf das Glück, ich verzichte auf mich selbst. Ich werde mich vielleicht einmal schrecklich wiederfinden und das verfluchen, was ich segnen sollte. Aber ist es diese schläfrig-kühle Rivieraluft heute — ich fühle, daß mir nichts andres übrig bleibt. Ich thue nur damit freiwillig, was ich sonst unfreiwillig thun müßte. Hoffentlich halten's die Nerven aus, hoffentlich auch das Herz ... Aber Félicie tot, meinetwegen tot, das ertrage ich nicht! ... So bin eben ich, so ist ein Narr. Kennst du in dem entarteten Weichling deinen rücksichtslosen Bruder wieder, der, was er haben wollte, sich noch immer vom Geschick erzwang — und nicht zu seinem Heil? ... Gert, was kann sie dafür, daß sie so reizend ist, und so gut und so eigensinnig? Ich modele sie nicht um, ich gewiß nicht! ... Sie geht zu ihrem Herzog zurück, weil ihr Pflicht scheint, was bei andern abgrundtiefe Unmoral wäre. Sie ist ein Produkt der Gesellschaft, der kleinen großen Welt, der sie mit allen Fibern doch angehört. Was sie fühlt, das fühlt sie selbst — und was sie thut, das thun andre. Sie will den ungeheuern Widerspruch in ihrem Wesen gar nicht verstehen, an dem sie krankt, an dem sie zu Grunde geht. Alles, was sie im Affekt thut, dem schönen Impuls des Augenblicks gehorchend, das ist sie selbst, das ist gut und scheint ihr schlecht. Und alles, was sie durch langes Raisonnement erst gewonnen, das ist Fremdes, und der Eigensinn verleiht ihr da höchstens die Kraft zu

einem kurzsichtigen Beharren — und ihr scheint edel, was häßlich ist. Sie ist ein Produkt der Erziehung, der Verhältnisse und geht rettungslos an der Tradition zu Grunde, der sie entfliehen sollte. Ich kenne ihr Schicksal nicht, ich weiß auch nicht, ob nicht gerade sie eines Tages, wenn sie der große Sturm packt, alles beiseite wirft und sich dem rettenden Orkan anvertraut. Wer, wie sie, schon vor dem Wind flüchtet in die Treibhausluft, der findet sich nie selbst — und gerade sie sollte mit gieriger Nüster auf den Orkan hoffen. Ihre Ehe ist eine Lüge, eine Unmoral, ein Verbrechen gegen sie selbst — dennoch hält sie aus. Wer eben nur tadellos angezogen, unter starker Bedeckung, unter dem Beifall der Menge fliehen will, der flieht nie. Und wer, statt das eigne, warme Herz allein zu fragen, nur die kühlen andern Herzen fragt, der steht in der Dämmerung, wo er in der Sonne leben könnte. Sag' ich das, Gert, und sie wird unter dem Druck der Persönlichkeit antworten: ‚Sie haben nicht recht, mein Freund, weil Sie mich nicht verstehen, aber Sie meinen es gut, weil Sie mich lieben.‘ Schreibe ihr das — und sie wird der rauhen Wahrheit auf glattem Papier antworten: ‚Sie kränken mich — aber ich will nicht mit Ihnen rechten!‘ ... Es hat eben noch niemand sich ganz in seinem eignen Spiegel geschaut.

Bei der ganzen Scene war keine Spur von Effekthascherei, weder bei mir noch bei ihr. Den Effekt lieben wir beide nicht.

Und ich fühle jetzt wieder auch beim Schreiben die dumpfe Mattigkeit wie damals. Ich habe ihr versprochen, was sie wollte.

„Wenn du das thust, Félicie ...“

„Aber ich thue es.“

So haben wir uns dann geeinigt.

„Sie versprechen mir also, mein Freund, nie Hand an sich selbst zu legen?“

„Ich verspreche es unter einer Bedingung.“

„Welche?“

„Ich habe das Recht, Félicie, mit mir zu thun, was ich will, von dem Moment ab, wo Sie selbst sagen: ‚Ich bin wieder glücklich.‘“

Sie zögert einen Augenblick, weil sie einen Hinterhalt fürchtet. Dann reicht sie mir die Hand: „Also Sie versprechen mir hier bei allem, was Ihnen heilig ist! ... Haben Sie keine Angst, daß ich im Leben je glücklich werde.“

Dann kam der Herzog. Er ließ uns aber bald wieder allein. Den Rest des Tages war Félicie schwermütig und sah mich immer an mit ihren großen Opalaugen. Am Ende nehme ich's doch leichter als sie.

Der letzte Kuß? — Er brennt mir noch ... Aber ich weiß nicht mal mehr, Gert. Es war im Musikzimmer, und ich that ihr so leid. Und ich hatte wieder eine Gemütsdepression, die sie für quälende Laune hält. Es überstürzte sich alles. Erst wollte ich gar keinen Kuß mehr — und dann wollte ich doch einen ... Dieser letzte Kuß sollte ein langer, schöner Kuß sein, wo sie mir alles noch einmal geben wollte, was das angebetetste Weib in einem Kuß an Güte, Glut und Weh zu geben vermag. Es sollte ein sündenloser Kuß sein und wiederum so sündig! Aber es war nur ein kurzer, leidenschaftlicher Kuß, wo das Opalange so tief glänzte, daß es fast böse aussah. Die Kammerjungfer scheuchte uns voneinander. Wir mußten wieder Gleichgültiges reden. Das ging so fort bis zum Abend. Wir mußten auch lächeln, weil nun einmal Lächeln zur heimlichen Henkersmahlzeit gehört.

Gert, ich weiß, daß ich erst vor dem Zusammenbruch stehe. Aber ich darf noch nicht zusammenbrechen, Gert, darum schreibe ich an dich, darum schreibe ich so konfus. Ich muß es! Denn wenn ich eine Stunde allein bliebe mit meinen Gedanken, dann passierte das Aeußerste doch trotz allem Versprechen. — Ich muß etwas thun, etwas thun mit der wildesten Anspannung meiner Kraft. Und wenn es die größte Nervenfolter, der hellste Wahnsinn ist! Mensch, wenn Du ahntest, was mich diese Briefe kosten! — Was ich an Nerven hier in vier Monaten verbraucht habe, davon leben andre hundert Jahre herrlich und in Freuden ... Beneide mich nicht um das große Gefühl! ... Ob ich mich noch mal wiederfinde im Leben? Vielleicht als alter, abgeblaßter Kerl, wo man kein Recht mehr hat aufs Wiederfinden, und wo man sich nur herzlich bedauern müßte, weil man sich noch einmal wiederfinden konnte ... Käme ich über das alles noch einmal ganz hinweg, empfände ich noch einmal ein ganzes Glück — dann müßte ich über den Wert aller großen Gefühle lachen ... Was ich Dir schreibe, das ist ja nur der hundertste Teil von dem, was ich innerlich erlebte, es ist noch dazu zurechtgemachtes Zeug, weil der Rabensche Hochmut nicht einmal im Tode wahrhaben möchte, daß er tot.

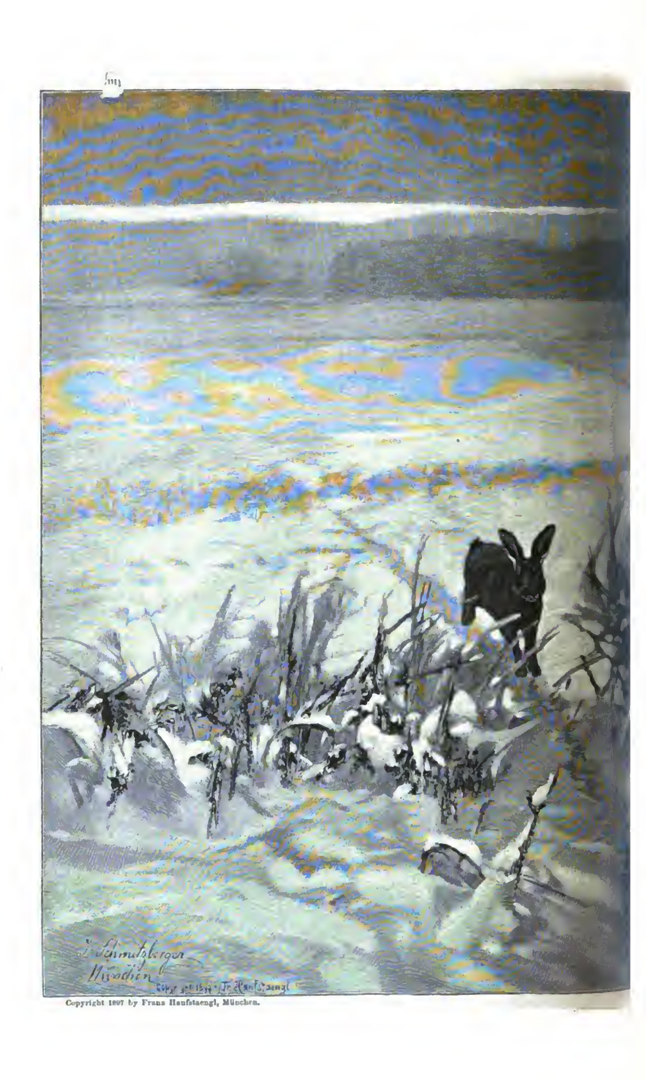
Ich vergaß Dir übrigens zu schreiben, daß wir abgemacht haben, daß ich den Herrschaften, die noch Besorgungen haben, in zwei Tagen nachkommen will. Ich werde Félicie das letzte Lebewohl doch noch sagen. Dann kehre ich einen Tag zurück in das verödete Schloß — und fahre dann nach Indien oder irgend wohin.

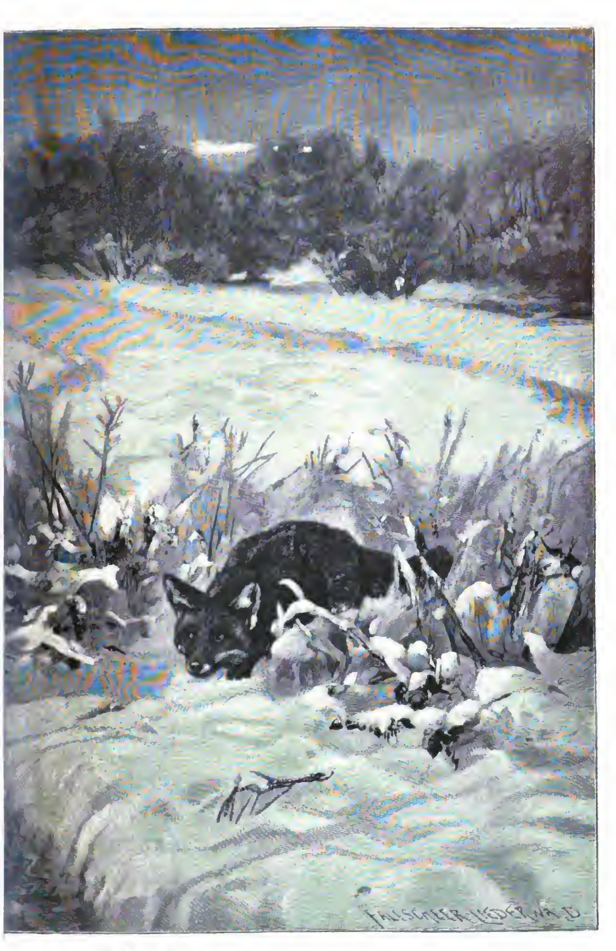
Ich war in Nizza. Ich war auch auf der Jacht — ich habe auch noch flüchtig die Hand geküßt. Ich sehe noch das lila Taschentuch, das mir winkt ... Und dann sehe ich nichts mehr. Ich bete nur, daß ich die hundert Schritte bis zum nächsten Restaurant nicht zusammenbreche, denn ich muß trinken, Gert, trinken bis zur Besinnungslosigkeit.

XVI.

Dieser Roman will noch immer nicht enden — er endet wohl erst mit meinem Leben.

Ich war noch einen letzten Tag allein im Schloß, eine unnötige Tortur! ... Aber ich wollte doch noch Abschied nehmen von dem alten Sarazenenturm, wo ich in der Liebe mich selbst fand und mich selbst verlor. Ich war ganz früh herübergefahren von Nizza — von Nizza, dessen Strand, dessen Quai, dessen Hafen ich hasse, weil ich sie wohl nie mehr anders werde sehen können, als in dem herzlos schönen Lichte jenes Abfahrtstages. Wie kann nur der Wind so köstlich fächeln, das Meer so tiefblau





J. Schmitzberger

„Durch diese hohle Gasse muss er kommen!“

flimmern, wenn das Glück auf seinen Wogen unwiederbringlich entflieht! Die Welt hat keine Seele. — Andre in meinem Fall würden denken: ‚Attendre et espérer.' Ich möchte das auch. Aber keine weiße Hand winkte mir das beim Scheiden zu.

Heute ist wieder so ein grausam schöner Tag. Ich mag während der Fahrt nicht auf die See hinaussehen, die unter den Coupéfenstern in weißen Katzenköpfchen gischtet — dieselben weißen Gischtflocken säumten neulich die Kielwelle der „Félicie"; ich mag auch nicht die stickige Erdluft der Tunnels einatmen — in diesem Brodem habe ich sie ja zum erstenmal geküßt. Alles macht mir Weh — der wolkenlose Himmel und das strahlende Licht, die rauschenden Palmen und die säuselnden Oliven, selbst das alte, morsche Fischerboot dort am einsamen Strand. Um alles, alles weht noch ihr Zauber. — Ich habe die Frau zu sehr geliebt — das ist nie gut!

Auf der Bahnstation erwartet mich das Coupé. Félicie hat bestimmt, daß bis zu meiner Abreise alles genau so bleiben soll wie vorher. — Aus den blauen Atlaskissen weht mich der feine, heimliche Duft an, der allem eigen, das die weißen Hände je berührten. Ich fahre die Felsstraße bis zum Schloß — an der Klippe vorbei, die schwarz und leblos starrt aus funkelndem Blau — an den Oliven vorbei, die einst im Sturm gestöhnt — an der Felsecke vorbei, wo auf ketzerischen Spaziergängen uns immer das alte Schloß entschwand und das junge Glück emportauchte. Jetzt biegt der Wagen knirschend durchs Portal. Der goldene Herzogshut leuchtet noch immer. Dieser traditionelle Hut entschied doch wohl mein Geschick ... Dann die Burgtreppe. Die gotische Halle. Wir haben fast Mai, eine erbarmungslose Helle wogt durch den sonst so dämmerigen Raum; die Waffen gleißen, die Banner starren, der geharnischte Mann am Kamin sieht aus den Löchern seines Stechhelms mich noch immer mißtrauisch an. Auf dem dunkeln Eichentisch das Sèvresservice, der duftende Kaffee, die gewohnte Zigarette in silberner Schale. Es ist noch nichts vergessen, was die Schloßherrin befahl. Ich brauche auch nicht eine Minute zu warten. Die junge Italienerin, die mir statt des nachgereisten Kammerdieners serviert, ist eine Augenweide mit ihren weißen Zähnen und ihrem roten Mund. Es ist alles wie sonst — nur „sie" fehlt. Sie ist nicht tot, ihr guter Schatten umschwebt den Verlassenen nicht mitleidig; sie ist nur auf ewig fort, und ihre Seele schwankt, ob sie traurig rückwärts blicken darf zu mir oder hoffnungsfreudig vorwärts schauen muß ... Ich sitze so lange. Die Erinnerung ist noch allmächtig. Erinnerungen sind so schön, wenn man träumend mit ihnen wandelt; sie sind so traurig, wenn sie nur als Schemen geschwundenen Glücks vorüberwallen. Und es ist doch dasselbe Schloß, dieselbe Halle, nicht drei Tage stehen zwischen einst und jetzt — aber in der Zeit versank mir eine Welt. Ich rauche Zigarette auf Zigarette. Der feine Dampf umwallt mich, berauscht mich. Ich möchte dankbar sein — und bin undankbar. Ich weiß, daß ich nie mehr das feine Rauschen eines Seidenrocks vernehmen werde — und ich lausche doch in thörichter Sehnsucht nach dem Ton. Ich weiß, daß keine kranke Frauenhand duftend kühl in meiner fiebernden je wieder ruhen wird — und ich strecke doch unbewußt meine Hand aus, um die andre zu fassen. Ich weiß, daß nie mehr eine liebe Stimme mir das Guten Morgen flüstern wird — und ich sage doch wie im Traume: ‚Guten Morgen, Herzogin!' Es sind Thorheiten, schmerzliche Thorheiten, aber wer entzieht sich diesem edeln Schmerz, wer möchte sich ihm entziehen?! Und wie ich so sitze und immer an sie denke, weil ich nur an sie denken kann, da mache ich mir Vorwürfe, als hätte ich die Abwesende erst wirklich geliebt, als hätte ich ihr früher nicht oft genug gesagt, wie sehr ich sie liebe — und ich hab's doch viel zu oft gesagt! Ich wähne, ich habe sie absichtlich gequält, ihr absichtlich wehe gethan — und that mir selbst doch am wehesten und konnte doch nicht anders! Ich quäle mich, ob die Gute nicht mehr leidet jetzt — und sie kann doch nie mehr leiden als ich! ... Was ich auch je gesprochen, gesagt, gedacht — eigentlich giebt's doch keinen tieferen Kniefall vor der Seele einer Frau, als wenn man sie so liebt, wie ich sie geliebt habe. Es war nicht der Körper, der Reiz, die Anmut — es war doch nur ihre Seele, die ich liebte. Ich weiß das jetzt ganz genau. Ich spür's deutlicher jetzt, wo ich allein, wie ich weher spüre, was ich an ihr verloren. — Sie hätte im Leben ein klein wenig mehr sie selbst sein sollen! An diesem Kleinwenig, vielleicht an einer Aeußerlichkeit, krankt, ohne daß sie es ahnt, vielleicht ihr ganzes Geschick. Sie würde mich vielleicht steinigen, wenn ich ihr sagte: ‚Du bist ein unglückliches Gemisch von Verstand und Gefühl, weil beides zu fein ausgebildet ist, um kraftvoll zu sein. Darum die Angst vor dem großen Gefühl, das du zwingst mit einer kleinen, eigensinnigen Falte auf der schönen, sonst faltenlosen Stirn. Und doch, welch holder Zauber muß dich umfließen, angebetete Frau, daß du dem Manne trotzdem alles warst und daß er dich nie vergessen kann, so gern du es möchtest, so gern ich es möchte! ... Ich sehe deine Schatten schärfer, als sie sind, und verbrenne doch in dem Licht, das diese Schatten wirft. Ich bin weder von heute noch von gestern — und wollte dir den Zaubertrank einflößen, und du flößtest ihn mir ein. Welche Frau kann so wie du von sich sagen: ‚Ich kann zaubern, ich zaubere auch. Aber nachher thun mir die Verzauberten immer leid.' Das ist auch dein Verhängnis, Fee, daß dir am Ende die Verzauberten nur leid thun können. Weiter langt's nicht. Und damit schaffst du dir selbst so viel Weh ... Dein Zauber reicht ja weit, so weit! Er hat selbst meinen Hund bezwungen, der sich im Interesse seines Herrn so ehrlich dagegen wehrte. Tip verzehrt sich wie ich in Sehnsucht nach der Zauberin. Er sitzt neben mir und denkt vielleicht: ‚Konnte sie nun nicht wenigstens bei den Verzauberten bleiben!' Er ist treu und versteht nicht, daß du treulos bist nach seiner Ansicht. Nicht mal der Hund will von der Erinnerung allein leben.

Und doch ist die Erinnerung heute bei allem

Weh schön. In diesem Schlosse ist noch so viel von der Zauberin zurückgeblieben, was die vernünftige Trauer bannt, die thörichte Hoffnung weckt. Wir beide, der Hund und ich, gehen durch das Schloß auf den Spuren deines weichen Fußes — vielleicht küsse ich auch eine Stelle, wo er geweilt. Wir sind beide weiche Idealisten, wo wir harte Realisten sein sollten . . . Ich gehe in das Rokokozimmer, wo durch eine Unachtsamkeit der Domestiken das Klavier noch offen steht, und schlage das Heft auf, wo du deine kleinen, reizenden Lieder komponiert hast. Die Lieder haben so viel von deinem schwermütigen Reiz, und wenn ich denke, wie du sie mir zum erstenmal spieltest, so thust auch du mir leid. Das trifft auch mich. Man sollte im Leben mehr Kraft haben und weniger Feingefühl . . . Ich sitze auf dem Balkon, wo wir so oft gesessen, und streichle kindisch die Seitenlehne des Stuhls, die deine weiße Hand berührt. Ich streichle auch den Marmortisch, wo deine nie beendete Spitze so oft gelegen — es war ein originelles Muster — und so reizend — und blieb so unvollendet wie du . . . Ich will deinem Andenken damit nicht wehe thun. Der Sonnenschein, den du mir gabst, war doch so warm! — Ich sitze lange auf dem Balkon. Der Park duftet wie einst — aber es ist ein andrer Duft; das Meer blaut — aber es ist ein andres Meer. Du fehlst! Ich habe vielleicht in meinem ganzen Leben nur mit dir genossen — weil ich jedes Bild erst im warmen Spiegel deiner guten, großen Augen wirklich sah.

Ich gehe auf die Terrasse, wo wir so viel Gedanken getauscht, gute und böse, viel Ketzereien darunter, von denen niemand ahnen darf, daß gerade sie uns verbanden. Und wie oft, wenn ich wieder etwas Unglaubliches gesagt hatte und mich entschuldigen wollte, hat deine weiße Hand mir hastig gewinkt, und deine schönen Lippen haben geflüstert: „Mais nous sommes mariés, mon ami, nous sommes mariés.“ . . . Und wieder eilen wie einst die Stunden, weil dein Zauber die Zaudernden noch immer scheucht. Die Sonne ist im Untergehen. Ich sehe sie jetzt wirklich zum letztenmal, im letzten Hoffnungsschimmer. Sie taucht so ruhig, so klar ins Meer, die Reflexe zucken über die leicht bewegten Wasser. Und wieder fließt das rosige Licht wie damals über die Küstenberge, und die Töne der Feierglocke zittern herüber. — Die Tageskönigin ist versunken. Am klaren Horizont nur noch der helle, gelbliche Schein, bei dem man sich immer erst des Rivieralichtes recht bewußt wird, weil in diesem klaren, weichen Abendschimmer jeder Palmenwedel so deutlich zittert und jedes Mimosenblatt so heimlich bebt. Die Fischerboote mit ihren weißen Segeln ziehen im Abendwind in langer Linie wie eine Flottille heim. Es zeichnet sich alles so rein, so scharf! Und jetzt — ganz fern drüben wie damals: ein winziger, leuchtender Punkt. Es könnte die „Félicie“ sein, die zurückkehrt. Das Glück kehrt nie zurück, Gert! — Aber in dieser weichen Feierabendstimmung der Natur macht es mir ein wehes Vergnügen, einen thörichten Traum zu träumen, als wäre es wirklich die Jacht, als käme sie näher, als könnte ein liebendes Auge schon eine liebe Gestalt erkennen. Das Glück eilt ja immer so schnell! Ich schließe auf Minuten gläubig die Augen. Ich rede mir dabei vor, daß, wenn ich sie wieder aufthue, Félicie neben mir sitzt und lächelnd sagt: ‚Da bin ich, mein Freund — ich bin ja schon so lange wieder da und habe mich so auf dein verwundertes Erwachen gefreut!‘ . . . Und jetzt öffne ich wirklich die Augen. Da ist der helle Abendschimmer schon im Schwinden. Das fremde Segel ist weg, versunken, so sehr ich auch schaue. Und ich fühle eine Kühle, eine Einsamkeit — ich starre melancholisch wie mein Hund auf die graue, leblose See.

Es war Zeit zum Hineingehen. Neun Uhr. Man hatte mich nicht stören wollen. Vielleicht that selbst diesen Leuten der Verlassene leid. Aber Mitleid — danke! . . . Ich hatte diese kleine Anregung meines Hochmuts bitter nötig. Das Diner war in dem hellgrünen Boudoir serviert. Mit dem Zimmer verbinden mich wenig Erinnerungen — und das war gut.

Den Abend verbrachte ich in der Halle. Es war dämmerig und warm da, und wieder flackerte ein einziger Kandelaber. Die bitterwehen Gefühle wollten mich überkommen — aber sie wichen. Ich hatte ganz bestimmt die Empfindung, daß sie auf Stunden mit ihrer ganzen Seele bei mir war. Das that so wohl! — Ich fühlte beinahe ihre körperliche Nähe, die mir die hellsten Tage meines Lebens gegeben; ich fühlte, daß sie mit mir litt. Vielleicht weinte sie die bittere, bittere Thräne einer Gefangenen, oder sie saß schwermütig auf Deck und schaute unverwandt zurück und grüßte mich mit feuchten Augen. Die Empfindung ihrer Seelennähe habe ich später nie so intensiv mehr gehabt. Das mag an mir gelegen haben — oder auch an ihr. Nur heiße Gefühle steigert die Zeit, die Entfernung, während die andern allmählich darunter erblassen. Ein Jahr später erscheint der Frau vielleicht der thörichte Traum nur noch thöricht. Und dann müßte sie mir leid thun . . . Wenn sie doch nur das schöne, kranke, spielende Kind wäre? . . . Aber sie ist es ganz gewiß nicht!

So habe ich gesessen und geträumt mit ihr bis Mitternacht. Und denke, Gert — mich, den Schlaflosen, überfällt auf einmal der Schlaf. Es war ein wohlthuender Halbschlummer . . . Und dann — es kann keine halbe Stunde gedauert haben — ich höre ein weiches Knistern, spüre den weichen Hauch eines geliebten Mundes, etwas duftend Kühles berührt mich. Es war ganz sicher ihre weiße Hand. Durch meinen ganzen Körper geht ein wohliges Rieseln, davon ich erwache. Wo bin ich? — Ach ja — in der Halle. — Ich will mich umdrehen nach ihr, die doch bei mir sein muß. Sie ist nicht da. — Und während meine schlaftrunkenen Sinne sie noch thöricht suchen, erwache ich langsam zur Wirklichkeit, die schwarze, tote Riesenöffnung des Kamins starrt mich an. Ich begreife alles. Es war ein schreckliches Erwachen . . .

Ich bin allein — nicht mal der Hund ist bei mir. Und da spüre ich eine Einsamkeit, eine Leere,

eine Oede, so trostlos lastend, wie nie in meinem grauen Leben. Ueber den ganzen Körper legt sich eine tödliche Mattigkeit. Ich überwinde sie mit der äußersten Anspannung meiner Kräfte. — Dafür packt mich ein so rasendes Heimweh nach ihr, daß ich aufspringen möchte und laufen, bis ich sie finde oder bis ich röchelnd niederbreche. — Und ich thue etwas unsagbar Thörichtes. Ich wandere durch alle Zimmer und suche sie wie ein Hund, und Tip sucht auch und winselt leise. Aber es ist nichts, nichts mehr von ihr in diesem Schlosse. Es ist alles vorüber. In dem Toilettezimmer wird mir das klar. Der venetianische Spiegel ist weg und die reizenden Intimitäten des Empiretisches — nur noch die häßliche Unordnung, die zerstreuten Möbel, die herabgerissenen Vorhänge. Und was ich fiebernd suchte — den Duft ihres tiefschwarzen Haares — auch er ist verflogen . . . Ich gehe in das Schlafzimmer nebenan. Die riesigen, geschnitzten Prunkbetten mit ihrem schimmernden Brokat sind unberührt: die Ordnung herrscht da, die Stickluft der Tradition. Ich stehe vor den Prunkbetten. Hier ruhten sie — hier ruhten sie seit Jahren — hier werden sie noch Jahre ruhen! . . . Eine grenzenlose Empörung gegen alles Bestehende möchte mir aufquellen, die Hand möchte die unschätzbaren Brokatdecken sinnlos zerfetzen aus dumpfem, tierischem Haß . . . Meine Hände zerfetzen nichts. Nur der Revolutionär bricht vor der Tradition zusammen. — Der Herzog wird die Frau nie verlieren, die er nie besaß. Die Tradition hat gesiegt. Sie mußte siegen.

Auch das geht vorüber, wie im Leben alles vorübergeht. Ich sitze wieder am Kamin und schaue in die schwarze, tote Höhle. Das ist eigentlich der Schluß des Romans —, und die Konsequenz — und der Hohn. Wo „Die Liebe“ im Prunkrahmen, auf plüschverhangenem Postament gestanden, gähnt jetzt das Nichts. Die geharnischte Puppe bewacht das Nichts — diese dürre, trostlose Wirklichkeit, weil eben die nur ein Recht hat . . . Also zu solchem Ende sind die großen Gefühle bestimmt? — Na, auch gut! Lacht ihr andern, lächle auch du, Herzogin! . . . Es muß auch Narren geben auf dieser Welt, großherzige Narren — und vielleicht wäre die Welt bettelarm ohne sie.

Ja, Gert, ich will das Malen wieder anfangen, die vernünftige Arbeit, die man doch eigentlich nur für andre thut. Ich werde wieder ich selbst werden — und das wird Félicie so freuen! Du lieber Gott, bilden sich eigentlich alle Frauen ein, daß sie ein Martyrium tragen, wenn sie beharren? Martyrium der Schwäche, wie hübsch drapieren dich deine Kreuzträgerinnen! . . . Und bin ich selbst etwa stärker? Im Gegenteil! Man weiß nur besser, wie schwach man ist . . . Sag mal: Wer liest den Don Quichotte des unvergänglichen Humors wegen? Alle. Und wer liest ihn wegen der Idee? Keiner. Und doch ist der unverwüstliche Idealismus das Beste am ganzen Don Quichotte.

Gegen Morgen ging ich auf mein Zimmer, um zu packen. Ich packte mit der peinlichen Ordnung, die einem nur der Stumpfsinn giebt. Ich habe auch die kleinen Andenken eingepackt, die ich von ihr besitze. Es sind rührende Andenken darunter, wie sie eigentlich nur große Kinder aufbewahren. Und doch möchte ich mich von ihnen nie trennen. Ich werde sie auch später irgendwohin tief unten verpacken, ich werde genau wissen, wo sie liegen. Und wenn ich sie durch einen Zufall finde, wird mir ein weher Stich durchs Herz gehen, auch viel, viel später noch. Und wenn ich sie nie mehr ansehen sollte aus Angst vor meiner Schwäche, das Gefühl bleibt doch, daß sie etwas Heiliges sind, daß ich in ihnen etwas von ihr besitze, das nur sie selbst mir wieder nehmen kann. Darum habe ich wohl auch die tiefdunkle Haarlocke geküßt, mit dem blauen Seidenband, das sie selbst darum wand, weil sie den thörichten Wunsch des verliebten Thoren so feinfühlig ehrte. Ich hatte meine Augen geschlossen, während ich das Haar küßte — da war trotzdem wieder der feine Duft und der Traum und das Weh.

Um fünf Uhr kam das Mädchen, mich zu wecken, ich hatte gerade das Packen beendet. Um sechs Uhr fuhr ich ab. Ein Sirokkotag. Ich habe nicht mal mehr zurückgeschaut nach dem Schlosse.

Als ich in Genua ausstieg und die Schaffner gerade wieder ihr: „Einsteigen nach Ventimiglia!“ riefen, kroch mir der Ekel am Leben scheußlich wie ein Reptil über den Rücken. Hast Du ihn jemals gespürt? — Ich kann ein Lied davon singen! Er ist grau, lähmend, aber er tötet nicht.

In Genua blieb ich den ganzen Tag. Ich will erst in der Nacht über den Gotthard. Was ist Genua? — Ein häßliches, winkliges Nest. Was sind die Genuesen? — Betrüger . . . Und die Paläste des Campo santo? — Ich habe gar keinen Sinn mehr für Schönheit. Ich bin nur froh, wenn nicht hinter irgend einer Straßenecke das Meer vorleuchtet! Ich schreibe an Dich in einer Bierstube der Galeria Mazzini. Ich schreibe mit zittriger Hand, die auch Ströme von Hennessy nicht festigen können. Und ich sitze dicht am Fenster, weil es mir völlig gleichgültig ist, ob ein Mensch sieht, daß ich mit feuchten Augen schreibe. Sie können ja wähnen, ich habe an der Riviera eine Frau oder ein Kind an Tuberkulose verloren. Ich verlor ja auch thatsächlich eine Frau — nur daß sie nicht tot ist und nie schwindsüchtig war.

Um zehn Uhr nachts war ich in Mailand. Da auf dem Bahnhof habe ich auch meinen Hund verloren. Du brauchst Dich nicht aufzuregen, wegen der Herzlosigkeit, Gert! Daß es mein treuster Freund war, weiß ich allein. Aber auch dieser Verlust ist mir gleichgültig. Man hat mir das schöne Tier wohl weggefangen, und es stirbt bei seinem neuen Herrn an Heimweh. Vielleicht ist er auch weggelaufen, zurück an die Riviera, verzweifelt, winselnd nach ihr, vergiftet von demselben Zauber wie ich. Ich hätte in Mailand bleiben sollen, zu suchen, Belohnungen auszuschreiben. Das Tier war mir doch immer so viel mehr wert als ein Mensch. Aber ich kann nicht, Gert, ich kann beim besten Willen nicht! Ich muß weg — Da faucht der Schlafwagenzug nach Basilea auch schon. Ich habe kaum noch Zeit,

mir das Billet zu lösen ... Armer Tip! — Ich bin doch ein Mensch und kann auch nichts andres thun als verkommen! ... Aber jetzt im Augenblick nur fort, fort! Zu diesem thörichten Triebe langt's gerade noch.

Ich hatte die zwei Kabinenplätze Erster belegt, um die Nacht ganz allein zu sein. Ich lege mich trotzdem nicht hin. Ich lasse die Nachtluft durch das offene Fenster strömen. — Wenn doch der Gebirgshauch bald käme! Er soll ja das Herz frei machen und leicht — und ich habe ihn so nötig für meinen lastenden Alp ... Und endlich kommt der frische, kühle Hauch von den Schneegipfeln gezogen. Es war ein Wahn — er macht doch nicht frei! ... Es ist wieder Vollmond wie damals bei der Herfahrt. Auch ein Hohn. Es sollte düstere Nacht sein ... Ich sitze auf meinem Bett und zähle mit der Uhr in der Hand die Minuten. Ich weiß nicht warum — aber ich muß etwas thun. Und ich rufe dem Zuge zu: Weiter, weiter! — Ich muß vorwärts sehen, ich darf nicht zurückdenken, sonst werde ich rettungslos verrückt.

Wir fahren über den Gotthard. Wieder die Stickluft der Tunnel und das schwere Prusten der Lokomotive. Es geht alles so mühselig im Leben, wenn man nur die Augen aufmacht ... Und hüben und drüben die firnbedeckten Bergriesen, starr, stumm; dazwischen weich umrissen, silbriggrau der Fels. Und da — ich weiß nicht, wie es kam — werfe ich mich auf die Kniee und bete und bete mit bergeversetzendem Glauben um das Wunder. Ich thue es sicher das letzte Mal in meinem Leben. — Unser Zug gleitet vorüber an den Bergen — und sie rühren sich nicht — und mein Herz wird auch nicht leichter. — Da stehe ich langsam auf. Es ist alles Unsinn. — Ein Gefühl vermagst du vielleicht im Gebet zu zwingen — Gefühle zwingst du mit keinem Gebet ... Bei dem Beten verlor ich dich erst ganz, Félicie, — dich und den Glauben.

NB. Ich habe in Frankfurt die Route geändert und fahre nach Hamburg weiter. Ich kann Belgien nicht passieren. Es ist mir unmöglich. Hoffentlich finde ich auch in Hamburg ein Schiff, das einen belgischen Hafen nicht anläuft.

XVII.

Also ich bin in Kairo — und nicht in Indien. Der unbegreifliche Umweg über Deutschland war ja für beide Reiseziele nur eine Kateridee. Ich hielt's gerade bis Suez auf dem Schiffe aus.

Ich male wieder, das heißt ich stümpere — und ich, der ich immer die düsteren Seiten des Lebens krankhaft bevorzugte, finde mich bei sentimentalen Vorwürfen wieder. So färbt man ab.

Der Briefwechsel zwischen mir und Félicie ist im Gange. Sie schreibt nach Hamburg, wie verabredet, und erst Wochen später bin im Besitz der geliebten Zeilen.

*

Heute ein Brief von ihr. Ich wartete schon lange sehnsüchtig auf ihn. Ein nervöser Brief, ein oberflächlicher Brief, ein Brief, wer weiß wo geschrieben, ein Brief, der mich eigentlich empört.

Ich beantwortete den Brief auf der Stelle. Ich schrieb kalt, sarkastisch, ich wollte die Frau treffen. Ich habe ein Recht auf ein ganzes Gefühl oder auf gar keins.

Uebermorgen gehe ich nach Europa zurück.

P. S. In dem Augenblick, als ich abfahren will und noch gerade die letzte Post durchstöbere — ein Brief von ihr. Ein ganz andrer Brief! Sie hat auf der Stelle gefühlt, daß der letzte falsch aufgefaßt werden könne. Sie schreibt rührend, reizend, ich thue ihr so leid in meiner Einsamkeit.

Mit meiner Reiserolle unter dem Arm schrieb ich ihr noch ein paar flüchtige Zeilen, worin ich sie um Verzeihung bitte für alles, alles.

*

Also ich fahre zurück nach Europa — und zwar mit ihrem letzten Brief am Herzen. Lache nur über den Talisman! Aber alles, was von ihr kommt, wird mir immer einen bösen oder guten Zauber bedeuten. Davon mache ich mich nie los.

*

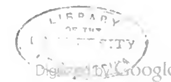
Ich war über eine Woche in Hamburg und habe mich gut amüsiert. Man ißt und trinkt nirgends besser auf der Welt. Aber die Frauen — und seien es die schönsten — taugen mir nur noch zum leichtesten Sinnenreiz oder zum verächtlichen Genuß. Sie sind mir höchstens ein Spielzeug, das man aufnimmt, um es wegzuwerfen. Der Ekel folgt dem Vergnügen auf den Hacken.

Die Aerzte raten mir von Nordseebädern dringend ab. Sie sind zu stark und züchten bei Nervösen meines Genres bedingungslose Schlaflosigkeit. Dann also die Ostsee! Wasser muß ich haben. — Nimm mir's nicht übel, Gert, daß ich so nahe bin und doch nicht zu euch komme oder vielmehr zu Dir! Dich hebe ich mir als Letztes auf. Und so weit bin ich noch nicht.

*

Miserabler Prophet — ich!

Ein Brief von ihr. Die gute Antwort auf eine böse Frage. — Was thu' ich der Frau doch immer unrecht! — Sie ist so tief und so rein und so gut! ... Ach, es war ein Brief, wie wohl nur sie ihn schreiben kann — einfach und schön. Es war aber auch eine Antwort mit wendender Post, ohne kühles Besinnen, ohne kleinliches Abwägen, die Antwort eines großen Herzens, das nicht verkannt sein will. Heute ist sie endlich mal sie — ganz sie. Bei allen Zerstreuungen des Modebades, den neuen Eindrücken, der neuen Umgebung hätte ein oberflächliches Herz rasch befreit aufgeatmet — und vergessen. Und dieses tiefe, gute Herz hat schwer schlagend sich da erst recht selbst begriffen. Das, was vorüber, das waren auch ihm in Wahrheit die besten Tage des Glücks. Ich soll's wissen, wie ich wissen soll, daß sie nicht vergessen kann, nicht vergessen will, daß, wenn sie mich je geliebt hat, sie mich gerade jetzt liebt. — Lebe für mich — ich



lebe für dich! Auch ewig getrennt gehören wir uns doch ewig! ...

Und aus diesem Gefühle heraus habe ich auch geantwortet. Freilich zwischen Brief und Brief liegen uns immer fast Wochen. Natürlich kindisches Zeug, beileibe nicht für vernünftige Augen! — Ich gebe mich ganz, ich gebe mich in meiner Schwäche, was Männer nie thun sollen. Ich hoffe ja auch nur auf den Himmel, weil uns den die Erde doch nicht giebt.

Seitdem sind Wochen vergangen.

*

Oublier à tout prix et en tout cas! — Da hast Du der Herzogin wohlerwogene Antwort.

Mein Brief wird demnach wohl kein Diplomatenbrief gewesen sein ...

Ich lese den Brief durch und lese ihn wieder durch und sage mir: ‚Etwas mehr warst du doch wert!' — Ich gehöre sonst wahrhaftig nicht zu den Leuten, die über ein Komma stolpern, ich verstehe auch zwischen den Zeilen zu lesen, oder ich verstand es, oder ich glaubte es wenigstens zu verstehen — aber daß sie jetzt auf einmal fast beleidigt sagen kann: ‚Ich wollte Ihnen nur Sonnenschein geben und weiter nichts, weil Ihr Leben so düster und inhaltslos vorher.' — Hat sie denn alles Feingefühl absichtlich verloren? Versteht sie die ungeheure Demütigung nicht, wenn eine Frau selbst sagt, daß sie nur Almosen einem Armen geben wollte? Gerade das hat sie doch früher so leidenschaftlich bestritten! — Gut, ich bin und war arm. Aber habe ich sie um Almosen gebeten? — Daß ich selbst manchmal wußte, daß ich welche nahm — bon! Aber daß sie es mir selbst sagen muß, gewissermaßen um mich in die Schranke zurückzuweisen?

Sie will eben das Ende um jeden Preis ... Sie braucht aber nicht so zu drängen. Sie braucht keine Angst zu haben, daß ich urplötzlich als ungeladener Gast in Biarritz zur Hochzeit erscheine oder in ihrem flandrischen Schlosse zur Billardpartie. Bin ich, der Edelmann, denn über Nacht ein zudringlicher Plebejer geworden? Es scheint! — Es scheint auch, daß sie die Befürchtung hat, ich könne sie einmal droben in ihrem Prinzessinnenhimmel anreden. Ich habe ihr das nie zugetraut ... Jetzt auf einmal: ‚Vergiß mich à tout prix!' Und das nicht mal verbissen, hart, wo man geflissentlich nach dem gefühllosesten Wort sucht, daß es die brennend sickernde Thräne decke — sondern das gefühlvoll vernünftige Wort, das die Wahrheit endlich gepackt hat und sie eigensinnig festhält ... Was nutzt mir nach der Vorrede, daß ihre Gefühle noch immer ungewandelt? — Wer mit der Aeußerung des Gefühls so haushält, der weiß nicht nur, daß es bald zu Ende ist damit, der möchte, daß es zu Ende wäre endlich.

Und ich mache noch kein Ende, Gert! Ich kann meinen Karren nun einmal nicht verlassen, aus dem man mich mit Vernunft und Liebenswürdigkeit hinauskomplimentieren will ... Ich werde mir vierundzwanzig Stunden später doch wieder sagen: ‚Thust du ihr nicht bitter unrecht? — Und was liegt zwischen dem letzten und dem vorletzten Brief an Kämpfen und Entschlüssen, das sie mir nicht sagen darf?' ... Du würdest mir natürlich raten: zu warten oder auch ganz zu schweigen, und wenn sie auch schweigt, zu denken: ‚Das ist Antwort genug.' — Warten werde ich. Aber schreiben werde ich doch. Wie's nun auch zusammenhängt: ich will sie nicht fallen lassen, wie sie mich vielleicht fallen läßt ... Gert, das sind seelische Vorgänge, über die wir uns nur persönlich auseinandersetzen könnten. Und wenn bei der Gelegenheit ich auch Dir zudringlich und dumm erscheine, so denke, bitte, daß auf Erden weder die Vernunft noch die Bescheidenheit eine genügende Folie hätten ohne Narrheit oder Frechheit. — Vielleicht schreibt sie auch selbst und findet sich selbst wieder, wie sie sich selbst verlor. Den Glauben an diese Frau tötest Du doch nur mit mir selbst. Wäre sie nicht ganz anders als andre Frauen, so liebte ich sie doch nicht so ganz anders als andre Frauen! Die Medizin, die mich heilt, muß noch bitterer sein — und diese Heilung heißt dann Tod.

*

Ich habe gewartet — ich habe geschrieben. Ich habe gebettelt — ich habe Almosen bekommen ...

„Ein unbedingt letzter Brief" — ihr eigner Satz. Ein Brief genau wie der vorige, derselbe Sinn in andern Worten. Vornehm bleibt Félicie auch da. Sie schickt mir ein letztes Andenken: ein kleines, kleines Pastellgemälde von ihr, René auf dem Arm, fein wie ein Meissonnier, den man mit einer Hand bequem bedeckt. Sie ist so reizend darauf, ganz der holde Zauber, der sie im Leben umfließt. Vielleicht darum kann ich's nicht lang ansehen — der Traum war zu schön! — Solch ein Bild giebt man nicht jedem, das reißt man sich vom Herzen los, das soll heißen: „Ich habe dich mal sehr lieb gehabt." ... Warum muß sie mir dazu schreiben, daß sie sich erst nach langen Kämpfen dazu entschlossen habe, weil sie nicht wisse, ob es mir gut sei? — Das heißt einer Blume den Duft nehmen ... Sie hätte doch ebenso gut in diesem „letzten Brief" schreiben können: ‚Ich schicke dir das Beste, was ich habe, freiwillig, gern, weil ich dich noch immer liebe, wenn's auch für ewig vorbei ist! ... Wozu der Skrupel auf Papier fixiert — wozu durchaus dem Bettler das Almosen? — Sie hat eben den Kampf hinter sich und das Gefühl auch. Sie ist der Tradition so treu wie je ...

Sie will mir die Möglichkeit eines anständigen Rückzugs lassen. Und ich trete diesen Rückzug ohne Besinnen an ... Mag sie gekränkt sein — aber auch ich bin am Ende meiner Kraft.

Die Briefe, die wir vielleicht noch im Leben wechseln, die sind Form und nicht Inhalt fürderhin. Sie will's so — und mir ist's recht ... Ich habe Dir vorausgesagt, daß ich das Schlachtfeld als Flüchtling verlassen würde, nachdem der letzte Atemzug sinnlos vergeudet. Ich verlasse das Schlachtfeld jetzt ... Ich werde wieder ich selbst sein — und das wird sie so freuen!

*

Wir haben jetzt bereits August. Auch die kriechende Zeit kommt zum Ziel. Und ich bin noch immer in dem kleinen Ostseebade ... Wie's in mir aussieht, kannst Du Dir ungefähr vorstellen.

Geschrieben hat sie mir nicht mehr und wird mir auch nicht mehr schreiben. Sie ist aufs tiefste beleidigt. Ich kann ihr nicht helfen. Von Anfang bis zu Ende habe ich im Bösen und im Guten der Frau gegeben, was ein Mann auf Erden einer Frau geben kann. Der Verschwender war ich doch! Sie wird das Gegenteil behaupten. — Sie ist mich endgültig los, los auf eine Weise, daß sie von ihrem Standpunkt aus mit Recht sagen kann, ihre besten Absichten seien nicht verstanden worden. Das ist eben die andre Weltanschauung. Und wenn sie noch zuweilen an mich denkt, so thut das ein mitleidig bedauerndes oder, wenn Du willst, auch ein die herbste Kränkung groß verzeihendes Herz — aber das Herz, das sich um den Menschen sorgt, nicht um den Mann. Sie würde darum ehrlich glücklich sein, wenn ich mich heute glücklich verheiratete ... Sie hat das Weh der Revolution an sich erfahren und weiß jetzt die Segnungen der Tradition zu schätzen. Dabei hat sie doch ein großes, gutes Herz — aber es ist die andre Anschauung von Pflicht und Gefühl. Wir verstanden uns nur so lange, als wir uns sahen. Nachher brach sie selbst die Brücke des Verständnisses ... Ja zuweilen habe ich ganz bestimmt das häßliche Gefühl, als ob ich jetzt, ohne es zu wollen, ihr nicht allein lästig, sondern auch lächerlich geworden wäre. Komische Figuren auch im Gefühl sind weder meine noch ihre Lieblinge; man bemitleidet sie nicht, sie können einem nur leid thun.

*

Ich bin also wieder wohlbehalten in meiner Wüste angelangt. Ich trinke wie sonst, esse wie sonst, schlafe wie sonst. Ich danke für die drei Genüsse. — Zuweilen aber ist's mir, als wenn ich meinen Karren von den Schienen gehoben und schweißtriefend durch den grundlosen Sand schiebe, weil ich nun einmal ohne den Karren nicht leben kann. Es war ja auch einmal ein Sonnenwagen. — Ich lebe äußerlich, wie ich immer lebte.

Gegen Sonnenuntergang bin ich immer allein oder mit den andern auf der Düne. Es ist mir noch immer ein Reiz, die blutige Kugel ins Meer sinken zu sehen. Es ist zwar eine andre Sonne und ein andres Meer, und es sind andre Gefühle wie damals — aber es soll auch etwas andres sein. Das leuchtende Mittelmeer ertrüge ich noch immer nicht. — Der Strandhafer knirscht, und der Sand rieselt — und wenn ich die Vorsehung genug gelästert habe, dann frage ich mich allabendlich angesichts der sinkenden Sonne: Was ist nur eigentlich Glück? Ich sage nicht mehr wie früher: es ist Anlage — ich sage: es ist Oberflächlichkeit, weiter nichts. Die es ernst nehmen mit dem Glück, die merken nach manch thörichtem Versuch, daß es wie das Schlaraffenland drei Meilen hinter Weihnachten liegt. In solcher Leben giebt es vielleicht sehr kleine, sehr helle Punkte, die verlorenen Inseln in einem großen und schwarzen Meer von Schatten — aber mehr nicht! ... Die Sonne ist herunter. Es weht kühl, in den Gräsern beginnt's zu säuseln. Wieder ein Tag vorbei: doch wenigstens etwas ...

Neulich, als ich eines Sonnabends mit einem großen Schwarm landeinwärts spazieren ging — über dem silbrigen Korn ballten sich gerade frühe Abendnebel wie Qualm — da flog eine verspätete Schwalbe immer unermüdlich dicht an meinem Kopf vorbei. Es war wirklich sonderbar. Als wenn der kleine Luftsegler mir Nachricht bringen wollte von irgend wem. Die andern lachten. Aber ein junges Mädchen erklärte mir, daß so etwas selten sei, aber sicher Glück bringe. Irgend jemand, dem ich lieb, müsse sehr intensiv an mich denken oder ihm müsse etwas zugestoßen sein. — Vielleicht ... Warum auch nicht! Ich denke jede Stunde des Tages und der Nacht an Félicie; sie könnte doch diese eine Stunde intensiv an mich gedacht haben. Gut ist und bleibt sie! Ich ging bald nach Haus. Auf meinem Zimmer lag ein Brief — ein ganz gleichgültiger Brief.

*

Ich habe die Arbeit wieder angefangen. Ich mußte. Das quälende Auf und Nieder der Stimmungen läßt sich bei mir nur mit Nikotin und Arbeit zwingen. Ich arbeite sehr scharf, fast unsinnig. Brecht doch zusammen, ihr Nerven, wenn ihr's nicht aushalten könnt! Mir ist's recht ... Aber sie ertragen's, um sich kleinlich später zu rächen.

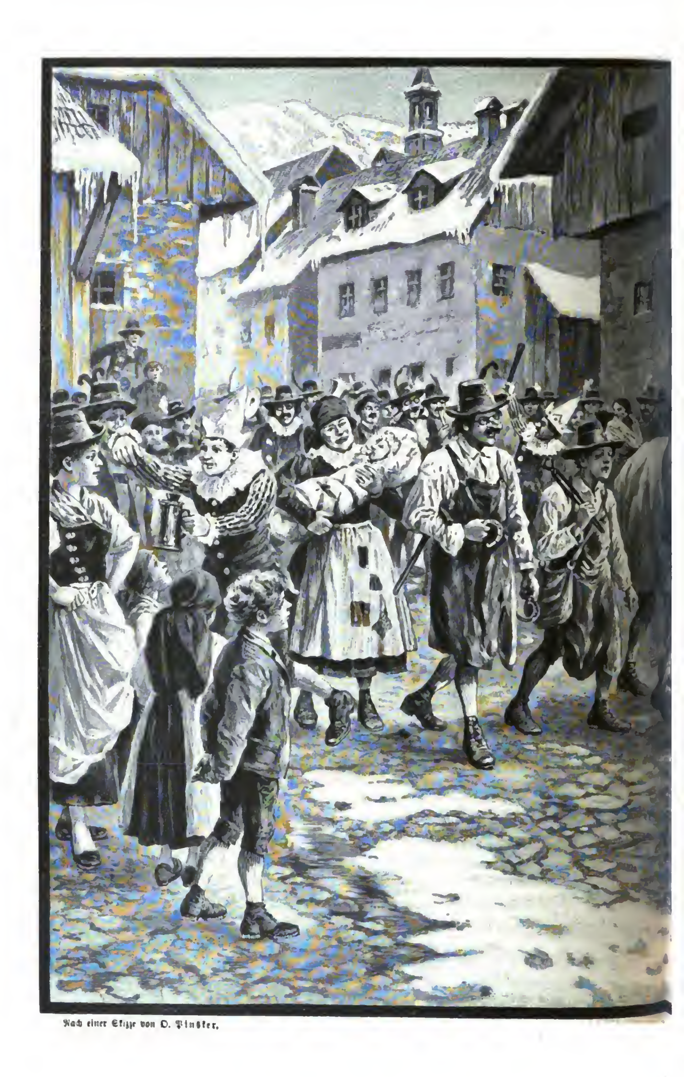
Das Malen geht wirklich wieder. Aber wenn ich jemand sagen würde, daß diese schöne Arbeit mich nur vor dem Aeußersten rettet, daß sie mir nicht die geringste Befriedigung gewährt, so würde er mich für einen Lügner oder einen Narren halten. — „Die Liebe“ habe ich neulich für schweres Geld nach Amerika verkauft. Ich habe sie nicht mal mehr gesehen. Ich hatte mir wieder ein großes Ziel gesetzt und machte gerade Vorstudien zu einem Bilde „Glück“, wozu mich Félicie einmal inspiriert. Es hätte etwas ganz Großes werden können, aber nur unter ihren Augen. Die Opalaugen mit den aufgebogenen schwarzen Wimpern brauchte ich unbedingt zum „Glück“. Darum habe ich den Gedanken nach vergeblichem Bemühen wieder fallen lassen. Ich habe etwas andres vor. — Auch in dem neuen Bild soll „sie“ die Hauptfigur sein, aber in einem ganz andern scharfen Lichte gesehen. Ich will in diesem Bilde die Gesellschaft mit Skorpionen züchtigen. Vielleicht gelingt's.

*

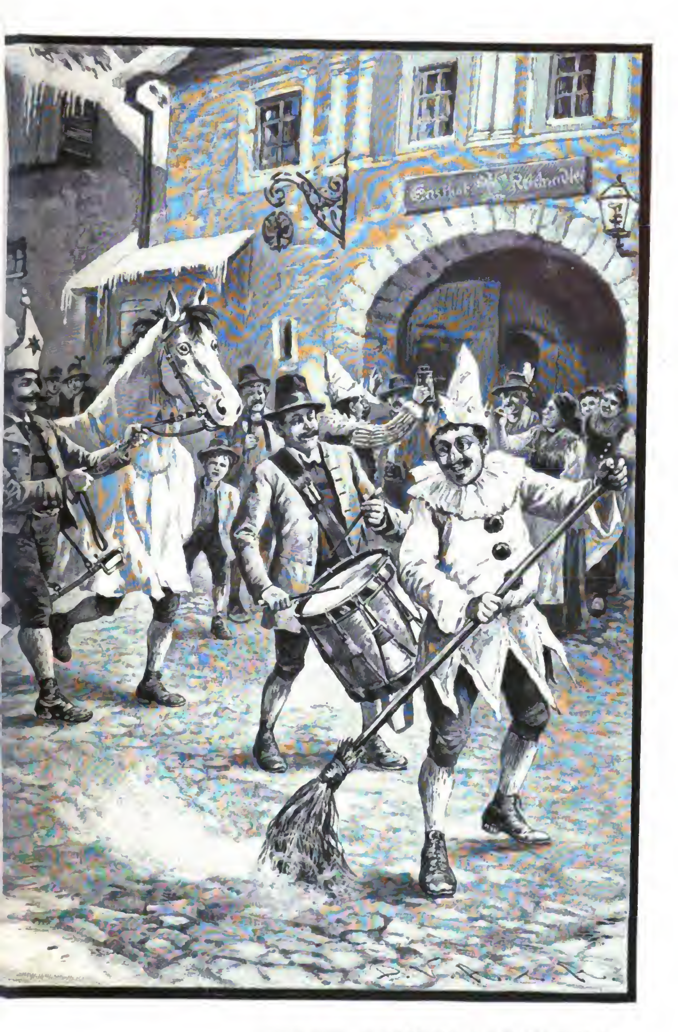
Lange kann mein Seelenzustand nicht dauern. Dazu ist er zu intensiv. Meine Hoffnung besteht darin, daß sich so etwas rasch aufbrauchen muß oder urplötzlich aufhört.

Ich kann doch nicht mehr zu Ende malen. Die Nerven streiken kleinlich. Ich gehe auf den Rat meines Berliner Arztes in ein Sanatorium — aber aus Opposition in das Modesanatorium vorigen Jahres, das er gar nicht liebt.

*



Nach einer Skizze von O. Pinsker.



Fritz Bergen: Faschingrennen in Steiermark.

Ich bin also hier bis zu Weihnachten geblieben, und habe auch dieselbe Betrachtung über luftundurchlässige blaue Anzüge hören müssen. Die Farbe der Treue! Erinnerst Du Dich noch meiner albernen Witzelei, daß ich nur in Tuch treu zu sein vermöchte? Jetzt trage ich gehorsam helle Anzüge. Aber die unerwünschte Treue für diese Frau bewahre ich ... Genutzt hat mir die Kur wenig. Ich werde wieder nach dem Süden gehen, diesmal an die andre Riviera. Das Opfer möchte in thörichter Verblendung wenigstens seinen Schafottplatz bei klarem Wetter jenseits des blauen Meeres zu Füßen der weißen Seealpen schimmern sehen. Ich bin in einem kleinen Nest untergekrochen. Und habe da ganz unerwartet einige nette Menschen gefunden, sogar liebenswürdige und vorurteilsfreie Frauen der besten Gesellschaft, die ich aus alter Gewohnheit und ihrer Formen wegen noch immer vorziehe. Ich bin sogar wochenlang mit der liebenswürdigsten Frau zusammen gewesen, die mir je begegnet. Auch eine Frau von Herz, auch reizend. Sie täuschte mich beinahe über die „verlorene Félicie" hinweg. Ich habe sogar mit ihr über Félicie gesprochen, wie man über eine schöne Freundin spricht, die nur den Künstler reizte. Und doch wurde ich wohl ein wenig durchschaut und darum besonders gütig behandelt.

Jetzt bin ich wieder allein. Es waren doch angenehme Wochen. — Ich fühle wohl darum meine Einsamkeit stärker. Félicie ist keineswegs tot! — Das wäre ein Wahn gewesen ... Ich müßte mich ja auch selbst verachten, wenn sie meinem Herzen je sterben könnte.

*

Die Nervendepression ist zurückgekehrt und zwar schlimmer als je! Ich kann das blaue Meer und die balsamische Rivieraluft absolut nicht mehr ertragen. Gerade was Félicie mir so sehnlichst wünscht: das Vergessen — und was ich in den letzten Wochen beinahe fertig gebracht hätte, ist nicht durchzusetzen. Die Nerven sammelten wohl auch nur Kraft zur neuen Attacke. Jetzt komme ich wirklich zu Dir. Ich bin so weit ... Ich reise aber über den Brenner und Wien ... Ich darf die alte Straße nicht mehr benutzen ... Ich telegraphiere noch. Auf Wiedersehen!

(Schluß folgt.)



Das Faschingrennen in Steiermark.

(Siehe die Abbildung Seite 232 und 233.)

Die letzten Tage des Faschings werden in Steiermark durch allerlei Feste und Lustbarkeiten gefeiert, deren Spuren sich zum Teil in uralte Zeit zurückverfolgen lassen und die auch in unsern Tagen alljährlich in gleicher Weise aufgeführt werden.

Ein solcher eigenartiger Festzug, das „Faschingrennen", findet besonders in jenem Teil Steiermarks statt, wo die Grenze dieses Landes mit der von Kärnten und Salzburg zusammenstößt, ein Brauch, der vielfach an den alten Berchtentanz erinnert.

Lange Vorbereitungen gehen dem Feste voraus, und in vielen Zusammenkünften werden die den Mitwirkenden (gegen fünfundzwanzig ledige Burschen) zugeteilten Rollen eingeübt. Am „damischen" (tollen) Faschingmontag bewegt sich nun ein absonderlicher Zug durch die Hauptstraßen des Ortes. Eröffnet wird derselbe durch den „Wegauskehrer", einen Burschen in harlekinartiger Gewandung, der einen Besen trägt und unter allerlei Possen die Straße fegt. Ihm folgt ein Trommler, der, mit einer riesigen Trommel ausgerüstet, nicht geringen Lärm verursacht.

Eine aus vier bis fünf Personen bestehende Maskengruppe reiht sich an. Zwei Burschen sind hintereinander in etwas gebückter Haltung aufgestellt und mit großen Leintüchern derartig umhüllt, daß nur ihre Füße sichtbar sind; der vordere trägt einen hölzernen Pferdekopf. Das so hergestellte „Roß", von einem phantastisch herausgeputzten „Fuhrmann" am Zügel gehalten, wiehert und springt nach dem Takt der Trommel. Dieser Gruppe gehört aber noch ein Schmied an, der Hammer, Zange und Nägel bei sich trägt und von seinem Gesellen begleitet wird. Zur allgemeinen Heiterkeit des ganzen zusammengeströmten Ortes wird von ihm hier und dort die Beschlagung des Pferdes vorgenommen, was immer unter allerlei Scherz vor sich geht.

Den Genannten folgt im Zug ein als Weib verkleideter Bursche, der eine Wickelkindpuppe auf dem Arm trägt, bisweilen auch wohl ein Bärentreiber. Die übrigen, aufs abenteuerlichste gekleideten Teilnehmer, sowie ein Trupp Musikanten beschließen den Zug. Zu beiden Seiten desselben sammeln als Harlekins verkleidete Masken, die „Habersammler", von den Zuschauern Geld, um dafür Futter für ihr Pferd zu kaufen. Wer ihnen nichts giebt, dessen Felder werden im Sommer vom Hagel arg mitgenommen werden!

So durchzieht der Zug die Straßen des Ortes, hält wohl hie und da, besonders vor den Häusern wohlhabender Bauern, um allerlei Spiele und Scherze auszuführen. Die während des Festes gesammelten Gaben werden dann zu einem Gelage verwendet, das am Abend des Faschingdienstags alle Mitwirkenden in fröhlicher Stimmung vereint.





Sizilianische Freilichtbilder.

Von

Fritz Loescher.

Mit drei Abbildungen von W. von Gloeden.

Die Entwicklung der Photographie ist, wenn man ihren modernsten Vertretern Glauben schenken soll, an einem bedeutsamen Wendepunkt angelangt. Aus den Niederungen eines mechanischen Reproduktionsverfahrens, in denen sie nun ein halbes Jahrhundert hindurch stumpf und dumpf hinvegetierte, nimmt sie nach Ansicht ihrer jüngsten Forderer von nun an den Weg aufwärts in die lichten Höhen freier Kunst. In dem Gummidruck, einem neuen Kopierverfahren, welches, im Prinzip dem schon lange bekannten Pigmentdruck gleich, auf der Lichtempfindlichkeit mit doppeltchromsaurem Kali vermischten Leims beruht — in diesem vielbesprochenen Gummidruck meint man nun endlich ein Verfahren gefunden zu haben, welches dem Photographen gestattet, seine künstlerische Individualitat zu voller Wirkung auf das durch einen mechanischen Prozeß in der camera obscura entstandene Abbild zu bringen. Der mit Kaliumbichromat versetzte Gummi verliert nämlich durch Einwirkung des Lichtes seine Löslichkeit, und hierdurch wird es möglich, mit dem Gemisch überzogenes Papier unter einem photographischen Negativ zu belichten und dann durch Einwirkung von kaltem oder warmem Wasser zu entwickeln. Durch Variation der Belichtungszeit sowie durch geschickte Leitung der Entwicklung kann man dieses Verfahren vielfach modifizieren, und in der That lassen sich auf diese Weise Effekte erzielen, die in der Photographie geradezu unerhört und im höchsten Grade überraschend sind. Die letzte Ausstellung für „künstlerische Photographie" in der Berliner Akademie hat in dieser Beziehung des Erstaunlichen genug gebracht. Beim Betreten dieser Ausstellung glaubte man sich in einer Gemaldegalerie zu befinden. Bilder in allen Farben, in breiter Manier, wie mit flotten Pinselstrichen vom Künstler hingeworfen, bedeckten die Wande, und der Laie, dem die neuesten Strömungen im Gebiete der Lichtbildkunst noch unbekannt sind, hätte sie nie und nimmer für Erzeugnisse der Photographie gehalten.

So erfreulich es nun auch ist, wenn in die Stagnation der öden Geschäftsphotographie mit ihrer leeren, gedankenlosen Arbeitsweise wieder neues Leben hineinkommt, und so dankbar man den Amateuren sein muß fur das Bestreben, nach dieser Richtung zu wirken, so wird man doch gegenüber den Jubelhymnen der Gummidrucker vorsichtig sein müssen. Die Akten über den Wert des Verfahrens sind noch keineswegs geschlossen, und es ist sehr zweifelhaft, ob es den Hoffnungen, die man heute darauf setzt, auch in Zukunft entsprechen wird. Freilich sind einzelne Blätter der besten dieser modernen Künstlerphotographen von geradezu bestechender Wirkung auf den unbefangenen Beobachter. Wer aber einen Blick hinter die Kulissen that und weiß, daß dieser Effekt zum größten Teil nach bereits vollendeter Aufnahme durch technisch raffiniertes Zurechtstutzen und Aufputzen des Positivs erreicht wird, der kann sich leiser Zweifel daruber nicht erwehren, ob die Photographie, deren Charakteristikum und hochstes Verdienst zugleich in der detailtreuen Wiedergabe der Natur liegt, hier nicht auf Abwege in ein Gebiet geraten ist, dessen Kultivierung ihr nach dem Zwang ihrer innersten Gesetze definitiv verschlossen ist.

Wahrend nun das Urteil uber den Wert dieses

seltsamen Verfahrens, das, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, noch völlig im Werdeprozeß begriffen ist, der Zukunft überlassen werden muß, ist man auf andrer Seite im stillen eifrig an der Arbeit, die Entwicklung der Photographie zu künstlerisch edleren Formen auf ganz abweichendem Wege zu fördern. Die Vertreter dieser Richtung, die von einzelnen geschmackvollen Photographen schon seit Jahrzehnten angestrebt worden ist, verzichten auf alles nachträgliche Hineintragen künstlerischer Effekte in das bereits fertig vorliegende Lichtbild; sie suchen ihre künstlerischen Intentionen einzig durch harmonische Gestaltung des Originals selbst, soweit eine solche eben angängig ist, zur Geltung zu bringen, und beschränken sich im übrigen darauf, das geschmackvoll erwählte und angeordnete Motiv zu möglichst vollkommener photographischer Nachbildung zu bringen. So lassen sie die Vorzüge der Photographie zu vollem Rechte gelangen und erreichen auf diese Weise die beabsichtigte Wirkung mit viel größerer Sicherheit, als sie durch den launenhaften, allen Zufälligkeiten überantworteten Gummidruck gewährleistet wird, der mit seiner Vernichtung der Details, mit einer rein äußerlichen Nachahmung malerischer Technik nur zu sehr den ursprünglichen Charakter der Potographie verleugnet.

Einer der bedeutendsten dieser modernen Künstlerphotographen, die sich mit den natürlichen Mitteln der Lichtbildnerei bescheiden und in dem also begrenzten Gebiet das Höchste zu erreichen suchen, ist W. v. Gloeden, von dessen prächtigen Freilichtstudien aus Taormina auf Sizilien wir heute eine Auswahl unsern Lesern vorführen.

Diese mit feinem Kunstgefühl komponierten Bilder atmen den hellenischen Geist, der über dem in jeder Beziehung bedeutenden Lande, darin sie entstanden sind, noch heute ruht. Auf Schritt und Tritt werden in dem Besucher Siziliens die erhebendsten Erinnerungen wach. Das ist der Boden, auf dem Homer den vielgewanderten Odysseus auf der zehnjährigen Irrfahrt nach Trojas Fall zu neuen Prüfungen landen läßt. Auf dieser Insel findet der edle Dulder das furchtbare Volk der einäugigen Cyklopen. Hier in der Sizilianischen Meerenge lauern Skylla und Charybdis auf ihn, nachdem er den Klauen des gefräßigen Polyphem, der ihm sechs der Genossen verschlang, mit Mühe und Not entging. Jedes der großen Völker, die entscheidenden Einfluß auf die europäische Kultur gewonnen haben, hat auch einmal Sizilien bewohnt und Spuren seiner Thätigkeit auf der Insel zurückgelassen. Die bedeutendsten Denkmäler aber sind uns aus der Zeit griechischer Kolonisierung hinterlassen, die mit der höchsten Blüte hellenischer Kultur und Kunst zusammenfällt. Die schönsten und erhabensten griechischen Tempelbauten befinden sich in Sizilien. Eines der großartigsten Theater aus griechischer Zeit, dessen Bühne die besterhaltene aller antiken Theater ist, besitzt Taormina. Dieses Theater hat einen größten Durchmesser von 109 Metern. Zu beiden Seiten der Scena, die einen Palast mit weitem Mittelthor darstellt, erheben sich je vier Säulen, die ehemals einen Architrav trugen. Rechts und links davon befindet sich je eine Pforte, das Ganze wird abgeschlossen von zwei vorspringenden Flügeln, die gleichfalls mit Säulen geschmückt sind. Von den oberen Sitzreihen des Theaters genießt man einen Fernblick von einziger Schönheit. Zur Rechten erheben sich die Kastelle von Taormina, tief unten liegen die Häuser der Stadt. Darüber hinaus schweift der Blick am Ufer entlang bis nach Catania und Syrakus. Zur Linken breitet sich die weite, unendliche Fläche des Meeres bis zum Horizont. Im Hintergrunde begrenzt das erhabene Bild der gewaltige Kegel des dampfenden Aetna, des mächtigsten Bergriesen von ganz Italien, der eine Grundfläche von 1200 Quadratkilometern bedeckt und sein schneebedecktes Haupt bis zu einer Höhe von 3313 Metern hinauf in den Himmel reckt. Fürwahr ein erhabener Hintergrund für die gewaltigen griechischen Tragödien, die vor mehr als zwei Jahrtausenden über diese Bühne zogen!



Von jenen Zeiten höchster Kunstblüte, nach denen wir noch heute bewundernd und sehnsuchtsvoll zurückschauen, erzählen uns die Schätze dieser glücklichen Insel, die, voll der herrlichsten landschaftlichen Schönheit, auch den Reichtum des Bodens aus jener Blütezeit, da sie die Kornkammer des alten Rom war, über alle sozialen Stürme hinweg gerettet hat bis auf den heutigen Tag. Noch heute wogen im Frühling unabsehbar die Weizenfelder über den welligen Gefilden Siziliens; noch heut ist die Gegend um Marsala ein Dorado des Weinbaus, bildet Messina einen Hauptversandort für die wohlschmeckenden Orangen.

W. v. Gloeden hat es sich zum Ziel gesetzt, die Landschaft dieses herrlichen, erinnerungsreichen Landes nach jenem hellenischen Schönheitsideal, das ihm für alle Zeit den charakteristischen Stempel aufgedrückt hat, mit nackten menschlichen Figuren zu beleben. Das Kunstgefühl des sizilianischen Volkes, dem der Sinn für klassische Schönheit im Blute liegt, hat ihn dabei aufs wirksamste unterstützt, und so

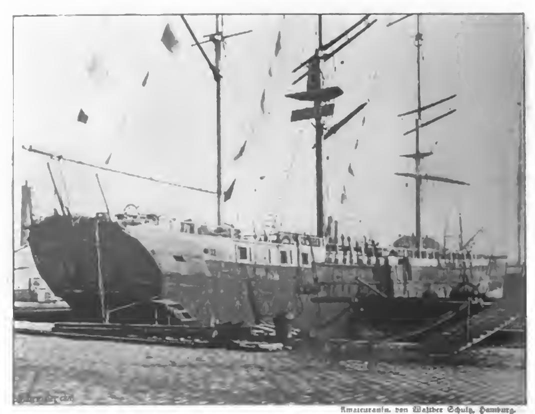
konnte er diese Bilder schaffen, die uns aus der Gegenwart heraus in ferne Zeiten paradiesischer Schönheit zu entrücken scheinen. Meisterhaft ist es dem Autor gelungen, die Naturstimmung durch Hinzufügen der unverhüllten Menschengestalt zum erhöhten, konzentrierten Ausdruck zu bringen.

Hier ist der Weg gezeigt, auf dem sich die Photographie am weitesten dem frei gestalteten Kunstwerk nähern kann, ohne darüber ihre Eigenart und ihren besonderen Vorzug, die, wie gesagt, in der detailtreuen Wiedergabe der Natur liegen, völlig zu verlieren.



Ein ehemaliges Verbrecher-Transportschiff als Museum.

Merkwürdige Schicksale hat das englische Barkschiff „Succeß“ gehabt, von dem wir zwei Ansichten vorführen. Schon auf den ersten Blick erkennt der Beschauer, daß das Fahrzeug weit verschieden von den heutigen „Ozeanrennern“ ist, daß es völlig veraltet erscheint, und in der That blickt es auf das ehrwürdige Alter von beinahe 110 Jahren zurück. Trotzdem ist die „Succeß“ für die Küstenfahrt noch immer seetüchtig und dient gegenwärtig, an den Häfen Großbritanniens anlegend, als Sehenswürdigkeit, als Museum oder, um es sensationeller auszudrücken, als „Schreckenskammer“ nach Art derjenigen, wie sie sich in unsern Panoptiken vorfinden. Das Schiff lief im Jahre 1790 im Hafen von Moulmein in Britisch-Indien (Provinz Burma) vom Stapel und segelte als Kauffahrer zwischen Ostindien und England, nach den Erfordernissen damaliger Zeit kriegsschiffgerecht ausgerüstet. Im Jahre 1829 wurde es von der britischen Admiralität angekauft und in den westaustralischen Gewässern stationiert. Das Kommando führte der Kapitän Stirling, nach dessen schottischem Geburtsort die Stadt Perth in Westaustralien ihren Namen erhielt. Von 1847 an fuhr die „Succeß“ zwischen London und Port Adelaide in Australien und machte 1851 die letzte Reise dieser Art. Sie hatte einige hundert Auswanderer an Bord, die auf den neu entdeckten Goldfeldern ihr Glück versuchen wollten, aber am Landungsplatze verließen nicht nur die Passagiere, sondern auch, von der gleichen Gier erfaßt, Kapitän und Mannschaft das Schiff. Nun wurde dasselbe zum Transport schwerer Verbrecher nach Vandiemensland, wie das heutige Tasmanien damals hieß, verwendet, und zugleich diente es als schwimmendes Gefängnis für besonders gefährliche Verbrecher. Im Volksmund erhielt das Fahrzeug den Namen „Die Hölle des Ozeans“, und diese Bezeichnung läßt sich verstehen, wenn man schaudernd die Straf- und Marterwerkzeuge betrachtet, die jetzt als „Sehenswürdigkeiten“ gezeigt werden. Allerdings hatten Kapitän und Mannschaft einen außerordentlich



Amateuraufn. von Walther Schulz, Hamburg.

„Success“, ehemaliges Verbrecher-Transportschiff, im Hafen von Leith in Schottland.

schwierigen Stand; sie führten die schlimmsten, für diese Welt rettungslos verlorenen Verbrecher an Bord, die nichts mehr zu verlieren, nur zu gewinnen hatten und in verzweifelter Tollkühnheit ständig Empörung planten. Mehrfach mußte — so berichtet die düstere Chronik der „Succeß“ — blindlings unter die Haufen der Meuterer geschossen werden, und die Strafen für diejenigen, die dem Gemetzel entgingen, waren furchtbar. Die Zellen der Gefangenen befanden sich in zwei übereinander liegenden Stockwerken unter Deck; sie waren, je nach der milderen oder härteren Strafe des Verbrechers, hell oder dunkel, ließen den Insassen, von denen viele überdem angekettet waren, keinen Raum zur Bewegung, so daß Tierkäfige als die bessere Behausung gelten mußten. Von allem diesem kann man sich eine Vorstellung machen durch eine Besichtigung der „Succeß“, die ihre „Sehenswürdigkeiten“ noch durch eine Anzahl Wachsfiguren, Darstellungen „berühmter“ Verbrecher, vermehrt hat. Die Stürme von 110 Jahren hat das aus gediegenem Teakholz erbaute Fahrzeug, das so viele Schrecken an Bord gesehen, merkwürdig gut überstanden. Sogar der mittlere Mast ist noch derselbe, mit dem einst das Schiff vom Moulmeinfluß zum ersten Male in den Ozean hinaussegelte.

Ansicht aus dem Mitteldeck des ehemaligen Verbrecher-Transportschiffes „Success“.

Das Altarkreuz für Kloster Maria Laach.

Der kostbare Altar, den Kaiser Wilhelm II. vor einiger Zeit dem altberühmten Kloster Maria Laach bei Andernach stiftete, hat seine Vervollständigung erhalten durch ein monumentales romanisches Kreuz, das die Familie der Grafen von Spee gespendet hat. Das stark vergoldete Kreuz, zu dem 75 Pfund Silber verwendet wurden, hat eine Höhe von 1,80 Metern. Ein 13 Centimeter hoher

Aufsatz in hübscher Profilierung und reich mit Malachit und Lapislazuli verziert, vermittelt den Uebergang zum Kreuze. An den Ecken, in denen die Balken zusammenstoßen, ist vorn viereckig geschliffener Lapis und seitlich, gleichsam als Ausstrahlung, mexikanischer Onyx angebracht. Die Filigranflächen sind durch Malachit, Jaspis und Amethyststeine belebt. Den Abschluß der Kreuzesbalken bilden etwa 10 Centimeter große mexikanische Onyxe von besonders zarter Farbe. Der Christuskörper ist sehr schön und edel nach einem Modell der Klosterschule zu Emaus (Prag) ausgeführt; die Zeichnung zu dem ganzen Werke stammt aus dem Kloster Maria Laach. Sehr verdient um die Arbeit hat sich Professor G. Oeden gemacht, welcher der ausführenden Firma, F. A. Beumers in Düsseldorf, mit guten Ratschlägen zur Hand gegangen ist. Die saubere feine Ausführung des Kreuzes bis in die einzelnen Details verrät, mit welcher Lust und welchem Fleiße an dem Kunstwerke gearbeitet worden ist.

Das Altarkreuz für Kloster Maria Laach.



Eine Schneeschuhfahrt auf den Brocken.

Von

Hans Wedding.

Noch lag der dämmernde Morgen mit der Nacht im Kampf, als wir unter Schneegestöber von Harzburg aufbrachen. Gleich oberhalb des Ortes verließen wir die Chaussee und stiegen steilan auf dem direktesten Wege zum Molkenhause hinauf. Hier auf der freien Höhe merkten wir, daß sich ein kalter Wind aufgemacht hatte, der den Schnee vor sich her trieb und in Schanzen quer über den Weg häufte. Doch legten wir dem keine Bedeutung bei. Von der Höhe ging es nun auf schmalem Fußwege in schneller Fahrt hinunter in das Thal der schäumenden Ecker, die wir auf der „Dreiherrenbrücke“ — Preußen, Braunschweig und Wernigerode stoßen hier zusammen — überschritten, um, wieder bergauf marschierend, auf bekanntem, jetzt vollständig verschneitem Wege das Forsthaus Scharfenstein am Fuße des Brockens zu erreichen.

Der Förster, den wir zu der Tour aufgefordert hatten, hatte uns nur halb und halb erwartet und trat uns mit der Frage entgegen: „Wollen Sie denn wirklich heute auf den Brocken?“ „Wir denken doch,“ war unsre Antwort, worauf sich der Förster zu unsrer Begleitung und Führung erbot. Nachdem wir uns gehörig gestärkt hatten, wurden wieder die Schneeschuhe angeschnallt. Der Schneefall hatte inzwischen aufgehört, und wir konnten erkennen, daß die Brockenkuppe von einer dichten, unheimlich bewegungslosen Wolkenmasse vollständig eingehüllt war. Wir verfolgten zuerst ein Stückchen den sogenannten Hirtenstieg, der über den Kleinen Brocken führt und vom Scharfenstein die nächste Verbindung nach dem Brocken bildet, verließen dann denselben links abbiegend, um auf Schneisen und Holzabfuhrwegen, die für den Unkundigen als solche jetzt gar nicht erkennbar waren, die von Ilsenburg kommende Chaussee zu erreichen und diese für die Weiterfahrt zu verfolgen. Allmählich, aber stetig ging es nun bergauf; von dem herrschenden Winde spürten wir im Innern des Waldes nicht viel, auch befanden wir uns auf der Leeseite des Brockens. Erst als wir oberhalb der „Zeterklippen“ auf der Höhe des „Rennekenberges“ an eine Stelle kamen, wo nördlich der Chaussee der Bestand abgeholzt war, merkten wir, daß ein heftiger, eisig kalter Nordwest über die Höhen fegte. Hier am freien Hange türmten sich mächtige Schneeschanzen auf, die wir teils springend, teils kletternd überwanden, bis wir nach Verlauf einer halben Stunde hinter der „Heinrichshöhe“ wieder Schutz und ruhige Weiterfahrt hatten.

Zwölf Uhr mittags war es, als wir jenen Punkt erreichten, wo die Chaussee in einer großen Kurve die äußerste Brockenkuppe umgeht, während der Fußweg direkt bergauf nach dem Hotel, an der „Teufelskanzel“ vorbei, führt. Einen Augenblick wurde hier beratschlagt, welcher Weg der günstigste sei, und wir beschlossen, die am Fußwege stehenden Telegraphenstangen als Wegweiser zu nehmen und direkt auf das Hotel zuzufahren. In einer Viertelstunde mußten wir ja oben sein, und da ein leichter Nebel die oberste Brockenkuppe bedeckte, war es immerhin sicherer, uns an den Telegraphenstangen zu halten; denn weder die Chaussee noch der Fußweg war in dem Schnee zu erkennen. Das Vorwärtskommen bot hier schon für uns, die wir geübte Schneeschuhläufer waren, bedeutende Schwierigkeiten; für einen Neuling in diesem Sport wäre es überhaupt zur Unmöglichkeit geworden. Hier war alles Eis und Schnee; außer Weiß sah man keine Farbe. Die Telegraphenstangen hatten durch den Ansatz von Schnee und Rauhreif einen Umfang, daß wir sie kaum mit beiden Armen umspannen konnten; die schrägen Haltedrähte — der Leitungsdraht wird alljährlich vor Eintritt des Winters abgenommen — waren armdick, und an den Glocken hatte sich ein kolossaler Schnee- und Reifansatz gebildet, so daß sie wie riesige Köpfe auf den Stangen aussahen. Mächtige Schneewehen von mehreren Metern Höhe mußten wir, seitwärts staffelnd, überwinden, um auf der andern Seite in eine Mulde zu gelangen, aus der wir von neuem eine steile Schneewand zu erklettern hatten. Und plötzlich, uns vollständig überraschend und fast betäubend — noch heute ist es mir unerklärlich, wie es mit einer solchen Plötzlichkeit geschehen konnte —, befanden wir uns in einem Schneesturm, der jeder Beschreibung spottet. Der Sturm, der sich binnen wenigen Minuten zum Orkan steigerte, fegte über die Brockenkuppe dahin, daß wir unsre ganze Kraft zusammennehmen mußten, um uns überhaupt aufrecht zu erhalten. Dabei trieb er den feinen Schnee in solcher Dichtigkeit vor sich her, daß der helle Tag plötzlich zur Nacht verfinstert war und wir uns auf zehn Schritte nur noch als schwankende Schatten erkannten. Die Kälte war so empfindlich, daß wir glauben konnten, wir wären vollständig entblößt dem Winde ausgesetzt; durch Mark und Bein hindurch schien er das innerste Leben in uns erstarren zu machen. Eine nähere Verständigung durch die Stimme war selbst auf die allerkürzesten Entfernungen nicht mehr möglich, und das war wohl der Grund, weshalb der Gedanke an Umkehr, der dem einen oder andern von uns gekommen war, nicht ausgesprochen und auch nicht ausgeführt wurde, zumal wir uns ja nur noch wenige hundert Schritte vom Brockenhause befanden. Durch Rufe bemühten wir uns, die Verbindung zwischen uns aufrecht zu erhalten. Dazu kam, daß der in unser Gesicht getriebene Schnee an Haaren und Mützenrand sich festsetzte, allmählich anfror und schließlich das ganze Gesicht mit einer Eis- und Schneeschicht bedeckte, die wir, um nicht vollständig geblendet zu sein, durch fortgesetztes Reiben mit der Hand über den Augen offen zu halten bemüht waren. Ich war der dritte in der Reihe, und es schien mir, als ob das Vorwärtskommen meinem Hintermanne besonders schwer würde. Ich blieb daher öfter stehen, um auf ihn zu warten, aber auf die Dauer war das unmöglich. Stehenbleiben in dem eisigen Sturme war der nächste Schritt zum Tode; es schien, als ob auf der Stelle das Blut in den Adern erstarrte! Also Bewegung; vorwärts, vorwärts! Vor mir höre ich den Schrei der beiden Vorderleute, den ich weitergebe mit aller Kraft, um den hinter mir befindlichen Gefährten von meiner Anwesenheit zu überzeugen, ihm Mut zu machen und ihn anzuspornen. Unter unsäglichen Anstrengungen geht es langsam bergan. Da höre ich plötzlich nichts mehr von vorn; ich drehe mich um, um mich nach meinem Hintermanne umzusehen, denn der Gedanke des Alleinseins in diesem Aufruhr der Elemente ist entsetzlich! Da erfaßt mich der Sturm und droht, mich mit sich fortzureißen. Ich stemme ihm wieder die Brust entgegen und dringe vorwärts mit Aufbietung aller Kräfte.

Wie lange kämpfen wir schon mit dem tosenden Elemente? Wir müßten ja schon längst am Hause sein! Da höre ich wieder den Ruf meiner Vorderleute; nein, ich horche, es scheint nur eine Stimme zu sein; wo ist der zweite?

Ich strenge mich an, vorwärts zu kommen, und erblicke nach einiger Zeit vor mir eine bald undeutlich erkennbare, bald ganz im Schneesturm verschwindende Gestalt. „Wo ist der erste?“ schreie ich ihn an. Aber die Frage nimmt mir der Sturm vom Munde, sie wird offenbar nicht verstanden. Wo wir sind, davon habe ich keine Ahnung. Nach meiner Berechnung müßten wir längst am Hotel sein; aber noch immer geht es vor uns bergan, und wir wissen, das Hotel steht auf der höchsten Kuppe des Brockens. Also vorwärts, es wird hohe Zeit, schon beginnen die Kräfte zu sinken. Das Gefühl ist aus Händen und Füßen vollständig geschwunden, nicht lange mehr können wir diesem Unwetter stand halten. Wir sind nur noch zu zweien; wo der vorderste und letzte sind, wissen wir nicht; vielleicht noch hinter uns. Also wieder lassen wir unsern Ruf ertönen! Doch was ist die menschliche Stimme im Heulen eines Orkans! Plötzlich taucht unmittelbar links neben mir eine Gestalt auf; ich erkenne unsern Führer; von dem, was er zu uns herüberschreit, verstehe ich nur undeutlich das Wort: „Teufelskanzel“. Er hatte, wie er uns später erzählte, sich einen Augenblick umgedreht, um Atem zu schöpfen; sofort hatte ihn der Sturm erfaßt und mit sich fortgerissen, unter der „Teufelskanzel“ hatte er sich wieder gefunden. Hier hatte er die Absicht, das Brockenhaus zu erreichen, aufgegeben und den Plan gefaßt, bergunter zu fahren, um vor allen Dingen erst aus der Sturmregion zu kommen; da hatte er unsre Rufe vernommen, als wir dicht über der „Teufelskanzel“ auf das Hotel zu marschierten, und sich uns wieder angeschlossen. Also dann mußte das Hotel ja ganz in der Nähe sein! Vorwärts denn! Plötzlich stoße ich mit dem Kopf gegen ein Etwas, das ich als eine Telegraphenstange erkenne; wir sind also auf dem richtigen Wege und können das Haus nicht verfehlen. Wir bleiben, wie auf ein gegebenes Zeichen, mit einem Male stehen: wir haben offenbar die Höhe erreicht, es geht nicht mehr bergan, wir müssen also auf der Kuppe sein, und hier muß das Hotel stehen!

Ist denn heut hier Hexensabbat?! Haben sich die Teufel gegen uns verschworen?! Unmöglich kann das Haus vom Brocken verschwunden sein! Ich will meinen Gefährten klar machen, daß ich in jener Richtung das Haus vermute, und deute zugleich mit dem langen Skistab dorthin. Da fühle ich Widerstand; ich springe einen Schritt vorwärts, stoße fest zu mit dem Stabe und fühle etwas Hartes. „Das Brockenhaus!“ schreie ich mit der ganzen Kraft meiner Lunge. Wir stürzen vorwärts; eine riesige Schneewand türmt sich vor uns auf, wie wir jetzt sehen, das Hotel, das, ganz in Schnee und Rauhreif eingehüllt, das Aussehen eines kolossalen weißen Zuckerhauses bekommen hat, und das wir in dem Schneegestöber auf Armeslänge kaum erkannten. Der Sturm trifft die Hausfront unter einem Winkel und hat vor derselben eine mächtige Schneewehe angehäuft, deren höchste Linie etwa einen Meter von der Wand entfernt und dieser parallel läuft. In der auf diese Weise gebildeten Mulde versuchen wir, mit der linken Hand nach dem Hause tastend, die Thür zu erreichen. Aber dem Sturm, der hier mit doppelter Kraft an der langen Hausfront sich bricht, können wir aufrecht nicht mehr stand halten. Wir werfen uns in den Schnee und suchen, auf allen vieren kriechend, nach der Thür zu gelangen. Der Wind hat hier eine Stärke, die uns den Atem benimmt und selbst das Vorwärtskommen in kriechender Stellung fast unmöglich macht. Jeder Zoll muß mit übermenschlicher Anstrengung erkämpft werden! Plötzlich verschwindet mein Vordermann, dem ich mich stets möglichst auf den Fersen zu halten bemüht bin, vor meinen Augen. Noch bin ich mir nicht darüber klar geworden, wo er geblieben sein kann, als ich plötzlich unter mir den Boden verliere und in eine Vertiefung stürze. Hier finde ich meinen Gefährten wieder, der bemüht ist, sich aufzurichten, und zugleich erkennen wir, daß wir uns vor der Thür des Hotels befinden. Die Schneewehe vor dem Hause hatte man von innen durchgeschaufelt, um aus dem Hause ins Freie gelangen zu können, und in den hierdurch entstandenen Durchbruch der Schanze waren wir gestürzt. ‚Gerettet‘, das ist der Gedanke, der uns beseelt.

Mit mächtigen Faustschlägen an die Thür begehren wir Einlaß. Keine Antwort, kein Geräusch drinnen, nur der dumpfe Wiederhall unsrer Schläge in den jetzt vereinsamten Räumen. Wir nehmen unsre eichenen Skistäbe und stoßen sie mit aller Wucht gegen die Thür, um uns bemerklich zu machen. Sollte niemand zu Hause sein? Der Gedanke bringt uns an den Rand der Verzweiflung! Endlich nach langem Harren hören wir Geräusch drinnen, wieder treffen unsre Schläge die Thür, und wir merken, daß von innen geöffnet wird. Der schwere Eisenriegel wird zurückgeschoben, im selben Moment wird die Thür vom Sturme aufgerissen, und wir werden in das Haus geschleudert, als ob wir Strohhalme wären. Jetzt erst bemerken wir, daß wir nur noch unsrer zwei sind; wo der dritte, der noch vor einer Viertelstunde an der Hausecke bei uns war, geblieben ist, wissen wir nicht.

In die noch offenstehende Thür treibt der Sturm kolossale Schneemassen hinein, wir müssen dieselbe schließen; lange, bange Minuten vergehen, jeden Augenblick vermeinen wir draußen vor der Thür Geräusch zu hören, aber es ist nur das Toben des Sturmes, der das Haus in seinen Fugen erzittern macht. Endlich ein dröhnender Schlag gegen die Thür, die wir schnell öffnen, und auch der dritte ist glücklich geborgen. Er hatte gleich uns dem Sturm nicht aufrecht stand halten können, sich daher niedergeworfen und hatte dann nach langem Umherirren, auf allen vieren hinkriechend, endlich die Thür gefunden. Wir sahen nach der Zeit: es war $\frac{1}{2}$2 Uhr, wir hatten also eine und eine halbe Stunde gebraucht zu der kurzen Strecke, seit wir die Chaussee verlassen hatten.

Durch die übermenschlichen Anstrengungen und die eisige Kälte — der feine Schnee war vom Sturm durch das Oberzeug hindurchgetrieben und lag fingerdick auf dem Unterzeug — waren wir vollständig erschöpft; aber die Sorge um den vierten Teilnehmer der Expedition, von dem wir nichts mehr gehört und gesehen hatten, seit wir durch das Unwetter getrennt wurden, ließ uns keine Ruhe. Nach einer einstündigen Erholungspause machten wir uns wieder auf den Weg, um den Verlorenen zu suchen. Die Hoffnung, daß er noch das Hotel erreichen würde, hatten wir inzwischen aufgegeben. War er nicht umgekehrt, so mußten wir auf das Schlimmste gefaßt sein und kamen vielleicht schon zu spät. Aber wir erachteten es für unsre Pflicht, wenigstens unser möglichstes zu thun. Der Sturm tobte noch immer mit unverminderter Heftigkeit, aber das Schneegestöber hatte so weit nachgelassen, daß wir deutlich von einer Telegraphenstange zur andern sehen konnten, und außerdem hatten wir jetzt den Wind im Rücken. Die Schneeschuhe wagten wir nicht anzuschnallen, aus Furcht, vom dem Sturm erfaßt und von der Brockenkuppe hinuntergefegt zu werden. So wateten wir denn, die Schneeschuhe unter dem Arm, die Telegraphenstangen als Wegweiser benutzend, denselben Weg zurück, den wir vor einer Stunde gekommen waren. Etwa bei der fünften oder sechsten Telegraphenstange glaubte ich den Verlorenen zuletzt gesehen zu haben; wir suchten nach Spuren, aber Sturm und Schnee hatten alles vollständig verweht und das ganze Bild verändert. Durch lautes Rufen und Pfeifen suchten wir uns fortwährend bemerklich zu machen, aber keine Antwort kam zurück. Soweit das Unwetter es zuließ, suchten wir die ganze Umgegend ab, aber vergeblich. Wir waren zu sehr erschöpft, als daß wir dem Unwetter noch

lange stand zu halten vermocht hätten, und da wir unmöglich den Weg nach dem Hotel zum zweiten Male hatten machen können, so mußten wir an die Heimfahrt denken, wollten wir nicht durch die Nacht in dieser Schnee- und Eiswüste überrascht werden. Die Hoffnung, daß der Vermißte doch noch auf irgend eine Weise dem Tode entronnen war, mochten wir nicht aufgeben, und um möglichst bald Gewißheit zu bekommen, fuhren wir direkt nach Ilsenburg die Chaussee hinunter, von wo wir durch den Telegraphen Nachricht zu bekommen hofften. Der dem Brocken am nächsten gelegene Ort war Schierke, und auf eine sofort nach dort gerichtete telegraphische Anfrage erhielten wir die freudige Nachricht, die uns alle ausgestandenen Sorgen und Mühen vergessen ließ: der Verunglückte war thatsächlich abends um 7 Uhr dort angekommen. Seine Schicksale erfuhr ich später aus seinem Munde. Er hatte nach der Trennung von uns noch immer versucht, das Hotel zu erreichen; beim Ersteigen einer Schneeschanze war er dann gestürzt, wobei ihm der Riemen des einen Schneeschuhes riß und der letztere vom Sturm durch die Luft davongewirbelt war. Dieser Umstand hatte ihn doch nicht in Energielosigkeit verfallen lassen, und nach stundenlangem Umherirren hatte er seinen Schneeschuh, der in einer Fichte hängen geblieben war, wieder gefunden. Hierdurch neu belebt, hatte er nach unten ins Thal zu entkommen versucht und war hier in den urwaldartigen, die Brockenkuppe ringsumgebenden Waldgürtel geraten, woselbst er — man denke sich das Entsetzliche seiner Lage — unser Rufen und Pfeifen, als wir nach ihm gesucht hatten, wirklich gehört hatte, aber seine Antwort war gegen den heulenden Sturm nicht zu uns hinaufgedrungen, und seine Bemühungen, uns zu erreichen, waren in dem schneeverhangenen Walddickicht trotz aller Anstrengungen vergeblich gewesen. Nur noch mechanisch und seiner Sinne kaum noch mächtig, hatte er sich immer weiter bergunter gearbeitet, und die göttliche Vorsehung hatte sich zum zweiten Male seiner erbarmt. Er war auf einen von Holzhauern ausgetretenen Pfad gekommen, und in demselben entlang tastend und die Schneeschuhe hinter sich herschleifend, hatte er Schierke erreicht, wo er im Forsthause liebevolle Aufnahme und Pflege fand.

Kaiser Wilhelm II. im Atelier von Harro Magnussen. (Zu dem Artikel Seite 244.)



Nach einer Aufn. aus dem Atelier Excelsior in Budapest.

Eduard Teles, an dem Modell der Statue Kaiser Karls VI. arbeitend.

Nach einer Aufn. aus dem Atelier Excelsior in Budapest

Maler Sigmund Vajda in seinem Atelier

Drei Künstlerateliers.

Die Persönlichkeit des Kaisers beeinflußt das Berliner Kunstleben in förderlichster Weise. Der fürstliche Mäcen stellt den Künstlern nicht nur dankbare Aufgaben, sondern er folgt auch dem Entstehen der Werk bis in jede Einzelheit mit thätigem Interesse und einem Verständnis, das die Folge einer von klein auf gebildeten Kunstliebe ist. Es bedarf kaum des Hinweises, daß ein solches Beispiel weitere Kreise zur Nachahmung anregt und das Volk selbst immer von neuem auf die Betrachtung von Kunstwerken hinlenkt. Die besondere Teilnahme des Kaisers gilt seiner Hauptschöpfung, der künstlerischen Ausschmückung der Siegesallee, und seine Besuche in den Ateliers der beteiligten Bildhauer gehören für ihn fast mit zur Tagesordnung, sie sind ihm eine erfrischende Abwechslung in dem Ernst seiner Regierungspflichten. Das eine unsrer Bilder ist bei einem solchen Besuche entstanden und mit des Kaisers Genehmigung aufgenommen. Es zeigt den hohen Herrn im Atelier des Bildhauers Harro Magnussen, der das bekannte Werk „Friedrich der Große in seinen letzten Erdentagen" geschaffen hat. Diesmal galt das Erscheinen des erlauchten Besuchers einer Figur für die Siegesallee, dem Denkmal des Kurfürsten Joachim II. Hektor (1535—1571). Es ist eine Gestalt von echter, individualistischer Prägung, die den Kaiser außerordentlich fesselte; er fand dabei eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Prinzen Friedrich Karl heraus. Zur Seite stehen unter andern die Nebenfiguren: der jugendliche Markgraf Georg zu Ansbach mit dem Renaissancebarett und Bischof Matthias von Jagow im Prälatengewand.

Ein zweites Bild gewährt uns einen Einblick in die einfache Werkstatt des jungen, in seiner Heimat rasch berühmt gewordenen ungarischen Bildhauers Eduard Telcs. Die Statue, an der wir den Künstler arbeiten sehen, stellt Kaiser Karl VI. vor, mit dem der Mannesstamm des Hauses Habsburg 1740 erlosch. Der Vater der Maria Theresia heißt in der ungarischen Geschichte Karl III. Seine von Telcs ausgeführte Statue wird in der Kolonnade des Millenniumdenkmals stehen. Dieses selbst führt Zala aus, während die Statuen der ungarischen Könige verschiedenen Künstlern zur Ausführung übertragen sind. Eduard Telcs, der mit Ausführung von dreien solcher Statuen betraut wurde, absolvierte seine Studien an der Wiener Akademie der bildenden Künste, anfangs unter Professor Hellmer; später besuchte er die Spezialschule des Professors von Zumbusch. Hier bekam er für seine kleine Gruppe „Zwei Durstige" den Spezialschulpreis. Dieselbe Arbeit wurde in Antwerpen mit der Medaille zweiter Klasse und in Budapest mit der großen Millenniumsmedaille ausgezeichnet. Schließlich kaufte Kaiser Franz Joseph das Werk an. Im selben Jahre (1896) wurde der von Telcs geformte „Goliath" für das ungarische Museum der schönen Künste erworben. Sein Marmorrelief „Liebelei", das in der Budapester Kunstausstellung 1899 großen Beifall fand, wurde für dasselbe Museum erworben.

Die mit gutem Gedächtnis begabten Freunde unsrer Zeitschrift werden sich noch der heiteren Genrebilder erinnern, die unser Blatt vor einigen Jahren nach den Gemälden von Sigmund Vajda brachte. Besonders gefiel damals sein lebensvolles Bild „Nach dem Balle". Ein schweres Lungenleiden, das den Künstler seither befiel und ihn zwang, zwei Jahre unthätig in den Olivenhainen am Gardasee zuzubringen, hat aus dem glücklich Geheilten einen viel ernsteren Menschen und reiferen Künstler gemacht. Kaum war er nach Budapest zurückgekehrt, da betraute ihn die Hauptstadt mit der Ausschmückung ihrer Theresienstädter Pfarrkirche. Diese Wandgemälde stellten Vajda sogleich in die erste Reihe der ungarischen Freskenmaler, so daß ihm die Regierung bald darauf eine Reihe von Aufträgen für den neuen ungarischen Parlamentspalast erteilte. Wir sehen den Meister auf der Gerüstleiter die Kartons für diesen nationalen Palast vollenden, den er mit Fresken aus der Geschichte Ungarns zu schmücken berufen ist. Diese große und ehrenvolle Aufgabe erschöpft jedoch nicht die ganze Kunstthätigkeit Sigmund Vajdas. Seine Wandgemälde aus dem orientalischen Leben zieren die Halle eines Saales in arabischem Stil. Deckenbilder, welche die Freuden der Tafel darstellen, fügt er in die barocke Architektur eines kaufmännischen Klublokales ein. In den Ausstellungen des ungarischen Kunstvereins erfreuen den Beschauer seine trefflichen Porträts und seine Genrebilder aus dem Weidmanns- und Klosterleben.



Blumensprache.

Wir wandelten schweigend am Gartenweg,
Zwischen blühenden Blumen und Beeten,
Du pflücktest mir einen Veilchenstrauß,
Ich hab' ihn achtlos zertreten.

Du sahst so bleich ... da wandest du dich
Und brachst eine Rose vom Strauche,
Ich nahm sie zerstreut, sie entfiel mir gleich
Und verblaßte im Sonnenhauche.

Da rissest du Brennende Liebe heraus
Aus dem Erdreich, stumm, ohne Worte,
Und warfst sie mir zu und stürztest fort —
Und die Brennende Liebe verdorrte ...

*

Seitdem ich zuletzt dich gesehen, verging
Eine Reihe von Jahren und Tagen,
Manch Veilchen empfing ich und trat es nicht ...
Hab' auch Rosen am Busen getragen ...

Und wieder weil' ich am selben Ort,
Den meistens mit dir ich durchmessen,
Du gabst mir kein Blümlein Vergißmeinnicht,
Und doch konnt' ich dein nicht vergessen.

Wie träumend schreit' ich der Stelle zu,
Wo einst deine Veilchen gelegen,
Ich bücke mich, — kniee und wühle im Gras,
Doch kein Veilchen blüht mehr auf den Wegen.

Und suchend komm' ich ans Rosengebüsch ...
Auch nach Rosen forsch' ich vergebens,
Und dennoch, wär' blühend wie einst jener Strauch,
Gäb' ich gerne den Rest meines Lebens.

Den Rest meines Lebens gäb' gerne ich hin,
Wenn mir eine Rose nur bliebe,
Und mein Herzblut, mein bestes Herzblut dazu,
Für die süße, die brennende Liebe.

Lola Frisch-Krips.



Das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd.

Das gewaltige Anwachsen der deutschen Handelsmarine im letzten Jahrzehnt hat naturgemäß einen in gleichem Umfang erhöhten Bedarf an Schiffsoffizieren zur Folge gehabt. Von Jahr zu Jahr macht sich mehr ein empfindlicher Mangel an tüchtigen, gut ausgebildeten Kapitänen und Steuerleuten bemerkbar. Um diesem abzuhelfen, hat der Norddeutsche Lloyd beschlossen, ein eignes Schiff dafür in Dienst zu stellen, um junge Seeleute für die höhere seemännische Laufbahn in mustergültiger Weise auszubilden. Es ist dabei besonders ins Auge gefaßt, mehr als bisher junge Leute, welche guten Familien entstammen und eine bessere Schulbildung genossen haben, für den Seemannsberuf zu gewinnen. Die Ausbildung an Bord soll in ähnlicher Weise wie bei den Kadetten der Kriegsmarine erfolgen. Der Kursus, an dem zu gleicher Zeit 60 bis 80 Kadetten teilnehmen können, umfaßt drei Jahre und berücksichtigt in gleicher Weise die theoretische wie die praktische Ausbildung. Nach Beendigung desselben müssen die jungen Leute noch etwa ein Jahr als dienstthuende Offiziersaspiranten auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd fahren, ehe sie in die Offiziersstellen einrücken. Als Jahresbeitrag für die Ausbildung muß jeder Kadett 600 Mark zahlen. Eine gründliche seemännische Ausbildung kann natürlich nur auf einem Segelschiff erfolgen. Der Norddeutsche Lloyd hat als Schulschiff einen der schönsten Segler der deutschen Handelsmarine, die Viermasterbark „Albert Rickmers“, angekauft. Das Schiff wird in Zukunft den Namen „Herzogin Sophie Charlotte“ tragen, nach der Tochter des Erbgroßherzogs von Oldenburg, welcher den Ehrenvorsitz über den Verwaltungsausschuß für das Kadettenschiff übernommen hat. Das Schiff ist 2243 Registertonnen netto groß und im Jahre 1894 aus Stahl erbaut.



Phot. Sander & Sohn, Geestemünde.

Das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd.



Weibliches Protzentum.

Von

Richard Wulckow.

Die Gegenwart mit ihrer Fülle von neuen und ungewohnten Erscheinungen bereitet den Lobrednern der guten alten Zeit einen äußerst schweren Stand. Ihr eifrig betriebenes Geschäft, unsre Zeit auf Kosten der Gerechtigkeit und Unbefangenheit geflissentlich herabzusetzen, wird immer undankbarer und schwieriger. Wohin auch das Auge blickt, überall sprießen neue Triebe und Keime aus dem Schoße des Kulturlebens hervor, die dazu bestimmt sind, eine Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege vorzubereiten und die scharfen Gegensätze, die das neuzeitliche Leben geschaffen, nach Kräften zu mildern und auszugleichen. Die Fülle von Neuschöpfungen und Anregungen auf dem Gebiete der werkthätigen Menschenliebe ist so energisch wirksam, wie in keinem früheren Zeitalter; ja selbst der früher unerhörte Gedanke, daß jeder Besitzende die sittliche Verpflichtung habe, zur Verbesserung des materiellen Loses der Armen nach dem Maße seiner Kräfte und „ohne Seufzen“ beizutragen, selbst dieser Gedanke wird überall ernstlich diskutiert und findet mit jedem Tag neue, opferwillige Freunde. Die Not der „Enterbten“ ist in das Bewußtsein der ganzen gebildeten Menschheit getreten und treibt zur Auffindung immer neuer gangbarer Wege, auf denen ihnen in leiblicher und geistiger Beziehung wirksam geholfen werden kann. Die hartgesottenen Protzen, die von ihrem Reichtum nichts hergeben wollen und sich ängstlich an diesen Besitz — für sie den einzigen — klammern, ziehen sich ängstlich und scheu zurück und vermeiden es sorgfältig, ihre selbstsüchtige Weltanschauung in Wort und Schrift zu verkünden oder gar durch herausforderndes Auftreten Anstoß zu erregen; sie fürchten mit Recht, die vorhandene Summe von Unzufriedenheit und Verbitterung zu vermehren, die einmal in elementarem Ansturm die Fesseln des Gesetzes sprengen und sich verhängnisvoll gegen die Hartherzigen wenden könnte.

In diesen Zeichen einer beginnenden Aera der Versöhnung tritt in erfreulichster Weise die Thätigkeit der Frauen in die Erscheinung. Nicht in Worten und leicht entbehrlichen Spenden allein zeigt sich dieser edle, den Frauen eingeborene und erbeigne Trieb zur Linderung des unermeßlichen Menschenwehs, sondern, was viel höher anzuschlagen ist, in thatkräftiger, freiwillig übernommener Sorge und Pflege auf allen Gebieten gemeinnütziger Thätigkeit. Durch nichts wird diese heilvolle Strömung besser charakterisiert, als durch den seit einigen Jahren in der Reichshauptstadt wirkenden Kreis warmherziger Männer und Frauen, der zusammengetreten ist, um diejenigen Frauen und Mädchen der besitzenden Stände, denen ernste Lebensziele im Dienste der Menschheit bis dahin nicht zum rechten Bewußtsein kamen, zu eingreifender und opfermütiger Arbeit nach dieser Richtung um sich zu sammeln. Für die praktische Armen- und Waisenpflege, für die mannigfachen Wohlthätigkeitseinrichtungen, für das gesamte Erziehungswesen werden die Kräfte der jüngeren wie der älteren Damen, je nach ihrer Neigung und Befähigung, in Anspruch genommen und ihnen der so unendlich heilsame Blick eröffnet in die Tiefen der Lebensnot. Auch durch gemeinverständliche Vorträge über soziale, wirtschaftliche und gesundheitliche Fragen wird den Damen Anregung und Belehrung für ihr praktisches Wirken geboten. In dem Aufrufe des erwähnten Kreises wurde gebührend hervorgehoben, daß „gerade die Frauen und Mädchen der besitzenden Stände vielfach eine schwere Mitschuld dafür trifft, die innerhalb weiter Kreise des Volkes herrschende Verbitterung durch den Mangel an Interesse und Verständnis für die Anschauungen und Empfindungen der unbemittelten Klassen, durch den Mangel jedes persönlichen Verkehrs mit diesen Volksklassen gesteigert zu haben.“

Das ist ein wertvolles, bedeutsames Eingeständnis, das auf einen Umschwung in der Sinnes- und Handlungsweise, gewissermaßen auf eine ethische Erziehung ernstlich hoffen läßt. Und gerade diese ist dringend nötig, wenn die Frauen den ihnen zukommenden Anteil an der Vorbereitung für eine bessere und friedenvollere Zeit mit Erfolg übernehmen sollen. Denn es muß gesagt werden: das geistige Niveau unsrer Frauen war trotz aller höheren Mädchenschulbildung und alles äußeren Schliffes bisher noch recht niedrig! Es wäre sonst undenkbar, daß viele Tausende von Mädchen und Frauen unsrer besseren Stände sich lediglich um Putz, Vergnügen und andre Nichtigkeiten kümmern, allen humanitären Bestrebungen mit voller Gleichgültigkeit gegenüberstehen und höchstens täglich lange Stunden das Klavier bearbeiten oder, wenn es hochkommt, Papier und Leinwand mit Kohle oder Farben bemalen. Dies öde, unfruchtbare Leben, in das der Schmerzensruf der geistigen und leiblichen Massennot nicht hineinzudringen vermag, das ist ihre Welt, „das heißt eine Welt!“ Und in dieser Welt wird der Hochmut, die Exklusivität und das Protzentum systematisch großgezogen, das sich vor unsern Augen so oft in unerträglicher Weise breit macht. Je mehr man die milden und warmherzigen Frauen bei ihrem selbstlosen Wirken verehrt und bewundert, um so lebhafter muß gegen alles protestiert werden, was geeignet ist, die Gegensätze zu verschärfen und die soziale Gärung immer drohender zu gestalten. Nichts aber wirkt so abstoßend und erbitternd auf die Massen, als das öffentlich zur Schau getragene Protzentum der Frauen. So eine Dame in hocheleganter Toilette, die mit hochmütiger, eisiger Miene an den „kleinen Leuten“ vorüberrauscht und in ihrer Unnahbarkeit jede menschliche versöhnliche Regung zu verhöhnen scheint, sie stellt die leibhaftige Agitation dar für Verbitterung, Klassenhaß und — Ausbreitung der Sozialdemokratie.

Von einer überaus trüben und schmerzlichen Seite zeigt sich dies Protzentum, wenn ein geistig durchgebildetes und zartfühlendes Mädchen als Erzieherin in das Haus reicher Leute tritt, die nur die Schwere des Geldbeutels zum Wertmesser des Menschen zu machen gewöhnt sind, vor geistiger Arbeit und geistiger Bedeutung aber nicht die mindeste Achtung hegen. Diesem Standpunkt entsprechend sehen sie in der Erzieherin ihrer Kinder, sie mag so tüchtig, liebenswürdig und wohlerzogen sein, als nur denkbar, immer nur den etwas höheren „Domestiken“, der bei ihnen in Lohn und Brot steht. Ich hatte vor kurzem das Unglück, Zeuge einer Scene zu sein, die mir diesen schreienden Widerspruch zwischen dem feingebildeten Mädchen und der „reichen Frau“ so recht fühlbar machte. In einem reichen Kaufmannshause einer großen rheinischen Stadt wurde die neue Erzieherin erwartet. Die junge, aus einer Berliner Gelehrtenfamilie stammende feingebildete Dame hatte sich einige Wochen vorher persönlich vorgestellt und den besten Eindruck gemacht. Die Dame des Hauses hatte sich daher im stillen mit der wichtigen Frage beschäftigt, ob die neue Erzieherin nicht als durchaus gesellschaftsfähig betrachtet werden könne, und da der Eheherr höflich der Gattin das Bestimmungsrecht eingeräumt hatte, so hielt sie

es für angemessen, die Frage mit einigen Freundinnen zu erörtern und deren Meinung zu hören. Ich sah sogleich, daß der Sinn der Hausfrau ein der Stellung der Erzieherin durchaus günstiger war und daß sie den besten Willen hatte, dieselbe als durchaus ebenbürtig in die Gesellschaft einzuführen; ebenso klar aber wurde mir sehr bald, daß die Ratgeberinnen damit nicht einverstanden waren. „Die Erzieherin ist für die Kinder da, nicht für die Gesellschaft," — das ungefähr war der kurze Inhalt ihrer langen Diskussionen. Man fragte nun, wahrscheinlich aus bloßer Höflichkeit, auch mich um meine Meinung, und so nahm ich denn die Gelegenheit wahr, die volle gesellschaftliche Gleichberechtigung einer wohlerzogenen und gründlich gebildeten Erzieherin mit den Damen der sogenannten Gesellschaft in warmen Worten darzuthun, fand aber, was ich erwartet hatte: einen geschlossenen Widerstand. „Das wäre eine schöne Geschichte, wenn wir in unsern Kreisen nächstens die Schar von Erzieherinnen ihren Einzug halten sähen," meinte eine hübsche junge Frau, „ich für mein Teil werde so eine zu mir niemals einladen, und ich meine, die übrigen Damen thäten aus verschiedenen Gründen (mit vielsagendem Blick) auch gut, solche merkwürdigen Neuerungen zu unterlassen." Dabei blieb es denn auch. Die Erzieherin trat ein und wurde von den gesellschaftlichen Vereinigungen des Hauses ausgeschlossen unter der plausibeln Begründung, daß die beiden Töchterchen ihre liebe Lehrerin doch während der langen Abendstunden nicht entbehren könnten. Anscheinend trug die Dame dies Geschick mit völligem Gleichmut.

In einem andern Falle mußte eine Dame, die für ein deutsches Pensionat als „Französin" engagiert war und die immerhin ermüdende Reise von der Insel Guernsey nach einer mitteldeutschen Stadt allein zurückgelegt hatte, auf dem Bahnhof des ihr ganz fremden Ortes eine lange Zeit in Unruhe und Ratlosigkeit warten, bis sich eine freundliche, ihr fremde Dame fand, die sie zurechtwies und dafür sorgte, daß sie ohne Schwierigkeit in ihr neues Heim gelangte. Die Institutsvorsteherin, also selbst eine „gebildete" Dame, hatte es nicht für nötig gehalten, selbst ihre künftige Hausgenossin und Helferin auf dem Bahnhof zu empfangen oder jemand mit diesem Auftrage hinzusenden. Dieser Fall zeigt, daß es auch unter den Arbeiterinnen auf geistigem Gebiet Protzen giebt, die die von ihnen in Anspruch genommene geziemende Behandlung den Genossinnen vorenthalten. Hier liegt ein Mangel an Herzensbildung und Takt vor und zugleich ein Beweis dafür, daß hier die Erziehung ihre Aufgabe schlecht gelöst hat. In dem angezogenen Falle mag ja die Vorsteherin sich der Lehrerin gegenüber als Pensionatsbesitzerin gefühlt und deshalb noch besonders den Protzen herausgekehrt haben, wäre sie aber in ihrer Jugend nicht in der bisher üblichen Weise unterrichtet, sondern auch gewissenhaft erzogen worden, so wäre die bewiesene Mißachtung menschlicher und sittlicher Pflichten kaum denkbar. Es ist ein immer mehr zunehmender Fehler, daß Lehrer und Lehrerinnen sich einseitig als Dozenten zu betrachten und sich mit der Absolvierung ihres Lehrpensums zu begnügen pflegen, sich aber um die Charakterbildung ihrer Schülerinnen, um Einwirkung auf Seele und Gemüt gar wenig kümmern. Hier muß der Hebel angesetzt werden, hier muß der Lehrer mit der ganzen Wärme seines Herzens thätig sein, wenn er sich der großen Bedeutung seines Berufes bewußt zeigen will. In der Mädchenerziehung hat als Fundamentgrundsatz Goethes herrliches Wort zu dienen: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." Der volle, vielseitige Inhalt des Wortes muß den Mädchen in knappen, prägnanten Zügen dargelegt und auf die wesentlichen Pflichten der Frauen angewendet werden. Und dies immer im Hinblick auf die oben angedeutete hohe Bestimmung, die dem weiblichen Geschlecht für die Lösung der großen Zukunftsaufgaben zuerteilt werden muß, und bei der die Kardinaltugenden der Frau: Milde, Herzensgüte und Bescheidenheit, ihre segensreiche Wirkung zu bewähren haben. Als das Gegenteil davon sind Hochmut, Ueberhebung und Gleichgültigkeit gegen Not und Leid scharf hervorzuheben als Eigenschaften, die mit allen unerfreulichen Erscheinungen in dem Verhalten eines großen Teils unsrer Frauenwelt aufs engste zusammenhängen.

Wer Jahrzehnte hindurch die heranwachsende weibliche Jugend näher zu beobachten Gelegenheit hat, dem wird es oft nahe gelegt, sich aus der Blüte ahnend die kommende Frucht zu konstruieren, wobei die gemachten Erfahrungen eine gewisse Uebung und Sicherheit verleihen. Und da treten denn die Zukunftsbilder meistens so hervor, daß aus dem frohgemuten, unbefangenen Mädchen, das in seiner wohlthuenden Natürlichkeit und Einfachheit allen mit zwangloser Freundlichkeit entgegentritt, die warmherzige, milde und gütige Frau hervorblüht, gleichviel, ob sie die natürliche Bestimmung des eignen Herdes erreicht oder nicht. Sie wird ohne Schein, ohne Pose und Vornehmthuerei überall ihren anregenden, erwärmenden und fördernden Einfluß zur Geltung bringen, sie wird helfend und lindernd in die Menschennot eingreifen und sich in den Dienst der allgemeinen Wohlfahrt zu stellen suchen.

Nun darf man freilich nicht in allen Fällen von einer äußeren Kühle und Zurückhaltung auf innere Oede und Herzensleere schließen, besonders nicht bei hervorragend anmutigen und schönen Frauen. Hier ist die kuhle Gemessenheit oft nur eine Waffe gegen die neugierigen und aufdringlichen Blicke galanter und eroberungslustiger Herren und erlaubt keinen Rückschluß auf das eigentliche innere Empfinden. Als ich einmal in einem diesen Gegenstand betreffenden Gespräche eine schöne und liebenswürdige Dame darauf hinwies, daß ein im besten Sinne des Wortes anständiger und vornehmer Mann sich durch die freundliche und herzliche Art einer Dame nicht aus seiner guten Form herausbringen lasse, vielmehr die unbefangene Freundlichkeit der Dame als eine dankenswerte Aufmerksamkeit und Güte empfinde, wurde ich mit dem skeptischen, aber parlamentsfähigen kurzen „Na, na!" abgespeist. Thatsächlich glaube ich, daß nur der inferiore Teil der Männerwelt das freundliche Entgegenkommen einer Dame mißverstehen wird, und im wirklichen Falle eines Mißverständnisses wird die Dame um ein wirksames Mittel der Abwehr und Zurechtweisung nicht in Verlegenheit kommen.

Im entgegengesetzten Falle bietet nun das kühl zurückhaltende, stumpfe und gleichgültige Mädchen keine erfreulichen Aussichten für eine der Menschheit irgendwie nutzbringende Entwicklung. Wie es sich um die Arbeiten der Schule nur oberflächlich kümmert und mit wenigen, sorgfältig nach der äußeren Stellung der Eltern ausgesuchten Gefährtinnen sich nach besten Kräften zu vergnügen strebt, fleißig „Kränzchen", diese bösen Zuchtstätten der Vornehmthuerei und Exklusivität, zu besuchen liebt und sich so ganz systematisch an Trägheit und Dünkel gewöhnt, so wird es nach beendeter Schulzeit sich dem süßen Nichtsthun ergeben und keine andern Interessen kennen als die der Oberflächlichkeit und des äußeren Scheines. Ein ernstes Wirken im Dienste des Gemeinwohls wird für diese Damen meistens ein Buch mit sieben Siegeln bleiben.

Jene oben angedeutete ethische Einwirkung auf die heranwachsenden Mädchen, auf die ein entscheidendes Gewicht zu legen ist, wird freilich auf der Schule gewissen Schwierigkeiten begegnen. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß jene erfreulichen, ja beglückenden Eigenschaften der Frauen größtenteils in einer von der Natur verliehenen, nicht durch die Erziehung gegebenen seelischen Disposition begründet sind und sich schwer im Menschen unmittelbar erzeugen lassen. Die Bildung andrer innerer Thätigkeiten,

zum Beispiel des Verstandes, wird dem Lehrer dadurch erleichtert, daß er dem Schüler eine große Zahl von sinnlichen Vorstellungen und Begriffen direkt mitteilen oder sonst zugänglich machen kann; die Bildung von Seele und Herz schließt diese direkten Einwirkungen durch die Sinne aus und ist vorzugsweise auf Wesen und Persönlichkeit des Lehrenden angewiesen. Seine „Seelenwärme“, sein Vorbild und Beispiel hat hier seine Kraft zu erweisen, und wenn ihm auch einzelne Lehrgegenstände, wie die Religionslehre, Geschichte, Naturkunde und besonders das Lesen und Erklären unsrer großen Dichter, willkommene Ausgangspunkte für seine Darlegungen bieten und es ihm nahe legen, aus den einzelnen Zügen ein Idealbild menschlichen Empfindens und Erkennens zusammenzustellen, so wird doch seine geläuterte Weltauffassung, sein klares Erkennen und sein reines und für das Wohl der Menschheit glühendes Empfinden das Beste zu dieser Art von Unterricht hinzufügen müssen.

Das von der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ erlassene Preisausschreiben „für das beste volkstümliche Handbuch der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage“ hat freilich nicht den gewünschten Erfolg gehabt, so daß der ausgesetzte Preis von 4000 Mark nicht zur Verleihung kommen konnte. Eine solche Arbeit hat nämlich ihre großen Schwierigkeiten, da sie sich ebensowohl von rein begrifflicher Darstellung als von der bloßen Mitteilung von moralisierenden Erzählungen und Beispielen freizuhalten hat, damit sie sowohl der Schule (und zwar jeder Kategorie von Schule) als auch dem Hause dienen kann. Auch dem weiblichen Empfinden und Verstehen müßte sie angepaßt werden. Aber trotz dieser Schwierigkeit wird ohne Frage die Schule sich der Einfügung des ethischen Unterrichts in den bisher üblichen Lehrplan nicht entziehen können, und so darf man hoffen, daß sich bald die geeignete Hand findet, die den rechten Weg anzugeben weiß zu einem arbeitsfreudigen, dem Guten und Edeln zugewandten Leben, einem Leben, das sich in Reinheit der Gesinnung und in wahrer Menschenliebe zu bewähren hat. Von einer solchen ethischen Einwirkung darf man sich den heilsamsten Einfluß gerade auf Seele und Gemüt der Mädchen versprechen; sie ist mehr als alles schulmäßige Wissen im stande, alle jene unliebsamen Erscheinungen, die im Frauenleben der Gegenwart so oft Anstoß erregen, und von denen wir oben einzelne konkrete Fälle erwähnt haben, erheblich zu mildern oder zu beseitigen.

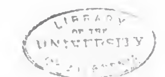
Ehe sich diese Segensquelle aber dauernd öffnet, ehe die Schule ihre Zöglinge, für ein thatkräftiges und liebreiches Wirken systematisch vorgebildet, ins Leben hinaussendet, müssen zwei andre Faktoren für die Frauenerziehung thätig sein: das Elternhaus und die Organe und Leiterinnen der Frauenbewegung. Das Elternhaus darf nicht zulassen, daß das der Schule entwachsene Mädchen sich dem mit Klavierspielen und Romanlesen drapierten Nichtsthun ergiebt, sondern es hat energisch darauf zu halten, daß die Töchter sich ernstlich um Haus und Wirtschaft kümmern, sodann aber ihren Blick auf jene Veranstaltungen im öffentlichen Leben richten lernen, die sich die Förderung des Gemeinwohls, die Linderung der Not bei Armen und Bedrängten, kurz die Sorge für den entbehrenden Teil der Menschheit zum Ziel gesetzt haben. Ist erst einmal das Auge geöffnet für die soziale Not, so wird sich bei vielen auch Neigung zum öffentlichen Mitwirken bei allen Liebeswerken finden, und das innere Bedürfnis wird sich fühlbar machen, helfend und mildernd, wenn auch im kleinen Kreise und mit kleinen Mitteln, in die Menschennot einzugreifen.

Wenn ich nun auch die Leiterinnen unsrer Frauenbewegung zum Kampfe gegen das öde Nichtsthun, gegen Hochmut und Protzengeist so vieler ihrer Geschlechtsgenossen heranziehen will und sie auffordere, in ihren Organen mehr für die soziale Thätigkeit der Frauen auf dem Gebiete der thätigen Menschenliebe, als für die vollständige Gleichstellung mit dem Manne auf allen Gebieten des Wirkens einzutreten, so weiß ich sehr wohl, daß einzelne der hervorragenden Führerinnen diesen Standpunkt für einen überwundenen halten und den Kampf um die Gleichstellung mit dem Manne im sozialen und politischen Leben für viel wichtiger und bedeutsamer halten. Mit solchen Anschauungen ist nicht zu rechten, und die Leserinnen dieser Zeitschrift wissen, welchen Standpunkt ich mir als den nach meiner tiefsten Ueberzeugung förderlichsten und besten gewonnen habe. Vor lauter kühnen, mit der einmal feststehenden Eigenart des Geschlechts im Widerspruch stehenden Aspirationen und Zukunftsprogrammen versäumen die Frauenzeitschriften sehr oft das Nächstliegende und verstehen es nicht, den unleugbar gesunden Kern der Frauenfrage durch ruhige und überzeugende Darlegungen dem Verständnis und der Zustimmung der großen Masse näher zu bringen. Dieser Kern liegt aber in dem Streben nach größerer Selbständigkeit und Erwerbsfähigkeit der Frau, keineswegs in politischer Bethätigung. Will man für diese Selbständigkeit eintreten, so muß man auch offen und ehrlich den öden Müßiggang so vieler erwachsener Mädchen, das abstoßende und verbitternde Protzentum der „reichen Frauen“, die Modenarrheiten der Großstädterinnen und andern verbitternden „Unfug“ bekämpfen. Die Zeitungen rügen ihn, wie es sich gebührt, die Frauenorgane schweigen, — auch wo Reden heilige Pflicht wäre.

Die wirklich Gebildeten unsers Volkes haben auf die Bestrebungen der Frauen, ihre Thätigkeits- und Erwerbssphäre zu erweitern, mit warmer Teilnahme und Befriedigung geblickt, weil sie in ihnen den Beginn eines weit ausschauenden, nützlichen Kulturfortschritts erblickten. Sie sagten sich, daß die ehrliche, anständige Arbeit der Frau auch auf geistigem Gebiete geschätzt und erweitert werden müsse, weil jede Begabung auch den Anspruch auf lohnende, angemessene Beschäftigung erheben dürfe. Dies freundliche Wohlwollen der Gebildeten hat die Fortschritte der Frauenbewegung wesentlich begünstigt und gefördert; es wäre schlimm für den weiteren Fortgang, wenn dies Wohlwollen sich verminderte und der kühlen Gleichgültigkeit oder gar dem Mißtrauen Platz machte. Aus diesem Grunde müssen die Führerinnen der Bewegung sich offenes Auge und offenes Wort erhalten und überall, wo sie Irrtümer, Mißgriffe, offenbare Mißstände und Taktlosigkeiten wahrnehmen, mit ernster Mahnung und nötigenfalls auch mit scharfem Tadel gegen die Verfehlungen auftreten. Sie dürfen es nicht immer den Männern überlassen, unerfreuliche Erscheinungen hervorzuheben und zu rügen; es ist ihr eigenstes Interesse, selbst mit hellem Lichte die Schäden zu beleuchten, die dem heilvollen Berufe der Frauen im Haushalte der Welt und speziell unsers deutschen Vaterlandes hindernd entgegenstehen.

Und nun noch ein letztes, wohlgemeintes Wort. Man soll uns für die deutsche Frauenbewegung nicht immer die Zustände und „Errungenschaften“ in Rußland, England, Schweden, Amerika und andern „fortgeschrittenen“ Ländern als Merkziele und Musterbilder vorhalten. Die es thun, beachten nicht, daß die deutschen Frauen mit dem Aufgeben ihrer Eigenart und dem blinden Nachahmen fremder Nationen gerade das sehr leicht verlieren könnten, was sie im Auslande als nachahmenswerte Vorbilder erscheinen läßt, und was sie uns trotz Fehler und Irrungen bisher lieb und teuer gemacht hat: ihre innere Kraft und Willensstärke, ihre Zurückhaltung, ihre jungfräuliche Scheu und Unberührtheit.





Die Tiefseeforschungen des Fürsten von Monaco.

Seit dem Jahre 1885 unternimmt Fürst Albert von Monaco alljährlich Forschungsfahrten, die an das anknüpfen und das weiter fortsetzen sollen, was während des letzten Vierteljahrhunderts in England durch die Fahrten der „Porcupine“ und des „Challenger“, in Deutschland durch die der „Gazelle“ und in Frankreich durch die des „Travailleur“ und des „Talisman“ geleitet worden ist. Anfangs bediente der Fürst sich zu diesen Fahrten eines kleinen Segelschiffs von nur 200 Tonnen Gehalt, der „Hirondelle“, die mit sehr beschränktem Material ausgerüstet war. An ihre Stelle trat im Jahre 1891 die Jacht „Princesse Alice“, ein stattlicher Dreimaster von 600 Tonnen Gehalt und einer Länge von 53 Metern bei 8 Metern Breite. Das Schiff war vortrefflich ausgerüstet und hatte nur einen Fehler, der sich aber erst im Verlaufe der Zeit herausstellte: es war zu klein.



Fürst Albert von Monaco.

Die im Jahre 1898 nach den arktischen Regionen ausgeführte Fahrt wurde auf einer neuen Jacht des gleichen Namens unternommen, deren Dimensionen beträchtlich größer sind. In Birkenhead in England erbaut und nach den Angaben des Fürsten eigens für Seeforschungen eingerichtet, kann sie als das vollkommenste Fahrzeug dieser Art angesehen werden. Sie ist 73 Meter lang, 10 Meter breit, hat 4 Meter Tiefgang, besitzt eine Wasserverdrängung von 1380 Tonnen und entwickelt mit ihren beiden Maschinen 1000 Pferdestärken, die ihr eine Geschwindigkeit bis zu 18 Knoten verleihen. Sie kann nötigenfalls unter vollem Dampf 19 Tage unterwegs bleiben, ohne ihren Kohlenvorrat zu erneuern. Auf der Schiffsbrücke tragen zwei große, durch eine Dynamo von 4 Pferdestärken in Bewegung gesetzte Spulen 12000 Meter Stahldraht für die Schlepp- und Schöpfnetze, die sich bis zur tiefsten Tiefe hinabsenken lassen. Neben diesen gewaltigen Maschinen befinden sich das Untersuchungszimmer mit seinen eigenartigen Instrumenten und ein großer Raum, den man das Arsenal nennen könnte. Er enthält die Thermometer, die verschiedenen Arten von Netzen, die Harpunen für den Walfischfang nebst den Mörsern, aus denen sie geschleudert werden, und andres Aehnliches. Unterhalb der Brückenräumlichkeiten und durch eine Treppe mit ihnen verbunden, befindet sich ein vorzüglich belichtetes Laboratorium mit Rolltischen, feststehenden Tischen, Proben von Meer- und Süßwasser, Gläsern, Chemikalien, Bücherbrettern und so weiter, mit einem Worte, mit dem ganzen für die anatomischen und zoologischen Arbeiten erforderlichen Material. Ein photographisches Kabinett und vier Kabinen für die Arbeitenden stoßen an dasselbe an. Das Gelaß unter diesem umfassenden Arbeitsraum dient als Magazin für Material aller Art, für Apparate, Spiritus, Reagentien und so weiter.



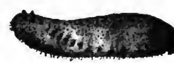
Taonius Richardi.

Fürst Albert hat während der letzten sechzehn Jahre seine Forscherfahrten hauptsächlich nach den Küsten der Azoren und der Bucht von Biscaya gerichtet, zuletzt hat er sie aber auch auf den westlichen Teil des Mittelländischen Meeres und auf die Küstenlandschaften von Neufundland und im vorigen Jahre endlich auch auf die Küsten von Norwegen und Spitzbergen ausgedehnt. Sie wurden vor allem der Ozeanographie und Zoologie dienstbar gemacht.

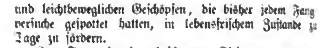
Die ersten Expeditionen der „Hirondelle“ (1885 bis 1889) waren hauptsächlich dem Studium der Meeresströmungen im Atlantischen Ozean und besonders des Golfstromes gewidmet, zu welchem Zwecke Schwimmbojen mit Inschriften in den Hauptweltsprachen an verschiedenen Stellen des Ozeans zwischen Europa und Amerika ausgesetzt wurden. Ueber 280 derselben sind bis jetzt wieder aufgefunden worden, und der Verfolg ihrer Trift hat das Vorhandensein einer großen Wirbelströmung in der oberen Schicht des Atlantischen Ozeans mit ihrem Mittelpunkte im Westen der Azoren dargethan.

Die Kenntnis der Tiefe des Meeres an seinen verschiedenen Punkten ist von äußerster Wichtigkeit für drei voneinander ganz verschiedene Klassen von Menschen, für die Fischer, die Geologen und die mit dem Verlegen von Kabeln betrauten Telegraphenbeamten. Mehrere Hunderte von Messungen sind von Bord der „Hirondelle“ und der „Princesse Alice“ aus mittels der nach Angaben des Fürsten konstruierten „Schlüsselsonde“ ausgeführt worden. Dieses Instrument gestattet nicht nur, die Tiefe des Meeres zu messen, sondern es fördert auch Proben von Sand und Schlamm mit der genauen Angabe ihrer Lagerungsverhältnisse zu Tage.

Ein hervorragender Naturforscher, Jules Richard, der die zoologischen Arbeiten an Bord der „Princesse Alice“ leitet, hat einen sinnreichen Apparat ersonnen, mit dessen Hilfe man Proben von Meerwasser aus jeder gewünschten Tiefe heraufholen kann. Er besteht im wesentlichen aus einer mit Quecksilber gefüllten Stahlflasche, die mit ihrer Mündung in einer tiefen Schale steht. Man läßt sie an einem mit einem Stoßbolzen geschlossenen, bis zu der gewünschten Tiefe in das Wasser versenkten Kabel hinabgleiten. Durch den Anprall auf dem Bolzen löst sich ein



Holothuria lentiginosa.

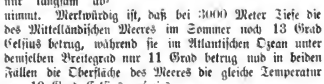


Stift aus, der das Quecksilber aus der Flasche ausfließen und sie an seiner Stelle sich mit Wasser füllen läßt. Darauf läßt man an dem Kabel eine Metallscheibe, einen sogenannten „Sender“ hinab, die ein Klappthermometer zum Fall und die Flaschenmündung wieder in das Quecksilber hineinbringt. Dann wird der Apparat heraufgezogen.

Durch die an dem Thermometer vorgenommenen Ablesungen ist die Thatsache konstatiert worden, daß die Temperatur des Meeres bis zur Tiefe von etwa 100 Metern rapid, dann aber nur langsam abnimmt. Merkwürdig ist, daß bei 3000 Meter Tiefe die des Mittelländischen Meeres im Sommer noch 13 Grad Celsius betrug, während sie im Atlantischen Ozean unter demselben Breitegrad nur 11 Grad betrug und in beiden Fällen die Oberfläche des Meeres die gleiche Temperatur von 19 Grad Celsius aufwies.



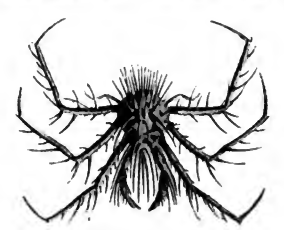
Onus guttatus.



Was die Wasserproben anlangt, so haben sie unter anderm dargethan, daß die Menge der in dem Wasser der Meerestiefe gelösten Luftteilchen unabhängig von dem Druck, daß sie aber etwas größer als an der Oberfläche ist, und daß Dichtigkeit und Salzgehalt des Wassers im Atlantischen Ozean schwächer sind als im Mittelländischen Meer.

Beobachtungen über das Glätten der Meereswogen mit Oel, über den Fang und die Nahrung der Sardine, über meteorologische Erscheinungen und die Erhaltung von Schiffbrüchigen im Meer vervollständigen die wichtigen, durch die ozeanographischen Arbeiten erzielten Resultate.

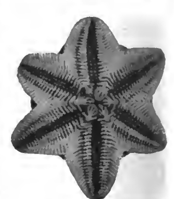
Die zoologischen Untersuchungen sind wesentlich durch die Vervollkommnung der dazu bisher gebräuchlichen Vorrichtungen gefördert worden. Das Bodenschleppnetz, die sogenannte Dredsche, ein länglicher Netzbeutel, dessen Mündung durch einen eisernen Rahmen offen gehalten wird, schleppt über den Boden hin und fängt Schollenfische, Seeigel, Meersterne und Korallen. Ein Oberflächennetz von 7 Meter Oeffnung und 1 Meter Tiefe nimmt die Fauna der oberen Wasserschichten in sich auf. Große, reusenartige Netze von polygonem Querschnitt werden oft bis zu 4000 Meter Tiefe versenkt und dort mehrere Stunden belassen, um, wenn sie alsdann wieder aufgezogen werden, Hunderte von Fischen, Schalentieren und leichtbeweglichen Geschöpfen, die bisher jedem Fangversuche gespottet hatten, in lebensfrischem Zustande zu Tage zu fördern.



Chirotenthes Grimaldii.

Zum Fange in einer bestimmten Tiefe verwendet man an Bord der „Princesse Alice“ das Dr. Giesebrechtsche Tiefnetz, das Jules Richard mit der Vorrichtung des Stoßbolzens und des von dem Fürsten Albert erfundenen „Senders“ versehen hat. Man senkt bis zu der gewünschten Tiefe an einem Kabel den Stoßbolzen hinab und läßt dann an diesem Kabel das geschlossene Netz hinabgleiten, das sich bei dem Anprall auf dem Bolzen durch eine besondere Vorrichtung von selbst öffnet. Hat man es eine Zeitlang in seiner Lage belassen, dann schickt man ihm an dem Kabel den „Sender“ nach, der seine Schließung bewirkt, und dann zieht man es herauf.

Zur Verminderung der Erschütterung, die durch das Hinablassen und Wiederheraufziehen auf die Stahlkabel sehr nachteilig wirken würde, hat Fürst Albert einen eignen Apparat ersonnen, den dynamometrischen Accumulator, der gleichzeitig durch ein System von Läutewerken selbstthätig Nachricht von einer zu starken Anspannung der Kabel giebt.

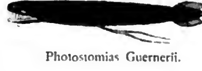


Hexaster obscurus.

Sobald die Netze mit ihrer Ladung an Bord kommen, wird eine vorläufige Auswahl unter der letzteren getroffen. Die gewöhnlicheren Sorten werden auf ihre Parasiten und ihren Mageninhalt untersucht; die selteneren oder unbekannten Formen werden sorgfältig beobachtet, sofort in Aquarellskizzen aufgenommen, um ihre flüchtige Färbung zu fixieren, dann in Spiritus oder Formol gesetzt und nach beendeter Fahrt hervorragenden Naturforschern, wie Milne-Edwards, Edmond Perrier, Bouvier, Joubin, Collet, René Köhler und andern zugesandt, damit diese ihre Klassifizierung bewirken. Die Endergebnisse werden in einem luxuriösen Sammelwerk veröffentlicht, das aus der fürstlichen Druckerei hervorgeht. Bis jetzt sind zwölf Hefte erschienen, die sich sämtlich nur mit den auf den Fahrten der „Hirondelle“ erzielten Ergebnissen befassen. Sie sind von sehr schönen, sorgfältig ausgeführten Abbildungen begleitet, von denen wir in der Lage sind, unsern Lesern eine Reihe der interessantesten vorzuführen.

Die zu Tage geförderten Schwämme bilden eine Sammlung von 167 Arten, von denen 58 für die Wissenschaft neu sind. Unsre Abbildung zeigt einen derselben, Pheronema Grayi, einen schönen Kieselschwamm von wunderbar zartem Bau, der das Aussehen eines Vogelnestes hat.

Die polypenartigen Tiere und namentlich die Madreporarien haben gleichfalls reiche Beute geliefert. Viele könnten als Vorbilder für die dekorative Kunst gelten, wie der merkwürdige Stephanotrochus crassus, den wir im Profil wiedergeben. Er stammt aus einer Tiefe von 1557 Metern.



Photostomias Guernerii.

Unter den Echinodermen, die fast alle mit dem Schleppnetz gefangen sind, müssen Seesterne mit langen, schlanken und zuweilen unregelmäßigen oder kurzen regelmäßigen Armen (Hexaster obscurus) angeführt werden, sowie lebhaft gefärbte Holothurien, bei denen man unwillkürlich an Gurken denken muß, die sich in die Meerestiefe verirrt haben.

Die Krustaceen bilden gleichfalls eine vollständige Gruppe. Einige sind bemerkenswert wegen ihrer Dimensionen, wie das Exemplar einer neuen Art, **Geryon affinis**, der mit ausgespannten Scheren 65 Centimeter mißt. Nur die bekannten neufundländischen Hummern, von denen die amerikanischen Zeitungen uns von Zeit zu Zeit ausführliche Schilderungen bringen, könnten ihn in seinen Größenverhältnissen übertreffen, doch müßte man diese erst einmal gesehen haben. Andre fallen durch ihre Gestalt oder die eigenartige Bildung gewisser Organe auf, wie der **Merocriptus boletifer**, eine Art Krabbe mit dreieckigem, von höckerartigen Erhebungen bedecktem Brustschilde der **Labreilleia elegans** mit langen und schmalen Scheren und großen, langgestielten Augen und der merkwürdige **Lithodes Grimaldii**, dessen Abbildung wir geben und der mit seinem stachelbesetzten Brustschilde und seinen eine fürchterliche Waffe bildenden Scheren einen so eigenartigen Anblick darbietet.

Lithodes Grimaldii.

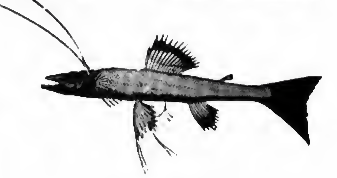
Unsre Kenntnisse von den Kephalopoden, den vollkommensten der wirbellosen Tiere, sind in hohem Grade durch die Forscherfahrten des Fürsten Albert bereichert worden, und das vor allem durch die konsequent durchgeführte Methode, sämtliche gefangenen Tiere auf ihren Mageninhalt zu prüfen. Diese Mollusken, deren bekanntester Vertreter der Tintenfisch ist, sind mit ganz besonderer Intelligenz und Sinnesschärfe begabt. Sie weichen in Aussehen, Bau und Lebensgewohnheiten beträchtlich voneinander ab.

Unter den zu Tage geförderten neuen Arten dürften der **Tremoctopus Hirondellei**, ein Tier von 9 Millimeter Länge, das mit einem kleinen Netz an der Oberfläche gefangen worden ist, und von dessen acht kleinen Armen jeder mit zwölf Luftöffnungen versehen ist, und der **Taonius Richardi** gehören, von denen man nur den von Jules Richard in dem Magen eines Thunfisches gefundenen Vorderteil kennt. Dieser Kephalopode zeichnet sich besonders durch die Form seiner Luftlöcher, mit denen die Enden seiner beiden Tentakel versehen sind, und seine großen, vorstehenden, von gewaltigen Linsen überragten Augen ohne Hornhaut und Lider aus.



Stephanotrochus crassus (im Profil).

Eine andre interessante Art ist der **Chirotheutis Grimaldii**, der mit dem Schleppnetz bei der Insel Corao (Azoren) gefangen worden ist. Sein schlanker, durchsichtiger Körper endigt in große, rautenförmige Schwimmfüße.



Bothypterois dubius.

Im Juli 1895 fanden die Gelehrten der „Hirondelle" in dem Magen eines Potwals ein 100 Kilogramm schweres, aus Kephalopodenresten bestehendes Speisegemisch, in welchem Joubin zwei leider nur unvollkommen erhaltene neue Spezialitäten erkannte. Eine derselben, der **Lepidotheutis Grimaldii**, war nur durch einen 90 Centimeter langen, mit großen, festen, rautenförmigen, schuppenartig übereinander gelagerten und in schönen Spirallinien angeordneten, erhabenen Platten bedeckten Eingeweidesack vertreten. Zu



Pheronema Grayi.

Tausenden zusammengefügt, machen diese Platten einen wirklichen Schuppenpanzer aus. Die Ueberreste der andern bestanden in einer Krone von Tentakeln, Fangarmen, von denen jeder jetzt noch in konserviertem Zustande so groß wie ein Mannesarm ist und große Luftlöcher aufweist, die von einer scharfen, an Mächtigkeit denen der großen Fleischfresser gleichkommenden Klaue geschützt sind.

Die Fische bilden eine Sammlung von 95 Arten, von denen sechs neu sind. Wir geben in unsern Abbildungen drei von ihnen wieder, und zwar zunächst den **Onus Gallatus** mit dunkelbraunem, weißgefleckten Leibe, der mit seinen Bartfäden und fadenartigen Fühlern einen eigentümlichen, fast komischen Eindruck macht. Der **Macrurus hirundo** läßt seinen Leib in einen dünnen, fadenförmigen, äußerst gebrechlichen Fortsatz verlaufen. Der merkwürdigste von allen dürfte der **Photostomias Guernei** sein, mit seiner gewaltigen Schnauze, seinem schwarzen Leib, seinen fadenförmigen Bauchflossen, seinen in der Nähe des Auges sitzenden Leuchtorganen und den beiden Reihen von phosphoreszierenden Punkten.

Von den bereits beschriebenen, aber sehr seltenen und kaum gekannten Arten sei der **Bothypterois dubius**



Tremoctopius Hirondellii.

angeführt, der bei den Azoren in einer Tiefe von 800 bis 1700 Metern gefunden worden ist. Er ist bemerkenswert wegen der bedeutenden Entwicklung gewisser Strahlen seiner Flossen, die äußerst beweglich und augenscheinlich Tastorgane zum Ersatze der rudimentären Augen sind. Dank ihrer äußerst feinen Gliederung können diese Strahlen sich nach allen Richtungen biegen, ohne zu brechen.

In der letzten Zeit hat Fürst Albert sich um die Tiefseeforschung auch durch photographische Aufnahmen verdient gemacht, die in einer Tiefe von 30 Metern unter der Meeresoberfläche gemacht worden sind. Ueber diese Versuche hat er kurzlich selbst in der Royal Geographical Society in London berichtet. Eine Veröffentlichung der gewonnenen Resultate dürfte für die nächste Zeit bevorstehen und sich jedenfalls



Macrurus Guernerii.

würdig an die Berichte über die Ergebnisse der mit der „Hirondelle" ausgeführten Forscherfahrten anreihen. Die photographischen Untersee-Aufnahmen sind für die Erforschung des Lebens unter der Meeresoberfläche jedenfalls von allerhöchstem Werte.

G. L.

Hirschfütterung bei Mürzsteg in der Steiermark.

In den kaiserlichen Jagdrevieren um Mürzsteg wird während des Winters, der dort gewöhnlich sehr streng und mit reichlichem Schneefall verbunden ist, das gesamte Hochwild vom Forstpersonal zu gewissen Zeiten gefüttert. Infolgedessen werden die Tiere gegenüber den betreffenden, das Wild fütternden Männern so zutraulich, daß sie sogar ältere Hirsche liebkosen und aus der Hand füttern können. Unser Bild zeigt eine dieser Fütterungsstellen, die stets an einem ruhigen, vom Verkehre entfernten Platze belegen sein müssen, weil sonst das Wild ausbleibt.

Momentaufn. von Paul Heidenhaus, Mürzzuschlag

Der Meisterfahrer.

Ein Radfahrer-Roman

von

C. E. Ries.

(Fortsetzung.)

In dem Maße, als Herrn Chuquets Liebe zu Hortense zugleich wuchs und sich verfeinerte, sich aus dem Grobsinnlichen in eine reinere Atmosphäre erhob, wurden ihm andre Frauen gleichgültig, ja, nach Umständen fast zuwider. Er schwor sich, dieses Mädchen, das so ganz sein Ideal eines Weibes verwirklichte, zu der Seinen zu machen, es koste, was es wolle, — heißt das, wenn die Zeit kam. Und er übersah dabei, daß seine unwillkürlich, aber stark zur Schau getragene Unempfänglichkeit gegen die weiblichen Reize andrer auffallen mußte und deren Trägerinnen nachdenklich zu stimmen geeignet war.

Juliette Bouvier fand diese plötzliche und immer zunehmende Unempfindlichkeit seltsam.

Sie hatte die wieder erwachte Freundlichkeit, um nicht zu sagen Freundschaftlichkeit ihrer belgischen Freundin, wenn auch nicht aus dem Bewußtsein, so doch aus der Thatsache ihrer eignen Wandelbarkeit heraus als unverdächtig hingenommen.

Eine längere Trennung übt ja überdies den wohlthätigen Einfluß, aufgeregte Gemüter zu beruhigen, Differenzen zu mildern, wenn nicht beizulegen.

So hatte Mademoiselle Bouvier das Entgegenkommen erwidert, und damit war aufs neue ein ganz erträgliches Verhältnis hergestellt worden, das die Außenstehenden allerdings mit befremdlichem Staunen wahrnahmen, und an dessen Dauer sie zweifelten, das aber, solange es währte, den Verkehr in der Schule, wie in der Gesellschaft, wesentlich und erfreulich glättete.

Nun aber konnte Fräulein Bouvier nicht umhin, die Sorglosigkeit, mit welcher Hortense van Meulen den Umgang wieder aufgenommen hatte und aufrecht erhielt, mit dem verwunderlich kühlen Gebaren des gemeinschaftlichen Freundes, ihr und andern Frauen gegenüber, zusammenzuhalten.

Und die Schlüsse, die sie aus diesen beiden Prämissen zog, stimmten sie nicht sonderlich fröhlich.

Die Elsässerin liebte Ernest Chuquet mit der ganzen Begehrlichkeit ihrer sinnlichen Natur, und ihre Leidenschaft war an seiner größeren Kühle nur gewachsen.

Aber die Abwesenheit der Rivalin hatte sie in sorglose Sicherheit eingewiegt. Denn da Juliette nicht mit übermäßiger Klugheit begabt war, sondern nur jene schlaue Raffiniertheit besaß, die sich in verzwickten Fällen anwenden ließ, so hatte ihre Ueberlegung, während Hortense van Meulens Ferienreise, die ihrer Ansicht nach die Sache für sie ungemein vereinfachte, sie verlassen. Sie hatte gemeint, in der Zeit Herrn Chuquet doch in der Hand zu haben, und hatte daher für unnötig befunden, ein Pulver zu verschießen, das sich für spätere, wichtigere Gelegenheiten aufsparen ließ.

Nun aber trugen die guten Freunde, die ihr vorher Herrn Chuquets Besuche in Mooskirchen wohlmeinend verschwiegen hatten, in ebenso wohlmeinender Weise die Nachricht nachträglich zu; vermutlich, um damit die Standhaftigkeit des aufs neue geschlossenen Freundschaftsbundes zu erproben.

Als bloßes Gerücht natürlich.

Aber Mademoiselle Bouvier erschrak vor der Schlange, die sie nichtsahnend an ihrem Busen genährt hatte, und sie sah plötzlich Hortense van Meulen in ihrer wahren Gestalt vor sich, nämlich als eine abgefeimte Betrügerin, und deren erneute Freundschaftsbeteuerungen in dem Licht, in dem sie allein gesehen zu werden verdienten, als Heuchelei und so viele Mittel zur Täuschung.

Fräulein Bouvier fing an, Hortense und den schönen Ernest, allein und zusammen, sehr scharf zu beobachten. Ja, sie veranstaltete eigens unvorhergesehene Begegnungen zwischen beiden, in der Hoffnung, die Ueberraschung möchte als Bundesgenosse auftreten und ihr helfen, die Uebelthäter zu entlarven.

Es konnte denn auch nicht fehlen, wie sehr immer die Liebenden Wort und Gebärde in der Gewalt hatten, daß ab und zu doch ein Blick von dem einen zum andern flog, der auf eine größere Vertraulichkeit zwischen ihnen hindeutete.

Aber wir glauben schwer, was wir nicht wünschen; und Juliette war sich ihrer Schönheit zu vollbewußt und vertraute der Siegekraft dieser Schönheit zu sehr, als daß der wirkliche Sachverhalt ihr klar geworden wäre.

Wenn sie sich auch der Thatsache nicht verschließen konnte — so schwer es ihr wurde, sie anzuerkennen —, daß die unschöne Belgierin in der Gunst des schönen Chuquet Fortschritte gemacht hatte; wenn sie auch überzeugt war, daß jene in der Abgeschiedenheit Mooskirchens sich jedes Mittels bedient haben würde, um sich diese Gunst zu erwerben, wie sie auch jetzt sicherlich nichts unversucht ließ, sie sich zu erhalten, — an ein fait accompli glaubte Mademoiselle Bouvier nicht.

Sie setzte lediglich Hortenses feste Absicht voraus, den Sohn des reichen Fabrikanten für sich zu kapern.

Einer armen Schluckerin, wie sie war, mußte eine solche Partie gelegen kommen. Sie hatte dann nicht mehr nötig, sich um ein armseliges Honorar auf ihrem Schulposten abzuquälen.

Aber, wie schon das elsässische Sprichwort sagt: „Füer sich ze hirote, mueß mer ze zweit sin.“ Und daß Herr Chuquet diesen zweiten abzugeben keine Lust verspürte, dafür wollte Fräulein Bouvier Sorge tragen. Es hieß nur, den Kampf in allem Ernste aufzunehmen.

Vor den Ferien hatte es sich im Grunde um ein Scheingefecht gehandelt. Das Ganze war auf beiden Seiten nur eine „Flirtation“ gewesen. Aber wenn jetzt die Sache sich auf ernsthafte Pläne zuspitzte, dann wollte Juliette Bouvier doch sehen!

Sie hatte Geld; und Chuquets Eltern würden nie und nimmer in eine Verbindung mit einer hergelaufenen, armen Ausländerin willigen, die noch obendrein Industrielehrerin war.

Außerdem dachte der schöne Chuquet vorläufig nicht an Heiraten, und in der Zwischenzeit sympathisierte sie, Juliette, mit allen seinen Interessen, und nicht Hortense van Meulen.

*

Hortense merkte bald, daß irgend eine Unvorsichtigkeit den Argwohn ihrer Freundin erregt habe.

Juliette war nicht klug genug, das zu verbergen; und da sie ferner niemals gelernt hatte, sich zu beherrschen, so verriet sie der Belgierin bald auch ihre ungezügelte, begehrliche Leidenschaft.

Fräulein van Meulen fühlte, daß ihrem Glück ein erbitterter Feind erwachsen war, ein Gegner, den sie nicht unterschätzen durfte. Dieser Gegner hatte von der Ausdehnung ihrer Rechte noch keine Ahnung. Aber es würde trotzdem einen heißen Kampf kosten, diese Rechte zu behaupten, sich den geliebten Mann zu erhalten.

Das Ringen um den Besitz begann schon.

Juliette hatte einen Plan ausgeheckt, sich eine Pose ersonnen. Sie hatte sich gesagt: Chuquet verspürt nicht umsonst Sympathien für die Deutschen. Er liebt im Grunde seiner Seele das Häusliche, — das Hausbackene, wie sie es bei sich selbst mit Entsetzen nannte, was ja bei denen reichlich zu finden war.

Sie ahnte nicht, daß ihn das mehr Innerliche, Vertiefte des deutschen Wesens anzog, sie sagte sich nur: Er amüsiert sich gelegentlich recht gern mit dem, was er „emanzipierte Frauenzimmer“ nennt, aber ein Mädchen, das sich in Bezug auf ihn mit Heiratsgedanken trägt, muß seiner Schwäche gerecht werden können, muß das Solide besitzen, häuslichen Sinn haben oder doch wenigstens zu haben vorgeben.

Sie spielte sich also plötzlich auf das Wirtschaftliche hinaus, erschien im einfachen Hauskleid mit kokettem weißem Schürzchen, servierte selbst den Kaffee, gab Kochrezepte zum besten, erzählte von Kochkünsten, denen sie am Tage obgelegen, und verriet oder täuschte vielmehr eine Vorliebe für und eine Vertrautheit mit den Angelegenheiten des Haushaltes vor, die ihr, der Sportsdame, in Wirklichkeit völlig fernlagen.

Das plumpe Spiel, von den Angehörigen in liebenswürdigem Solidaritätsgefühl noch unterstützt, war natürlich für Hortense offenkundig und widerte ihre allem Schein abholde Natur an. Aber sie verhehlte sich nicht, daß Juliette Bouvier ihren Zweck damit vollkommen erreichte.

Herr Chuquet ließ sich täuschen.

Zu Anfang hatte er wohl die neue „Pose“ gutmütig belächelt und bespöttelt, genau wie die andern Herren auch.

Aber das Mädchen war so schön, und die übernommene Rolle stand ihr so allerliebst. Sie sah aus „gerad' wie üs der Lad'“.

Herren lieben einen hübschen Anblick. Es schmeichelt ihnen auch, wenn ein Weib sich Mühe giebt, ihnen zu gefallen; ihrem Geschmack, ja, ihren Schwächen zu Willen zu leben. Ja, und wenn sie hundertmal wissen, daß dies Bemühen eitel Spiel und Larve ist, schmeichelt es ihnen doch.

So kam Herr Chuquet oft und öfter, sich den hübschen Anblick zu gewähren, und wenn er ihr auch nicht gerade huldigte und zu ihren Füßen lag, wie es die andern Herren thaten, so war es doch für seine Männlichkeit ein Hochgefühl, daß die, die Huldigungen von allen empfing, um seinetwillen so „posierte“, wenn es denn wirklich alles Pose war!

Kurz, er hatte bereits begonnen, sein eignes Urteil zu ihren Gunsten anzuzweifeln.

Ein Mann wird auf solche Weise und auf solchem Wege leicht gefangen, sagte sich Hortense; trotzdem ließ es ihre Ehrlichkeit nicht zu, selber nun etwa auch gleiche Tugenden vorzuspiegeln, obwohl sie weit Schlimmeres befürchtete, als zu befürchten war, weil sie des Geliebten Neigung für sie in ihrer Stärke — und ihren Einfluß auf ihn — unterschätzte.

Aber auch ihr Stolz empörte sich dagegen. Sie wußte gut, was sie wert war, und was sie als Gattin und Leiterin des Hauswesens würde leisten können.

Aber die elsässische Hausputtelei, wie sie sie in einzelnen Familien zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, ging ihr nicht weniger gegen den Strich, wie die deutsche es that. Und sie war der Meinung, daß sie ihren zukünftigen Gatten zu ihrer Auffassung bekehren müsse.

So arbeitete sie sich selber entgegen, wenn sie Ernest Chuquets halb neckischen, halb ernsthaft gemeinten Aeußerungen widersprach, sie mit allen Mitteln der Dialektik zu bekämpfen suchte.

Ihm machte es Vergnügen, sie zum Widerspruch zu reizen, und sie wurde wirklich ärgerlicher als weise war, weil sie durchfühlte, daß Anschauungen, die etwa in seiner Lieblingstheorie: „Die Frau un d'r Schtubenofen g'höre ins Hües!“ gipfelten, doch tiefer bei ihm saßen und schwerer zu entwurzeln waren, als sie von ihrem Standpunkt aus wünschen mußte.

Es gehörte nicht viel Hirn dazu, um zu begreifen, daß es von Vorteil war, solche Meinungsgegensätze noch zu verschärfen.

Juliette Bouvier schürte, wo sie konnte, forderte durch ihr verstärktes Komödienspiel Fräulein van Meulens Widerstand noch mehr heraus, und freute sich von Herzen, wenn es ihr gelang, Mißverständnisse anzuzetteln, tiefere Verstimmung auf beiden Seiten herbeizuführen, schließlich Uneinigkeit zu stiften.

Sie griff allmählich zu immer unerlaubteren Mitteln, und die leichten Plänkeleien machten einem zwar nicht offen erklärten, aber mit um so größerer Heftigkeit im geheimen geführten Kampf um den einen Mann Platz.

*

Fräulein van Meulen rüstete sich mit einem merkwürdigen Gefühl der Entmutigung zu diesem Kampfe.

Bei aller Achtung gegen sich selbst schrieb sie der Gegnerin zu viele und zu große Vorteile zu.

Sie dachte dabei nicht an die Vorteile der äußeren Erscheinung, da sie überzeugt war, diesen Mangel durch Chic, Verstand und Bildung mehr als wett zu machen.

Aber Juliette Bouvier hatte die Gelegenheit, das Glück der Verhältnisse auf ihrer Seite.

Wie oft sah Fräulein van Meulen denn den Liebsten? — Vielleicht am Sonntag unter Fremden, oder am freien Sonnabendnachmittag auf wenige Stunden, vorausgesetzt, daß nicht Zufälle aller Art oder unfreundliche Witterung die Zusammenkunft vereitelten.

Nun widmete sich zwar Herr Chuquet in den letzten Wochen beinahe ausschließlich seinem Sport, weil er für ein auswärtiges Rennen im August und für das im September stattfindende Rennen im L.er Racingklub zu trainieren hatte; aber Hortense sah gerade in dieser Ausschließlichkeit eine Gefahr, die ihr die Ruhe raubte.

Diese junge, noch nicht neunzehnjährige Dame war viel zu erfahren, um nicht zu wissen, daß übermäßige körperliche Bewegung die Sinne gerade so anpeitscht, wie übertriebene geistige Thätigkeit. Und von vornherein war nichts mehr dazu angethan, Herrn Chuquets natürliche Beanlagung noch zu steigern, als das erzwungene Cölibat der Berufsradfahrer, so daß die Befürchtung nahe lag, irgend ein geschickt herbeigeführter Anlaß möchte ihm die Herrschaft über sich selbst entreißen.

Daß Juliette es sich angelegen lassen sein würde, für solche Anlässe zu sorgen, war ihr nicht zweifelhaft, wenn sie ihr auch weniger die Klugheit als die erotische Anlage dazu zutraute.

Gelang es jener aber einmal, Herrn Chuquet so weit zu bringen, daß er die nötige Zurückhaltung ihr gegenüber vergaß, wie weit oder wie wenig weit dies Vergessen auch gehen mochte, so hatte sie ihn damit in der Hand.

Je weniger oft daher Fräulein van Meulen dem Geliebten begegnete, je seltener es ihr so möglich ward, ihren Einfluß wirken zu lassen und ihn gleichsam widerstandsfähiger zu machen, um so sorgenvoller zogen sich ihre Stirnfalten zusammen, um so verdüsterter ward ihr Wesen.

Dieselben unliebsamen Erscheinungen, die Frau Jungmann vor der Sommerreise beobachtet hatte, traten wieder auf; nur noch ausgesprochener, mehr ins Auge fallend.

Fräulein van Meulens Aussehen und Befinden verschlechterten sich von Tag zu Tag; und jetzt gereizt und jetzt in angstvoller Zerfahrenheit, jetzt kalt entschlossen, oder in wilder Leidenschaft, und dann wieder in mutlose Schlaffheit versinkend, — so wechselten ihre Stimmungen.

Mit der Zeit jedoch gewann eine düstere Energie die Oberhand. Etwas Unheildrohendes lagerte auf der gefurchten Stirne, ruhte in der Tiefe der schwarzen Augen, lag um die dünnen, zusammengepreßten Lippen.

„Das Mädchen ist ganz sonderbar," sagte Frau Jungmann, „merkt ihr nichts in der Schule?"

„Nur, daß sie sich wie die Sünde hassen, die Juliette Bouvier und sie. Merkwürdigerweise thun sie aber trotzdem freundschaftlich miteinander."

„Wer da nun wieder Unfrieden gestiftet hat, Gret? Sie hatte sich doch so gut erholt und war so glücklich. — Es hängt sicher wieder mit dem Chuquet zusammen. — Aber man erfährt nichts. — Nein, siehst du, das ist zu traurig, da leben nun die Elsässer und die Altdeutschen nebeneinander her, ohne daß die Kreise sich je berühren. Bei all unserm guten Willen — eine Verbindung ist nicht herzustellen. Wann wird das anders werden?"

„Am ‚Nimmalesda', wie die Elsässer sagen. — Aber ein sauberes Früchtel muß dieser Herr Chuquet sein! — Na, mir kommt kein Mann nah!"

„Da wirfst du gleich wieder alles in einen Topf. — Du siehst doch, wie glücklich die Hilde ist. — Und denk doch an deinen Vater!"

Aber Gret schüttelte eigenwillig und Frau Jungmann, die das sah, äußerst verstimmt den Kopf.

*

„Denken Sie nur, Frau Jungmann," sagte Doktor Weber eines Tages, „ich habe ‚den Freund seines Freundes', Ihren Herrn Franz Friedrich, kennen gelernt."

„Wirklich! Ja, wo denn?"

„Bei einem Bekannten, einem dem Sport sehr ergebenen jungen Mann. — Ist übrigens ein ganz schlauer Kunde, der Franz Friedrich; überhaupt ein netter Kerl, scheint's. Wir haben uns gleich angefreundet. Gegenseitige Anziehung, Spiel geheimnisvoll — sympathisch wirkender Kräfte und so weiter. — Ich muß ihn Ihnen doch wirklich mal herbringen."

„Ach, wissen Sie, Herr Doktor, damit thäten Sie mir einen großen Gefallen. — Sie glauben gar nicht, wie ich mich um Fräulein van Meulen ängstige. Es muß etwas zwischen ihr und dem Elsässer nicht in Ordnung sein!"

Gret hatte fortwährend höchst unbeifällig mit dem Kopf geschüttelt. „Aber Mutter, ich weiß gar nicht. Wozu nun das wieder? Die ganze Sache geht uns doch nichts an!"

„Gret, das ist unschön von dir!"

„Aber ich mag nicht den fremden Menschen ins Haus. Noch einer mehr!"

„Noch einer, der Sie vergebens anbetet?" sagte Doktor Weber. „Ja, ja, da können Sie recht haben. Der arme Wicht kann einen im voraus dauern. — Nun, ich habe dann wenigstens einen Leidensgenossen."

Gret hatte sich aufgestützt und kehrte den Kopf unter ärgerlichem Achselzucken ab: „Dies ewige Unsinngerede! Es ist nicht zum Ausstehen!"

Sie suchte noch unter vier Augen mit der Mutter das neue, über ihrem Haupte schwebende Unheil abzuwehren. Aber es gelang ihr nicht, — Herr Franz Friedrich wurde vorgestellt.

Er war sehr überrascht, in der Dame des Hauses seine einstmalige Reisegefährtin wieder zu erkennen. Doktor Weber hatte ihn darauf nicht vorbereitet.

Gret, die ihm als Tochter vorgestellt wurde, sah er erstaunt an. Er suchte mit den Augen Hilde.

Die Kunde von ihrer Verheiratung nahm er mit sichtlicher Enttäuschung auf.

Aber nachdem er einige Male angelegentlich Gret betrachtet hatte, fand er sich augenscheinlich in die veränderten Umstände und in die jüngere Tochter mit den blauen Augen und dem blonden Haar, wenn er auch nicht den feindlichen Ausdruck begriff, mit dem sie ihn musterte. Er hatte doch noch nie im Leben einer Menschenseele Leides gethan!

Recht unbehaglich aber wurde ihm zu Mute, als er erfuhr, daß die Belgierin in der Familie verkehre.

Noch eine Ueberraschung, die ihm Doktor Weber aufgespart hatte!

Doktor Weber saß mit spöttischem Lächeln dabei, während der arme Franz Friedrich unter allen Zeichen heftiger Abneigung auf dem Stuhl hin und her rutschte, bis Frau Jungmann ihn endlich beruhigte:

„Sie brauchen nicht zu befürchten, Fräulein van Meulen zu treffen. Wir sehen sie jetzt sehr selten. — Aber was haben Sie nur gegen sie?"

„Alles!" versetzte er sehr energisch. — „Sie macht Jagd auf meinen Freund Chuquet. Sie erinnern sich meines Freundes, gnädige Frau?"

„Sehr wohl. — Aber ich muß die Dame entschieden gegen Ihre Aeußerung in Schutz nehmen. Sie ist es, die den Männern gefällt. Sie wäre die letzte, auf irgend einen Mann Jagd zu machen. Sie ist keine Spur von Kokette!"

„Aber sie will ihn doch heiraten!" sagte entrüstet Herr Friedrich.

„Nun, und warum sollte sie nicht, wenn er ihr gut ist, und sie ihm?"

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, was soll denn ein Mann wie Chuquet mit einer Frau? Mein Freund Chuquet kann keine Frau brauchen."

Frau Jungmann sah ihn verständnislos an.

„Gnädige Frau, mein Freund Chuquet ist doch nicht ein Mann wie andre Männer. Mein Freund Chuquet ist Radfahrer. Er ist einer der eminentesten Radfahrer der Welt. Das will etwas heißen, gnädige Frau! Wenn sich heute jemand aus Amerika meldet oder meinetwegen Australien, er kann es mit jedem aufnehmen. Soll der Mann das aufgeben? — Er ist für seinen Sport verloren, wenn er heiratet!"

„Das wäre allerdings schlimm!" sagte Frau Jungmann mit deutlichem Spott.

Herr Franz Friedrich rückte immer unruhiger auf seinem Stuhl hin und her: „Die gnädige Frau ist eine Dame und kann sich schwer darein versetzen, wie wir Männer über solche Dinge denken. — Aber Chuquet? Sein Sport ist sein Leben, sein Beruf. — Wollte er heiraten, das ist, als wenn sich ein andrer in jungen Jahren unthätig hinsetzte. Ja, könnten Sie das befürworten? — Nicht wahr, dabei ginge jeder zu Grund. — Und erst mein Freund Chuquet! Für den wäre das Selbstmord, der pure Selbstmord! Er wäre ein toter Mann! — Nein, nein, gnädige Frau, — eine Frau, das heißt, ihm seine Carriere verderben. — Und dazu biete ich nimmer die Hand. Dazu ist mir mein Freund Chuquet zu lieb!"

Herr Franz Friedrich hatte sich immer mehr in den Eifer hineingeredet. Die Worte sprudelten ihm nur so von den Lippen.

Die spottenden Blicke, mit denen ihn die sehr junge Dame vom andern Ende des Tisches maß, brachten ihn jedoch aus der Fassung. Er war eine Weile still, wie jeder am Tisch.

Dann, in ruhigerem Ton, gleichsam zu seiner Entschuldigung, fuhr er fort: „Meinem Freund Chuquet liegt auch nichts ferner als heiraten. Er amüsiert sich bloß mit den Mädchen. — Und Fräulein van Meulen wäre überhaupt keine Frau für ihn. Sehen Sie, Sie kennen meinen Freund Chuquet nicht. Ich sag' Ihnen, er hat ein Herz von Gold. Und er ist im Grunde viel tiefer angelegt, wie man denkt. — Weil er nicht viel spricht, meint man, da wäre nichts in ihm, oder er hätte für nichts Sinn und Geschmack, als für seinen Sport. — Das ist in gewisser Weise wahr, aber doch nicht ganz. Im Gemüt, da ist er, wie wir Deutschen. Und darum, wenn er später mal heiratet, dann soll es auch keine Elsässerin oder gar Ausländerin mit schwarzen, stechenden Augen sein, sondern ein liebes, blondes, deutsches Mädchen mit treuen, warmen, blauen Augen, das wirklich ein Herz für ihn hätte."

Er schaute dabei, ohne daß er selber es wußte, mit so unverhohlener Bewunderung, ja, geradezu verliebt, sein jugendliches Gegenüber an, daß Doktor Weber, der schon lange mit dem Lachen gekämpft hatte, jetzt laut lospruſtete: „Da hätten wir ja den ersehnten Leidensgenossen. Das nenn' ich aber schnell Feuer fangen. Sie sind eine wirkliche Circe, Fräulein Gret."

Gret errötete unwillig und stand auf: „Wenn Sie einen nur ärgern können!" sagte sie unliebenswürdig. „Ich denke, Mutter, du wolltest heut früh schlafen gehen."

„Kommen Sie, Friedrich; nach diesem zarten Wink bleibt uns nichts andres übrig, als uns zu verabschieden!" lachte der junge Norddeutsche. „Nein, nein, Frau Jungmann. Wir wollten so wie so schon gehen. Es ist Zeit. — Gute Nacht, Fräulein Gret! — Was, nicht einmal eine Patschhand mehr krieg' ich von Ihnen?"

Gret hatte nur eine kalte Verbeugung für ihn,

sowohl wie für den armen Franz Friedrich, der es sehr zu bedauern schien, daß infolge des „recht unpassenden Scherzes“ nun auch er in Ungnade gefallen war. —

„Siehst du, Mutter,“ rief Gret entrüstet, „das hat man nun wieder davon! Ich hab' ja gleich gesagt, daß du ihn nicht auffordern sollst. — Und was nützt er dir nun für Fräulein van Meulen? Hast nicht gehört: ‚Dem liegt nichts ferner als heiraten! Der amüsiert sich bloß mit den Mädchen!‘ — O, diese Männer! — Das arme Fräulein van Meulen.“

„Ach, weißt du, Gret, er macht sich das auch von seinem Standpunkt zurecht. Das ist noch nicht so. — Ich bin doch froh, daß man ihn kennt; man wird so wenigstens auf dem Laufenden bleiben.“

„Was nützt das? Du kannst Fräulein van Meulen doch keinen Wink geben, und einen Rat auch nicht. Das nimmt sie nicht an. Nicht einmal wissen darf sie, daß wir den Franz Friedrich kennen gelernt haben.“

„Nun, nun, man kann ihr vielleicht mehr dadurch helfen, als du jetzt glaubst. — Wenn man nur ergründen könnte, was sie vorhat.“

*

Das wußte wohl Hortense selbst nicht. Es war ihr nur eines klar: sie ließ ihr Glück nicht fahren, und wer und was darüber zu Grunde gehen sollte!

Es ist wahr, in einer Anwandlung tiefer Mutlosigkeit, die wohl in körperlichen Zuständen ihre Ursache hatte, — denn Fräulein van Meulen war überzeugt, daß sie das Stehen in der Schule nicht vertrug, und daß mit ihrer Gesundheit nicht alles war, wie es sein sollte, — in solcher tiefen Mutlosigkeit hatte sie schon daran gedacht, sich aus dem Kampf, der ihr endlos und aussichtslos schien, aus Leid und Unterliegen sich hinaus zu retten, — in den Tod.

Sie hing nicht an dem Dasein. Das Recht hatte der Mensch, es von sich zu werfen, wenn es ihm nicht mehr lebenswert dünkte.

Aber gleich darauf hatte sie ihrer Schwächlichkeit gelacht!

Sterben, weil eine andre sich frevelnd in ihren Weg drängte? Wenn einer aus dem Leben fort mußte, so war's doch die Nebenbuhlerin, nicht sie. Jene, die kein Anrecht auf den Geliebten besaß, die die räuberische Hand ausstreckte nach fremdem Gut.

Für den Räuber die Kugel! —

Aber dann kam Fräulein van Meulen eine Ueberlegung, die ihr ans Herz griff: Ist die Rivalin aus dem Wege geschafft, so steht eine andre da. Ein solcher Mann hat ein weites Herz und einen gefälligen Sinn. Es giebt keine Ruhe.

Es gab keine, solange sie nicht verheiratet war. Die Ehe erst, das war der Hafen. Dann erst war sie des Mannes sicher.

Merkwürdig, daß Fräulein van Meulen von der Ehe, auch bei der Auffassung, die sie von Herrn Chuquets Charakter hatte, das Ende aller Not erwartete. — Aber eine verheiratete Frau, die ihren Gatten nicht zu fesseln verstand, die zählte einfach in ihren Augen nicht. Das war eine Thörin, eine geistige und moralische Null, die betrogen zu werden verdiente.

Also die Heirat! — Aber, mein Gott, wie die weit hinaus lag!

Fräulein van Meulen seufzte. Sie verglich unwillkürlich ihr Schicksal mit dem Hildes, von der allwöchentlich die seligsten Briefe eintrafen. Was hatte denn Hilde Jungmann vor ihr voraus, daß sie so glücklich zu werden verdiente?

Ein Mädchen, wie viele, nicht besonders bedeutend, nicht besonders gut, eine egoistische Natur, die ihren Mann klug unter den Pantoffel zu stellen wissen würde; — Bildung, so gut wie gar keine; was sie als Mitgift mitbrachte, des Aufhebens nicht wert. Das bißchen hübsche Gesicht, alles. Und Hilde war aufgehoben und saß wohlversorgt im warmen Neste.

Fräulein van Meulen dachte daran, wie lange sie noch in Furcht um ihr Glück würde schweben müssen, — dachte an alle die Jahre, während deren sie diesen Kampf mit ungleichen Waffen zu führen haben würde, immer im Nachteil, immer durch widerwärtige äußere Umstände behindert.

Es fror sie.

Zum erstenmal fragte sie sich: Wenn Chuquet mich liebt, wie er mich zu lieben vorgiebt, hat er dann nicht die Verpflichtung, mir diese Qualen zu ersparen?

Wenn er sich wenigstens mit ihr verlobte!

Ihr Urteil war schon so weit getrübt, daß sie nicht sah, wie wenig im Grunde mit einer Verlobung gebessert wäre. — Ein Bräutigam, den sie selten sprach, war der Versuchung nicht weniger ausgesetzt. Eine Verlobung, zumal wenn sie, wie hier, auf den Widerstand der ganzen Familie zu rechnen hatte, ging rückgängig zu machen.

Und Chuquet, als der Mann, der er war, konnte doch jetzt auf keine Verlobung eingehen.

Das alles hatte sie sich noch in Mooskirchen ganz klar gemacht. Jetzt mit einem Male sprach sie ihm von Verlobung.

Er lachte sie einfach aus. Wäre sie wohler gewesen, in ihren Nerven weniger überreizt, sie hätte sich ihres thörichten Ansinnens geschämt, hätte sich selber ausgelacht, ja sich gescholten.

War sie es doch immer gewesen, die nicht begriff, daß man die Menschen nicht nahm, wie sie waren, sondern von ihnen Dinge verlangte, die sie, ihrer Natur nach, nicht leisten konnten.

Nun nahm sie aber selber den Geliebten nicht länger, wie er war, sondern wollte ihn, wie er sein sollte und war enttäuscht, daß er hinter ihren Erwartungen zurückblieb, und machte es ihm zum Vorwurf, zum Verbrechen.

Sie fühlte nicht mehr, daß, wenn sie ihn überhaupt zu besitzen wünschte, sie ihn nehmen mußte mit seinem, alle andern Neigungen in den Schatten stellenden Hang für den Sport; und daß sie sich damit abzufinden hatte, wenn die Geliebte ihm noch jahrelang erst in zweiter Reihe kam. Sie vergaß

völlig, daß, wenn sie ihn jetzt zwang, zwischen Liebe und Sport zu wählen, sie einfach aufgegeben war.

Sie nannte seine Weigerung unritterlich, unedel; sie wurde ungerecht und bitter gegen ihn, ohne zu bedenken, daß das der beste Weg war, ihn von sich wegzutreiben.

Er nahm ihr Zürnen leicht. Er ahnte nicht, daß sich in ihrem Herzen ein dumpfer Groll gegen ihn festsetzte. Er begriff, daß es sie verdroß, wenn sie sich so selten trafen, — litt er doch selber darunter! — aber es fiel ihm gar nicht ein, zu denken, daß sie sich etwa nicht mit derselben Vernunft und Grazie wie früher in das Unabänderliche — in welches Unabänderliche er natürlich seinen Sport mit einrechnete, — fügen oder finden könne.

Während bei ihr der Unwillen, den sie bisher nur gegen Juliette Bouvier gehegt hatte, sich allmählich von der verhaßten Nebenbuhlerin fort auf den Geliebten selbst richtete und sie anfing, ihn als den Urheber aller ihrer Leiden anzusehen, — wurde er, im Bewußtsein seiner warmen und aufrichtigen Neigung zu ihr, in dem guten Bewußtsein ferner, nichts mehr für eine andre neben ihr zu empfinden, eher nachlässiger als eifriger in seinen Liebesbeweisen.

Seiner selbst sicher, nahm er an, sie sei es seiner auch; und er glaubte, sie baue so fest und zuversichtlich auf ihn, wie er fühlte, daß sie auf ihn bauen könne.

Er hielt so für vorübergehende Laune, was eine tiefgehende Verstimmung war; spottete, scherzte und neckte, wo er ernst, warm und überzeugend hätte sein müssen.

Sein Gebaren täuschte sie. Aus der Hochachtung heraus, die sie vor dem eignen Geschlecht und der allgemeinen Nichtachtung, die sie für das andre empfand, begriff sie so wenig die Wandlung, die mit seinem inneren Menschen vorgegangen war, daß sie ihm gar nicht die reineren, vergeistigteren Gefühle zutraute, die ihn doch längst auf ein höheres sittliches Niveau erhoben hatten; noch weniger hätte sie an die Dauer einer solchen Wandlung, einer reineren, stärkeren Liebe glauben können.

Sie bemerkte nur, daß er nachlässiger geworden war, keine zarten Aufmerksamkeiten mehr für sie hatte, daß sein Ton kühler, geschäftsmäßiger klang. Er sprach von seinem „Training", den „Races" und seinen „Chancen", aber von seinen Gefühlen für sie nicht.

Dazu kam sein Schweigen über Juliette Bouvier und andre Freundinnen, das bei ihm jetzt aus wirklicher Gleichgültigkeit entsprang, von ihr aber sogleich wieder beargwohnt wurde, so daß sie nicht nur verstärkte Bemühungen dieser Freundinnen, vor allem Juliette Bouviers, sondern auch sein Einverständnis mit denselben voraussetzte. Sie hatte oft den Wunsch, ihm heimlich nachzugehen, ihn womöglich in flagranti zu ertappen. — Und ihr Verdacht verfolgte ebenso jeden Schritt und jede Aeußerung der Nebenbuhlerin.

Doch, was sie nur am liebsten hätte thun mögen, das that Juliette Bouvier. Denn dieses toll verliebte Mädchen wurde durch des schönen Chuquets Kälte zur Raserei gestachelt.

Sie glaubte ihm ebensowenig wie auf der andern Seite Fräulein van Meulen es that, daß ihn jetzt nur sein Sport in Anspruch nähme. Sie ihrerseits witterte nun wieder Beziehungen zu der Belgierin. Hatte sie doch herausgebracht, daß Fräulein van Meulen fast jeden Sonnabend und Sonntag von L. abwesend war.

Sie mache Ausflüge in die Umgegend, hieß es. Wohin? Mit wem?

*

In der That hatten die Liebenden ihr allwöchentliches Rendezvous weiter und weiter von L. weg verlegt, in der Hoffnung, so weniger Aufsehen zu erregen und ungestörter zu bleiben. Mit dem Rad und mit der Bahn ließ sich manche Entfernung überwinden.

IV.

Es war ein Tag zum Radeln wie geschaffen, frisch und doch windstill, der Himmel klar. Und es war Sonnabend.

Mademoiselle Bouvier erwartete mit Bestimmtheit ein Stelldichein des Paares. Sie hatte durch ihr Dienstmädchen ausgekundschaftet, zu welcher Stunde Herr Chuquet gewöhnlich aufzubrechen pflegte; nun tummelte sie ihr Rad unauffällig in der Nähe seiner Wohnung, und als er sich auf das Rad schwang, folgte sie ihm vorsichtig in einiger Entfernung.

Innerhalb der Stadt fuhr er gemächlich, aber kaum einmal aus dem Thore, legte er sich vornüber und schoß dahin.

Die Eile jetzt gab ihrem Argwohn neue Nahrung. — Sie war eine gute Radlerin, ausdauernd und geübt; aber sie sah bald ein, daß, wenn er dieses Tempo beibehielt, sie ihn über kurz und lang aus dem Auge verloren haben würde.

Da kam der Zufall ihr zu Hilfe.

Es mochte ihm wohl eine kleine Schnake ins Auge geflogen sein. Er stieg plötzlich ab, zog ein Tuch aus der Tasche und wischte sich die Augen.

Diese Zeit benutzte sie dazu, sich ihm bis auf Rufweite zu nähern.

Im Begriff, wieder aufzusitzen, hörte er seinen Namen, wandte flüchtig den Kopf, sah, daß eine Dame ihm heftig Zeichen machte, wartete und erkannte zu seiner höchst unliebsamen Ueberraschung Fräulein Bouvier.

Sein Erschrecken bestärkte sie in ihrer Annahme. Sie schwor sich, daß sie nicht von seiner Seite weichen würde.

Wunderte er sich, daß sie auf der Landstraße allein daher kam? — Schwester Eugenie war unpäßlich. Sollte sie das herrlichste Radelwetter ungenutzt vergehen lassen, aus Mangel an einem Kavalier?

Sie schien hocherfreut, daß sie einen solchen nun gefunden hatte! — Sie pries den „Zufall", der ihr diese Richtung eingegeben hatte: Drollig, daß sie heute gerade durch das X-Thor habe fahren müssen! Gestern sei sie noch nach F. geradelt.

Es war für Herrn Chuquet gar nicht „drollig“, sondern ungeschickt und widerwärtig. — Er befand sich in rechter Verlegenheit. —

Er konnte nicht so ohne weiteres eine Dame, die auf seine Begleitung Anspruch machte, verlassen, selbst wenn der Zufall sie auf seinen Weg geführt hatte.

Er sann auf einen Vorwand, einen Ausweg. Aber seine schwerfällige Männlichkeit ließ ihn im Stich.

Sprach er ihr von einer Verabredung, so schöpfte sie am Ende Verdacht und war im stande, ihm nachzufahren. — Wenn er Geschäfte vorschützte und umkehrte, und sie fuhr weiter, so traf sie an jener abgelegenen Bahnstation auf Fräulein van Meulen, und dann wurde der Zusammenhang ihr gleichfalls klar.

Er sah nur die eine Möglichkeit offen, nämlich die Fahrgeschwindigkeit allmählich so zu steigern, daß sie, vor der Zeit müde, abfiel und umkehrte.

Er that das, soweit er konnte, ohne geradezu in Unart zu verfallen. Aber sie hielt sich tapfer an seiner Seite.

Als sie ihm schließlich empört vorwarf, er beschleunige ungalanter Weise nur deshalb so das Tempo, um sie loszuwerden, blieb ihm nichts andres übrig, als, sich entschuldigend, doch langsamer zu fahren.

Sie fragte spitz, zu welch verliebtem Schäferstündchen ihn denn sein Stahlroß in solcher Eile trüge?

Mit verlegenem Lächeln wehrte er eine derartige Vermutung ab.

Da sah sie ihn scharf an und erkundigte sich nach Fräulein van Meulen, und er konnte zu seinem Aerger nicht verhindern, daß ihm eine leise Röte ins Gesicht stieg.

Sie beobachtete jede Miene und bemerkte auch, daß er an dem kleinen Seitenpfad mit sich Rat pflog, ob er nicht lieber über B.weiler nach L. zurückkehren solle.

Aber sie hatte an seinem zögernden Blick vorwärts die ursprüngliche Richtung bereits erkannt, und als er, das Rad zum Stehen bringend, ziemlich ärgerlich fragte, wohin sie denn eigentlich wolle, nannte sie ihm als das doch selbstverständliche Ziel die Station W. und bestand trotz seines Unmutes auf dem Weg dahin.

Er hätte, ehe er das Geheimnis seiner Liebe preisgab, bei weitem vorgezogen, Hortense umsonst seiner harren zu lassen und, so lästig es ihm war, den Nachmittag diesem Mädchen zu opfern.

Von Juliette war alles zu befürchten, wenn sie sein Verhältnis zu der Belgierin entdeckte.

Aber auch für Hortense war ihm ein Zusammentreffen unlieb.

Würde sie vernünftig genug sein, diese ganz zufällige Begegnung dafür zu halten? Würde ihre Eifersucht nicht sogleich wieder die schlimmste Auslegung suchen?

Ratlos sah er dem Zusammenprall entgegen, sich ganz stupide an die Hoffnung klammernd, Hortense möchte den Zug, den einzigen am Nachmittag, verfehlt haben oder sonst verhindert sein zu kommen.

Dann rief er sich ihre Klugheit ins Gedächtnis. Ihre Geistesgegenwart würde schon einen Ausweg wissen.

Vielleicht warnte auch ein günstiges Lüftchen sie vor dem, was ihrer wartete.

Er atmete wie erlöst auf, als er sie nicht an der Bahn entdeckte. Der Himmel hatte sein stummes, inständiges Flehen erhört. Verstohlen schaute er sich um und um, benutzte sein Bedürfnis nach Erfrischung als Vorwand, sich auch im Wartezimmer umzusehen — nirgends war sie. — Auch auf dem Weg zum Wäldchen niemand.

Das gab ihm die Gewißheit, daß sie den Zug verpaßt hatte. Er beglückwünschte sich, auf diese Art jeder Peinlichkeit entronnen zu sein. Ihn traf kein unverdienter Vorwurf, und ihr blieb jede Herzensqual erspart.

Herr Chuquet war auf einmal wie verwandelt. Der Ungelenke wurde er selbst, wurde Herr der Situation. Er begann, den Liebenswürdigen herauszukehren, in der kühnen Hoffnung, seine anfängliche Verlegenheit damit zu decken; ja, womöglich Juliette, der es ja nun für jeden Verdachtgrund an Beweisen fehlte, gänzlich von der Fährte abzubringen.

Er konnte ungestraft ein wenig galant sein. Die Geliebte würde nichts davon erfahren.

In Juliette Bouvier kochte es darüber, daß ihr der Fang mißglückt war. Nur ein reiner Zufall konnte sie verhindert haben, ihre Hand auf ihr Opfer zu legen.

Wie hatte sie sich an der Ueberraschung der Belgierin weiden wollen, wenn der Geliebte zum Stelldichein und heimlich süßen Kosen mit der Nebenbuhlerin erschien!

Und nun war *sie* die Gefoppte, und der abscheuliche Mensch da neben ihr konnte sich im stillen über sie lustig machen.

Glaubte er, er täusche sie mit seinem Schönthun jetzt? Waren seine Augen vielleicht nicht ängstlich auf dem Perron umhergeirrt? Hatte er sich etwa nicht erleichtert die Stirn getrocknet, nachdem ein bewußter Jemand nirgends zu entdecken war?

Sie ließ sich nicht betrügen!

Aber büßen sollte er, büßen! Er mochte nur den Galanten spielen und karessieren; es war ihr recht. Eine bessere Gelegenheit als dies Alleinsein zwischen ihr und ihm im weiten Wald gab es nicht wieder. Jetzt würde sie ihre Macht an ihm erproben.

Ein Mann wie der, und nicht zu fangen? Wenn sie ihre Reize wirken, ihren Zauber spielen lassen wollte?

Da müßte sie nicht Juliette Bouvier sein, die „schöne Juliette!“

*

Ihm wurde schwül bei den Künsten, die sie aufbot. —

Nur sicher, sorglos hatte er sie machen wollen; dies ging zu weit. Er suchte einzulenken.

Es schien unmöglich.

Er ärgerte sich, daß er selber vorgeschlagen hatte, im Wald ein wenig Rast zu halten.

Wie sie da vor ihm saß! — Was sollte dies kokette Spiel der Augen, das verliebte Lachen, das Girren und Schmachten?

Daß auch der vermaledeite Zufall ihn ihr für heute ausgeliefert hatte! Es war die höchste Zeit, die Sache abzubrechen.

Er sah auf seine Uhr, erhob sich von dem Baumstamm, auf dem er neben ihr gesessen hatte, seine Eile damit entschuldigend, daß er seinen Freund Franz Friedrich in Velosachen erwarte. Wenn sie nicht allein im Wald zurückgelassen werden wollte, mußte sie sich zum Aufbruch bequemen.

Sie schlug ungnädig beim Aufsitzen seinen Beistand aus, verstimmt, daß alles an ihm abzuprallen schien.

Schweigend fuhren sie eine Weile nebeneinander her. —

Schon tauchte in der Ferne wieder das Stationsgebäude vor ihnen auf.

Was, wollte etwa die Gelegenheit ihr auch entschlüpfen wie die verhaßte Belgierin? Das durfte nicht geschehen! Half der Zufall nicht, so mußte man dem Zufall zu Hilfe kommen!

Sie fuhr, wie aus Unvorsichtigkeit, in ein tiefes Wagengeleise ein. Das Rad tanzte eine Weile, dann wurde sie aus dem Sattel geschleudert.

Mit einem Satz war Herr Chuquet von seinem Bicycle herunter und an ihrer Seite.

Sie klagte, daß sie sich am Knöchel verletzt habe.

Er half ihr auf und stützte sie. — Sie lehnte schwer auf seiner Schulter, unfähig, den Fuß aufzusetzen. Ein Gehen schien unmöglich.

Vom Bahnhof her ward das erste Zeichen zur Abfahrt gegeben.

Herr Chuquet überlegte nicht lange, er hob sie vom Boden auf und trug sie die Strecke bis zum Wagen. Dann lief er spornstreichs zu der Unglücksstätte zurück, holte die Räder, sah in Hast und Eile zu ihrer Unterbringung und schwang sich gerade noch auf das Trittbrett, als sich der Zug in Bewegung setzte.

Weder er, noch Juliette Bouvier, ahnten, daß zwei schwarze, stechende Augen ihnen bei allem Thun gefolgt waren. — —

Fräulein van Meulen hatte, verlockt von der schönen Witterung, bereits den Einuhrzug benutzt.

So war ihr beschieden, zu ihrer bodenlosen Bestürzung, vom Gärtchen des Bahnhofvorstehers aus, durch Gebüsch verdeckt, den Geliebten mit der Feindin heranradeln zu sehen.

Zuerst begriff sie gar nichts, dann, daß sie schmählich hintergangen war. Dies war ein Komplott, ein schändlich abgekartetes Komplott, um sie bloßzustellen und sie bis in die tiefste Seele hinein zu kränken, zu verhöhnen.

Mit trockenen, schmerzenden Augen stand Fräulein van Meulen, wie an den Platz gebannt. Sie sah das Paar sich umblicken, ihn verstohlen ängstlich, sie mit boshaftem Lächeln auf den Lippen, höhnischen Triumph in den Augen.

Nein, lieber sterben, als sich von ihnen erblicken lassen.

Fräulein van Meulen trat mühsam noch einen Schritt zur Seite, so daß nun auch der Brunnen, der vor dem Gärtchen stand, half, sie der Entdeckung zu entziehen.

Sie sah mit an, wie die beiden dem Walde zulenkten, wie der einsame Wald sie aufnahm. —

Ihre Gedanken waren gelähmt, wie ihre Glieder; nur ihre Augen hafteten unverwandt an den ersten Bäumen. Sie wußte nicht, wie lange sie so stand.

War es eine Ewigkeit, war es eine Viertelstunde, bis der schwarze, schwarze Wald das Paar wieder herausgab?

Jetzt, da waren sie; sie kamen näher, näher —, und nun, kurz vor dem Bahnhofsgebäude, stürzte plötzlich das Mädchen, und Chuquet, ihr Geliebter, trug die — Dirne, die ihn umschlungen hielt, auf seinen Armen in den Zug.

Hortense mußte sich an dem Pfahl stützen, sie schwankte; es flimmerte ihr vor den Augen.

Da ertönte das Signal.

Sie fuhr zusammen, faßte in die Tasche, sich ihres Billets versichernd. Und während Herr Chuquet die Räder in den Gepäckwagen schaffen ließ, stieg sie, noch schwankenden Schrittes, etwas weiter unten in den Zug ein.

Sie brauchte nicht zu fürchten, daß man sie bemerken würde. Herr Chuquet war vollauf beschäftigt. Fräulein Bouvier hatte nur Augen für ihn. Sie bebte, er könnte die Abfahrt versäumen und damit auch ihr letztes, gewagtes Mittel noch fehlschlagen.

Hortense sah mit eignen Augen, wie der Geliebte zu der Verhaßten ins Coupé sprang; dann wurde auch ihre Thür zugeschlagen, und sie fiel wie vernichtet auf den Sitz zurück. Sie krallte die Hände in das Taschentuch. Sie drückte beide Fäuste in die brennenden Augen, dann stierte sie wieder wild vor sich hin.

Hielt der Treulose die Falsche in seinen Armen? Bettete er besorgt den verletzten Fuß auf seine Kniee?

So viel Wände trennten sie von den beiden; und doch sah das Auge ihres Geistes alles wie durch Glas; zu hören glaubte sie, was jene miteinander sprachen. — Und dann, ja, dann küßten sie sich, küßten einander und sahen sich an und lachten, — lachten über die Betrogene.

Ah, nicht genug, daß er sie verriet! Er mußte sie auch noch zur Zeugin seiner Zärtlichkeiten mit einer andern machen, dieser, dieser andern. Die Beschimpfung brannte auf ihrer Seele. — Weniger die verratene Liebe, als der verletzte Stolz bäumte sich in ihr empor.

Lachten sie über die wilde, gelbe Katze?

Ah, die Katze hatte Krallen, Krallen!

Hortense biß die Lippen zusammen, ihre Zähne gruben sich tief in das Fleisch der Unterlippe, ihre Fingernägel in die Innenflächen ihrer Hände ein.

So saß sie, heiß der Kopf und kalt die Hände, Schmerz und Wut im Herzen.

Der Zug hielt. —

Hastig stieg sie herunter.

Die beiden sahen nichts.



Er stand vor dem Coupé mit erhobenen Armen, um ihr herabzuhelfen. Und sie lehnte kokett an der Eisenstange auf dem Trittbrett und schaute, Gluten in den Augen, lächelnd und liebeverheißend zu ihm nieder; und dann legte sie langsam und schmeichelnd die vollen Arme um seinen Hals und drückte wollüstig ihre reifen Formen an ihn.

Es hätte nicht ein Mann sein müssen, wer solchem Locken widerstand. Und nun gar Chuquet!

Hortense dachte es, außer sich, während sie den beiden fast auf dem Fuße folgte.

Ei, hatte Juliette plötzlich den Gebrauch des Fußes wieder? Ließ sich hier die Komödie nicht so vollendet weiter spielen, wie im Dorfe?

Er merkte nichts. Er stützte sie mit den Armen und zog und trug sie halb zur Droschke. — Nun half er ihr hinein. — Würde er sie wenigstens allein nach Hause fahren lassen?

Sieh, er eilte nach seinem Bicycle zurück, kam mit einem Dienstmann wieder, der das zweite Rad trug.

Hortense drückte sich zur Seite; Chuquet hätte sie im Vorübergehen fast gestreift.

Nein, die Räder wurden aufgeladen, — er stieg nach.

Der teure Schützling! Er mußte doch den Ritter machen bis zuletzt. —

Es kam Hortense in ihrer Erregtheit gar nicht bei, daß sie auch hätte eine Droschke nehmen können. Sie stürzte dem davonrollenden Wagen durch die Straßen nach, in kopfloser Hast.

Und an dem Hause der Feindin angelangt, trieb ihre blinde Wut sie die Treppe hinauf, an dem Arzt vorbei, den sie sagen hörte: „Es ist nichts, gar nichts. Laß sie ein wenig kalte Umschläge machen!", und, — ihrer selbst nicht mehr mächtig, brach sie in die Wohnung und in das Zimmer ein.

*

„Mutter," sagte Gret, „es wird nichts übrig bleiben, als an den Franz Friedrich zu schreiben. Zwischen den Bouviers und Fräulein van Meulen ist etwas vorgefallen. Die Zeysolff erzählt, sie hätt' gehört, Fräulein van Meulen hätt' der Juliette eine Scene gemacht. Mit Messern sollen sie aufeinander zugegangen sein. — Na, nein, nein, Mutter, das glaub' ich ja nicht. Aber umsonst ist die Fräulein van Meulen nicht in einem solchen Zustand. Und die Bouvier ist eine schreckliche Person. Sie hetzt alle in der Schule auf. — Sie hinkt herum. Es heißt, sie hätt' sich den Fuß verstaucht. — Hätt' sie sich nur lieber den Hals gebrochen! — Ach Gott, ja, Mutter! Sie stellt doch nichts wie Unheil an. — Fräulein Engelhorn hat mich gefragt, was denn Fräulein van Meulen gethan hätte. Fräulein Hellmut hätt' in der Konferenz gesagt, sie würde ernstlich mit ihr zu reden haben. Solche Dinge dürften freilich an einer Schule nicht vorkommen. — — Geh, Mutter, schreib doch dem Franz Friedrich; wenn du dich gleich hinsetzest, kommt er vielleicht noch heut abend. — Von Fräulein van Meulen erfährst du doch nichts. Die beißt sich eher die Zunge ab, eh' sie was sagt. Sie ist viel zu anständig für das Gesindel, und viel zu ehrlich und grad. Die macht keinen schlecht hinter dem Rücken, die geht nicht auf Schleichwegen. Nur hören solltest du, was sie alles über sie reden! Und man wird auch gar nicht mal klug daraus. — Wie die Fräulein van Meulen nur aussieht, und wie sie sich quält! Gegessen hat sie so gut wie noch nichts. Wenn sie nur nicht ernstlich krank wird. — Ach, Mutter, so schreib doch!"

„Nun ja, ja, ich thu's ja! Sei doch nur still! — Bring ihr einen Schluck Wein. Das thut ihr am ehesten gut. Red ihr nur zu, daß sie's nimmt. — Und hörst du, man darf sie jetzt nicht da oben so viel allein lassen. Die Haas ist ja eine recht ordentliche Person, aber doch ganz ungebildet. An der hat sie weder eine Ansprache noch das geringste Verständnis. Man muß versuchen, sie jetzt häufiger herunterzubringen. — Siehst, bist jetzt nicht ganz froh, daß wir den Franz Friedrich kennen, siehst?"

„Ob er nur kommt?"

„Der kommt schon!" und Frau Jungmann machte eine Bewegung, als wollte sie sagen: Da sorg dich nur nicht!

Natürlich kam Herr Franz Friedrich; noch dazu sehr selig, daß die liebe junge Dame ihn bereits ungeduldig erwartet hatte. Die blauen Augen sahen heute besonders warm aus im Mitgefühl um die Freundin, und er bekam einen so herzlichen Händedruck.

Wahrlich, man söhnte sich ordentlich mit seiner Abneigung gegen gewisse Leute aus, wenn einem um ihretwillen solch ein Empfang bereitet wurde!

Aber nein, es ging doch nicht. „Wirklich, gnädige Frau, reine Furien sind manche Weiber. — Sie wollten ja von Fräulein van Meulen wissen. — Hab' ich da einen Auftritt erlebt!"

O weh, die blauen Augen verfinsterten sich.

„Liebes Fräulein, Sie sind so fein und gütig. In Ihrer Güte übersehen Sie —"

„Ich übersehe gar nichts," sprach bestimmt die sehr junge Dame. „Fräulein van Meulen ist tausendmal zu gut für Ihren Freund Chuquet."

„Aber, mein liebes Fräulein, Sie kennen ja meinen Freund gar nicht."

„Ganz genug; ein Mann, der vorgiebt, ein Mädchen zu lieben, und er macht beständig einer andern die Cour —"

„Aber das ist ja gerade der Irrtum!" rief lebhaft der Kleine. „Er hatte sich gar kein Rendezvous mit der Bouvier gegeben. Er traf sie zufällig."

„Ich, — ich verstehe nicht," sagte Gret. „Was meinen Sie?"

„Wir wissen von nichts, Herr Friedrich. Fräulein van Meulen hat uns keine Silbe gesagt. Darum dachten wir eben, Sie — Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen." Frau Jungmann wies auf den gegenüberliegenden Stuhl. „Sehen Sie, Fräulein van Meulen ist am Sonnabend ganz krank nach Hause gekommen. Sie hat sich abmelden müssen. Es wird nicht besser. Wir sorgen uns ihretwegen. Ich meine, sie muß eine arge Alteration gehabt haben. — Wissen Sie etwas darüber?"

„In kurzem dies, gnädige Frau." Und er erzählte in seiner keineswegs kurzen und etwas

aufgeregten Art von der Verabredung zwischen seinem Freund Chuquet und Fräulein van Meulen: „Und davon muß dann wohl die Bouvier Wind bekommen haben und ist ihm nachgeradelt, emanzipiert, wie sie ist."

„Er hat sie nicht abschütteln können und seine einzige Hoffnung ist gewesen, Fräulein van Meulen würde vielleicht nicht kommen. Wie sie dann wirklich nicht an der Bahn war, ist er ganz glücklich darüber gewesen. Aber sie haben sich bloß nicht gesehen. Sie war dort. Und nun bildet sie sich ein, mein Freund hintergehe sie mit der andern."

„Er wird es schon danach getrieben haben!"

„Aber, mein liebes Fräulein, nein! Das ist ja gerade mein Kummer. Ich wäre glücklich, wenn ich das sagen könnte; — aber mein Freund Chuquet interessiert sich wirklich für niemand anders als die Belgierin, leider!"

„Leider?! — Sie sind eifersüchtig auf Ihren Freund!" rief Gret. „Schlimmer als jedes Mädchen."

Er sah sie einen Augenblick ganz verdutzt an. „Denken Sie das nicht von mir," bat er flehentlich. „Ich gönnte meinem Freunde gewiß das Beste, das Allerbeste. Und wenn er jetzt vor mich hinträte und sagte: ‚Ich liebe die!' — und es wäre selbst ein Mädchen, das ich — — das mir — ein deutsches Mädchen. — Obwohl mein Leben mir nicht so lieb wäre wie das, ich wäre im stande — ich meine wenigstens, daß ich im stande wäre, — wie sehr auch mein eignes, eignes Wünschen —"

„Wollten Sie uns nicht erzählen, was geschehen ist?" unterbrach sie hastig das unzusammenhängende Stammeln. Seine Blicke beunruhigten sie über die Maßen.

„So, ja!" Herr Franz Friedrich fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich verkehre ja sonst nicht bei den Bouviers. Ich mag sie nicht. Und sie fühlen das wohl heraus. Aber Chuquet rief mich an — er kam gerade mit der Juliette gefahren: ich solle die Mademoiselle Bouvier hinaufgeleiten. Sie sei verunglückt; er wolle zum Arzt. Das Fräulein meinte, er solle sie doch nun nicht zuletzt noch in andre Hände geben, nachdem er sie so lange getreulich behütet. Aber er that, als ob er nicht hörte, und rief dem Kutscher, er solle das Rad von der Droschke herunterreichen; — und dann sagt er noch, er wäre zu Rad viel flinker als ich zu Fuß, und sitzt schon auf und ist fort. Sehr freundlich hat sie ihm nicht nachgeschaut, obwohl er den Weg doch für sie machte, und mir hat sie erst recht kein liebes Gesicht gezeigt, wie ich sie heraufgeführt habe, und ein einladendes auch nicht. Aber ich glaubte, Chuquet würde das Alleinsein mit ihr scheuen, weil niemand außer der kranken Schwester zu Hause war, und so blieb ich. Hätt' ich gewußt, daß mein Freund Chuquet gar nicht die Absicht gehabt hatte, wiederzukommen, da wär' ich natürlich auch früher gegangen. So war ich noch da, als der Doktor kam. Und wie der grad fortgeht, kommt wie von Sinnen die Belgierin angestürzt, und, ‚hast du nicht gesehen!' hinein in den Salon. Und drinnen gab es ein Geschrei, daß ich mich vor Angst entsetzte und dachte, da geschieht etwas. Wie ich hineinkomme, da steht die Belgierin, die Fäuste geballt über der Bouvier, und die sitzt halb auf der Chaiselongue und hat halb erschreckt den Fuß heruntergezogen, wie um zu fliehen. Als sie mich nun erblickten und sahen, daß sie sich nichts anthun konnten als mit Worten und Blicken, da fing es denn an, und die eine beschuldigte immer die andre, daß sie ihr den Geliebten abtrünnig gemacht hätte."

„Aber Fräulein van Meulen ist im Recht, und die andre war es nie!" rief flammend Gret.

„Na ja, das mag ja sein. Das warf ihr die van Meulen auch vor; alles von Anfang an, und wie schamlos sie vorhin an der Station Komödie gespielt habe.

„‚Ha!' schrie die Bouvier, ‚also wär' sie doch da gewesen! Aha, so käme man den Leuten hinter die Schliche. Wie gut, daß man dem schönen Herrn nachgefahren sei. Rendezvous also gäben sich die feinen Herrschaften! — Na, das sollten denn nun die Eltern Chuquets erfahren! Und Fräulein Hellmut und die Damen und die ganze Stadt, damit man doch wisse, was für Lehrerinnen da an der Industrieschule wären. — Aber vielleicht seien die Beziehungen zu Herrn Chuquet bereits weiter gediehen, als — als man allgemein annahm, so daß Fräulein van Meulen zusehen — müsse, wie sie zu einer — Heirat käme. Vielleicht wäre — sie bereits — seine, seine —'"

Herr Franz Friedrich geriet immer mehr ins Stocken, indem er besorgt die Gegenwart der sehr jungen Dame erwog.

Frau Jungmann war fast sprachlos vor Unwillen. „Aber, das ist ja unerhört! Ich sollte meinen, eine Dame wie Fräulein van Meulen stände hoch über jedem unwürdigen Verdacht."

„Aber gewiß, gnädigste Frau. Mein Freund Chuquet war rein aus dem Häuschen, als ich ihm — aber das gehört nicht hierher. Also Fräulein van Meulen: Erst ganz rot, ist sie jetzt weiß wie die Wand dagestanden, und dann ist sie plötzlich auf die Bouvier zugefahren, als ob sie sie erwürgen wolle, und die hat: ‚au secours, au secours!' geschrieen. Aber Fräulein van Meulen hat sich einen gewaltigen Ruck gegeben und sich hoch aufgerichtet und sie bloß angesehen, und dann ist sie aus der Stube gegangen ohne ein Wort. Die Bouvier hat nachher ordentlich Weinkrämpfe bekommen und hat sich an mich geklammert und hat mich nicht fortlassen wollen. Aber ich hab' mich losgemacht wie von einem ekeln Getier, und bin zu mir nach Haus, und bald hernach ist mein Freund gekommen und hat mir erklärt —"

„Ja, und nun klatschen und schänden sie über Fräulein van Meulen in der Schule. Und man muß noch still alles mit anhören. Sie sehen einen so schon an, als dächten sie, man wisse um alles und hätte noch Vorschub geleistet."

Herr Franz Friedrich fuhr wild von dem Stuhl auf: „Wer wagt das? Wer darf wagen, jetzt gar noch Sie —"

„Du siehst Gespenster, Gret!"

„Ja, Mutter, das glaubst du? Du weißt nicht, wie sie in der Schule sind. Wen die vornehmen, an dem bleibt kein gutes Haar mehr. Ich weiß gar nicht: sie sind doch auch Menschen und sind doch auch nicht schlecht. Wie sie nur können! — Aber nun stell dir nur vor, Mutter, irgend etwas von dem Gekläts käme Fräulein Hellmut zu Ohren. Ich weiß nicht, was dann geschähe! — O, diese Bouvier!" und halb aus Ingrimm, halb aus Mitleid mit Fräulein van Meulen brach sie in Thränen aus.

Herr Franz Friedrich konnte es kaum mehr auf seinem Stuhl aushalten. Jetzt blickte er auf Gret und jetzt wieder auf die Mutter, als müsse diese ein Mittel wissen, die Thränen zu trocknen.

Gret ballte die kleine Faust und wischte sich wieder abwechselnd mit dem Taschentuch die Augen: „Sie müssen helfen, Herr Friedrich!"

„Ich, ich? — Ich würde ja gern — Ihnen zuliebe würde ich alles, Fräulein, — Fräulein Gretchen. Aber wie kann ich?"

„Sie müssen helfen!" sagte sie ganz energisch und rückte ihm vertrauungsvoll näher. „Sie müssen machen, daß Ihr Freund und Fräulein van Meulen zusammenkommen und sich aussprechen, und dann muß er sie heiraten."

„Heiraten, — die Belgierin? Nimmermehr!"

„Sie sind um kein Haar breit besser als die andern!" schrie ihm Gret ins Gesicht. „Da reut mich jedes Wort, das wir an Sie verloren haben."

„Aber Fräulein Gretchen, mein Freund würde ja unglücklich."

„Ach was, unglücklich!" brummte die junge Dame. „Liebt er sie oder nicht?"

„Leider liebt er sie," sagte er kleinlaut. „Aber sehen Sie," setzte er lebhafter, mit einiger Hoffnung hinzu, „er könnte sie doch vielleicht vergessen und verschmerzen, — er hat ja sein Bicycle, seinen Beruf."

Fräulein Jungmann wendete ihm mit einem Ausdruck unsäglichster Verachtung den Rücken.

„Aber, Fräulein Gret, bedenken Sie nur! Er verdirbt sich seine ganze Zukunft! Bedenken Sie, Gretchen!"

Es klang immer flehentlicher.

„Bitte, mein Herr, wie kommen Sie dazu, mich bei meinem Vornamen zu nennen? Ich muß mir die Freiheit dringend verbitten!"

Herr Franz Friedrich hatte gar keine Ahnung davon, daß er dieses Verbrechen begangen hatte.

Wenn ihm eine solche Vertraulichkeit entschlüpft war, so war es im Eifer des Gefechtes geschehen. Er wurde puterrot und stammelte in verlegener Beschämung: „Ich bitte vielmals um Verzeihung, Fräulein Gretch—, Fräulein Jungmann. — Aber gnädiges Fräulein können doch nicht wirklich von mir erwarten, daß ich meinem Freunde noch zureden soll."

Er sah sie in tiefer Bekümmernis an.

„Sie können das ganz halten, wie Sie wollen, mein Herr," antwortete eisig das „gnädige Fräulein". — „Wir haben nicht das mindeste Recht, von Ihnen zu verlangen, daß Sie etwas thun, um einen Menschen zu retten. — Ein Mädchen besonders! — Das kann ja zu Grunde gehen. — Erst spielen die Herren mit uns; und wenn sie unsrer müde sind und wir unbequem werden, dann geht's wie beim Radeln: das Opfer hübsch liegen lassen und: husch, auf und davon! — Sie sind ja auch Radfahrer, Herr Friedrich, das ist auch Ihre Maxime!"

„Gret, Gret!"

„Ach, Mutter, ich will es mir einmal von der Seele reden. — Darin sind sie sich alle gleich; einer ist wie der andre. Wir sind nur zu ihrem Vergnügen da!"

„Es thut mir leid," sprach Herr Franz Friedrich schwer gekränkt und mit zitternder Stimme zu Frau Jungmann, „daß die Herren, die Ihr Fräulein Tochter bisher kennen gelernt hat, ihr ein so geringes Vertrauen zu ihrem Charakter einflößten. Aber vielleicht nimmt sie doch für den einen oder andern ihr hartes Urteil zurück."

Er sah sie an in der Hoffnung, daß sie ihm seine Ehre wieder geben würde.

Gret dachte nicht dran. „Ach!" sagte sie. „Radeln Sie doch nur mit Ihrem Freund Chuquet zusammen bis an das Ende Ihrer Tage —, noch länger, wenn es Ihnen gefällt. Mir soll's recht sein. Was geht es mich an? — Ich wünsche Ihnen einen guten Abend. — Gute Nacht, Mutter!" und die sehr junge Dame schritt erhobenen Hauptes aus der Thür, die ziemlich unsanft hinter ihr in das Schloß fiel.

Verlegene Stille der beiden Zurückbleibenden.

Frau Jungmann war nicht wenig unzufrieden mit Gret, ohne doch sofort dem jungen Mann gegenüber das richtige Wort der Entschuldigung zu finden; denn in der Sache gab sie ihr recht. — Und Herr Friedrich hatte erst ein Gefühl tiefer Verletztheit niederzuzwingen.

„Fräulein Gretch—, Ihr Fräulein Tochter geht recht hart mit mir um," sagte er endlich.

„Sie ist ganz ungezogen. Ich muß wirklich für sie um Entschuldigung bitten."

„Ach nein, nicht ungezogen, Frau Jungmann, „nur ein bißchen zu sehr im Eifer!" nahm er gleich lebhaft Partei. „Sie steht für ihre Freundin ein, das ist schön von ihr. Und wie fest sie ihren Standpunkt verteidigt; ich kann's nur bewundern."

„Ein siebzehnjähriges Kind hat noch gar keinen Standpunkt."

„Ist sie wirklich erst siebzehn Jahre?" rief er entzückt.

„Sie wird im November achtzehn."

„Ach Gott, so jung noch, und schon so verständig, und so warmherzig dabei!"

„Das ist es eben. Sie kennt die Welt gar nicht und sollte sich gar kein Urteil anmaßen."

„Ich — ich weiß doch nicht, gnädige Frau; es zeugt doch von vielem Nachdenken. — Sehen Sie — sie hat vielleicht nicht so unrecht, im allgemeinen. Wir denken vielleicht wirklich zu viel bloß an uns selbst. Es giebt ja elende Kerls genug unter uns.

— Nur für meinen Freund Chuquet muß sie eine Ausnahme machen. Für den liegt die Sache ganz anders. Was mich anbetrifft, ach, Frau Jungmann, Fräulein Gretchen glaubt wirklich Falsches von mir. Ich bin gar kein Berufsfahrer, nicht einmal Herrenfahrer — nur Sportsfreund. Meinen Sie wirklich, gnädige Frau, daß Ihr Fräulein Tochter eine unüberwindliche Abneigung gegen mich hegt?"

„Wie kommen Sie nur darauf, Herr Friedrich?"

„Ich frage nur so, gnädige Frau. — Sie glauben es nicht? Sie meinen, sie könnte einsehen, daß sie sich in mir irrt? — Sehen Sie, gnädige Frau," er rückte eifrig näher, „ich stehe unabhängig da. Mein seliger Vater hat mir so viel hinterlassen, daß ich ganz meinen Neigungen nachleben kann. Ich will nicht grad sagen, übermäßige Sprünge machen, — aber meine Mutter ist reichlich versorgt; — ich kann mich ruhig zum Beispiel dem Sport widmen. — Ich könnte ebenso gut heiraten. — Ich hänge auch nicht in dem Maße am Velosport, wirklich nicht. Ich könnte sogar, wenn es sein müßte, ganz aufs Radfahren verzichten."

„Ja, aber Herr Friedrich —"

„Ich meine nur so, gnädige Frau. — Das, meine ich, würde kein Hinderungsgrund sein, — von meiner Seite. — Wenn Fräulein Gretch— Ach, gnädige Frau, würden Sie meinen Absichten günstig gesinnt sein?"

„Mein lieber Herr Friedrich, meine Gret weiß noch kaum, was sie will. Solche Anfragen sind daher ganz verfrüht. Das Kind soll jetzt ihr Handarbeitlehrerinnenexamen machen, damit sie, wenn ich einst sterbe, versorgt ist. Auch wenn sie nicht heiratet. — Und dann soll sie tüchtig die Küche lernen, und alles, was eine Frau braucht. — Kann sie ihr Glück in der Ehe finden, mir ist es gewiß recht. Aber zwingen oder beeinflussen werd' ich sie nicht. — Sie soll glücklich werden, nicht ich; so muß sie auch wählen. Können Sie beide bei weiterer Bekanntschaft einander näher treten — ich sähe gewiß meine Jüngste gerne so gut versorgt, wie meine Aelteste es ist. Aber die hat auch erst mit einundzwanzig Jahren geheiratet."

„Aber, Frau Jungmann, ich bin ja schon froh, daß Sie mir nicht alle Hoffnung abschneiden. Wenn ich nur wiederkommen darf! — Ach, bitte, gnädige Frau, sagen Sie Fräulein Gretchen — vor Ihnen darf ich sie doch wohl so nennen?" fügte er mit unendlicher Treuherzigkeit hinzu, „sagen Sie ihr: Mademoiselle Bouviers Verbündeter wär' ich ja nicht. — Insofern hätte sie absolut nichts von mir zu befürchten. Ja, und daß die mit ihren Intriguen kein Glück haben soll, dafür will ich schon sorgen. Und in Bezug auf das andre —: Ich will denn die Dinge ihren Gang gehen lassen, — so unrecht — meiner Ansicht nach —"

„Ja, aber Herr Friedrich, eine Aussprache zwischen den beiden wird doch unumgänglich notwendig sein, schon um Fräulein van Meulens Gesundheit willen. Sie glauben nicht, wie sich das arme Ding aufregt. — Sie hat jetzt gewiß Angst vor Ihrem Freund, weil sie die Dummheiten da gemacht hat. Wenn Sie ihm sagten —"

Nun sollte gar Herr Franz Friedrich den Zwischenträger abgeben, den Postillon d'amour bei einem Liebesbund, den er weder wünschen, noch befürworten konnte.

„Damit verpflichten Sie sich doch zu nichts."

Herr Franz Friedrich knackte unentschlossen die Finger hin und her. Seine Freundschaft lag mit seiner Liebe in schwerem Streit. Aber der Wunsch, seine erzürnte Schöne zu versöhnen, gab doch den Ausschlag.

„Ich will's ihm schließlich sagen, wenn es nicht anders sein kann. — Aber dann, dann sollen sie mich auch ganz aus dem Spiele lassen und ihre Sache allein führen. Es ist genug, daß ich nicht dawider sein will, — für das Zustandekommen der Heirat etwas zu thun, das kann ich wirklich vor meinem Gewissen nicht verantworten, Frau Jungmann."

*

So kam es, daß Herr Chuquet erfuhr, wie sehr unwohl Fräulein van Meulen sei, und daß sie sich arge Vorwürfe mache. Das besänftigte seinen — gerechtfertigten — Zorn einigermaßen. Aber er hatte trotzdem vor, ihr ganz gehörig die Wahrheit zu sagen.

Jetzt wußte die halbe Stadt von der Geschichte. Seine Eltern machten ihm Ungelegenheiten.

Stellte er das Verhältnis jetzt nicht als harmlos hin — was ihm doch wieder des Mädchens halber unlieb sein mußte, dem er von Herzen zugethan war —, so hatte er alles und alle gegen sich auf dem Halse.

Mußte das sonst so vernünftige Mädchen auch auf einmal der Teufel reiten, daß sie auf solche Dummheiten verfiel!

Er war ja stolz, ihr eine so tiefe Neigung eingeflößt zu haben, aber sie konnte doch dabei vernünftig sein.

Er mußte lachen, als er sich die Scene zwischen den beiden Weibern vergegenwärtigte, von der ihm Freund Franz Friedrich erzählt hatte. Er sah förmlich Hortense vor sich, diesen leidenschaftlichen kleinen Racker.

Nein, wahrlich, sie hatte eine tüchtige Strafpredigt verdient!

*

Als sie dann aber sichtlich gedrückt, niedergeschlagen und verzagt vor ihm stand, als er ihr jammervolles Aussehen bemerkte, ihre demütige Haltung wahrnahm, da wurden alle großmütigen Instinkte in seiner Männerbrust wach.

Er streckte ihr die Arme entgegen und zog sie an sich, Küsse der Vergebung auf den Lippen.

„Un wenn e Hüs isch so groß wie der Rhin, es paßt doch nur ein Frau drin!" sagte er dicht an ihrem Ohr und hielt sie an seinem Herzen fest.

Seine unerwartete Güte überwältigte sie; ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Sie begriff ihre Handlungsweise gar nicht mehr. Sie fühlte sich so schuldig, so doppelt und dreifach schuldig.

Nicht nur, daß sie geringer von dem Geliebten gedacht hatte, als er verdiente, sie hatte so verkehrt gedacht, so hirnverbrannte Schlüsse gezogen. Wie war es nur möglich, damals nicht sofort zu begreifen, daß ein Zufall die beiden zusammengeführt hatte? Wie konnte sie glauben, man wolle sie öffentlich brandmarken?

Wenn Herr Chuquet ihr untreu war, wenn er aus mehr als einer Blume Honig zu saugen beabsichtigte, dann würde er sicher jede der Verbindungen vor der andern eifrig verbergen.

Wer Mädchenjäger ist, hängt das wohl vor den Freunden, aber nicht den Frauen gegenüber an die große Glocke.

Und sich Chuquet in solcher Lage zu denken, bei dem alles glatt gehen mußte, der alle Widerwärtigkeiten, jeden Verdruß scheute und floh!

Von Juliette Bouvier war ja kein Schweigen, keine Schonung zu erwarten. Würde er sich die auf den Hals hetzen und die Eltern, die Bekanntschaft, die ganze Stadt seinen Verhältnissen auf die Spur führen?

Er hatte ihr niemals Ursache gegeben, an die Absicht eines Bruches von seiner Seite zu glauben!

Daß sie so kopflos hatte sein können!

Wie ein unreifer Backfisch, wie eine dumme, kleine Konfirmandin hatte sie gehandelt, ohne Ueberlegung, ohne Nachdenken, in blindem Impuls.

Wenn sie nun den Geliebten ernstlich verstimmt und gegen sich eingenommen hatte!

Sie mußte ja geradezu mit Blindheit geschlagen gewesen sein, um all dies Unheil selber auf sich herauf zu beschwören. Widerstand nun auf jeder Seite, und Chuquet so wie so schon ein schwaches Rohr inmitten tobender Gewalten!

„Witt stille sin!“ Er legte wieder beschwichtigend ihren Kopf an seine breite Brust. —

Dann aber, um Aufsehen zu vermeiden, ließ er sie los, denn sie waren jetzt in das Dorf eingebogen, — und zog sie an der Hand weiter. Er hatte mit Absicht den nahen Spaziergang gewählt, um sie, die noch angegriffen war, nicht durch einen weiten Weg zu ermüden. — —

Es war wieder ein Sonnabend, und überall waren vor den Thüren und an den Fenstern die Leute emsig bei der Arbeit, das Dorf für den Sonntag schmuck und sauber herzurichten.

Hier schüttelte ein Weib Decken aus, dort fegte ein andres den Flurgang und den Platz vor dem Hause. Hier wurde Wäsche gewaschen, da Geschirr am Brunnen blank gescheuert. Töpfe wurden geschwenkt, Holzzeug gereinigt. — Männer in blauen Blusen trugen Wasser zu.

Eine Frau stach gerade über dem Rinnstein eine junge Gans ab. Das Blut floß in das Rinnsal und vermengte sich mit anderm Abfluß zu einer trüben Lache, und doch standen weiter unten Weiber, die ihre kleinen Kinder im selben Rinnsal badeten und wuschen.

Hortense sah gedankenlos darauf hin. Sie kämpfte noch mit ihrer Bewegung.

„Ländli, schändli!“ scherzte Chuquet, und um sie abzulenken, fing er an zu erzählen: von der Wasserleitung des Dorfes, die der Gemeinderat mit großen Kosten hatte anlegen lassen; wie aber die Bauern in ihrer Verblendung sie für Teufelswerk und etwas Gemeingefährliches gehalten hatten und wie, als der Tag der feierlichen Eröffnung kam, man sämtliche Röhren durchbohrt fand. — Der Bürgermeister hatte dann noch einmal unter viel Mühe in dem großen Reservoir Wasser ansammeln lassen. Und Tag und Nacht mußten Schildwachen stehen und aufpassen, und man begriff nicht, wie es hatte geschehen können; aber in der Nacht vor dem Tag der Eröffnung, da waren wieder die Röhren angebohrt und alles Wasser war abgelaufen. Da ließ man es denn mit der Wasserleitung auf sich beruhen.

Hortense hatte kaum hingehört. Sie befanden sich jetzt außerhalb des Dorfes, rechts und links Weinberge oder Gemüsefelder, auch Korn.

Aber die Leute arbeiteten langsam, bequem, ja träge.

Dem Elsässer Bauern wird das Leben leicht. Er hat kaum nötig sich zu mühen. Der Boden ist so gesegnet; es wächst ihm alles von selber zu. Schätze von Reichtümern lägen in dieser Erde. Aber er hat wenig mehr als die elementarsten, materiellsten Bedürfnisse, und dafür giebt sie ihm über und über genug. Wozu sollte er sich also anstrengen?

Herr Chuquet mußte lachen, als er die lässigen Arbeiter sah: „Bum Schaffe wurd alles schön,“ sagte er mit Beziehung: „nur d' Litt un 's Vieh nit.“

Hortense sah ihn abwesend an: „Pourquoi ne me grondes-tu pas?“ fragte sie jetzt.

Er zuckte die Achseln: „Dans quel but? — 's hett ken Wert, d'r Reproschе ze mache. 's isch halt e so. — Was emol g'schehn isch, isch g'schehn. — Awer du müsch natirli au glich anne gehn, un 's em Juliette verzehle. — Ebbs Schönes hesch ang'stellt, un de-n-embarras un Verdruß hesch umesunscht. — Min Herz hett nix g'denkt als Liebs un Guets.“

Sie beugte sich auf seine Hand und küßte sie scheu in stummer Abbitte.

Er streichelte zur Antwort wieder nur ihren Kopf, gerührt und gegen seine eigne Bewegung ankämpfend: „'s ambetiert mich, cela m'embête pourtant!“ fuhr er fort. „Jetz wisse's d'r Pappe un d' Mamme, un d' halb Stadt weiß es; die Zeysolff, wo e rechti Frau Bas isch —“

„Je sais, je sais!“ sagte sie ganz zerknirscht, und besser und klarer noch als er, wußte sie darzulegen, was sie alles durch ihr übereiltes Handeln verschuldet hatte, was für Schwierigkeiten und Hindernisse sich nun für sie beide auftürmten.

„Siehsch? — Un d'r Jean isch do g'sin mit sinere Frau zu eme Schöppel Bier dene-n-Owe; un dis isch e rechter Mameluck, der bringt's au rum, der isch üwerall wie der bös Pfenni, wo's ebbs

üszelüere gitt un ze rätsche. — Un 's Eugenie — gesicht owes hett's g'saat —“

Sie zuckte zusammen: Eugenie, gestern abend? — Ja, ging er denn noch zu den Bouviers, nach dem, was sich zwischen Juliette und ihr zugetragen hatte? — Das war doch nicht möglich!

Es lag ein auffallend scharfer Klang in der Frage, ob er da noch verkehre? Ihre weich-demütige Stimmung war verflogen. Sie hielt sich sehr grad.

Sein gelassenes „Ja!“ reizte sie zu maßlosen Angriffen.

‚Die wiße Rösser sin bal müd!‘ dachte er und ließ sie reden. Das steigerte ihre Aufregung.

Es war doch nicht alles, wie es sein sollte; es steckte doch etwas dahinter!

Einem Mann, der jetzt noch nicht auf der einen oder andern Seite stand, war nicht zu trauen.

Mit ihr und den Bouviers weiter Umgang zu pflegen, war undenkbar. Sie sprach das auch aus.

Da meinte er eifrig, gerade danach müsse er ruhig weiter seine Besuche in der Familie fortsetzen. Nur so würde die Aufmerksamkeit seiner Eltern abgelenkt; nur so würden sie seinem Verkehr mit Fräulein van Meulen keine Bedeutung beilegen.

„Ah!“ sagte sie und wurde totenbleich. „C'est ça votre dessin!“

„Ze sei doch vernünftig!“ rief er drohend. Er konnte dem Mädchen doch nicht mit noch klareren Worten sagen, wie die Dinge eigentlich lägen; daß seine Eltern nur so lange ihm nachsehen und seinem Thun freien Lauf lassen würden, als sie sein Verhältnis zu der Belgierin für eine bloße Liebschaft, eine Spielerei hielten. — Um die „liaisons“ seines Sohnes, um sein „Vergnügen“ kümmerte sich Herr Chuquet nicht. Das mochte er haben, mit wem er wolle. Wenn es Ausländerinnen waren, irgend eine dieser n'importe qui, um so besser. Nur im Ernst durfte der Sohn ihm mit solchen Liebeleien nicht kommen. Was eine Heirat betraf, da verstand Herr Chuquet nicht Spaß.

„Laquelle aimez-vous, moi ou elle?“ schrie sie außer sich.

Er wollte ihren Ton ernstlich übelnehmen; aber ihre neuerwachte Eifersucht brachte ihn zum Lachen. Und, trotzdem sie ihm leid that, weil sie sich's gleich wieder so zu Herzen zu nehmen schien, kam ihn wieder die Lust an, sie vollends wild zu machen.

„Dis Kind isch immer 's liebscht, wo bi em isch!“ meinte er, indem er halb die Augen einkniff und aus einem Winkelchen derselben lächelnd die Wirkung seiner Worte verfolgte.

Sie aber lachte nicht. Durchbohrend sah sie ihn an. Eine dunkle Blutwelle trat langsam in ihr Gesicht: „Tu as tort de me tourmenter!“ sprach sie dumpf, ihm unverwandt in die Augen starrend. „Si tu me trompes, je te tuerai!“

Er lachte.

„Je te tuerai!“ schrie sie auf.

Wie immer weidete er sein männliches Kraftgefühl, seine überlegene Ruhe an dem Ausbruch ihres leidenschaftlichen Temperaments.

All der herrische Trotz und Zorn, ihre unbändige Wildheit, an seinem Kuß würden sie dahin schmelzen wie Schnee an der Frühlingssonne. Er beugte sich tiefer, um ihr lachend in die drohenden Augen zu schauen, und mitten in ihr Zürnen hinein drückte er voll und lange seine Lippen auf ihren zuckenden Mund.

Ihre Stimme brach im Aufschluchzen: „Je te tuerai,“ sprach sie verzweiflungsvoll. „Ne me tourmente pas, je t'implore!“

In hellem Entzücken riß Chuquet die Geliebte an sich und küßte sie wieder und wieder. Sie war zu wundervoll in ihrer Leidenschaft und ihrer Liebe. Kam ihr unter allen, die er kannte, wohl eine gleich?

Er mochte sie gar nicht mehr aus seinen Armen lassen; ein so feuriger Liebhaber war er seit Mooskirchen nicht wieder gewesen. Und wenn auch seine Liebesbeweise der verzehrenden Flamme nicht glichen, die sie damals umlodert hatte, so waren sie dafür der Ausdruck eines starken, aufrichtigen Gefühles, einer heißen, innigen Zärtlichkeit, die sein Wesen durchdrang und erfüllte.

Es war unmöglich, sich diesem Eindruck zu entziehen, diese Gewißheit nicht auf sich wirken zu lassen.

Und als er endlich sagte: „'s isch schun spot; 's schlaat sieve, wenn ich mich nit trumpier, mer mien umkehre,“ da ging sie ganz ruhig mit ihm zurück und kam getröstet und aufgerichtet heim.

Für den Sonntag hatten sie nichts verabredet. Hortense hatte sich in der Schule bereits wieder als gesund gemeldet und wollte sich recht stille halten, um für die Arbeit Kräfte zu sammeln. Sie ahnte nicht, wie sehr sie deren bedürfen würde. Es war ihr wohl aufgefallen, wie eigentümlich Gret die Woche über gewesen war. Als sich das Mädchen am Montag früh, zum Schulgang bereit, mit einem Ausdruck zu ihr gesellte, als sei sie zum Kampfe gerüstet, blickte Fräulein van Meulen sie verwundert an.

Die Lösung des Rätsels sollte ihr bald werden. Nicht nur Fräulein Engelhorns mitleidige Miene, nicht nur die stummen, kühlen Begrüßungen der andern Kolleginnen, sondern auch das Flüstern und Lachen der Schülerinnen, die scheuen Blicke der besseren, die frechen der schlechteren Elemente ihrer Klasse belehrten sie darüber, daß ihre Stellung in der Schule erschüttert sei.

Wodurch? Durch wen? Ein Blick in das Gesicht Juliette Bouviers, und sie wußte es.

Das Geheimnis ihrer Liebe war verraten; ihre Angelegenheiten der Neugier und Klatschsucht der ganzen Schule preisgegeben.

Wer weiß, ob nicht auch das Stelldichein an der Station, das „Rencontre“ hernach im Bouvierschen Hause von der Todfeindin zu Fräulein van Meulens Schaden ausgebeutet worden waren. Aber daß die Kenntnis dieser Dinge ihre Autorität in solcher Weise sollte untergraben haben?!

Keine Ruhe, keine Aufmerksamkeit, kein Fleiß. Die Anleitungen der Lehrerin waren wie in den Wind gesprochen; jede Rüge wurde mit Achselzucken aufgenommen, belächelt.

Die Mädchen gaben sich nicht die geringste Mühe, ihre Mißachtung zu verbergen. Bankweise zogen diese jungen Damen, ungezogenen Schulmädchen gleich, ihre Schnupftücher aus der Tasche, um zu niesen oder sich geräuschvoll die Nase zu putzen. Sie begannen zu summen, und als Fräulein van Meulen, die die Arbeit einer Schülerin richtete, sich erschreckt umsah und nach der Ursache dieses Geräusches fragte, erhielt sie die freche Antwort: „Die Glocken läuten!“ was allgemeines Gelächter zur Folge hatte.

Und fortwährend spürte Fräulein van Meulen aufdringliche Blicke neugierig forschend an ihrer Gestalt heruntergleiten.

Sah sie so elend aus, — hielt sie sich so schlecht?

Sich stramm aufrichtend, schlug sie dankend den Stuhl aus, den man ihr mit spöttischem Mitleid zum Sitzen anbot.

Da ging ein hämisches Kichern durch die Klasse.

Fräulein van Meulen erbleichte und zitterte, sie wußte nicht, warum. Sie hätte nie im Leben geglaubt, daß es ihr je schwer fallen könne, eine Stunde zu geben. Heute hörte sie mit namenloser Erleichterung die Frühstücksglocke läuten und war froh, im Konferenzzimmer gelandet zu sein.

Auf den Treppen und Gängen hatten sich die Mädchen mit dem Ellbogen angestoßen und nach ihr gesehen und gezeigt. Es war ein förmliches Spießrutenlaufen gewesen. Aber dann der Empfang der Kolleginnen! Steif und fremd ging alles einer Unterhaltung mit ihr aus dem Wege. Nur Fräulein Engelhorn wagte einen verstohlenen Händedruck.

Die nächsten Schulstunden brachten wieder dieselbe Tortur; mit der einzigen Erleichterung, daß Gret anwesend war. Fräulein van Meulen fühlte sofort heraus, daß sie an ihr eine Stütze hatte.

Aber wie das Mädchen sich über Vorgänge ärgerte, die Fräulein van Meulen, äußerlich wenigstens, kalt nahm. Sie geriet in Empörung, ja stieß mit dem Fuß auf, wenn sich die Mitschülerinnen in einer oder der andern Weise Unehrerbietigkeiten gegen Fräulein van Meulen erlaubten. Sie war doppelt und dreifach höflich und aufmerksam und warf stolz den Kopf auf, wenn die andern darüber höhnende Bemerkungen machten.

Gegen Ende der letzten Stunde kam eine Botschaft der Vorsteherin. Fräulein van Meulen möchte sich nach Schulschluß zu ihr bemühen.

In dieser Bestellung lag nichts Auffallendes. Es war oft genug vorgekommen, daß Fräulein Hellmut sie zu irgend welchen Besprechungen rufen ließ. Sie beriet mit Vorliebe mit ihr, der Praktisch-Verständigen, die Schulangelegenheiten.

Weshalb legte sich es ihr heute wie ein Vorgefühl kommenden Unheils auf die Brust und benahm ihr den Atem?

Fräulein van Meulen schritt in aufrechter Haltung zur Thür, als bemerke sie nicht den erwartungsvollen Ausdruck auf allen Gesichtern. Sie war aber noch nicht aus dem Schulzimmer, als die ganze Klasse in schallendes Gelächter ausbrach.

V.

Fräulein Hellmut machte nicht viel Umschweife. Nachdem sie ihre Lehrerin kühl-höflich gebeten hatte, Platz zu nehmen, kündigte sie ihr mit wenig Worten an, daß, nach dem, was vorgefallen sei, sie sich genötigt sähe, Fräulein van Meulens Beziehungen zu der Schule zu lösen.

Die Belgierin, wie aus den Wolken gefallen, bat um Erklärung. Was meinte Fräulein Hellmut mit „Vorgängen“?

Die Vorsteherin wehrte ab. Erörterungen wären weder wünschenswert, noch hätten sie irgend welchen praktischen Zweck, da der Beschluß feststehe. Fräulein van Meulen wolle denselben ohne weiteres acceptieren.

„Mais dites-moi du moins vos raisons, madame —“

„Sie werden sich das alles selbst sagen können, Fräulein van Meulen; es ist besser nicht. Ich bin außerdem weder Ihre Mutter, noch steht mir das Recht zu, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen. Sie sind Herr Ihrer Handlungen. Nur —“

„Aber Sie habben wie eine Mutter für mich gewesen,“ rief außer sich Fräulein van Meulen, „und werden mich wenigstens sagen, was ich habbe verbrochen und warum Sie mich schicken weg! Ich weiß nichts, was ich kann habben gemacht von Schlimmes. Vous me le direz, mademoiselle —“

„Wenn Sie denn wollen, Fräulein van Meulen!“

„O, je vous en prie!“

„Nun denn, Fräulein van Meulen, die Anschauungen der feinen Familien der Stadt sind streng sittliche, und wer sich diesen Forderungen nicht anzupassen vermag, muß selbstverständlich aus ihrem Kreise ausscheiden. Die Lehrerinnen der Schule haben den jungen Mädchen ein gutes Beispiel zu geben. Leichtfertige Handlungen, lockere Sitten dürfen nicht geduldet werden. Damen, die Liebesverhältnisse zu Herren unterhalten, sind für den erzieherischen Beruf untauglich.“

Fräulein van Meulen erwiderte, sie begriffe nicht, wie eine aufrichtige gegenseitige Neigung zweier Menschen in dem Lichte leichtfertiger Sitten oder lockerer Handlungen betrachtet werden könne.

„Ich glaube, Sie täuschen sich oder mich, Fräulein van Meulen. Lassen Sie mich aufrichtig mit Ihnen sprechen. Daß der betreffende Herr keine ernsten Absichten hat oder haben kann, ist wohl außer Frage. Die Kreise der Gesellschaft, der Eingesessenen, der Elsässer, sind sich darüber völlig im klaren. Es ist stadtbekannt, daß dieser Herr in seinem Sport aufgeht, ein Radfahrer ersten Ranges und ein ziemlicher Roué ist, der sich zwar, soweit es ihm sein Sport erlaubt, Liebschaften halten kann, weil er reich genug dazu ist, der aber nicht daran denkt, zu heiraten; oder wenn er es thun sollte, so doch nur ein Mädchen seiner Kreise, eine Elsässerin.“

‚Wie da Juliette Bouvier aus jedem Wort spricht,‘ dachte bitter Hortense, die traurig vor sich hinnickte.

Die alte Dame nahm ihr ergebenes Schweigen für ein Zugeständnis. Das Mädchen dauerte sie.

Wenn Fräulein van Meulen in gutem Glauben gehandelt hatte, so thäte sie ihr aufrichtig leid, aber sie würde ihr zu ihrem eignen Besten und im Namen der Schicklichkeit dringend anempfehlen, nicht von der gesetzlichen Kündigungsfrist Gebrauch zu machen, sondern sobald wie möglich die Schule und den Ort zu verlassen. — Die Augen junger Mädchen sähen sehr scharf und würden eine Veränderung in der „Gesundheit“ — Fräulein Hellmut drückte sich absichtlich so zart aus — „sehr schnell entdeckt haben“.

Fräulein van Meulen hatte sie starr und fast ohne Verständnis angeschaut, denn die Verdächtigung, die ihr Juliette Bouvier damals entgegengeschleudert hatte, war ihr gänzlich aus dem Gedächtnis entschwunden. Jetzt blitzte ihr mit einem Mal eine entsetzliche Ahnung auf: „Was denken Sie von mich?“ schrie sie.

Sie war bis in die Lippen hinein erblaßt.

„Ihre große Jugend — vielleicht Ihr Temperament — hat Sie verleitet, zu thun, was Sie in Ihrem weiteren Leben noch schwer genug bereuen werden, armes Kind. — Doch ist das nun Ihre Sache. — Meine ist, das Dekorum der Schule zu wahren. — Sie verstehen also, daß unsre Beziehungen zu Oktober ein Ende haben müssen. In Ihrem eignen Interesse ersuche ich Sie aber noch einmal, früher zu gehen. — Für eine Vertretung werden Sie Sorge tragen.“

Sie erhob sich. — Fräulein van Meulen gleichfalls:

„Ich brauche keiner Vertretung, Mademoiselle Hellmut, und keiner Augen von junge Mädchen ich habbe zu fürchten und keiner Entdeckung. Je vous donnerai ma réponse par écrit.“ Und mit stolzer Verbeugung verließ sie das Zimmer.

Ihre Wangen waren vom Zorn gerötet; ihr Gang war sicher und fest. Sie zuckte mit keiner Wimper, und keinem neugierigen Blick verriet ihr ruhiges Aeußere, was in ihr vorging.

Die Lauernden fühlten sich in ihren Erwartungen enttäuscht, und selbst Juliette Bouvier, die mit Hohn ihres Opfers harrte, mußte zweifelhaft darüber bleiben, ob ihr Anschlag gelungen sei oder nicht.

Aber auch der teilnehmenden Gret verriet Fräulein van Meulens Wesen nichts. Sie konnte ebenso von der gleichgültigsten Beratung gekommen sein.

Sie war schweigsam, aber das war sie aus Ermüdung auf dem Heimweg von der Schule oft. Sie verabschiedete auch Gret ganz ruhig vor ihrer Zimmerthür mit dem gewöhnlichen „à revoir“.

Gret ging am Nachmittag von Zeit zu Zeit besorgt hinauf und horchte an Fräulein van Meulens Stube. Es blieb auffallend still darin.

„Und ich weiß doch, Mutter, daß ihr aufgesagt ist; von Fräulein Engelhorn, der's die Hellmut selber gesagt hat. — Es wär' sogar schon um eine andre geschrieben. — Sie muß fort; zu Oktober. — Und wenn nur Fräulein Hellmut von dem geschwiegen hätte, was sich — was sich die Mädchen erzählen. — Fräulein van Meulen ist im stand und springt ihr gerad ins Gesicht. — Ich könnt' ja auch jedem die Augen auskratzen, der mir davon anfängt. — Ach Gott, Mutter, die Hellmut kann doch nicht so einen Klatsch glauben, nicht wahr? Das ist doch nicht möglich. — Horch, Mutter, still! Weint jetzt Fräulein van Meulen nicht oben?“

Das gutherzige Ding stürzte hinauf und pochte und rief um Einlaß. „Ach, bitte, bitte, Fräulein van Meulen!“

Es kam keine Antwort. Nur das fassungslose, verzweifelte, laute Schluchzen. Die Thür blieb verschlossen. (Schluß folgt.)





Zielübung am „Abkommgewehr"

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

II. Die Artillerie an Bord.

Die Artillerie an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe steht nicht auf der Höhe einer modernen Schiffsartillerie, wie wir sie auf unsern Linienschiffen und den Kreuzern finden. Das liegt aber in der Natur der Sache. Für reine Ausbildungszwecke, denen die Geschützbewaffnung eines Schulschiffes dient, sind die teuern großen Kanonen, deren Lebensalter von einer ziemlich beschränkten Anzahl scharfer Schüsse abhängig ist (etwa 90), doch zu wertvoll und zu schade, abgesehen davon, daß die Bauart und Tragfähigkeit der Schulschiffe die Unterbringung und den Gebrauch solcher Riesenkanonen zum scharfen Uebungsschießen nicht gestatten würden. Wenn das Geschoß einer 28 Centimeter-Ringkanone unsrer Linienschiffe von der „Brandenburg-Klasse" schon allein ein Gewicht von 234,7 Kilogramm hat und eine Pulverladung von 160 Kilogramm beansprucht, dagegen die großen Schulschiffskanonen (15 Centimeter-Ringkanonen) nur Granaten von 34,5 Kilogramm verwenden und eine Pulverladung von 6,5 bis 7,75 Kilogramm gebrauchen, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Verhältnis des Gewichts beider Arten von Kanonen



Zielübung am „Abkommgewehr".

machen, wozu bei den schweren Geschützen dann noch die schwerere Lafettierung (Unterbau), der Panzerschutz für das Geschütz und die Bedienungsmannschaft (Panzerturm, beziehungsweise Kasematte), die hydraulischen Hebewerke für die Munition, die Richtmaschine und andres mehr hinzukommen.

Können wir an Bord eines Schulschiffes demnach nicht das interessante Bild eines Geschützexerzierens an den schweren Panzerkanonen modernen Typs bewundern, so finden wir hier doch alle andern modernen Geschützarten kleineren Kalibers und nicht minder interessante Bilder aus dem Geschützexerzieren an den verschiedenen Kanonen und Gewehren.

Da sehen wir in dem Batteriedeck (eine Treppe unter dem Oberdeck), zu beiden Seiten aus den Geschützpforten herauslugend, 15 Centimeter-Ringkanonen, (Feuerwerker mit Deckoffiziersrang, Feuerwerks- und Büchsenmachersmaate) dem Kommandanten des Schiffes für die vorschriftsmäßige Instandhaltung und Aufbewahrung desselben verantwortlich ist, wie er auch die Leitung der Ausbildung an den einzelnen Geschützarten in Händen hat. Er selbst ist für diesen Dienstzweig besonders vorgebildet durch Absolvierung von Offizierlehrkursen auf den Artillerieschulschiffen S. M. S. „Mars“ und S. M. S. „Carola“.

Die Treffsicherheit des Schützen, sowie die Treffähigkeit des Geschützes wird an Bord durch eine Anzahl von in der Natur der Schiffsartillerie liegenden Umständen wesentlich beeinträchtigt und erschwert. Das Schießen muß von schwimmenden, also bewegten Ständen aus geschehen und richtet sich ebenfalls auf bewegte Zielobjekte, auf feindliche Schiffe,



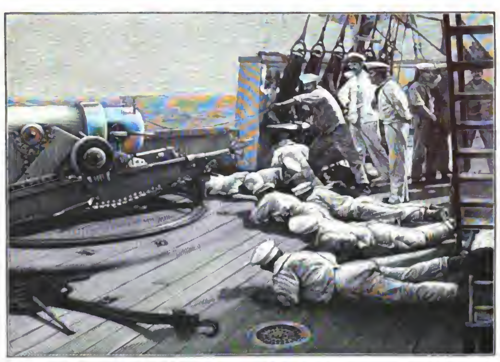
„Richten!“ Gefechtsmässiges Scharfschiessen mit dem Buggeschütz.

acht bis zwölf an der Zahl, von denen wir auf dem Oberdeck im Bug (vorn) und zum Teil achtern als Heckgeschütze je zwei antreffen; da stehen auf dem Oberdeck zu beiden Seiten hinter Panzerschirmen 8,8 Centimeter-Schnellladekanonen; vorn, achtern, mittschiffs zu beiden Seiten 3,7 Centimeter-Revolverkanonen; wir sehen an Bord Feldgeschütze für Landungszwecke, vom Kartenhaus und der Reeling blicken Maschinengewehre (Maxim-Gewehre) in die Ferne, und die Gewehrständer der Batterie bergen pro Mann ein Gewehr, beziehungsweise einen Revolver (für Offiziere, Deckoffiziere und Seekadetten).

Ueber das gesamte Artilleriematerial an Bord, einschließlich der Munition, die in den untersten Teilen des Schiffsinnern, in den Granat- und Pulverkammern, verstaut (untergebracht) ist, wacht das Auge des Batterieoffiziers (nächst dem Kommandanten dem Range nach der drittälteste Seeoffizier an Bord), der mit seinem Feuerwerksdetailpersonal welche Lage und Entfernung beständig ändern, deren Abstand durch Winkelmessung mittels Sextanten sich wiederum schwer bestimmen läßt, da bei einem Gefecht der Pulverdampf gerade die für die Winkelmessung wichtigen Schiffsteile (Mast und Wasserlinie) einhüllt. Daraus folgt, daß ein Kriegsschiff mit den besten Kanonen ausgerüstet sein muß, mit solchen, die einerseits die gestreckteste Flugbahn haben und den Geschossen die kürzeste Flugzeit geben und andrerseits sich bequem und leicht in den beschränkten Raumverhältnissen eines Schiffes handhaben lassen. Aber was nützen wiederum die schönsten Geschütze, wenn keine Schützen da sind, die mit einiger Sicherheit ihr Instrument zu gebrauchen verstehen! Daß die deutsche Marine sie besitzt, das giebt ihr den moralischen Mut, den Kampf auch mit einem besser und stärker armierten Gegner siegesfreudig aufzunehmen, wie zum Beispiel im Dezember 1897 gelegentlich der deutschen Aktion gegen Haiti, wo der

haitianische Kreuzer „Crête à Pierrot“ allein an besten modernen Schnelladekanonen den beiden Schulschiffen S. M. S. „Charlotte“ und „Stein“ zusammen überlegen war.

Höhen- und Seitenrichtung geben kann, und sucht zunächst das Gewehr auf einen Punkt des in einiger Entfernung gegenüber angebrachten Blattes Papier einzurichten. Hat er durch Bewegen des Gewehrs



„Klar zum Stoss!“ Am Heckgeschütz.



„Deckt euch!“ In der Batterie (Kadetten).

Der Grund der Ausbildung von treffsicheren Schützen wird an Bord der Schulschiffe gelegt. Da sehen wir den zukünftigen Schützen an einem sogenannten „Abkommgewehr“ mit Zielübungen beschäftigt. Er steht hinter dem mit seiner Lafette auf einem Bock lose aufliegenden Gewehr, dem er Visierlinie und Zielpunkt in eine Linie gebracht, so muß er alsdann ohne Bewegen des Gewehres dasselbe zu erreichen suchen, indem er die richtige Lage des Gewehres zu dem Zielpunkt „einwinkt“, das heißt, indem er dem Mann am Ziel, der eine schwarze Scheibe mit einem kleinen Loch in der Mitte, durch

das das weiße Papier deutlich hindurchscheint, in der Hand hält, Zeichen mit der Hand zuwinkt, wie er die Scheibe bewegen soll, um den Zielpunkt in eine Linie mit der Visierlinie zu bekommen.

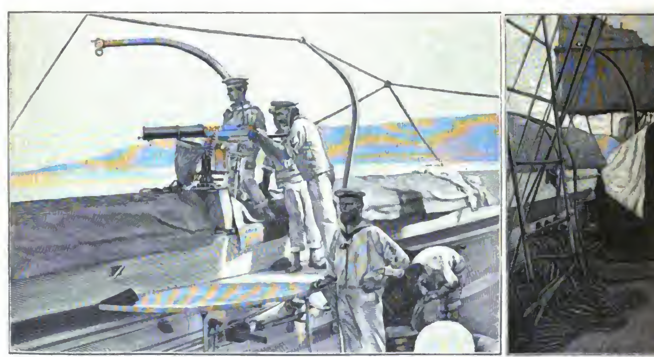
Rahmen, beweglich sind, so daß das Rohr mit seiner Oberlafette kurze Rück- und Vorbewegungen beim Schießgebrauch ausführen kann. Der Rücklauf desselben wird durch Hemmvorrichtungen, durch die so-



Schnellladekanone.

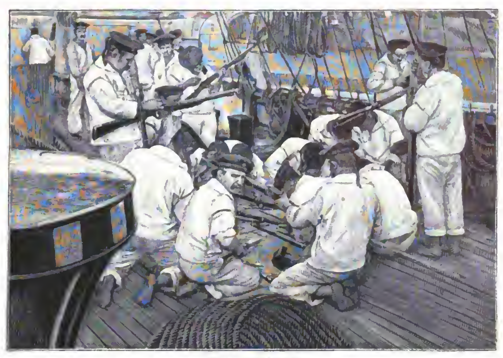
Praktisch angewendet sehen wir diese Zielübungen beim exerziermäßigen Richten des Heckgeschützes und beim gefechtsmäßigen Richten des Buggeschützes. Beide Geschütze sind 15 Centimeter-Ringkanonen, die mit ihrem Gußstahlrohr in einem eisernen Gestell, der Oberlafette, ruhen und auf dem unteren Gestell, dem

genannte Rücklaufsbremse, auf ein bestimmtes Maß beschränkt. Das Ganze ist pivotiert, das heißt der Rahmen ist mit dem Geschützstand nur an einem Punkt, dem Schwenkpunkt oder Pivot, mittels Pivotbolzen verbunden und hat für seine Schwenkbewegungen in die Seitenrichtung entsprechend gestellte



Maschinengewehr in Thätigkeit.

Räder, die auf den Schwenkschienen des Decks laufen. Zur Ausführung und Beherrschung der Schwenkbewegungen dienen Klappläufer, Taljen (Tauenden) — so bei dem Buggeschütz — oder ein dienungsmannschaft an den Richttauen Zeichen zum Einstellen auf das Ziel zuwinkt. Jede Kanone hat zwei Visiervorrichtungen, so daß der Schütze kontrolliert und verbessert werden kann.

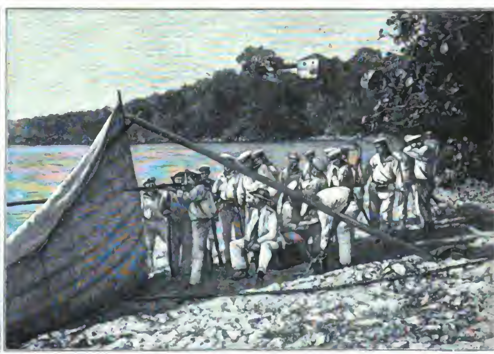


Handwaffenreinigen.

Räderschwenkwerk am Rahmen — so bei dem Heckgeschütz. Die Bedienung der 15 Centimeter-Ringkanone besteht aus acht Mann, welche eine laufende Nummer erhalten. Nr. 1 richtet als der Geschützführer das Geschütz, indem er, in der rechten Hand die Abzugsleine haltend, mit der linken der Be-

„Klar zum Stoß!“ ist kommandiert. Die ganze Bedienungsmannschaft wirft sich platt auf Deck, frei vom Geschütz und doch möglichst durch dasselbe gedeckt, der Geschützführer (Nr. 1) behält den Knebel der Abzugsleine in der Hand und wartet auf das Kommando: „Fertig!“, um schnell aufzuspringen,





Gewehrschiessübungen in den Tropen.



Geschützreinigung am Bootsgeschütz.

fertig zu machen und klar zum Feuern zu sein. Ein kräftiger Ruck an der Abzugsleine löst das Geschütz, die Bedienungsmannschaft springt an das Geschütz, dasselbe wird „ausgerannt“ (die Verschiebung des Rohres durch den Rücklauf wieder ausgeglichen) und von neuem gerichtet und gefeuert.

Aber da sausen wütend feindliche Geschosse heran, die schnellfeuernden Waffen überschütten das Schiff mit einer Wolke prasselnden Feuerregens;*) es wäre zweckwidrig, die Leute dem vernichtenden Feuer schutzlos auszusetzen — „Deckt euch!“ ruft der kommandierende Offizier, und wie der Blitz sausen die Leute an den Geschützen nieder und legen sich platt auf Deck da, wo sich gerade jeder befindet. Erst das Kommando: „An die Geschütze!“ bringt die Geschützmannschaft wieder auf die Beine.

Der Feind dampft in „schöner Nähe“ vorüber, „Schnellfeuer“ aus allen Rohren kracht und blitzt ihm entgegen, die Schnellladekanonen feiern ihre Triumphe. Sie beanspruchen außer den Leuten zur Herbeischaffung der Munition nur drei Mann zu ihrer Bedienung. Der Geschützführer sitzt auf einem mit der Kanone verbundenen Sitz, hat die rechte Hand an dem Rade, mit dem er, der Kanone die Seitenrichtung gebend, sich selbst und die ganze Kanone mit dem Panzerschirm auf dem Geschützstand seitlich hin und her bewegen kann, während er mit der linken Hand durch Drehen eines Rades der Kanone die Höhenrichtung giebt und das Geschütz abfeuert durch einen kurzen Ruck mit dem Oberkörper, der einen Gurt trägt, in den die Abzugsleine eingehakt wird. Der zweite Mann, rechts vom Geschützführer, öffnet den Verschluß, der das Kanonenrohr zur Verhinderung des Ausströmens von Pulvergasen abdichtet, mittels einfachen Handgriffes, die Patronenhülse fliegt heraus, am Patronenabweiser (Schutzblech) des Geschützführers abprallend, zu Deck, der dritte Mann schiebt die geladene Patrone (8,8 Centimeter Kaliber) in den Lauf hinein, Nr. 2 schließt das Rohr, der Geschützführer richtet und feuert — so können in einer Minute 15 und mehr

*) Unsre neuesten Linienschiffe von der „Kaiser-Klasse“, welche nur schnellfeuernde Geschütze haben, können in einer Minute eine Breitseite mit 148 Schuß von 4244 Kilo Geschoßgewicht verfeuern, wobei die Tausende von Schüssen aus den Maschinengewehren noch nicht mitgerechnet sind. Schon von den älteren Linienschiffen der „Brandenburg“- und „Sachsen“-Klasse werfen zwei im Geschützkampf aneinander vorüberdampfende Geschwader, also acht Schiffe, in etwa acht Minuten so viel Munition aus, als 36 Wagen eines Güterzuges gerade fortzuschaffen im stande sind.



„Klar Schiff!“ Die Löschmannschaft. Revolverkanone und Maschinengewehr.

gezielte Schüsse abgegeben werden. Der vierte Mann am Geschütz wird nur beim Exerzieren zum Auffangen der Exerzierpatronen gebraucht.

In das Feuer der Schnellladekanonen mischt sich kräftig unterstützend das der Maschinengewehre mit ihrem spritzenden Kugelregen von 600 und mehr Schüssen in der Minute. „Maschinengewehr“ wird diese Marimsche Erfindung genannt. Und in der That, es arbeitet selbstthätig wie eine Nähmaschine, indem die Kraft des durch die Pulvergase beim Abfeuern bewirkten Rücklaufes des lose in dem mit Wasser gefüllten Laufmantel ruhenden Gewehrlaufes sinnreich benutzt wird zum Auswerfen der Patronenhülsen, zum Laden, Spannen und Abfeuern. Die Patronen, in einen Gurt reihweise gesteckt, gleiten durch die Patroneneinlage des Gewehres hindurch, und die ausgeworfenen Patronenhülsen werden in einem unter dem Gewehr befindlichen Beutel aufgefangen. Das Gewehr selbst ruht drehbar auf einem Gestell und wird mittels eines Handgriffes an der linken Seite dirigiert, was durch ein)-förmiges Schulterstück, das der Schütze in die linke Schulter preßt, erleichtert wird, während die rechte Hand des Schützen am Abzug sich befindet und zugleich die verschiedenen Feuerarten, vom Einzelfeuer bis Schnellfeuer, zur Wirksamkeit bringt.

Die ältere schnellfeuernde Revolverkanone ist durch das Maschinengewehr und neuerdings noch mehr durch die gleichkalibrige 3,7 Centimeter-Maschinenkanone vollständig in Schatten gestellt. Nur den noch vorhandenen wird das Gnadenbrot auf einigen Schiffen gewährt, so auch auf den Schulschiffen. Die Revolverkanone ist nach Art des gewöhnlichen Revolvers mit fünf Läufen versehen, die, zu einem Rohrbündel zusammengefaßt, mittels einer Kurbel an der rechten Seite so gedreht werden können, daß nach dem jedesmaligen Herumlegen der Kurbel ein Lauf seine Patroneneinlage gegen die obere Oeffnung bringt, durch die dann mittels eines aufgesetzten Ladetrichters die 3,7 Centimeter kalibrigen Patronen eingeführt werden. Gehandhabt wird die Kanone genau so wie das Maschinengewehr, nur daß bei der Revolverkanone eine schwerere Last auf der Schulter des Schützen ruht, die seine Treffsicherheit sehr empfindlich beeinträchtigt, weshalb man diese Art Kanonen gänzlich aufzugeben beabsichtigt.

Daß über der Ausbildung von treffsicheren Geschützführern und gewandten Bedienungsmannschaften auch nicht die von guten Scharfschützen an Bord versäumt wird, zeigt der Drill des „Griffekloppens“ und das Gewehrschießen an Bord auf einem improvisierten Schießstand der kleinen zu St. Thomas gehörigen Felseninsel Water Island. Es ist ein idyllisches Plätzchen, wenn nur die Sonne nicht so heiß herniederbrennen wollte! Aber in den Tropen geht man dafür auch leichter und ungenierter angezogen, und — das Wasser zu einem erfrischenden Seebade um Weihnachten herum ist ja dicht dabei. Es wird auch nach Gebühr in den Pausen, allerdings mit Vorsicht, wahrgenommen, denn der gefräßige Hai wimmelt gerade in den westindischen Gewässern recht lebendig herum.



„Klar Schiff!“ Seekadetten, Schützenfeuer unterhaltend. Links Leute an der Revolverkanone.

Das Geschütz- und Gewehrreinigen an Bord eines S. M. Kriegsschiffe wird natürlich mit der peinlichsten Sorgfalt regelmäßig zur Konservierung des wertvollen Materials gethan, und wehe dem, der es vergessen sollte, unter das zu reinigende Geschütz oder beim Handwaffenreinigen eine Presenning, ein Stück Segeltuch zum Schutze des sauberen Deckes gegen Oelflecke zu legen! Jeder Fleck und jedes

Fleckchen rächt sich durch „kräftigen Anpfiff“ und eine bis zwei Stunden Scheuern mit Sand und Stein.

Der Zustand, in dem das Schiff sich gefechtsbereit befindet, heißt „Klar Schiff!“ Bevor der Generalmarsch geschlagen wird, hat die „Vorbereitung zu Klar Schiff“ alles gefechtsklar gemacht. Es sind die Zurrings der Kanonen gelöst, die Geschütze ausgerannt, Munition gemannt, sämtliche Gerätschaften, Werkzeuge, Utensilien, die bei einem Gefecht mit seinen Wechselfällen in Betracht kommen, klargestellt. Jeder hat da seine bestimmte Aufgabe, seinen Posten, und jeder wird von einem Höheren kontrolliert, so daß beim Anschlagen von „Klar Schiff“ jeder Mann sofort gefechtsklar auf seinem Posten erscheinen und auf Befehl mit dem ihm anvertrauten Instrument im dröhnenden Kriegskonzert mit Mut und Umsicht einstimmen und sich wirksam zur Geltung bringen kann.



Das Märchen vom Fischer und der Schwalbe.

Von

Fritz Stavenhagen.

Einst zog spät abends ein armer Fischer aus, um während der Nacht seinem Gewerbe nachzugehen. Gar zu gern wäre er daheim geblieben bei seinem lieben, kranken Sohn und hätte sein ängstliches, sorgendes Weib getröstet. Aber woher sollten sie dann das viele Geld nehmen, das Doktor und Apotheker verlangten?

Zehn Jahre war sein geliebter Sohn alt, bisher immer so gesund und kräftig, und nun lag er schwer krank danieder. Der alte, eisgraue Doktor sagte zwar nichts, aber man konnte es ihm ansehen, daß er alle Hoffnung langst aufgegeben.

Der Fischer seufzte vor sich hin: dann sollte er ohne seinen lieben einzigen Hinnick leben? Das würde ihm schwer, sehr schwer werden! Wenn er dann morgens früh von seinem gefahrvollen Gewerbe zurückkehrte, die silberweißen Bäuche der gefangenen, springenden Fischlein in der hellen, warmen Morgensonne blitzten und er mit der schweren und doch so glucklichen Last sich fortschleppte, sollte ihm sein von der liebenden Mutter wachgeküßter Bube nicht mehr fröhlich entgegeneilen, die kleinen zitternden Händchen in seinen vollen, dunkeln Bart vergraben, ihm die faltigen Wangen, Mund, Stirn und Augen küssend. Wie wurde auf einmal die Last so leicht. Dann lief Hinnick zur Hütte und erschien bald an der Hand der erfreuten Mutter. So froh, so sonnig, so glücklich-heiter war alles um ihn und in ihm gewesen, und nun . . . Ach! ihm wollte alle Hoffnung sterben.

Als er an den See kam und seinen kleinen flachen Kahn bestieg, hörte er nicht auf das geheimnisvolle, düstere Geflüster des hohen, schlanken Schilfes; er sah nicht den glatten, schwarzen See, auf dem die ersten blinkenden Sterne munter tanzten und ihm zunickten; er fühlte nicht den sanften, leichten Abendwind, der ihn grüßend umfächelte und vor dem das nie schweigende Schilf sich dankend neigte.

Ihm kam in den Sinn, was unter dem lockenden und zugleich abschreckenden dunkeln Spiegel des Wassers, draus ihm sein Bild winkend entgegenzulächeln schien, alles für ewig begraben liegen möge: wieviel nagendes Elend und gräßlichen Tod, aber auch wieviel frohes, gesundes Leben er verborgen hielt.

Noch war er mit dem Ordnen der Netze beschäftigt, als ein liebliches Singen und Zwitschern, wie er es nie zuvor gehört, ihn von der Arbeit aufblicken ließ. Verwundert horchte er auf den Gesang, und bald sah er, unweit von seinem Kahne, eine Schwalbe auf einem schwachen Schilfhalme sitzen, der, während die arme Schwalbe ängstlich ihr Lied in die stille Nacht schmetterte, sich langsam mehr und mehr dem gluckſenden Wasser zuneigte. Schon netzte das schwach bewegte Wasser dem singenden Vogel Füße und Schwanz, da reckte er noch einmal sein Hälschen, und laut, wie ein verzweifelter, gellender Hilfeschrei, klang sein ergreifendes Singen. Immer tiefer neigte sich der Schilfhalm, der Vogel versank. Als schon das murmelnde Wasser sich gierig über dem Köpfchen des verlorenen Sangers geschlossen hatte, da klang noch immer seine flehende Stimme aus der dunkeln Tiefe herauf wie aus weiter Ferne. Dann wurde es ganz still, nur das Schilf flüsterte melancholisch, eintönig seine alte Weise. Vom schlammigen Grunde des Sees gurgelten gesättigt die Wasser auf und warfen kleine Blasen nach oben.

Dem Fischer war es gar bang und seltsam zu Mute. Er empfand eine Abscheu vor dem mordenden See, der eben ein frohes Leben gleichgültig in sich aufgenommen und ruhig begraben hatte. Er hätte ja die thörichte Schwalbe fortjagen können, aber die nie geschaute seltsame Erscheinung hatte ihn so gebannt, daß er kein Glied zu rühren vermochte. Wie gern wäre er umgekehrt. Aber es durfte ja nicht sein, er mußte Geld schaffen!

So stieß er denn vom toten, schlummernden Lande ab und fuhr ins offene Wasser. Links und rechts schob der Kahn die großen schwimmenden Blätter der zahlreichen Seerosen auseinander. Die gelben Nuphar luteum bemerkte der Fischer erst, wenn er in ihre Nähe kam, während er die weißen Nymphaea alba mit ihrem geheimnisvollen Leuchten aus den halbgeschlossenen Kelchen schon aus der Ferne erblickte. Er warf sein Netz aus. Als er es nach einer Weile wieder in die Höhe zog, konnte er nicht ein einziges Fischlein darin entdecken. Wieder und wieder warf er unwillig sein Netz in das aufspritzende Wasser, stets mit dem gleichen betrübenden Mißerfolg holte er es ein. Endlich sah er einen dunkeln Gegenstand bewegungslos im Netze liegen. Erwartungsvoll ließ er ihn in den Kescher gleiten, und als er ihn neugierig betrachtete, war es eine Schwalbe.

Da er fühlte, daß sie noch warm war, glaubte er bestimmt, es müsse dieselbe sein, die er vorhin hatte untersinken sehen und die vom Grundwasser hierher gespült worden sei. Ohne sich lange zu besinnen, holte er schnell sein Netz ein und ruderte dem Lande zu. So schnell er nur konnte, eilte er heim, denn er glaubte bestimmt, die Schwalbe ins Leben zurückrufen zu können und damit ein Wesen vom sicheren Tode zu retten, wenn auch nur ein Tier.

Bald war er bei seinem niederen Häuschen angelangt. Sacht öffnete er die knarrende Gitterpforte und trat leise

in den umzäunten, blühenden Garten. Langsam durchschritt er die Wege. Tiefe Stille herrschte, nur die Steinchen unter seinen Füßen knirschten leise. Die linde Nachtluft war erfüllt vom süßen Duft der Reseda odorata; die blaßgelben Blüten der Nachtkerze, Oenothera biennis, und die großen roten Köpfe des Mohn, Papaver somniferum, wiegten sich auf ihren schlanken Stengeln im leichten, spielenden Wind.

Da flutete durch die sich öffnende Hausthür heller Lichtschimmer heraus ins Dunkel. Die Frau des Fischers trat hervor; schwere Thränen strömten unaufhaltsam aus ihren Augen.

Schnell war der Fischer herzugeeilt. „Was ist?“ fragte er bang.

„Hinnick ist tot!“ schluchzte sein Weib. „Du warst noch nicht lang fort, da seufzte er schwer auf. ‚Mutter,‘ klagte er schwach, ‚der Vater sieht mich so groß an.‘ Dann schloß er die Augen ... es war zu Ende.“

Selbst trostlos, versuchte der Fischer die Hilflose zu trösten. Er streichelte mit rauher Hand ihre feuchte Wange und drückte sie fest an sich.

Als sie sich etwas erholt, traten sie ins Haus. In der Ecke neben dem Fenster stand ein Bett, auf dem lag ausgestreckt sein Sohn Hinnick. Lange betrachtete er das weiße, tote Gesicht seines lieben Sohnes ... Ihm war aller Lebensmut entschwunden. Da fiel ihm die Schwalbe ein, die er noch immer in der Hand hielt. „Hier, Marte,“ sagte er zu seiner Frau, „leg das arme Tier in die Ofenröhre und zünde Feuer an, vielleicht erholt sich's.“

Während Marte still weinend that, wie ihr geheißen, zog er einen Stuhl herbei und setzte sich an das Totenlager seines Hinnick. Da Marte fertig war, löschte sie das Licht und setzte sich zu ihm. Der betrübte Fischer sah in das blasse Gesicht seiner unglücklichen Frau; bange, auch sie möchte krank sein, legte er seinen Arm um ihre Schultern und zog sie liebevoll an sich: „Ist dir nicht wohl, Marte?“

Sie schaute nur mit thränenden Augen zu ihm auf und seufzte: „Unser armes Kind!“ Da küßte er sie bewegt und flüsterte: „Der liebe Gott hat es zu sich genommen.“

So saßen sie eng aneinandergeschmiegt. Eine tröstende Beruhigung war über sie gekommen; noch war er ihnen nicht entrissen, so hatten sie oft am Lager ihres schlafenden Lieblings gesessen. Gespensterhaft pochte der Nachtwind an die Fensterscheiben, deutlich tönte das knarrende Hämmern des emsig arbeitenden Holzwurmes durch die Stille. Beim leisesten Lufthauch flammte im Ofen knisternd das Feuer auf, die sonst im Finstern liegende Ecke blitzartig grell erleuchtend. Durchs Fenster vorn blickte wehmütig der bleiche Mond herein, alles mit grünlich silbernem Licht übergießend. Das starre Gesicht des Toten hob sich in diesem Licht wie eine überirdische Erscheinung von der weißen Bettdecke ab.

Plötzlich war es dem Fischer, als hörte er in der Ofenröhre ein leises Piepen. Doch, eigentümlich, genau wie damals, als er die Schwalbe singend niedersinken sah, konnte er auch jetzt kein Glied rühren; wie gelähmt sanken ihm die Arme am Leib nieder. Martes Haupt lag an seiner schnell arbeitenden Brust: sie war entschlummert, er hörte ihre langen, regelmäßigen Atemzüge.

Nun war es schon ein leises Singen aus der Ofenröhre, das allmählich lauter und lauter wurde. Bald schwirrte etwas durch die Luft, und siehe, es war die gerettete Schwalbe. Sie setzte sich gerade über das Haupt des toten Hinnick aufs Bett und begann wieder ihr seltsames Lied so wunderbar zu singen und zu zwitschern. Nur fröhlicher, heiterer klang's, nicht klagend wie zuvor.

Erst war der Fischer erschrocken, er wollte aufspringen, den Vogel verscheuchen, aber er konnte keine Bewegung machen. Wie magisch angezogen ruhte sein staunender Blick auf dem niedlichen Vogel, und seine Ohren horchten gespannt auf den himmlischen Gesang. Plötzlich hielt er inne, und wie in einer Kirche hallten die letzten Töne durch die Stille nach. Dann reckte er sein Hälschen, und dem bärtigen Fischer in die feuchten Augen blickend, begann er zu reden: „Das Mitleid, das du mir bezeigt, wird dir belohnt werden, indem dein geliebter Sohn ins frohe Leben zurückkehrt. Doch du wirst wissen wollen, wie dies möglich ist, so höre:

„Mit jedem christlichen Menschen, der hier auf Erden seine Wanderung beendet, scheidet auch einer von uns aus dem Leben. Je reiner, je gläubiger das Gemüt des Sterbenden, je schöner und wunderbarer tönt unser letzter Gesang. Im Frühling und Herbst, wenn wir über das weite Meer ziehen, müssen viele meiner reisenden Kameraden untergehen, denn es sterben zu diesen Zeiten die meisten Menschen. Aber unser allweiser Schöpfer, unser allgütiger Gott und Vater hat uns eine unendliche Wohlthat erwiesen. Wenn Mensch und Vogel, die zusammen haben sterben müssen, nach ihrem Tode zusammentreffen, so ist beiden das Leben wiedergegeben. Dein frommes Mitleid führte mich zu deinem Sohne; so sind wir denn beide ins Leben zurückgekehrt. Doch auch die qualvolle Krankheit ist von ihm gewichen, denn Krankheit ist nur ein halbes Leben!“

Die Schwalbe bewegte munter das Köpfchen und schaute den fassungslosen Fischer aufmerksam an. Da mochte sie wohl in seinen Augen lesen, daß er ihr danken wollte. „Nein,“ fuhr sie fort, „nicht mir gebührt der Dank, sondern unserm allmächtigen Vater im Himmel, der es uns so geheißen.“

Dann flog sie durch die spannweit geöffnete Thür hinaus ins Freie. Noch aus der Ferne hörte der Fischer das fröhliche Zwitschern durch die stille, mondhelle Nacht erklingen.

Allmählich löste sich der Bann.

„Marte, Marte!“ rief er aus und hob das selbst im Traum schmerzergriffene Gesicht seiner Frau dicht gegen das seine. Er küßte sie auf die geschlossenen Augen, schüttelte sie; warum erwachte sie nicht? „Marte!“ schrie er verzweifelt auf, „Marte!“

Schlaftrunken schaute seine Frau ihn an. Erschreckt gewahrte sie, daß er heftig zitterte.

„Marte, unser Kind lebt!“ stieß er aufjauchzend hervor. Denn bei seinem lauten Rufen hatte Hinnick die Augen aufgeschlagen. Still lächelnd, wie aus schwerem Traum erwacht, schaute er auf seine Eltern. Als sei ein beklemmender Bann von ihm gewichen, atmete er einige Male hoch auf.

„Unser Sohn lebt?“ fragte die völlig erwachte Frau noch einmal ungläubig, erschrocken. Doch als sie ihre fragenden Blicke scheu dem Bette zuwandte und Hinnick sie mit seinen blauen Augen groß ansah, fiel sie ihrem Gatten mit lautem Aufschrei um den Hals.

Dann warfen sich beide vor dem Bett auf die Kniee und weinten still für sich hin, vor lauter Glück und Freude.



Josef Rösl

ein Meister der Kleinkunst.

Seit mehr als einem Menschenalter hat es in Deutschland wie anderwärts an Bestrebungen nicht gefehlt, dem Handwerk einen künstlerischen Aufschwung zu verleihen, und die Versuche sind nicht erfolglos geblieben. Es bedarf nur eines Blickes auf unsre nächste Umgebung, um uns davon zu überzeugen, daß sich seit den Tagen unsrer Väter in der Gestaltung der für den Tagesbedarf bestimmten Gegenstände ein gründlicher Wechsel vollzogen hat. Die Nüchternheit der Form ist einer gewissen Gefälligkeit gewichen, an die Stelle der gedankenlos kopierten Schablone ist Selbstgedachtes und Selbstgeschaffenes getreten, die Vorbilder einer besseren Zeit sind zu Rate gezogen worden und haben gelehrt, wie sich mit der Rücksicht auf das Zweckmäßige die auf das Schöne und Anmutige vereinigen läßt.



Josef Rösl.

Freilich hat es bei diesen Bestrebungen an Verirrungen und an verhängnisvollen Verirrungen nicht gefehlt, und wenn wir die Bewegung überblicken, die wir die „kunstgewerbliche“ zu nennen pflegen, können wir uns gar oft des Gedankens nicht erwehren, daß der gute Wille im Grunde doch ein bedenklicher Ersatz für das Vermögen und mit der Vertreibung des Teufels recht wenig ausgerichtet ist, wenn sie mit Hilfe Beelzebubs erfolgen muß. Schon der Ausdruck „Kunstgewerbe“ hat einen recht mißlichen und verdrießlichen Klang gewonnen: soll er doch in weiterem Umfange, als es ersprießlich ist, die Anschauung decken, als gebe es zwischen den Gebieten der Kunst und des Gewerbes noch ein selbständiges drittes, das einer halb handwerksmäßigen, halb künstlerischen Thätigkeit, das zu besonderen Leistungen, den sogenannten „kunstgewerblichen“, befähige. Nichts kann irriger sein. Es giebt weder ein besonderes Kunsthandwerk, noch besondere Kunsthandwerker, sondern nur eine befruchtende Anregung zu künstlerischen Zielen, deren jede gewerblicher Thätigkeit, soweit ihre Produkte es verstatten, fähig ist. In dem richtig erfaßten Begriffe „Kunsthandwerk“ stehen die Merkmale des Handwerks und der Kunst lediglich in dem Verhältnisse einer Steigerung zu einander.

Der verhängnisvollste Fehler, der in der auf die künstlerische Hebung des Handwerks gerichteten Bewegung gemacht worden ist, in Deutschland wie anderwärts, hat darin bestanden, daß wir den Handwerker zu dem Künstler in die Lehre geschickt haben. Gewiß, der Handwerker muß, wenn die angedeutete Bewegung zu einem ersprießlichen Ziele geführt werden soll, künstlerisch unterwiesen, es muß ihm der Weg gezeigt werden, auf dem er seine gewerbsmäßige Thätigkeit zu einer künstlerischen steigern kann. Aber ist der Künstler der richtige Unterweiser hierzu? Ohne weiteres gewiß nicht. Der Künstler vermag dem Handwerker eine Vorlage zu liefern, das Muster für eine Intarsia- oder Eisenarbeit, für ein Glasfenster, für ein Möbelstück oder was es auch sei. Künstlerisch wird an diesem Vorbild selten etwas auszusetzen sein, in der Zeichnung und Farbengebung, in dem Verhältnis der einzelnen Teile zu einander und zu dem Ganzen wird in der Regel alles das befolgt sein, was künstlerische Einsicht und künstlerische Erfahrung als unverbrüchliches Gesetz vorschreiben. Wird aber damit dem Handwerker für sein künstlerisches Bestreben gedient sein? Wohl nur in sehr wenigen Fällen, das heißt nur dann, wenn in der Vorlage des Künstlers Rücksicht auf die Technik des Handwerkers genommen ist. Wie selten das zutrifft, zeigen uns fort und fort mißlungene Arbeiten, denen offenbar die besten Absichten zu Grunde gelegen haben, Stein- und Holzarbeiten, deren Vorlagen im Sinne der Metalltechnik gehalten sind, oder Metallarbeiten nach Mustern, die sich nur für die Ausführung in Thon oder Stuck eignen. Ein Künstler, der die Technik eines Handwerks nicht genau kennt, kann dem in diesem Handwerk Arbeitenden kein mustergültiges Vorbild liefern. Am deutlichsten und greifbarsten lehrt uns das wohl die heutige Glasmalerei. Wir besitzen unter den Meistern, die Vorbilder für diesen Zweig der gewerblichen Technik liefern, Künstler von hohem Ruf und unleugbarer Begabung, und doch können wir die derzeitigen berufenen Glasmaler, das heißt diejenigen, die mit vollem Verständnis der für sie maßgebenden Technik arbeiten, beinahe an den Fingern der Hand abzählen. Daher die Thatsache, daß uns auf den künstlerisch ausgeführten bunten Fenstern, mit denen wir mehr als je zuvor wieder nicht nur unsre Kirchen und öffentlichen Hallen, sondern



Truhe in getriebenem Metall.



Bucheinband in getriebenem Metall

auch das vornehmere Privathaus zu schmücken lieben, meist nur zufällig auf Glas übertragenen Gemälden, nicht aber wirklichen Glasmalereien begegnen.

Sollen wir denn etwa den Künstler zum Handwerker in die Lehre schicken? Ohne jedes Bedenken, denn nur auf diesem Wege vermögen wir Unterweiser für die auf den Weg des künstlerischen Schaffens zu leitenden Handwerker auszubilden. Ein glänzendes Beispiel liefert uns hierfür der aus eignem Antrieb in die Handwerkslehre gegangene Münchener Maler Josef Rösl, von dessen meisterlichen Arbeiten der „Kleinkunst“, wenn wir uns dieses nicht ganz zutreffenden Ausdrucks bedienen sollen, wir dem Leser einige im Bilde vorführen können. Rösl hat alle diese Werke mit eigner Hand gefertigt; er hat es, als er in seinem Fache schon ein Künstler von anerkanntem Ruf war, nicht verschmäht, zuweilen Malstock und Palette beiseite zu legen, um am Amboß mit Zange und Hammer zu hantieren, um an Hobel- und Schnitzbank zu schaffen oder Grabstichel und Treibhammer zu handhaben. Er hat sich die Einzel- und Feinheiten der Holz- und Metalltechnik so gründlich angeeignet, daß bei bestehendem Zunftzwang keine Innung oder Gilde der betreffenden Gebiete ihm das Meisterrecht versagen könnte.



Tischplatte in Holz und Messing.

Schon dem ungeübten Laienauge fällt die Eigenart seiner Werke auf, und jeder wird sie, wenn er sie im ersten Augenblick nicht anders zu klassifizieren weiß, unwillkürlich „echt“ und „gediegen“ nennen.

Mit diesen Worten ist in der That, bewußt oder unbewußt, das richtige Urteil über sie gefällt, denn sie lassen, um was es sich auch handle, dem Stoff sein gutes Recht und zwingen ihn nicht, sich in einer andern als der ihm gemäßen Formsprache auszudrücken.

Rösl hat es gemacht wie die Meister der alten Zeit und ist darum imstande, nicht etwa ihre Werke zu kopieren — denn das kann auch der minder Kundige —, sondern Werke in ihrem Geiste hervorzubringen. Der Münchener Meister hat einen ähnlichen Weg eingeschlagen, wie ihn in England der ihm geistesverwandte Walter Crane verfolgt; er hat sich in das Studium vergangener Kunstepochen, namentlich der Spätgotik und der Renaissance, vertieft, um aus diesem Studium Anregung zu selbständigem und dem Geiste unsrer Zeit entsprechendem Schaffen zu gewinnen. Seine Erfolge verdankt er seiner zähen, rastlosen Energie, abgesehen natürlich von der ihm als Himmelsgeschenk auf den Lebensweg mitgegebenen ungewöhnlichen künstlerischen Begabung. Wie vielseitig dieselbe ist, erhellt schon aus den wenigen Proben, die wir von dem Schaffen seiner stets regen Hand geben konnen. Neben den Werken der Kleinkunst fallen die Entwürfe zu zwei Innendekorationen auf, zu einem für die Marienkirche in Kaufbeuren bestimmten Wandgemälde und zu der malerischen Ausstattung eines Prunkgemachs für ein Künstlerheim, das leider — ein Künstlertraum geblieben ist. Wir bedauern, daß wir diese Stücke nicht in dem Reize ihres wunderbar abgetönten und harmonisierten Kolorits geben können; aber auch ohne Farbe dürften sie in ihrer edlen Linienführung und ihrer aus-

naturalistischen Motiven entwickelten, zugleich stilgetreuen und doch frei und leicht sich entfaltenden Ornamentik ihren Eindruck nicht verfehlen.

Will man unsern Künstler auf Grund seiner kunstgewerblichen Arbeiten einen „Meister der Kleinkunst“ nennen, so steht er jedenfalls als ein „großer“ Meister dieser in ihrer „Kleinheit“ neben jeder andern ihre Stelle behauptenden Kunst da.

L. Holthof.

Entwurf zu einem Wandgemälde.

Sprüche.

Will die Wahrheit den Großen nahn,
Wird schwer nur die Thür ihr aufgethan,
Bequemt sie sich nicht, wie in alten Tagen,
Auch heut noch die Schellenkappe zu tragen.

Einen flüchtigen Augenblick des Heute,
Von dem du kaum ahntest, was er bedeute,
Mußt oft du in ferner Zukunft Tagen
Bleischwer in der Erinnrung tragen.

A. Stier.



Min irste Leiw.

Von

Felix Stillfried.

Min irste Leiw, äwer nich min allerirste! Denn wat min allerirste Leiw wir, dat wir eigentlich 'ne Sniderin, de for min Mudder mal bi uns in'n Hus' en Kled maken müßt; sei müggt en Johrener twintig sin, un ick wir teihn. Segg einer, wat süll dor Grots von warden? Jck hadd ehr denn ok blot, as sei so in de Schummerstunn' en Ogenblick vor de Husdör set, in alle Heimlichkeit — en Appel gewen, un dat wir 't all' west!

Aewer mit min tweite Leiw, de eigentlich min irste wir — denn de Sniderin, de reken ick gor nich — wir dat wat anners, un dorvon will ick nu vertellen.

Jck weit dat noch as hüt. Dat wir en twei Johr späder, un min Vadder — hei wir Schaulmeister up'n Dörpen — wir jüst in Wilhelmshagen, wat nu sin tweite Städ' würd, tautreckt — 't wir so bi Nijohr rüm un 'ne bitterböse Kull — un de Wihnachtsferien wiren tau Enn', un de Schaul süll wedder angahn, un min Vadder nehm uns Gören bi de Hand un brocht uns 'rinne nah de Schaulstuw. Dor wiren alle Kinner, lütt un grot, all dor, un dat set dor proppning vull, up de Sid nah de Finstern hen de Jungs un up de anner Sid de Dirns, un min Vadder wiste uns nu ok uns' Plätz an. Jck, as de Oellst — ick hadd nu middewil min Dutzend Johr up'n Nacken —, kem up de tweite Bänk tau sitten, wildat ick nah min Grött dor henhüren ded, min Brauder Korl, de ein Johr jünger wir as ick, en Enn'lang wider dal, un min Swester Alwine, de wedder ein Johr jünger wir as Korl, so middwarts mang de Dirns. Un musingstill wir't in de Schaulstuw, un de Wilhelmshäger Jungs un Dirns reten Mul un Uhren up un gapten uns Schaulmeisterkinner an, as wenn 'ne Kauh dat nige Dur ankickt.

Nu weit ick dat nich mihr, wat wi de irste Stunn' hadden — wohrschinlich Katechismus —, äwer dat weit ick noch, dat ick de besten Antwurden gew, wo äwer nich vel tauhüren ded, denn de Wilhelmshäger Ort wir man wat dickköppig. Un as nu nahst de Lütten lesen süllen, dunn stellte mi min Vadder, wildes hei sülwst de Fiwelschützen vörnehm un de Groten Schriwen hadden, as „Helfer" bi de drüdd' Awdeilung an; denn ahn „Helfer" geiht dat in so 'n Landschaul nich. De drüdd' Awdeilung, dat wir so de Middelslag, in'n ganzen wiren dor fif Awdeilungen, un Jungs un Dirns von jede Awdeilung seten sick einanner genäwer, un tüschen ehr wir de Gang.

Jn desen Gang dor stünn ick also, un — wat sall ick länger dormit achter 'n Barg hollen? — hier seg ick sei, de 't mi nu andauhn süll — Mriken Bockholt; sei hürte ok mit tau de drüdd' Awdeilung.

De Leiw kümmt jo verschieden, bi den einen so ganz eben un bi lütten, un bi den annern orndlich as mit 'n Ruck un ganz glupsch. Bi mi kem sei ganz glupsch, denn Mriken Bockholt seihn un leiwhewwen, dat wir ganz eins, un anners wir't, as dunntaumalen mit de Sniderin!

Denkt jug ein Gesicht as Melk un Blaud, dorin 'ne lütte Stuwnäs' un ein por Ogen as de Unschuld sülwen, dat Hor glatt scheitelt un achterwarts nich blot so 'n por lütt Zwissen, ne, twei dicke Zöpp, de awer mit de Enns tausambunnen wiren. Denn so wir't Mod' hier bi de Wilhelmshäger Dirns, dat heit, wat so de lutten wiren; de groten von en Johrener elben un twölf un högerup drögen meist ehr Hor in 'n Dutt, un mit Swinsmolt würd nich sport: dat blänkerte dor langs de Bänken dessid den Gang, as seten dor luter grote Wihnachtspoppen mit purzellanen Kopp, bi de dat Hor jo ok ümmer so schön blank utsüht. Dat heit, dit dacht ick dunntaumalen nich, dit segg ick nu, wenn ick so trüggdenken dauh.

Dunntaumalen seg ick blot Mriken Bockholt, dat heit, wat grad von ehr tau seihn wir, Kopp, Arm un Bawenliw; dat anner wir vergrawen un verdeckt von de Bänken un von min Swester Alwine, de bi ehr up dat Tensenn' knasch an den Gang set.

Aewer wo würd mi irst, as sei jo nu ok lesen müßt un den Mund upded un ick ehr Stimm' hürte! 't is wohr, ehr Utsprak von dat Hochdütsche künn beter sin, awer weder Verleiwte stött sick woll an sowat? Jck hürte blot ehr Stimm', un de klüng mi as Musik, un öfter as ick't eigentlich as Helfer hadd verantwurden künnt, rep ick: „Weiter, Marie Bockholt!" — indem dat ick von des' Musik nich naug kriegen künn.

As nahst dat Lesen vörbi wir un ick wedder up minen Platz set un wi nu Tafelreken hadden, dunn klüng mi dat noch ümmer in de Uhren, un so verbas't un so in 'n Drom wir ick, dat ick kein einzigstes Exempel richtig rutkreg, so dat min Vadder mit den Kopp schüdden müßt un de Wilhelmshäger Jungs man nahst tau Hus vertellt hewwen: „Dat anner kann Schaulmeisters Adolf gaud, äwer reken kann hei gor nich, nich mal dat Einmalein dat kann 'e!" Je, dor süll man Mriken Bockholt hüt nich in de Schaul west sin, ick hadd ehr woll wat wisen wullt!

De Klock wir elben, de Vörmiddagsschaul wir ut; dor würd noch irsten en Gesangvers sungen un von de grötsten Jungs un Dirns en por Gebete upseggt, un dunn stort'te allens ut de Schaulstuwendör, do teus den Hus' wir, ick mit!

Dor seg ick sei denn nu in Lewensgrött, min Mriken, up hölten Tüffeln — denn de drögen sei all' — äwer in en vullstännig Kled, nich as de meisten annern Dirns in Rock un Jack, un üm den Kopp 'ne wunderhübsche rode Kapp! Un as sei nu so längs den Dik güng, wo sett'te sei de Bein! 't is wohr, up hölten Tüffeln geiht sick dat nich schön, äwer likerst — ick künn mi nich helpen un dacht' bi mi: akkrat as wie 'ne lütte Fee! Denn mit Feens un mit so 'n Ort Frugenslüd' wüßt ick ut min Märchenbauk all lang' Bescheid.

Un wo sei nu woll awblew? Ob sei woll nedden in't Dörp dalgüng, wo all' de Buern wahnten? Ore ob sei hier bi de Bändners, hier üm den Dik herüm tau Hus hürte? Denn dat sei nich nah baben, nah de Hüslers güng, dat seg ick furts. Aewer üm nicks in de Welt hadd ick jo dornah fragen müggt! Ne, ick stünn dor vör de Schaulstuwendör un kek, un de Näs' frür mi blag, un de Hänn' würden mi stiw, äwer ick stünn un kek!

Süh, nu güng sei mit de annern Dirns noch irst tau Js! Denn de Dik wir bi de bitterliche Küll fast taufruren un ganz un gor mit Snei bedeckt, äwer hier un dor hadden sick de Kinner doch 'ne Glitsch makt, un 'ne grote Bahn wir segt dwas äwer den ganzen Dik, dormit dat dor de Peiksledenfuhrers ehr Lust hewwen wullen.

Süh dor, nu glitschte sei! Wat künn sei glitschen! Lisitermelt as Rotkäppchen in dat Märchenbauk! Jck wüßt

twörst nich genau, ob de äwerhaupt hadd glitschen künnt, äwer so 'n roe Kapp hadd de jo ok uphatt. Un nu gor irst, wat künn sei lachen! So 'n Lachen hadd ick in min'n ganzen Lewen noch nich hürt!

Un so kek ick ehr nah äwer den ganzen Dik hen: kein Glitsch würd awerslagen, un jucht un kriescht würd mit de annern Dirns, wat dat Tüg hollen wull, un as sei an de anner Sid von den Dik an't Land kem, richtig, dor güng sei üm de Eck bi Gottschalks Hus' nedden dal in't Dörp. Also doch 'ne Buerndochter! Un mi äwerkem dat ordentlich as mit 'ne Ort von Stolz, obschonst ick mi vör ehr jo nie nich schämt hadd, un wenn ehr Vadder Daglohner west wir. Un äwerglücklich güng ick rin in't Hus.

Nu hadd ick äwer keinen richtigen Verleiwten sin müßt — un ick wull weiten, dat ick einer wir! — hadd ick nich furts ok all äwer Middel un Weg' nahsunnen, woans dat ick min Leiwste min Gesäuhlen kunddauhn wull. Ick dacht an Swester Alwine, wat de ehr dat woll seggen süll? Newer awgeseihn dorvon, dat Alwine man noch so 'n lütten Dummbort wir, wo blew denn ok dat Heimliche? Un dat is bi 'ne junge Leiw jo doch dat Best! Un ick kem tau den Sluß, ick müßt ehr schriwen; denn lesen künn sei, dat wüßt ick jo. Ob äwer ok schrewen Schrift? Dor set't em wedder! „Holt still!“ sad ick bi mi, „dit will wi kriegen!“

Un as wi Middag eten hadden un Mudding nu noch in de Käk tau dauhn hadd un Vadder rasch man noch en Og vull nehm — denn wo lang' wohrte dat, denn müßt hei wedder an't Geschäft — dunn makte ick mi heimlich in de Schaulstuw rin; ick wüßt, dor legen noch all' de Bäuker un Taseln von de Schaulkinner, de wurden ümmer irst des Nahmiddags mit nah Hus nahmen. Un so güng ick denn nah Mriken ehren Platz — ick kennt' em jo — un richtig, dor legen ok noch ehr Bäuker. Un ick sett'te mi up de Bänk dal, un mi kloppte dat Hart, un ick kreg mi Mriken ehre Tafel her un füng an dorup tau malen, Baukstaben, wunderschöne Baukstaben, äwer nich in schrewen Schrift, ne, akkrat as wenn sei druckt wiren, un so grot, as't jichtens up de Tafel rupgahn wull; denn up so 'n Mal- un Teikenkünst verstünn ick mi.

Un in de Schaulstuw rök dat grad' nich schön — man denk mal, söstig Kinner, wo de in west sünd! — äwer ick set jo up Mriken ehren Platz, un de Griffel kratzte äwer de Tafel hen, dat einer sick woll beide Uhren tauhollen müggt, un Baukstaw üm Baukstaw tred' hervör, un taulezt — dor stünn't; un wenn sei dit nich lesen un verstahn künn, denn wüßt ick't ok nich. Denn düdlich as de Schrift wir ok de Inholt, obschonsten dat dat Vers' wiren, de jo nich ümmer düdlich sünd, un so ludten sei:

„Maria Bockholt, ich liebe dich,
Darum liebe du auch mich!“

'ne Unnerschrift wir wider jo nich nödig; denn wotau? Dat müßt sei sick jo sülwen seggen, dat in so 'n Schrift as dit keiner wider schriwen künn as ick.

Ick lad' de Tafel nu vorsichtig wedder an ehren Platz, de Sid mit min Rimels nah unnen, dormit dat jo de Schrift nich awlöschen süll, packte Mriken ehr por Bäuker wedder dorup un freute mi in mine Seel up den groten Ogenblick, wo Mriken nahst min Leiwserklärung finnen würd; — Kinner ne, wat sei woll blot för Ogen makte!

Ick wir just farig mit min Wark, dunn kemen all wedder de irsten Schaulers, 'ne gaude Viertelstunn' tau tidig. Na, nu weit man jo, wo so 'n Kinner denn sünd! Dat durte doch nich so lang', dunn würd dat dor en Larm un Towen in de Schaulstuw, dat min Vadder — denn hei leg nebenan un slöp noch ümmer — dorvon upwaken ded un 'rinnekem. Wat sei nich still sin künnen? fohrte hei sei an; so 'n Larm hier in de Schaulstuw, den verbed' hei sick! Na, wer mag denn ok so in 'n Slap stürt warden? Un ick säd tau de annern, nahst as hei wedder rut wir, nu sullen sei ok üm Gotteswillen still sin, wenn ick ehr raden künn. Denn wenn min Vadder ut den Slap stürt wir, denn wir mit em kein gaud Kirscheneten, un ick, sin eigen Fleisch un Blaud, künn dorvon nahseggen. Denn ick dacht ümmer, nu süll Mriken kamen un minen Vers lesen, noch ehre de Schaul angung, un dorbi müßt dat denn ok still sin.

Na, still blew dat ok, äwer Mriken kem nich, nich ehre, as bet sei all' dor wiren, un glik dornah kem ok min Oll, un de Schaul füng an.

„Na, Kinder, nun wollen wir zur Verdauung erst mal 'n bißchen singen!“

‚Ach, du leiwe Tid!‘ dacht ick bi mi; denn bi dat Singen würden jo kein Tafels brukt, un wenn kein Tafels brukt würden, wo süll denn Mriken minen Vers finnen? Un de Ungeduld, de plagte mi, äwer den Vördeil (Vorteil) bröcht de Singstunn' mi denn doch, dat ick nu wedder Mriken ehre Stimm' bewunnern künn; de klüng denn doch so hell un klor, vel heller un klorer as de annern Dirns ehr; nochtau wat so min Swester Alwine wir, de brummelte man ümmer so vör sick hen, un sei kann noch hüt in 'n Singen sick nich vel seihn laten.

„So! Jetzt sollen die Großen lesen und die Kleinen schreiben!“

Gott sei Dank, denn müßt jo Mriken nu ehr Tafel bruken! Un ik schul so nah ehr 'räwer, un ick seih, wo sei ehr Tafel ruthalt, un ick denk, wo sei nu woll bald glücklich —

„A—dolf!“

Herrjeh, wat hadd ick mi versihrt! Wat bet de Oll ein jede Sulw von minen Namen fort aw! Un ick slög fix min Biwel up, Evangelium Sankt Johannis, dat tweite Kapittel, un süng an tau lesen; ob de Oll dat wullt hadd, dat weit ick nich, genaug, ick les'.

Dat wir de Geschicht von de Hochtid tau Kana, un ick gew mi ok de mäglichste Mäuh, dat ick de richtige Betonung rute hewwen wull, äwer dor beton' mal einer richtig, wenn — weißgott, hadd nich de Oll drang' vör mi stahn, denn hadd ick fix mal wedder eins nah Mriken schult.

„Halt!“ ünnerbrök hei mi mit 'n Mal, un as ick uphel: „Was willst du denn, mein Kind?“

„Herr Lihrer, hier steiht wat up min Tafel up!“

„Ih, Mriken, möttst du uns dorüm stüren? Denn lat dor doch wat upstahn!“

„Je, ick heww äwer min Tafel hüt vörmiddag ganz rein awwischt, un nu hett einer dor wat upmalt!“

't wir Mriken ehre Stimm, äwer ditmal klüng sei mi gor nich as Musik.

Un nu hadden denn dor teihn Ollen vör mi stahn künnt, ick müßt mi ümkiken! Dor stünn sei nu, dat lütte Dirning — denn ut Respekt vör ehren Lihrer wir sei upstahn —, un hel in ehre Unschuld ehr Tafel hoch, un min witte Frakturschrift schinte up den swarten Unnergrund, dat dat en wohren Staat wir, mi äwer würd dorbi ganz swack tau Sinn, denn ick dacht furts an dat, wat nu kamen müßt. O, Mriken, Mriken, worüm hest du mi dat andahn! Blot bös sin künn 'ck ehr likerst nich.

„Denn giww mal her, din Tafel!“ sad min Oll, un dat Unglücksworm reckte sei em hen.

Un de kollen Gräsen lepen mi den Puckel dal, as nu de Oll so stünn un min Karmen les'; ja, düdlich wir de Schrift un düdlich de Inholt:

„Maria Bockholt, ich liebe dich,
Darum liebe du auch mich!“

un wenn ick ok bi Mriken kein Gegenleiw nich sunnen hadd, wildat dat unschüllige Kind dat awerhaupt nich lesen,

vel weniger begripen kunn, — bi minen Olln, dor funn ick Gegenleiw, hei verstunn un begrep dat üm so beter. Un wat Mriken nich wußt hadd, hei wüßt 't glik, dat in so 'n Schrift, as dit wir, keiner wider schriwen künn as ick, un hei smet mi einen Blick tau, de sad mi allens, un hei langte nah den Gelen, äwer hei begrep sich. Ja, hei begrep sick, un hierut kann ein jedwerein entnehmen, wovel Takt min Oll in 'n Liw' hadd, dat hei so'n zorte Hartensangelegenheiten hier nich breit slahn wull; awer 'n Blick smet hei mi wedder tau — de annern verstünnen em nich, äwer ick verstunn em: „Tauw man bet nah de Schaul, denn sprelen wi uns wider!"

„Mriken," sad hei, „wo hest du dinen Swamm?"

„De sitt jo an de Tafel!"

„Je, dat's ok wohr!" Un hei nehm den Swamm, fohrte dormit awer de Tafel, un min ganzes schönes Kunstprodukt, wo twei von de schönen Künste mit bi wirkt hadden, de Dichtkunst un de Malerie, un tau dat ick gand 'ne lütte halwig Stunn' brukt hadd, dat wir in einen Ogenblick verswunnen, ok rein verswunnen!

„Hier, Mriken, heft din Tafel, un wenn du wedder so wat finnst, denn wis' mi't man!" Na, dit letzt hadd hei un nich tau seggen brukt, denn so vel wir mi klor worden, mit des' Ort Leiwserklarungen wir ick farig!

Wo mi tau Sinn wir, ick kann't nich seggen! In mi streden sick de Arger, dat ein so schöne Plan so schändlich wir tau Water worden, de Freud' an dat unschullige Kinnergesicht, dat mi in desen Ogenblick duwwelt schon vorkem, obschonst dat Mriken just nich alltau klauk utseg, de Schimp un Schaun' bi den Gedanken an minen Ollen, wenn hei mi nahst un fragen würd: „Was sollte denn das dumme Zeug?" un vor allen de Sorg um dat, wat nahkamen mußt; denn dat de Oll nahst ok en Swamm nehmen un de Geschicht rein wegwischen würd, dürwt' ick nich hoffen, ach nee, ick kennte sinen Gelen vel tau gand!

Un mit dese Höllenqualen in de Seel un mit dit Vorgefühl up minen Puckel set ick un hürte de Hochtid tau Kana lesen, wat Fritz Kallieszen un Krischan Siggelkow'n sur naug würd, bet dat des' Nahmiddag tau Enn' un de Schaulkinner nah Hus gingen, un min Oll un ick allein blewen in de Schaulstuw; denn Korl un Alwine, de ok dor bliwen wullen — ob sei wat markt hadden? — würden 'rutestickt.

Nu mot ick äwer minen Ollen sin Lowlied singen: von Schacht kein Red', de Gel blew ruhig in de Eck stahn! Hei behannelte de ganze Sak, wat sei ok wir, as Kinnern, trock de Geschicht in't Lächerliche, wotau hei jo ok recht hadd, un nehm mi dat Versprelen aw, dat ick so 'n Dummheiten nich wedder malen wull. Mi fel natürlich en Stein von 'n Harten, un dit rührte mi von minen Ollen doch so, dat ick mi würklich vörnehm, von nu aw an min Leiw — denn ut den Harten riten künn ick s' mi nich, dat hadd ok de Gel nich künnt — still in mi tau dragen un mit keinen Wurd un Blick mi tau verraden, wovel dat ick von Mriken Bockholt hel; wat mi äwer, ick möt dat hier man glik vertellen, man slicht gelungen is.

Oefters späder, wenn wi as Kinner mit einanner spelten, säden wi't uns nich, äwer wi wüßten't, dat wi uns gand wiren. Würd des Sommers „Möller von hinnen her" spelt, — Mriken un ick kemen ümmer tausam. Wir sei 's Sünndagsnahmiddags bi min Swester Alwine tau Besäuk, — Mriken un ick hadden ümmer miteinander tau dauhn. Ja, as ick späder in de Stadt up Schaulen wir, un Mriken mal up 'n Mark mit Eierplummen stünn — sei wir dunn all en gadlich Mäten —, kem ick mit all' min Schaulkameraden, de annern Gymnasiten, an — dat wir in de grot Twischenstunn' — un wi kofften ehr ehren ganzen Korw in 'n Uemseihn leddig, teihn Stück för 'n Schilling, blot von mi wull sei kein Geld annehmen; weißt woll noch, Mriken? Un so blew Mriken Bockholt eigentlich ümmer min stille Flamm', ja, ick will't nich swigen, dat ick mi mannigmal gor ernstlich fragen dat, wat woll in ehr 'ne Fru Pastorin steken kunn; denn ick wull dunntaumalen Paster warden.

Aewer nie nich sprök ick so 'n Gedanken ut, tau keinen Minschen, in de Ort hew ick minen Vadder min Wurd hollen, un dat wir gand. Denn Mriken, dat wir jo doch nicks mit uns beiden worden, du haddst Sinn för Käuh un ick för Bauker, un wi hewwt uns dat jo späder ok ihrlich ingestahn, as du all lang' 'ne glückliche Fru un ick all lang' en glücklichen Ehmann wir, un dunn heww ick di't ok vertellt, wat dunntaumalen up din Tafel stahn hadd. Aewer gande Frunn', dat sünd wi blewen, un dorüm will wi denn den Tag nich gram sin, an den uns' junge Leiw all furts den irsten Knacks wegkreg; wer weit, wat wi süs noch för Dummheiten makt hadden. Wat meinst du, Mriken?





Das Rosenwunder der heiligen Elisabeth.

Ein reicher Kranz von Sagen umrankt die Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen. Schon im Alter von vier Jahren wurde die Tochter des Königs Andreas von Ungarn auf die Wartburg gebracht und dort erzogen, um später dem Landgrafen Ludwig vermählt zu werden. Die fromme Fürstin verbrachte ihr Leben in Bußübungen und Werken der Nächstenliebe; sie war eine warme Beschützerin der Armen und eine treue Pflegerin der Kranken, denen sie oft alle Vorräte des Hofes spendete. Als sie einst wieder zu ihren Armen ins Thal geeilt war, um, diesmal gegen den Willen des Landgrafen, Lebensmittel zu verteilen, begegnete sie dem von der Jagd heimkehrenden Gatten. Auf seine Frage, was sie da im Mantel trage, antwortete die Landgräfin in ihrer Verlegenheit, sie habe Rosen gepflückt. Und als Elisabeth auf das Drängen des Gemahls den Mantel zurückschlug, da waren die Gaben in duftige Rosen verwandelt, und ein Glorienschein umstrahlte das Antlitz der Landgräfin. Diese Scene hat der junge Wiener Bildhauer Johannes Raszka, ein Schüler der Professoren Hellmer und von Zumbusch, zum Vorwurf für ein Relief genommen, das im Auftrage des kunstsinnigen Erzherzogs Eugen für den Deutschen Ritterorden, dessen Hoch- und Deutschmeister er ist, ausgeführt wurde. Das in französischem Sandstein ausgeführte Relief hat eine Höhe von 2¼ Metern und wird als Wandschmuck Verwendung finden.





Uferabbruch bei Neudorf im Königreich Sachsen.

Aus dem preussischen Urwald.

Von

Paul Buchholz.

Es ist fast unglaublich, aber wahr, daß in dem Kulturstaate Preußen noch Zustände herrschen, die durch ihre Eigenart und Wildheit an die Urwälder Amerikas erinnern. Der Fluß, der jener Gegend den wildromantischen Charakter verleiht, führt den friedlichen Namen „Schöps“, aber er bringt Unheil und Elend über das ganze Spreethal. Der „Schwarze Schöps“ ist ein rechter Nebenfluß der Spree in der Provinz Schlesien und entsteht aus dem Weißen und Schwarzen Schöps. An seinen Ufern liegen die Quellen der Spreeversandung. Teils kahle, teils bewaldete Sandberge begleiten den Fluß auf einer Strecke von mehr als zwei Meilen; bisweilen erreichen sie eine Länge von einigen hundert Metern und eine Höhe bis zu 12 Metern. Das Wasser zwängt sich in beständigen Krümmungen zwischen diesen Bergen hindurch und schießt bald nach dem linken, bald nach dem rechten Ufer. Auf diese Weise werden die sandigen Ufer dauernd unterwaschen, bis sie infolge des eignen Uebergewichts mit lautem Krachen herunterbrechen und Bäume in allen Stärken mit sich hinabreißen. Hie und da fallen die Bäume quer über den Fluß, so daß im Nu Stromsperren entstehen, die bei niedrigem Wasserstande als Brücken primitivster Art erscheinen. Da ein solcher Bergrutsch ganz plötzlich erfolgt und sich vor dem Abbruch schwer untersuchen läßt, wie weit der Berg unterspült ist, so sind derartige Stellen zu Fuß nicht ohne Lebensgefahr zu passieren.

Infolge der hohen, zumeist steilen Ufer des Schöps und seines krummen Laufes ist es nur vom Kahne aus möglich, die Romantik des Urwaldes und seine Gefahren in ihrem Umfange zu begreifen. Vor allem gehört dazu ein kundiger Fährmann. Die verschiedenen Abbruchstellen lassen erkennen, daß das Wasser ununterbrochen am Ufer nascht. Die abgestürzten Bäume liegen bald quer, bald spitz-, bald stumpfwinkelig zum Ufer, bald der Länge nach im Wasser



Kahler Sandberg, 8 Meter hoch.

oder noch auf der Böschung, um mit dem nächsten Abbruch ins Wasser zu gelangen. Hier verhindern sie nicht nur den Abfluß, sondern bedingen namentlich das Anschwemmen der im Wasser treibenden Hindernisse, mit denen zusammen nach Schätzung von Sachverständigen einen Wert von 100 Mark repräsentiert. Zahlreiche Stämme ragen auch in allen möglichen Winkeln und Himmelsrichtungen aus dem Wasser hervor oder bis nahe an den Wasserspiegel



Herniederbrechende Schonung.



Zwei aufeinanderfolgende Stromsperren.

sie während der Hochflut die Gefahr der Ueberschwemmung erhöhen. Andre, halbentwurzelte Bäume hängen drohend in das Flußbett hinein, um über kurz oder lang dem gleichen Schicksal zu erliegen. Keinem Menschen fällt es ein, die Bäume, und sei es nur als Brennholz, zu verwerten. So ist es gekommen, daß am „Schwarzen Schöps" Eichenblöcke seit Generationen im Wasser liegen, von denen mancher heran, weshalb der Ruderer die Gefahr des Kenterns nicht aus dem Auge verlieren darf.

Es treiben beim Hochwasser Eichen von 16 Meter Länge auf der Spree, die selbst den festesten Bau zerstören, wenn es nicht gelingt, ihnen den Durchfluß durch die Brücke zu ermöglichen. Gewiß giebt es im Königreich Preußen keinen Fluß weiter, an dessen Ufern ähnliche Urwaldzustände



Unterwaschener Sandberg, 10 Meter hoch

herrschen. Zwar existiert seit dem Jahre 1873 eine Verordnung der Königlichen Regierung zu Liegnitz, welche eine jährliche Räumung des Schöps und die Instandhaltung der Ufer desselben vorschreibt. Aber diese Verordnung ist seitens der Stromaufsichtsbehörde nie zur Ausführung gelangt, sonst könnte der „Schwarze Schöps", der danach eine Normalbreite von 20 Metern haben soll, nicht durchschnittlich nur 5 Meter breit sein. Aus dieser Einengung erklärt sich neben dem natürlichen Gefälle der ungewöhnlich rasche Lauf des Schöps, dessen Uferabbrüche seit einem Menschenalter erfolgen und sehr bedeutende sind. Tausende von Kubikmetern Sand werden der Spree bei jedem Hochwasser zugeführt. Im Schöps kann die Ablagerung der Sandmassen aus dem angeführten Grunde nicht erfolgen; sie beginnt vielmehr erst in der Spree bei dem Dorfe Spreewitz oberhalb Spremberg, wo das Wasser anfängt ruhiger zu fließen. Je mehr man sich Spremberg nähert, desto niedriger werden die Spreeufer, bis sie zuletzt mit dem Wasserspiegel in dem gleichen Niveau liegen. Die Spree ist hier total versandet.

Seit fünfzig Jahren rufen die Anwohner der Spree vergeblich um Hilfe. Die häufigen Ueberschwemmungen, die lediglich eine Folge der Spreeversandung sind, haben das Spreethal, einen ehemals fruchtbaren und gesegneten Landstrich, der 150000 Einwohner zählt, zum größten Teil entwertet. Ueppige Aecker, deren Erträge einen seßhaften Bauernstand schufen, sind vernichtet, saftige Wiesen, auf denen einst tuberkelfreies Mastvieh weidete, in verpestete Sumpflöcher verwandelt. Hier seufzt ein ehemals zufriedenes Volk, das mit sehenden Augen der völligen Verarmung entgegengeht. Alle Hilferufe aus dem Spreethale sind wirkungslos verhallt, weil weder die Provinz Schlesien, die den Sand an die Spree abgiebt, noch die Provinz Brandenburg, die denselben aufnehmen muß, es für ihre Pflicht gehalten haben, dem wilden Schöps sein Handwerk zu legen. Erst seitdem der preußische Landwirtschaftsminister von Hammerstein-Loxten mit einer größeren Zahl von Herren seines Ressorts die beschwerliche Wasserfahrt durch den preußischen Urwald unternommen und seiner Entrüstung über die unglaublichen Zustände den nötigen Ausdruck gegeben hat, scheint es, als ob die Regulierung der Spree und ihrer Nebengewässer nunmehr erfolgen soll. Dringend notwendig aber ist auch die Korrektion der vernachlässigten Spreeufer im Königreich Sachsen, wenn nicht die ganze Regulierung, die nunmehr von seiten Preußens in Angriff genommen werden dürfte, als Stückwerk erscheinen soll.





Flusskrümmung mit Abbruchstelle.

Die Schöpfungssagen bei den Ureinwohnern Amerikas.

Von

L. Holthof.

In seinen mythologischen Ueberlieferungen pflegt ein Volk sich das zu erhalten, was es sich von Erinnerungen an die Anfänge seines geistigen Daseins bewahrt hat. Die Bildung des Mythus fällt vor die geschichtliche Zeit. In ihm sucht der zum Bewußtsein seiner selbst erwachte Mensch sich Klarheit über die ihn umgebende Natur und die in ihr waltende Gesetzmäßigkeit zu verschaffen. Er beobachtet den Wechsel von Licht und Dunkel, von Tag und Nacht, von Jahreszeit zu Jahreszeit, von Jahr zu Jahr, und was sein Auge erschaut, verkörpert sich ihm in ein Bild, in ein Sinn- und Gedankenbild. Die Kräfte der Natur nehmen die Gestalten lebender Wesen an, und in diesen Wesen, die zu ethischen Gewalten geworden, erkennt der Mensch die Lenker seines Geschicks. Die Geschichte der Mythenbildung erforschen, heißt das geistige Dasein eines Volkes bis zu seinen Anfängen verfolgen. Leider stellen sich dieser so anziehenden und fesselnden Forschung die größten Hindernisse entgegen: nirgendwo haben sich mythologische Ueberlieferungen vollständig oder rein erhalten; was auf unsre Zeit gekommen, ist lückenhaft und getrübt, und vielfach stellen sich uns die verschiedenen Kreise der Ueberlieferung als ineinander überfließend dar. Von diesen Kreisen vermögen wir bei den heutigen Kulturvölkern nur noch zwei zu unterscheiden, den arischen und den semitischen, letzteren jedoch nur in ganz allgemeinem Umriß. Bei den arischen Völkern hat die fortschreitende Kultur sich als eine der Erhaltung der alten Ueberlieferung feindliche Macht erwiesen. In Indien erstickte die spekulative Weisheit der Brahmanen die einstige Volksreligion. Bei den Griechen und Römern hatte die Kunstdichtung sich frühzeitig der aus der Vorzeit stammenden Sagenstoffe bemächtigt, und bei den modernen Völkern wehrte das Christentum der Erhaltung der „heidnischen" und darum verdammenswerten Ueberlieferung. Wenn Germanen, Kelten und Slawen sich trotzdem manches aus dem Sagen- und Liederschatze der Vorzeit zu erhalten vermochten und das von ihnen Erhaltene in erster Linie die wissenschaftliche Forschung in den Stand gesetzt hat, sich die Natur des Mythus zu erschließen und den Spuren der Mythenbildung nachzugehen, so reicht es doch nicht aus, uns eine vollkommene und in sich abgeschlossene Anschauung einer der alten, auf Naturanschauung beruhenden Volksreligionen zu geben.

Hierzu hat uns glücklicherweise eines der absterbenden Naturvölker oder vielmehr ein amerikanischer Forscher verhelfen sollen, der es sich zum Ziele gesetzt hat, die Volksüberlieferungen einiger der im Verschwinden begriffenen Indianerstämme Nordamerikas der Nachwelt zu erhalten. Es ist dies Jeremiah Curtin, dem wir bereits eine ganze Reihe wertvoller Werke über mythologische Ueberlieferungen in Irland, Rußland, den südslawischen Ländern und Ungarn verdanken. In seinem kürzlich erschienenen Buche über die „Schöpfungssagen im alten Amerika"*) ist er in der Lage, uns ein mythologisches System zu veranschaulichen, das, vollständiger als irgend ein andres, sich so, wie es sich seit unvordenklicher Zeit bis zur Entdeckung Amerikas entwickelt hatte, in ungetrübter Reinheit bis auf diesen Tag erhalten hat. Das Buch des amerikanischen Forschers dürfte eines der interessantesten der in jüngster Zeit erschienenen sein, es bahnt der Mythenforschung vollständig neue Wege und ist dabei in seinen einzelnen Teilen so unterhaltend, wie es nur irgend eine der klassischen Sagen- oder Märchensammlungen der Weltlitteratur sein kann.

Der Verfasser giebt uns zweiundzwanzig Erzählungen, von denen neun auf den Stamm der Wintu- und dreizehn auf den Stamm der Yana-Indianer entfallen. Beide Stämme bewohnen das Thal des Sacramentoflusses in Kalifornien; einst volkreich und mächtig, sind sie heute bis auf kümmerliche, wenn vielleicht auch noch widerstandsfähige Reste zusammengeschmolzen. Sie stehen in keinem näheren Verwandtschaftsverhältnisse zu einander und reden vollständig verschiedene Sprachen. Dementsprechend haben auch die Erzählungen in ihrem Inhalt nichts miteinander gemein; in jeder Sammlung treten andre Persönlichkeiten auf, und in jeder handelt es sich um besondere Begebenheiten. In allen jedoch tritt ein und dasselbe mythologische System hervor, und dieses System ist das gleiche, das uns bei allen Indianerstämmen Amerikas begegnet. Es handelt sich daher um religiöse und sittliche Anschauungen, die einst über fast einen ganzen Erdteil verbreitet waren und viele Millionen von Anhängern hatten.

In diesem System treten zunächst die Schöpfungssagen hervor. Sie geben eine vollständige und genaue Schilderung von dem Ursprunge der Welt und aller in ihr begegnenden Dinge und Geschöpfe. In den verschiedenen Erzählungen, aus denen der erwähnte Sagenkreis sich zusammensetzt, wird uns eine frühere Welt geschildert, mit Daseinsbedingungen und sittlichen Gesetzen, nach denen sich das Leben der ersten Menschen in Amerika gebildet hat. In dem Dasein dieser Vorwelt lassen sich zwei verschiedene Zeiträume unterscheiden, Tage, die in ungestörtem Frieden und vollkommener Eintracht verliefen, und solche, in denen es zu Gewaltthat, Zwietracht und Kampf kam. Der Abschluß und das Ergebnis der zweiten Periode war die Erschaffung alles dessen, was es auf Erden außer dem Menschen von lebenden Wesen giebt. Der Mensch nimmt in dem amerikanischen Schöpfungsplan eine absolute Sonderstellung ein; er ist ein Wesen für sich, das mit den übrigen nichts gemein hat. Vor allem aber gehört er dem amerikanischen Boden an. Als die amerikanischen Mythen sich bildeten, kannte man von den Weißen noch nichts, ebenso wie jeder andre Volksstamm und jeder andre Weltteil als der der westlichen Hemisphäre außer Betracht blieb.

Ein Indianer hat seine Schöpfungsgeschichte kurz in folgenden Worten zusammengefaßt: „Vor der Welt, in der wir gegenwärtig leben, war eine andre vorhanden. Es war das die Welt der ersten Leute, die von uns ganz und gar verschieden waren. Diese Leute waren äußerst zahlreich, so zahlreich, daß, wenn man alle Sterne am Himmel, alle Federn der Vögel, alle Haare und alles Pelzwerk der Tiere und alle Haare auf unsern Häuptern zusammenzählen wollte, sie doch nicht eine Zahl ergeben würden, die so groß wie die der ersten Leute wäre! Diese ersten Leute lebten lange zufrieden und glücklich. Niemand aber vermag zu sagen, wie lange das dauerte. Schließlich änderte sich, von ganz wenigen abgesehen, ihre Sinnesart. Sie gerieten in Streit miteinander; einer trat dem andern zu nahe, einer verletzte den andern, bewußt oder unbewußt, absicht-

*) Creation Myths of Primitive America in Relation to the History of Mankind and Mental Development of Mankind. By Jeremiah Curtin. Williams and Norgate, London and Edinburgh.

lich oder unabsichtlich, einer wollte irgend ein bestimmtes Ding haben, und ein andrer begehrte gleichfalls nach demselben. Dadurch kam es zum Kampf, und es folgte nun eine Zeit der Unruhe und des Unfriedens, die erst ein Ende nahm, als der größere Teil der ersten Leute — das heißt alle bis auf eine ganz kleine Anzahl — in die verschiedenen Arten von lebenden und sonstigen Dingen verwandelt worden waren, die sich mit Ausnahme des Menschen nunmehr auf Erden befinden oder sich von jeher dort befunden haben, das heißt in alle Arten sowohl von vierfüßigen Tieren, Vögeln, Kriechtieren, Fischen, Würmern und Insekten wie auch von Bäumen, Pflanzen und Gräsern, aber auch in Felsen und einige Berge; sie wurden in alles verwandelt, was wir jetzt am Himmel und auf Erden sehen. Die kleine Anzahl der ersten Leute aus jenen Tagen, die friedfertig und eines Sinnes blieben, verließ die Erde, segelte westwärts, passierte die Linie, wo der Himmel bis auf die Erde herabreicht und mit ihr zusammenstößt, und segelte weiter nach darüber hinaus gelegenen Orten; dort blieben sie oder zogen aufwärts nach höheren Regionen und lebten dort einträchtig miteinander; und das thun sie heute noch, und sie werden auch später so fortleben."

Man sieht, die amerikanische Mythologie beginnt mit einer weiter nicht bekannten, großen und unbestimmten Anzahl unerschaffener Wesen, mit andern Worten, unabhängig voneinander bestehender Persönlichkeiten oder Gottheiten. Diese Gottheiten waren anfangs überall vorhanden, es gab nichts außer ihnen, nichts neben ihnen und nichts über ihnen. Sie erhielten sich ungemessene Zeiträume hindurch, oder vielmehr während einer Zeit, die in einzelne Abschnitte zerfallen würde, wenn es einen Maßstab zu ihrer Messung gäbe. Sie lebten in vollkommener Eintracht nebeneinander in der Ruhe eines vorweltlichen chaotischen Gemütszustandes, der eine bezeichnende Aehnlichkeit mit der noch ungeschiedenen und in Trägheit verharrenden Materie hat, die nach der Nebulartheorie den Weltraum erfüllte, bevor ihr der erste Anstoß zur Bewegung gegeben wurde.

Schließlich nimmt dieser lange Zeitraum ein Ende; die meisten der anfänglichen Leute scheiden sich nach ihrer Gemütsart, der Charakter entwickelt sich und tritt sichtbar hervor; es kommt zu Nebenbuhlerschaften, Zusammenstößen und Kämpfen.

Die amerikanischen Schöpfungssagen bilden, soweit wir sie kennen, einfach eine Reihe von Berichten über Kämpfe, Ereignisse und die verschiedenen Arten, auf welche die ursprüngliche Welt in die jetzt vorhandene verwandelt wurde. Diese Verwandlung ging auf verschiedene Weise vor sich. Nach den Ueberlieferungen gewisser Stämme oder Völkerschaften wurde sie hauptsächlich durch Kämpfe zwischen feindlichen Persönlichkeiten bewirkt. Ein großer und starker Gott überwältigt eine beträchtliche Zahl von Gegnern und verwandelt jeden von ihnen in ein vierfüßiges Tier, einen Vogel, ein Insekt oder eine Pflanze; immer aber entspricht das so entstehende Tier oder sonstige Geschöpf irgend einer geistigen Fähigkeit oder einer Charaktereigenschaft der Gottheit, aus der es hervorgegangen ist. In gewissen vereinzelten Fällen sind die Gegner an Macht einander fast gleich; der Kampf schwankt hin und her und nimmt lange Zeit in Anspruch. Gewinnt endlich der eine den Sieg, dann sagt er: „Ich wünsche, du sollst dieses oder jenes sein," und er nennt dann ein Wesen, in das der Unterlegene verwandelt werden soll. In dem gleichen Augenblick wendet sich indes der Besiegte gegen den Sieger und entsendet gegen ihn sein Parthergeschoß. Er sagt: „Du sollst nichts mehr sein als das oder das," und er nennt dann gleichfalls den Gegenstand, zu dem der Gegner umgeschaffen werden soll. Die Verwandlung tritt auf beiden Seiten sofort ein, und jeder geht in der Gestalt von dannen, die anscheinend der Gegner ihm auferlegt hat, die in Wirklichkeit aber die ihm schon lange zukommende war.

Es giebt Fälle, in denen der Gott zahlreiche und mächtige Gegner indirekt durch eine ihm beiwohnende besondere Wunschgabe verwandelt. So weiß es unter anderm der Held einer Sage einzurichten, daß eine große Anzahl der ursprünglichen Erdbewohner sich bei ihm zu einem festlichen Gelage zusammenfindet. Während sie mitten in ihrem fröhlichen Treiben begriffen sind, schleicht er sich vor das Haus und spricht dabei die Zauberformel aus: „Ich wünsche, die Wände dieses Hauses wären Feuerstein und das Dach gleichfalls." Im nächsten Augenblick ist das Haus seinem Wunsche entsprechend verwandelt. Darauf sagt er: „Ich wünsche, dieses Haus befände sich in Gluthitze." Sofort trifft auch das zu. Seine Feinde befinden sich drinnen in höchster Not; sie rennen wild hin und her, sie schreien und suchen einen Ausweg. Sie finden keinen, sie sind rettungslos verloren. Der Kopf zerspringt ihnen vor Hitze. Aus dem Kopfe des einen entweicht eine Eule und fliegt durch das Rauchloch davon, aus dem eines andern geht eine Weihe hervor, die den gleichen Ausweg nimmt, aus dem eines dritten fliegt ein Habicht auf, der den beiden ersten folgt, und so geht es fort, bis jeglicher Kopf in dem Feuersteinhause zerspringt und seinen Insassen herausläßt. Alle fliegen fort, und die ganze Gesellschaft wird verwandelt. Jeder wird das, was seinem Charakter entspricht; er wird das äußerlich und sichtbar, was er innerlich und insgeheim schon lange gewesen ist.

Der Held konnte in dem vorliegenden Falle seine Gegner nicht direkt durch seine Wunschgabe verwandeln, er konnte das ihm innewohnende Vermögen nicht bethätigen, wann es ihm beliebte, und nicht überall, wo er eine große Gesellschaft fand; er mußte sie veranlassen, sein Haus zu betreten, und dann verwandelte er dieses in Feuerstein und versetzte es in glühenden Zustand. Als der Augenblick der furchtbaren Todesangst kam, offenbarte sich der wahre Charakter der einzelnen Gäste; jeder einzelne Kopf zersprang, und es trat nun die wirkliche Persönlichkeit hervor.

In manchen Fällen vollzieht sich die geistige Umwandlung der ursprünglichen Erdbewohner so, daß sie sich dessen bewußt sind, was mit ihnen vorgeht. Sie sind auf die Verwandlung vorbereitet und willig, sich ihr zu unterziehen, aber es ist kein unmittelbarer Anlaß dazu vorhanden, es droht kein Kampf, in dem der Sieger Gelegenheit hätte, die Wunschformel auszusprechen. Diese Leute verwandeln sich selbst, indem sie den Verwandlungswunsch verlautbaren lassen und so die Metamorphose bewirken. Andre wieder wissen gleich allen, daß ein neues Geschlecht kommen soll, und daß sie, wenn die Verwandlung nicht vorher schon eingetreten ist, sobald es erscheint, von ihr betroffen werden. Die noch nicht verwandelten ersten Erdbewohner, deren es verhältnismäßig nur noch wenige giebt, suchen dem ihnen drohenden Schicksale zu entgehen, doch vergeblich, ihre Bemühen bleibt ohne Erfolg. Im fernen Osten gewahren sie den Rauch von den Feuern der herannahenden neuen Erdbewohner, der Indianer Amerikas, oder hören das Bellen ihrer Hunde, und in diesem Augenblick nehmen sie die Gestalten an, die ihnen vorbehalten sind. Andre retten sich eine Zeitlang und halten sich an dunkeln Orten verborgen, allein die Indianer dringen überallhin, und die Verwandlungen gehen fort, bis sich das Schicksal der „ersten Leute" vollendet hat.

Mit der Verwandlung des letzten der ursprünglichen Erdbewohner oder der Gottheiten ist die gegenwärtige Ordnung der Dinge hergestellt. Es giebt jetzt in der Welt Wesen von drei verschiedenen Arten und Abstufungen. Zunächst die kleine erhaltene Zahl der „ersten Leute", deren innere Natur sich nie verändert hat, diejenigen Götter, die sich zurückgezogen haben und heute noch in ihrer ursprüng-

lichen Reinheit und Eintracht an Oertlichkeiten außerhalb des Himmels oder über demselben leben, dann die große Mehrzahl der Götter, die zu allem geworden sind, was jetzt die Welt mit alleiniger Ausnahme der Indianer erfüllt, und schließlich die Indianer selbst.

Nachdem dieser Kreis sich geschlossen, eröffnet sich ein weiterer Ausgangspunkt, und wir treffen eine neue Gruppe von Mythen an, die sich mit der gegenwärtigen Welt beschäftigen, so wie diese sich jetzt mit ihren Vorgängen darstellt — Erzählungen von Konflikten, die stets wiederkehren, die begannen, bevor die Verwandlung der ursprünglichen Erdbewohner sich vollständig vollzogen hatte, Konflikten, die jetzt noch fortdauern und beständig fortdauern werden, Kämpfen zwischen Licht und Finsternis, Wärme und Kälte, Sommer und Winter, Winden, die in verschiedener Richtung wehen — kurz, mit der Darstellung von Vorgängen und Erscheinungen, welche die Aufmerksamkeit von wilden Menschen mehr auf sich lenken als die von andern, weil die Wilden ein Leben führen, das sich in ihrer unmittelbaren Gegenwart abspielt. Diese zweite Gruppe enthält eine Anzahl von Sagen, die zum Teil von wunderbarer Schönheit und durchaus geeignet sind, das Interesse auch des Gebildeten zu fesseln. Sie beschäftigen sich mit dem Verhältnisse der Erde zu dem Himmel und der Sonne, wobei Himmel und Sonne bald als eine einzige Persönlichkeit, bald als gesonderte Wesen erscheinen. Zu ihnen treten eine, zuweilen aber auch zwei auf Erden geborene Persönlichkeiten in bestimmte Beziehungen. In der einfachsten Gestalt dieser Sagen wird die Erdjungfrau dadurch, daß die Sonne sie erblickt, Mutter und schenkt einem großen Helden das Leben, dem hauptsächlichsten Wohlthäter der Indianer. Dieser Held verleiht seinem Stamme alle Gaben, die zur Fristung des Lebens nötig sind, und durch ihn leben und gedeihen die Menschen. Unter welchem Namen dieser Held auch auftreten mag, immer ist er in Wirklichkeit das warme Licht, das wir bei schönem Wetter über dem Erdboden in schwingender, zitternder und tanzender Bewegung gewahren. Er ist der Sohn der jungfräulichen Erde, die keinen andern Gemahl erkannt hat als den, der von der Höhe des Himmels auf sie herabgeblickt hat.

Das Leben der ersten Erdbewohner wird in den Schöpfungssagen beschrieben und als ein Muster aufgestellt, nach dem der gläubige Indianer das seinige stets und überall einzurichten hat. Alle Einrichtungen der Urbewohner Amerikas wurden nach denen der „ersten Leute“ gemodelt. Jede Handlung des Indianers in Krieg und Frieden erhielt, mochte er nun als Einzelwesen oder als Stammesmitglied in Betracht kommen, Rechtfertigung nur aus der Welt der „ersten Leute“, der Gottheiten des amerikanischen Altertums. In dem ganzen Erdteile gab es keine Einrichtung, kein Herkommen, kein Recht, keinen Gebrauch, nichts dieser Art, was theoretisch nicht göttlichen Herkommens gewesen wäre. Die Indianer Amerikas handelten bei jeder Gelegenheit stets nach vorgeschriebener Weise, weil die Götter, das heißt die Bewohner der Welt, die der jetzigen vorhergegangen war, unter den gleichen Verhältnissen und Bedingungen ebenso gehandelt hatten. Kein Volk konnte religiöser als die Urbevölkerung dieses Erdteils sein, denn in ihrem Leben konnte nichts vorkommen, für das es nicht eine Verhaltungsmaßregel göttlichen Ursprungs gegeben hätte.

Der Wert dieses Religionssystems liegt vor allem darin, daß es vollständig und für jeden seiner indianischen Bekenner wohl begründet und symmetrisch entwickelt ist. In der Religion der Urbewohner Amerikas hat die Spekulation keinen Raum, alles beruht auf einfacher thatsächlicher Feststellung; Abstraktionen sind unbekannt, weil die Eigenschaften sich stets mit Persönlichkeiten decken.

Zutreffend bemerkt in dieser Hinsicht der Verfasser in der geistvollen Einleitung zu seinem Werk:

„Als die Europäer zum ersten Male das Festland Amerikas betraten, war das mythologische System der Ureinwohner noch unerschüttert und vollkommen. Fremde Eroberer und fremde Ideen waren noch nicht nach diesem Erdteil gedrungen. Die Einwohner hatten in geistiger Abgeschlossenheit gelebt, ganz und gar unberührt von jedem auswärtigen Einfluß. Die Weltgeschichte hat kein zweites Beispiel eines Systems geistiger Vorstellungen aufzuweisen, das seine Entwicklung auf einem gleich großen Gebiete gefunden hätte. Das bewohnte Amerika erstreckte sich von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von mehr als neuntausend englischen Meilen, das heißt in einer Ausdehnung, die fast ein Drittel des Erdumfangs und beträchtlich mehr als den Erddurchmesser beträgt. Dieses Landgebiet maß im Norden sowohl wie im Süden, da, wo es am breitesten war, mindestens dreitausend Meilen. Ueber diesen gewaltigen Teil der Erdoberfläche mit seinem endlosen Wechsel von Boden, Klima, Landschaft und Lebensbedingungen hatte sich ein System ursprünglicher Lebensweisheit verbreitet, dem an Vollständigkeit und an Reichtum seiner Gedankenbilder kein andres zur Seite zu stellen ist. Man darf daher wohl sagen, daß wir in Amerika ein Denkmal menschlichen Geistes haben, das absolut unerreicht dasteht, das einzig ist, so weit menschliche Erfahrung reicht. Sein Hauptwert liegt aber darin, daß es ursprünglich ist und sich in ihm die Gedankenarbeit von Jahrhunderten birgt, die weiter zurückliegen als diejenigen, deren auf der östlichen Hemisphäre in heiligen Schriften, Geschichtswerken oder einer auf Ziegeltafeln, Thoncylindern oder Papyrusrollen gedacht wird.“

Wir unsrerseits möchten zum Schlusse noch einmal auf den litterarischen Charakter der mitgeteilten amerikanischen Sagen hinweisen. Die einzelnen Erzählungen, die von Wort zu Wort so wiedergegeben werden, wie sie sich im Volksmunde der Indianer erhalten haben, geben ein in seiner schlichten Eindringlichkeit so liebenswürdiges Erzählertalent zu erkennen, daß man die Sammlung nur noch reichhaltiger wünschen möchte. Auffallend ist die Aehnlichkeit einzelner Züge mit europäischen Sagen und Märchen, wie mit unsern Däumlingsmärchen und der Sage von der trojanischen Helena. Jeder Gedanke an eine Urverwandtschaft schließt sich von selbst aus; wir finden einfach wieder einmal den alten Satz bestätigt, daß gleiche Ursachen unter gleichen äußeren Verhältnissen zu den gleichen Ergebnissen führen.



Die Eisenbahnen der Welt.

„Zahlen reden“ und „Zahlen beweisen“, es sind das zwei Schlagworte, die stets wiederkehren, wenn es sich um statistische Erörterungen handelt. An sich läßt sich gegen sie wenig einwenden, nur hat der Zahlenbeweis, so durchschlagend er sein mag, etwas Mißliches an sich: er ist nicht anschaulich, denn es ist nicht jedermanns Sache, aus Zahlenreihen und Zahlengruppen Vorstellungen oder Bilder bestimmter Verhältnisse herauszulesen, und im günstigsten Falle bedarf es zu dieser geistigen Operation einer gewissen Zeit. Es ist daher kein übles Auskunftsmittel, das tote Ziffernmaterial in lebendige Anschauung umzusetzen, so etwa, wie es in dem beigegebenen Bildchen geschehen ist. Dasselbe soll eine vergleichende Zusammenstellung der Schienenlänge in den Hauptländern der Erde geben. Die Gesamtschienenlänge der einzelnen Länder wird dabei durch die Größenverhältnisse der verschiedenen Lokomotiven zur Anschauung gebracht. An der Spitze steht ein wahrer Maschinenkoloß, eine Mammut-Lokomotive, die ein Bild von der Ausdehnung der Schienengeleise in den Vereinigten Staaten Nordamerikas giebt. Das Schienennetz des großen transatlantischen Freistaates ist das umfassendste der Welt, es weist eine Gesamtlänge von 184 522 englischen Meilen auf, 58 000 Meilen mehr, als die übrigen fünf in die Darstellung aufgenommenen Länder zusammen genommen haben. Die zweite Stelle nimmt Deutschland ein mit 29 984 Meilen, dann kommen Frankreich mit 25 862, das europäische Rußland mit 25 357, Großbritannien mit 23 534 und Britisch Indien mit 21 543 Meilen.

Die Ausdehnung des Schienennetzes ist indes kein absoluter Maßstab für Größe und Bedeutung des Eisenbahnwesens der verschiedenen Länder. Eine große Rolle spielt dabei unter anderm die Anzahl der vorhandenen Lokomotiven. Auch in dieser Hinsicht behaupten die Vereinigten Staaten den Vorrang mit 36 746 Stück; an zweiter Stelle kommt Großbritannien mit 19 602, an dritter Deutschland mit 16 842, an vierter Frankreich mit 10 502, an fünfter Rußland mit 8748 und an sechster Britisch Indien mit 4258 Lokomotiven. Dividiert man die Länge des Schienenwegs mit der Anzahl der Lokomotiven, so kann man sich ein annähernd richtiges Bild von dem mehr oder minder intensiven Verkehr auf den Eisenbahnen der in Betracht gezogenen Länder machen. Ganz genau werden die hierbei gewonnenen Verhältniszahlen nicht sein, denn Größe und Zugkraft der Lokomotiven sind in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Lokomotivenungetüme, wie sie auf einzelnen Strecken der Vereinigten Staaten vorkommen, das heißt Maschinen, die ohne Tender 100 Tonnen wiegen und im stande sind, auf ebener Bahn einen Zug von einer englischen Meile Ausdehnung und mehr als 5000 Tonnen Gewicht zu ziehen, hat kein andres Land der Welt aufzuweisen.

Ziehen wir die Anzahl der vorhandenen Passagierwagen in Betracht, so kommen bei einem Vergleich mit den andern Ländern die Vereinigten Staaten erst an dritter Stelle. Den Vorrang nimmt Großbritannien mit der überaus stattlichen Zahl von 62 252 Wagen ein, dann kommen Deutschland mit 34 590 und die Vereinigten Staaten mit 33 893 Wagen. Aber auch hier muß das von den Lokomotiven Gesagte berücksichtigt werden: Größe und Tragfähigkeit der Wagen wechseln in den verschiedenen Ländern. Die großen amerikanischen vierachsigen Wagen sind zum Beispiel fast noch einmal so groß als die englischen drei- und zweiachsigen und fassen 30 bis 50 Prozent Passagiere mehr.

Was die Güterwagen anlangt, so verfügen die Vereinigten Staaten bei weitem über den größten Park, ganz abgesehen davon, daß der europäische Güterwagen ein wahrer Zwerg im Vergleich zu seinem amerikanischen Genossen ist. Auf den Linien der Vereinigten Staaten rollen nicht weniger als 1 284 807 derartige Wagen, also ungefähr doppelt so viel als auf denen Großbritanniens und viermal so viel als auf denen Deutschlands oder Frankreichs.

In der Passagierbeförderung überflügelt Großbritannien alle übrigen Länder mit einer jährlichen Kopfzahl von 1 062 911 100. Die Vereinigten Staaten kommen mit jährlich 698 342 000 Passagieren erst an zweiter Stelle, und es sind dabei noch die 183 000 000 auf den Manhattan Elevated Roads in New York eingerechnet. Deutschland weist an dritter Stelle immerhin noch die stattliche Zahl von 646 461 000 auf, während in ziemlich erheblichem Abfall Frankreich mit 382 240 316, Britisch Indien mit etwas mehr als 160 000 000 und Rußland mit etwa 97 000 000 folgen. Bezüglich des Güterverkehrs nehmen, wie man sich denken kann, die Vereinigten Staaten wieder die erste Stelle ein; auf ihren Linien werden jährlich 913 Millionen Tonnen Waren befördert, auf denen Großbritanniens 437, auf denen Deutschlands 276, auf denen Rußlands 97 und auf denen Britisch Indiens 39. J. L.



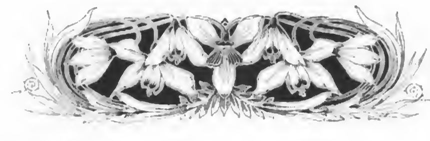
Nach „Scientific American“.

John Ruskin.

Mit John Ruskin, der am 20. Januar im Alter von 81 Jahren in Lancaster verschied, hat England seinen größten Kunstkritiker verloren, wie denn überhaupt mit ihm einer der bedeutendsten Kunstphilosophen aller Zeiten und Völker dahingegangen ist. Zu London im Februar 1819 geboren und auf der Universität Oxford vorgebildet, schrieb er schon im Alter von 23 Jahren das epochemachende Werk „Die modernen Maler, von einem in Oxford Promovierten". Ausgehend von einer begeisterten Lobrede auf den Landschaftsmaler Turner, stellte er ganz neue, der akademischen Schablone schroff widerstreitende Grundsätze auf, die in dem Mahnrufe, zur Natur zurückzukehren, gipfelten. Mit tiefer Sachkenntnis sowohl in den Dingen der Natur wie in der Maltechnik wies er überzeugend das damals noch nirgends geahnte Recht des Realismus nach und verlangte als gebieterische Notwendigkeit von den Künstlern die genaueste Beobachtung der Natur in ihren kleinsten Einzelheiten, die Befolgung des Gesetzes, daß der Raum lückenlos erfüllt ist von Erscheinungen, das Studium der Wolken, der Luft, des Lichtes, die Rücksicht auf den Umstand, daß naturnotwendig ein Engländer in England die Natur nicht so malen könne, wenn er wahr bleiben wolle, wie der Italiener in Italien. Ruskins Erörterungen waren nicht in einem trocken lehrhaften oder ästhetisch verschnörkelten Stil, sondern in glänzendster Sprache voll Poesie und edler Begeisterung geschrieben. Er gab damit nicht nur dem in Sachen der Kunst überaus schwerfälligen englischen Publikum, sondern insbesondere auch den Künstlern, wenigstens den jüngeren unter ihnen, den leitenden Gedanken und wurde so der Begründer der neuenglischen Kunst. Als unter der Führung von Dante Gabriel Rossetti die „Präraffaeliten" in England auftraten und ihre die Naivität der Frührenaissance nachgestaltenden Bilder dem Hohngelachter und Spott des Publikums und der Kritik begegneten, trat er für die Geschmähten in die Schranken und wies ihr Recht, seine früher ausgesprochenen Grundsätze erweiternd, nach, indem er erklärte, daß sie mit ihrer schattenlosen Malerei der Wahrheit der Natur näher kamen als die Akademiker mit ihren hergebrachten schweren Gegensätzen von Hell und Dunkel. Auch diesmal besiegte er die öffentliche Meinung. Bald war er der widerspruchslos anerkannte Führer Englands in allen Kunstsachen. Nunmehr erweiterte er seine Lehrmeinung zu einem weit umfassenden System der Kunst in ihrem Zusammenhange mit allen Elementen der Moral und der Erkenntnis. Die getreue Nachahmung sollte die Vorschule, die Voraussetzung für den Künstler bilden, von der aus es ihm dann gelingen mußte, sich auch den höchsten Problemen der künstlerischen Darstellung mit der nötigen Sicherheit zuzuwenden. Diese höchsten Probleme waren ihm aber der eigentliche Mittelpunkt der Kunst. Das Kunstwerk sollte einen mächtigen seelischen Einfluß auf die Menschheit üben, nicht nur der Kurzweil, dem Genusse dienen.



Auch durch diese Lehre von dem moralischen Gehalt der Kunst wurde er der Bahnbrecher für die neuenglische Malerei. Er blieb weder auf Realismus, noch auf Präraffaelismus beschränkt, sondern in einer Reihe von Schriften offenbarte er auch überschwengliche Begeisterung für die Antike, für die Reize des Mittelalters, für alle Dinge der Vergangenheit und Gegenwart, der Natur und des Gedankens, in denen er eine Vereinigung von Gutem und Schönem zu sehen glaubte. In dem Ueberschwange seiner Begeisterung ließ er sich wohl zu manchen Uebertreibungen im einzelnen verleiten, im großen und ganzen aber spricht aus seinen Schriften ein erhabener Geist, das edle, lautere Streben, die Menschheit mit Hilfe der Kunst zu den höchsten Höhen zu führen. Sein unbegrenzter Einfluß hat den englischen Geschmack, ja, die englische Geistesbildung reformiert. Darüber hinaus war er auch für die übrigen Kulturländer ein Vorläufer der modernen Kunstanschauung. Ruskin war längere Zeit Professor der schönen Künste an der Universität in Oxford. Seit 1887 lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit. Obwohl auf dem Gebiete der Kunst ein Bahnbrecher des Neuen, war er ein bitterer Feind des modernen Maschinenwesens und andrer Aeußerungen modernen Kulturlebens, die seiner künstlerischen Weltanschauung nicht entsprachen, so des englischen Sportwesens, gegen das aber selbst sein mächtiger Einfluß ohnmächtig blieb. Seinen Reichtum verwandte er nicht nur auf Bücher und Kunstwerke, sondern auch in größtem Maßstab für Wohlthätigkeitszwecke.









Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz: Die Avantgarde von General Harts Brigade (Dublin-Füsiliere) stösst bei Colenso auf den Feind.

Zeichnung von J. Finnemore.



Buren im Gefecht vor Ladysmith.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz

sind neue Erfolge der Buren zu melden. Mit Jubel hatte man in England die Nachricht vernommen, daß General Warren den Tugelafluß glücklich überschritten habe, und die weitere Meldung, daß auch der Spionkop, die für uneinnehmbar gehaltene Stellung der Buren, genommen sei, wurde mit überschwenglicher Begeisterung begrüßt. Aber wiederum erwiesen sich die angeblichen Siege nur als Vorboten neuer Niederlagen der Briten. Im Fortschreiten der Kampfe wurde General Warren mit schweren Verlusten zurückgeschlagen, nachdem General Woodgate beim Sturm auf den Spionkop tödlich verwundet worden. Sir Charles Warren galt bisher als ein Offizier von hohem Verdienst. Er hatte sich im südafrikanischen Kriege von 1877/79 ausgezeichnet, ebenso 1882 in Aegypten und 1884/85 bei der Betschuanaland-Expedition. Unter den Burenführern, die an dieser Stelle des Kriegsschauplatzes den Engländern gegenüberstehen, ist am berühmtesten General Cronje, der Held vom Majubaberge, wo vor neunzehn Jahren die Briten jene Niederlage erlitten, die sie bewog, schleunigst Frieden zu schließen. Cronje war es auch, der am 1. Januar 1896 den Doktor Jameson und seine Freibeuterschar bei Krügersdorp schlug und gefangennahm. Auch



Generalleutnant Sir Charles Warren.



Generalmajor Woodgate.

General Schalk Burger hat schon im Unabhängigkeitskriege von 1881 mitgefochten; er befehligte damals als Feldkornett eine Burenabteilung. Bei der letzten Präsidentenwahl in Transvaal, aus der wiederum Paul Krüger als Sieger hervorging, gehörte er gleich Joubert zu den Mitbewerbern um das höchste Staatsamt. Im Gegensatz zu den meisten Burenführern ist Schalk Burger ein Mann von feinerer Bildung, unter seinen Landsleuten berühmt wegen seiner glänzenden Rednergabe. Eine unsrer Abbildungen giebt ein Porträt des vor Ladysmith gefallenen Arztes Dr. Otto Hohls aus den Tagen wieder, da er in Deutschland studierte. Am 5. März 1862 als Sohn eines aus Hannover stammenden Superintendenten geboren, absolvierte er das Gymnasium in Hamburg und studierte Medizin auf den Hochschulen Marburg, Straßburg und Erlangen. Auf allen drei Universitäten war er Mitglied der Burschenschaft; unser Bild zeigt ihn nach einer Photographie von 1885 mit den Farben und der weißen Mütze der Germania-Straßburg und dem Bande der Alemannia-Marburg; in Erlangen gehörte er der Franconia an. Bei den Kommilitonen erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit, und wie er eifrig die Collegia besuchte, so wußte er, mit außerordentlicher Körperkraft begabt, auch den Schläger gewandt zu führen. Nach Vollendung seiner Studien 1888 in seine Heimat zurückgekehrt, war er lange Zeit als Distriktsarzt in Pietersberg thätig und wurde nach Beteiligung an dem Magatofeldzuge zum Chefarzt der Burenartillerie nach Pretoria berufen. Vor Ladysmith, wo er im feindlichen Feuer einen verwundeten Artilleristen verband, ward er durch einen Granatsplitter getötet. Seine Beisetzung fand in Pretoria mit allen militärischen Ehren statt.



Burengeneral Cronje.

Dr. Otto Hohls.



Burengeneral Schalk Burger.



Verladung einer Batterie in Pretoria.





Vor dem Kriegsamt in London.

Zeichnung von B. Patridge.



Nach einer phot. Aufn. aus dem Atelier Wehle in München.

Die Sennerin.

Von

Anton Freiherrn von Perfall.

Dem schmelzenden Schnee folgt mit jugendlicher Hast das Blühen und Wachsen bis auf die höchsten Gipfel, ja schon unter ihm bereitet sich geschäftig die frohe Auferstehung. Ueber Nacht grünt die Alm, und die Latsche duftet und trieft von frischem Harz.

Der Bauer im Thal sieht schmunzelnd hinauf. Er hat seine bestimmten Zeichen, wie der Matrose auf dem Meere für Untiefen und Wetter.

„Wenn der steile Sattel dort am Hochkopf grean abaschaut,“ nachher hat's auch auf seiner Alm das Rechte.

Das Vieh brüllt im Stall und rasselt an der Kette. „Marei, morgen roas ma!“

Das Marei träumt schon den ganzen Winter von diesem großen Tag.

Das erste Mal z' Alm! Das ist ein andrer Stolz! Die Mutter, die Bas' und dem Pfarrer sei' Köchin, die haben ihr freilich schon seit Monaten die Höll' heiß g'macht. Es sei halt a recht g'wagte Sach' in den jung'n Jahr'n, und bei der Resl und bei der Wabn sei's halt a schief 'nausgangen. Ja, die alte Bas' meinte gar, die Alm sei dem Teufel sei' Tanzplatz, — und sie mußte es ja wissen, war sie doch selber dreißig Jahre Almerin! Aber das Marei dachte im stillen, wird net so schlimm sein da oben, sonst könnt' man sich doch net so drauf freun! Und dem Teufel sein Tanzplatz — das wär' noch schöner, im Gegenteil — auf der Alm giebt's kein' Sünd'! So hat sie es von Kind auf gehört, und der Teufel tanzt net, wo's kei' Sünd' net giebt, das is doch klar!

Und des andern Morgens schlüpft das Marei schon vor Tagwerden aus dem Bett. Schlohweiße Strümpfe liegen auf dem Stuhl und blaue Strumpfbandln mit silbernen Schnall'n, das rote Flanellröckerl und der blaue Spenzer, und davor stehen neue, weiß ausg'nahte Stieferl. Das alles ist schon lang für den großen Tag bestimmt.

Die blonden Zöpfe werden sauber aufg'steckt, das rote Röckerl angezogen. Ganz g'schmach schlagt's bei jeder Wendung um die drallen Wadeln, der Spenzer sitzt wie angegossen, und erst die Stieferl! Knarzen thuan s', daß a wahre Freud' is, bei jedem Tritt. Auf den grünen Hut mit breitem Rand kommt das Nelkensträußl, das schon parat liegt. Ein Blick in den Spiegel an der Wand — na, fürs erste Mal langt's schon.

Die Mutter kommt mit dem Kerzenlicht, bloßfuß, und sieht bedenklich auf die Vorbereitung. Mein Gott! was soll das werden? Schlimme Bilder kreuzen sich in ihrem Hirn, alteigne Erinnerungen! Dem Jagermaxl sei' roter Bart leuchtet — das Fenster klirrt unter Bubenfingern — die Nacht ist schwül und still.

„O mei' Marei, wenn i di nur b'halten könnt'; aber der Vater will's, und z'letzt is herunt' im Thal a net besser, — und no ja, — wenn's Gottes Will'n is, — g'storben is a no keine auf der Alm."

Draußen im Stall rumort der Vater mit dem Vieh, blärrt der Kühbua, und wie's dämmert im Ost, geht's schon die Bergstraße entlang, stolz voran mit 'n Haselnußsteck'n grad vor 'n „Kranzl", das mit seiner feucht'n Schnauz'n an dem roten Rock sich reibt, 's Marei, hinterher die ganze stolze Schar, — biml, baml, — und bim, bim, bam, in lustigen Sprüngen das Geißen- und Zicklvolk; den Schluß bildet der Vater bedächtigen Schrittes, während der Kühbua als Adjutant die Flanke auf und ab fliegt.

Das ist ein stolzer Gang durch all die Frühjahrspracht! Und wie die Leut' alle stehn bleib'n und zum Fenster 'rausschaun; und die Mäher auf den Wiesen halten inne, und die Burschen auf den Fuhrwerken wenden sich und schmunzeln. „Schon a sakrisch's Dirndl!"

Da wird der Spenzer zu eng vor Lustgefühl, und eine fliegende Hitze steigt auf in die Wangen, und die lieb'n Stieferln knarz'n den Takt zu dem pochenden Herzen.

Wie's doch schön is auf der Welt, wenn ma jung is und g'sund und d' Feiertagsschul' überstand'n is!

Dann geht's steil bergauf durch den Wald, schon a bißl g'waltsamer. Das Vieh schwärmt aus, fangt zu brocken an, da heißt's tüchtig umeinandaspring'n und den Steck'n schwing'n. Die Stieferln, die schlohweißen Strümpf' werden voll Kot und Lehm. Aber das macht nichts, das Marei ist im Schelten jetzt dem Vater über.

„Gehst außa, Racker verdammt'r!" — „Daß i di derwisch! He! Hoe! Schlamp'n schlechte! — geh, geh! Fleckl, — Spitzbua verdraht'r!" Eine Flut von Schimpf entquillt den roten Kinderlippen, und das rote Röckerl flattert wie eine Fahne im Tannengrün.

Endlich! — Der steinige Weg mündet in den Almkessel. Das Vieh springt und schlägt aus, sowie es den weichen Boden spürt, den wohlbekannten Duft durch die Nüstern einzieht.

Marei thut einen Juchschrei, daß die Wände ringsum schallen. Da liegt die Hütt'n dicht an den Boden angeschmiegt, warmbraun wie eine frischgebackene Küchl. Sie schlummert noch, ihre Läden sind geschlossen, nur das Brünnerl quirlt und plappert.

Drüben im G'wänd gehen die Stein', ein Rudel Gams wird flüchtig, bleibt stehen, äugt neugierig herüber auf die Ankömmlinge und äst dann ruhig weiter.

„Rühr di, schaug'n kannst nachher," meint der Vater und weckt 's Marei aus ihrem starren Betrachten. War sie auch schon oft als Kind hier oben, heut war doch alles ganz anders.

Ganz sonderbar rieselt es den Rücken hinab, und trotzig stößt sie den Bergstock in den Boden, als wolle sie Besitz ergreifen von ihrem Reich.

In der Hütte ist's schwarz und kalt, der Winter grinst noch aus allen Winkeln.

„Leg dein Arbeitsg'wand an!" befiehlt der Vater. Die blaue Zwilchhose ersetzt das Röckerl, derbe Schlappschuhe die knarzenden Weißausg'nähten. Der Ernst beginnt, der Beruf.

Mit der hinter den Schroffen versinkenden Sonne geht auch der Vater.

„Halt di guat, Marei! Arbeit', schau auf 's Vieh und mach mir keine Dummheiten! Spirr guat zua z' Nacht, und wenn s' klopf'n, laß klopf'n, schaut nix 'raus dabei als Unglück und Schand'!"

„An schön' Gruaß an d' Mutter, — und — und — bet's halt für mi!"

Bis 's Marei die Schürze von den Augen bringt, ist der Vater schon verschwunden.

Kalte Schatten ziehen herauf in den Kessel. Störrig, ratlos steht ringsum das Vieh. Ernstes Schweigen.

Bang schlägt das junge Herz, — und die schwarzen Latschenfelder und die bleichen Wände ringsum und das dumpfe Rauschen von unten 'rauf, — gar a so kloan, gar a so verlass'n!

Nur einen Augenblick, dann frisch das Köpferl auf! Das lodernde Feuer bringt Leben in den schwarzen, kalten Kaser, den bald würziger Kaffeegeruch durchzieht. Der Kühbua spielt auf dem Fotzhobel. Das Marei singt das erste Mal auf der Alm, thut die ersten Juchezer drauß' vor der Thür zu die Stern hinauf, und von ganz weither kommt die Antwort, — no amal — und wieder Antwort!

Jetzt is s' nimmer allein.

Das rote Röckerl wird richtig ausgestrichen in den Kasten gehängt und der blaue Spenzer; dann taucht 's Marei Daumen und Zeigfinger ins Weihwasserschüsserl und schlüpft seelenvergnügt in den hochaufgebauten Kreischter.

Nebenan im Stall bimmeln zwei kleine Glöckln, und das Fleckl reibt seinen Kopf an der Wand, — draußen plappert das Brünnerl. Erste Almnacht!

Gar so einsam! Grad Arbeit den ganzen Tag und gar kei' Freud'!

Ja, drüben über der Schneid', da liegen die Föllalmenhütten, ein ganzes Dörfl. Da geht's anders zu. Vorigen Sonntag war sie drüben im „Heimgarten“ bei ihrer Kollegin, der Loni.

Da is anders herganga, drei Burschen waren da vom Thal, die Loni hat Zither gespielt, und tanzt is word'n, daß d' Hütten g'wackelt hat. Zu ihr find't kei Mensch den Weg. Recht einsam war's schon die Tag' drauf, trotz aller Arbeit.

Aber am Donnerstagabend grad ums Dunkelwerd'n, no, das war a Schreck; sie macht' grad a Feuer an im Kaser, um den Viehtrank zu kochen, geht d' Thür auf, und a weltslanger Kerl steht vor ihr, a schwarzbarteter! A grün's Hütl gar keck auf 'n Kopf, an roten Hund an der Schnur, d' Büchs am Buckel und Augen — Augen!

Dem Teufel sein Tanzplatz fiel ihr ein, — wenn er wirklich —

Ganz stumm war's vor Schreck.

„Ganz allei? War neamd da?“ fragte der Unhold, und die stechenden Augen durchsuchten alle Winkel.

„Na, Herr, neamd! Wer soll a dag'wes'n sei?“

„Hast a neamd g'sehn umanand?“ Die Augen ruhten jetzt durchdringend auf ihr.

„Neamd, g'wiß net, Herr!“

„Herr? I bin kei Herr, der Jagertoni bin i, und wenn d' mi anlüagst, Dirndl, nachher spuckt's. I kenn' die Knallhütt'n schon, — jetzt mach an Kaffee!“

Dem Marei zitterten die Kniee, und sie holte die Maschine. Der Jagertoni schaute sie jetzt erst näher an. „No, fürcht'n brauchst di net vor meiner! — Aber jung! Gieb ma d' Hand, schaug mi an — so is recht. — Na, du haltst net mit die Lump'n!“

„Mit was?“ sagte, schon Vertrauen fassend, das Marei.

„Mit die Wildschützen.“

„Jessas Maria! Red von so was net, i fürchtet' mi ja z' Tod.“

„Talk! Dir thut wohl keiner nix, — so an saubern Dirndl.“ Die harte Hand streift um Mareis Kinn.

Der Jagertoni weiß so viel Neues und Seltsames von die Gams und Hirsch und die Lump'n und so viel G'spaßigs dabei. Es thut ihr leid, wie er endlich aufbricht, und die Angst packt sie, — wenn doch einer käm' mit dem schwarz'n Lamplfell ums G'sicht!

„Jagertoni — i fürcht' mi!“

„Ja, wenn d' moanst, nachher könnt' i a bleib'n.“

Da fiel ihr die Mutter ein und die Bas' und die Pfarrerköchin mit ihren Warnungen.

„Na, do net — i muaß mi g'wöhna, — und der Kühbua is ja a do. — Gut Nacht, Toni!“

„Wenn d' moanst — guat Nacht, Marei. I kimm schon wieder, dei Kaffee schmeckt ma so viel!“

Heute verriegelt sie doppelt die Thür und zieht die Decke über den Kopf.

„Hat's jetzt net klopft? Heilige Mutter Gottes!“

Es hat keiner geklopft, Donnerstag net, Freitag net, auch der Jagertoni is nimma komma.

Aber am Samstag, — a Wetter is reinzog'n über die Klamm, blitzt hat's und donnert, goss'n in Strömen, und d' Hütt'n hat g'rasselt im Sturm — neun Uhr war's, — grad hat sie sich niederleg'n woll'n, da hat's wirklich klopft am Laden — einmal, zweimal! Mach net auf! Laß klopfen!

„Marei! Marei! I bitt' di gar schön. Der Bartl von Fischbach — vorig'n Sonntag hab'n ma tanzt mitnand auf der Föllalm. Grad bis 's Wetter si verziagt.“

Ja, das war so, der Bartl von Fischbach hot mit ihr tanzt. A sauberer Bua!

Blitz und Donner! — „No, in Gotts Nam', bis 's Wetter um is.“

Es ist wirklich der Bartl, patschnaß.

„Ja, wia kommst denn du da 'rauf?“

„Verganga halt!“

Der Jagertoni mit den stechenden Augen am Montag war ihr viel heimlicher als der Bartl mit dem gut'n G'sicht! — Das macht nur die Gewitterluft, die legt sich aufs Herz.

Das Wetter verzieht sich, der Donner vergrollt.

„Bartl, i moan, jetzt findst schon dein' Weg.“

„Moanst, Marei? — No, nachher probier'n ma's — und schön' Dank — und nix für unguat.“ Er drückt ihr die Hand, sieht ihr in die Augen, mehr nicht!

„Kennst di aus?“ ruft das Marei ihm nach in die Finsternis.

„Guat, Marei, — fehlt dir nix — ganz guat!“

Am Sonntag erzählt sie auf der Föllalm den Besuch des Jagertoni, den Schreck, den sie erst gehabt, und wie sie sich dann ganz gut vertragen, — vom Bartl kein Wort.

Dann geht's mit gespreizten Federn über den Jagertoni her. Jede weiß ein Stückl von ihm zu erzählen. Bei der Loni geht der gerechte Zorn bis zu Thränen. „O, die Jaga! Da laß di nur ein damit. D' Lump'n san no besser — a Kreuz mach'n und 'naus damit!“

„Glei liab'r halt's mit 'n Fischbacher Bartl,“ meint die Loni, „dem hast anders in die Augen g'stoch'n vorigen Sonntag! A sauberer Bua und a sonst net ohne.“

„Könnt' mi gar net b'sinna auf 'n Bartl,“ meinte das Marei. „Wia schaut er denn aus?“

Am nächsten Samstag ist kein Gewitter, die schönste Sommernacht, glockenhell, gar nicht zum Vergehn, aber klopfen thut's doch, und wieder is 's der Bartl. A sauberer Bursch und a sonst net ohne, meinte die Loni. Jedenfalls a Hilf gegen den bösen Toni, wenn's notthut.

Laß 'n eina!

Der Bartl kommt jeden Samstag, und jeden Samstag wird ihm aufgethan.

Der Jagertoni hat andres, reiferes Wild ringsum. „So a Schmaltierl! War' no schöner!“

Er bleibt immer der wohlgesinnte Protektor und trinkt hie und da eine Schale von dem gut'n Schwarz'n.



Die Sommerfrischler und herrischen Bergsteiger, die vielleicht voll kühner Hoffnung die Farnalm besuchen, von dem Gerücht einer bildsaubern Sennerin angelockt, ändern nichts an der Sach' mit dem Bartl, — ihre Galanterien verhallen völlig nutzlos in dem schwarzen Kaser.

Die Woche über harte Arbeit, am Samstag der Bartl, am Sonntag dann und wann a klein's Treffen auf der Föllalm. Rasch geht der Sommer hinüber. All's is guat ganga, kei Stückl hat Schaden g'litten.

Der erste Hirsch schreit schon im Berg; das erste Schneeei schreibt's über Nacht, da is scho der Vater da mit sein' Wagerl und dem alten Bräunl davor mit dem Heubauch, zum Auflad'n. Kränz' werd'n bund'n, Tannenbäumerl werden geziert, bunte Stern aus Papier ausgeschnitten, und den andern Tag geht's wieder bergab im roten Röckerl, im blauen Spenzer, hinter dem buntgeschmückten Vieh, und die Ausg'nahten knarzen no besser, — grad das G'sichtl schaut nicht mehr so kindlich drein. Aus den Augen blitzt was Fremdes, und die jugendlichen Formen haben etwas derb Frauenhaftes bekommen.

Das macht die strenge Arbeit, das viele Alleinsein in der großen Natur da oben und ein bißl, mein' ich, auch die Samstag'!

Die Mutter dankt ihrem Herrgott, daß es so abganga is, der Vater is z'friede mit dem Vieh, — das nächste Jahr treibt 's Marei wieder auf — zum letztenmal. Im Oktober is Hochzeit mit dem Bartl von Fischbach.

Auf der Farnalm ist die zahnluckete Dirn. Der Jagertoni trinkt jetzt sein „Schwarz'n" wieder bei der Loni auf der Föllalm, und 's Klopfen am Samstag hat auch aufg'hört.

Die Puppen der Wiener Künstlerinnen.

Den Besucherinnen der Wiener Karnevalsfeste werden immer „Damenspenden" dargeboten, die zumeist reizende Werke der Kleinkunst bilden. Statt solche vielbegehrte Nippes zu verteilen, hatte der unter dem Protektorate des Erzherzogs Otto stehende Oesterreichische Bühnenverein heuer den originellen Einfall, den seinen Ball besuchenden Damen und — Herren Puppen zum Kaufe anzubieten, die bekannte Wiener Bühnenkünstlerinnen in die Tracht ihrer erfolgreichsten Rollen gekleidet haben. Diese eigenartige Puppenausstellung fand den lebhaften Beifall des theaterfreudigen Wien. Es gab da zwei japanische „Geishas", eine „Madame Sans-Gêne" in zierlichem Atlaskleidchen, eine „Braut" im Altwiener Kostüm aus „Wiener Walzer", eine „Fee Cheristane", eine „Therese Krones" und eine „Comtesse Guckerl". Mit Pelzhaube, Miederbehang und Rosenkranz war die „Lehnertraudl" aus dem „Herrgottschnitzer" gar stattlich herausgeputzt. Natürlich fehlte auch „Mamzelle Nitouche" nicht, und „Gretchen", „Norma", „Dornröschen" waren in einigen pausbackigen Exemplaren zu sehen, ja auch ein „Rautendelein" in hochrotem Gewand. Unter den natürlich nur in geringer Anzahl vorhandenen männlichen Puppen fand namentlich „Barinkay" aus dem „Zigeunerbaron" viel Beifall. Die hundertundfünfzig Puppen erzählten ein ganzes Stück Wiener Theatergeschichte. Der namhafte Erlös aus der Versteigerung kommt armen, durch Krankheit erwerbsunfähig gewordenen Schauspielern zu gute.





Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Das geflügelte Wort, daß Bücher ihre Schicksale haben, beruht auf der mißverstandenen Stelle eines lateinischen Dichters, der mit seinem Ausspruch über das Bücherschicksal nur hatte sagen wollen, daß dasselbe sich je nach der Fassungsgabe des Lesers gestalte. Trotzdem liegt mehr als ein Körnchen Wahrheit in dem geflügelten Worte, wie es ja die Natur dieser Sprüche der Volksweisheit ist, irgend einem überlieferten Satze oder Ausspruche das spezifische Gepräge aufzudrücken, das ihm den Kurswert für das Alltagsleben verleiht. Recht deutlich zeigt sich das wieder einmal an einem uns vorliegenden Werke „Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke, unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen, von Richard Weltrich. Erster Band (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger)“. Wenn langsame Erscheinungsform ein Kriterium für Gediegenheit und Gründlichkeit eines Werkes ist, dann muß das vorliegende zu den gediegensten und gründlichsten gerechnet werden, die je auf dem deutschen Büchermarkt erschienen sind, denn zur Veröffentlichung nur seines ersten Bandes hat es eines Zeitraumes von nicht weniger als fünfzehn Jahren bedurft; seine erste Lieferung erschien im Jahre 1885, seine zweite 1889 und seine dritte 1899. Da die Lebensdarstellung Schillers in dem vorliegenden Texte nur bis zu seiner Flucht aus Stuttgart geführt wird, ist bis zur Fertigstellung des Werkes noch eine Reihe gleich starker Bände (der bis jetzt veröffentlichte zählt 900 Seiten, und darunter mehr als 150 enggedruckte Seiten Nachweise und Nachträge) zu gewärtigen, so daß wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß das jetzt lebende Geschlecht, soweit es nicht auf sehr „jungen Sohlen“ wandelt, den Abschluß dieser ihrer Anlage nach jedenfalls monumental zu nennenden Schiller-Biographie erleben wird. Eine Merkwürdigkeit im deutschen Bücherwesen wird sie auf alle Fälle bleiben: sie ist der Litteratur- oder wenigstens der Büchergeschichte anheimgefallen, bevor auch nur ihr kleinster Teil hat an die Oeffentlichkeit gelangen können. Das den soeben ausgegebenen ersten Band begleitende Vorwort ist dem heutigen Leser kaum mehr verständlich, weil es aus der Stimmung eines litterarischen Streites heraus geschrieben ist, dessen trotz der Erbitterung, mit der er geführt wurde, heute außer der kleinen Anzahl der Sammler litterarischer Kuriositäten wohl nur wenige mehr gedenken. Wie mißlich aber die verzögerte und verzettelte Erscheinungsform für ein Werk ist, dessen Wert nicht zum geringsten Teile auf der kritischen Verarbeitung des biographischen Quellenmaterials beruhen sollte, zeigt sich eklatant in dem vorliegenden Falle. So hätte nach dem heutigen Stand der kritischen Forschung der vor fünfzehn Jahren veröffentlichte Teil, der unter anderm die Schillersche Familiengeschichte behandelt, einer vollständigen Umarbeitung bedurft. Die zu ihr gehörigen Berichtigungen und Ergänzungen werden zwar gegeben, aber in einem Anhange, und in diesem wieder, weil er wahrscheinlich gleich dem ganzen Werke successive entstanden ist, nicht da, wo man sie erwartet, an erster, sondern an letzter Stelle. An sich bildet der Anhang, ganz abgesehen davon, daß in ihm das kritische Material bis zur letzten Stunde verwertet ist, nicht den uninteressantesten Teil des Buches, weil er dem Verfasser Gelegenheit bietet, Polemiken, die sich während des Erscheinens seines Werkes über dieses entspannen, im Rahmen eben dieses Werkes zum Austrag zu bringen. Alles in allem kann es jedoch nur bedauert werden, daß ein Werk wie die Weltrichsche Schiller-Biographie in so wenig geschlossener Gestalt vor die Oeffentlichkeit tritt. Ueber ihre Vorzüge und Mängel ist kaum noch etwas zu sagen, weil sie zur Zeit des Erscheinens der ersten Teile ihre Beleuchtung gefunden haben. Sie treten im ganzen so, wie sie früher dargelegt worden sind, auch in dem jetzt erst ausgegebenen dritten Teile des ersten Bandes hervor. Der Verfasser ist ein gründlicher und fleißiger Arbeiter und ehrlich um die Feststellung der Wahrheit bemüht. Mit anerkennenswertem Freimut tritt er namentlich gegen die Schönfärberei auf, die sich in fast allen andern ähnlichen Werken bald bei dem zu schildernden Milieu, bald zu Gunsten einzelner von diesem sich abhebender Persönlichkeiten geltend macht. Leider fehlt es aber ihm, der so gern seines methodischen Vorgehens sich rühmt, an der Gabe, die von ihm ermittelten Ergebnisse in der richtigen Weise zur Darstellung zu bringen. Sein Werk schwillt uferlos in die Breite und muß dies thun, weil es ihm von vornherein an der Eindämmung in eine feste Bahn gefehlt hat, nicht am wenigsten deshalb, weil mit dem historischen Forscher der ästhetische Kommentator Hand in Hand gehen will und dieser in dem Herausgeber einen weit ungeschickteren und weit weniger seines Zieles bewußten Vertreter findet als jener. Aber auch dem Historiker fehlt es, wenn nicht an Methode überhaupt, so doch an der zweckentsprechenden. Wohl schildert er uns nicht nur die Gestalt seines Helden, sondern auch die Umgebung, aus der diese heraustritt, und von der Licht und Schatten über sie ausgebreitet werden; aber die Schilderung ist zerrissen und zusammenhanglos wie das ganze Werk. Manches, was in den ersten Teil des Buches gehört hätte, findet sich im letzten, während andrerseits Züge, die in der Darstellung als grundlegende hätten hervortreten müssen, nur als beiläufige erwähnt werden. So wird uns das beste, was wir zur Charakteristik Herzog Karls, seiner Gemahlin Franziska von Hohenheim, sowie des ganzen Lebens

und Treibens am Stuttgarter Hofe und in dessen näherer und weiterer Umgebung erfahren, an einer Stelle geboten, wo wir es am wenigsten erwarten, das heißt am Ende des Buches, da, wo der Verfasser die Flucht Schillers moralisch zu rechtfertigen sucht. An sich sind die hier, wenn auch auf Grund älteren Materials gegebenen Darlegungen vortrefflich. Es sei nur an einen einzigen Zug erinnert, der die Erziehungs- und Kunstprinzipien des vielberufenen, meist so grundfalsch dargestellten Karle-Herzogs im richtigen Lichte erscheinen läßt. Etwa ein Jahr, nachdem der junge Schiller in die Militärpflanzschule aufgenommen worden war, entließ der Herzog, den in seiner sinnlosen Verschwendungssucht plötzlich einmal ein Ersparnisgelüste anwandelte, eine größere Anzahl der fremden Musiker, Tänzerinnen und Tänzer; das Personal, dessen er noch bedurfte, wurde fernerhin fast vollständig der mit der Militärpflanzschule verbundenen Theaterschule, sowie der Ecole des demoiselles entnommen. Waren zuvor an die fremden Künstler unsinnige Summen verschwendet worden, so wurde nun an den Landeskindern geknausert; die Musikzöglinge erhielten nichts und wurden möglichst lange in der Akademie zurückbehalten, weil eine Anstellung, wenn auch mit noch so bescheidenem Honorar, die Kasse mit größeren Ausgaben beschwert hätte. Die Militärpflanzschule, fast ein Mädchen für alles, lieferte sogar — die Kastraten. Der Musikhistoriker Charles Burney, der im Jahre 1772 Ludwigsburg besuchte, erzählt in seinem Tagebuch, daß sich unter den Sängern der Militärpflanzschule und Militärakademie fünfzehn Kastraten befunden hätten; der Hof habe zwei bolognesische Wundärzte im Dienste gehabt, die sich auf die einschlägige Operation vortrefflich verstanden hätten. — Ein entschiedenes Verdienst erwirbt sich Weltrich um die endliche Aufhellung und endgültige Feststellung des Laura-Romans. Sechs Gedichte der „Anthologie“ verbinden mit der Ueberschrift den Namen „Laura“, drei andre „An die Parzen“, Der Triumph der Liebe“, „Meine Blumen“ nennen ihn im Texte. „Das mächtigste Gefühl, welches den Menschen ergreift,“ sagt der Verfasser, „gibt in Schillers Leben den ersten Klang; aber die Beziehung, welcher es entquillt, und die Art der Empfindung selbst sind ein Problem für das biographisch-psychologische Urteil.“ Als die Gefeierte gilt Frau Dorothea Vischer, dieselbe, bei der Schiller mit seinem Freunde Kapff Wohnung genommen hatte. Der Verfasser stellt zusammen, was über sie überliefert ist. „Die Gedichte an Laura,“ bemerkt Karoline von Wolzogen, „verdanken wir einem Liebesverhältnis mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugnis eines ihm bis jetzt unbekannten Gefühls als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen.“ Ein bisher noch nicht zum Abdruck gelangtes Zeugnis findet sich auf einem Blatt der hinterlassenen Papiere Petersens: „Schillers Laura war die Witwe des im Jahre 1779 verstorbenen Regimentsquartiermeisters Vischer.“ Auf einem andern Blatt bezeichnet Petersen Frau Vischer als „ein wie an Geist, so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie.“ Streicher nennt sie in seinem schriftlichen Nachlaß eine niedliche kleine Frau. Scharffenstein schreibt: „Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura schlummerten lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch oder geistreich zu sein, doch etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses in Ermangelung jedes andern weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte und absolvierte diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.“ Conz, der 1781 in Tübingen studierte und in den Ferien öfters nach Stuttgart kam, wagt nicht zu entscheiden, „ob die Laura-Oden durch eine jugendliche Leidenschaft für irgend ein Frauenzimmer veranlaßt worden“ seien, setzt aber doch hinzu: „Man wollte im Publikum eine junge, geistvolle Offizierswitwe angeben, die damals mit Schiller im nämlichen Hause wohnte und wenigstens in Bekanntschaft mit ihm stand.“ Von mehr Gewicht ist Professor Abels Zeugnis, der zwar Luise Vischer nicht nennt, aber nach Lage der Umstände doch nur sie im Auge haben kann. Seine im freiherrlich von Cottaischen Archiv verwahrten Papiere enthalten die Stelle: „In Rücksicht auf eine zweite Art von Ausschweifungen habe ich nicht ein einziges Faktum gehört: allerdings liebte er (Schiller) zwar eine Person, der seine Dichtkunst viel mehr Vorzüge beilegte, als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der Anthologie ist, allein sicher ging zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte.“ Endlich ist noch ein Bericht in Anspruch zu nehmen, den Boas unter dem Bemerken giebt, er habe ihn zum großen Teil von Schillers Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, erhalten, diese aber beziehe sich auf Mitteilungen der Schwester Schillers, der Tante Reinwald, „der die alten Zeiten noch wie gestern und heute vorschwebten.“ Boas überliefert etwa folgendes: „Der Dichter wohnte zur Miete bei Frau Vischer, und es entstand ein Verhältnis zwischen ihnen, welches in einer Mischung von Freundschaft und liebevoller Neigung von vielen nicht begriffen und deshalb vollkommen mißdeutet wurde. Luise Dorothea Vischer war eine magere Blondine mit blauen, schwimmenden Augen. Weder durch Geist noch durch Talente zeichnete sie sich aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltierten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung ‚Laura am Klavier‘ kundgiebt. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüt sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er abends heimkehrte, trieb er echte Kindereien mit ihnen.“ — In Gesellschaft der Frau Henriette von Wolzogen begleitet Luise Vischer den Dichter, als er im Mai 1782 nach Mannheim reist, um die „Räuber“ zum zweitenmal auf der Bühne zu sehen. Am 6. November 1782, wenige Wochen nach der Flucht aus Stuttgart, schreibt Schiller an seine Schwester Christophine: „Wenn Du die Wolzogen siehst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Vischerin empfiehl mich.“ Am 19. November 1782 schreibt Schiller aus Mannheim an seine Eltern und bittet dringend, Christophine und die Mutter möchten in Bretten mit ihm zusammentreffen; „nehmen sie die Fischerin (und die) Wolzogen auch mit,“ setzt er hinzu, „weil ich beide auch noch, vielleicht zum letztenmal, die Wolzogen ausgenommen, spreche.“ Schillers Brief an Henriette von Wolzogen vom 8. Januar 1783 enthält die Stelle: „Von der Hauptmann Vischerin habe ich etwas gehört, das mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor etlichen Wochen einen (etwas übereilten) Brief, der so beschaffen war, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen durfte. Die Vischerin communizierte ihn einem gewissen Offizier. Sie hätte mir lieber weiß nicht was thun können. Eine solche Indiskrezion (das ist der gelindeste Name) thut weh. Wie muß ich mich doch so oft in meinen liebsten Personen betrügen!“ Aber, als ob ihn reute, was er gesagt, macht er die Nachschrift: „Die Vischerin lassen Sie nichts merken. Es sollte mir doch weh thun, wenn sie wüßte, daß ich von Stuttgardt aus und von ihren ersten Freunden alles erfahre.“ Am 9. September 1783 schreibt Christophine an den Bruder: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischer wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder, es ist nicht recht, daß Du

so ganz mit ihr abbrichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Teilnehmung nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib, sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft erwiesen.“ In einem Brief an Henriette von Wolzogen am 1. November 1783 bemerkt Schiller, daß er von der Vischerin täglich Briefe erwarte; er habe ihr durch einen Landsmann aus Ludwigsburg „ein Marktpräsent nebst einer Silhouette“ geschickt. Gelegentlich erwähnt Schillers nachmaliger Schwager Reinwald der Frau Vischer; am 2. Dezember 1784 schreibt er dem Dichter: „Wegen Wien dürfen Sie sich nur an den jungen Baron Braun, den Sohn eines dasigen Hofraths wenden, der in Stuttgard auf der Akademie die Rechte studiert. Er ist ein intimer Freund von der Hauptmann Vischern, von Weber und Zumsteeg, vermuthl. auch von Abel, und ich liebe ihn sehr wegen seines guten Herzens.“ Johann Bernhard von Braun, der seit 1782 an der Karlsschule das Kameralfach studierte, jedoch im Januar 1784 eine Wohnung in der Stadt bezogen hatte, verwandelte bald die „intime“ Freundschaft mit Frau Vischer in einen „Roman“. Am 30. März meldet der alte Schiller seinem Sohn: „Eine Neuigkeit, die Ihn, wenn Er noch nichts davon weiß, sehr wundern wird, ist diese, daß Frau Hauptmann Vischerin vor drei Wochen mit einem jungen Herrn von Braun aus Wien, der sich in der hohen Karls-Schule auf die Jura hatte legen wollen, durchgegangen, gegen die Schweiz geflüchtet und in Tuttlingen wieder erwischt worden ist. Nun befindet sie sich in Lustnau bei ihrem Herrn Schwager, dem dortigen Spezial, vormaligen Pfarrer in Plieningen. Ob sie in der Hoffnung ist, wird bald versichert, bald verneint.“ — „Damit,“ meint Weltrich im Text, „schließen die Alten über Frau Luise Vischer.“ Im Nachtrage weiß er jedoch aus einem Aufsatze Dr. Ernst Müllers die Thatsache nachzutragen, daß Frau Luise Vischer nach dem Lustnauer Taufregister am 11. August 1785 in Lustnau ein uneheliches Kind geboren hat, das den Namen Luise Auguste erhielt, und zu dem sich Herr von Braun, Sohn des Reichshofrats von Braun in Wien, als Pate bekannte. Im Texte seines Buchs sagt Weltrich, die oben gegebenen Daten zusammenfassend: „So viel liegt am Tage, daß Schiller in den Jahren 1781 bis 1782 mit Luise Vischer in nahem Verkehr stand; und der überwiegende Eindruck der Zeugnisse ist unbestreitbar der, daß das Verhältnis zwischen beiden nicht ein Freundschafts-, sondern ein Liebesverhältnis war. Volle Einheitlichkeit lassen die Angaben der Jugendfreunde und Familienangehörigen Schillers freilich vermissen; dem einen fehlt genauere Kenntnis, dem andern die Kraft, wenn nicht der Wille, psychologisch klar zu sehen. Daß in der That nur wenige eingeweiht sein konnten, liegt in der Natur der Sache; unzweifelhaft aber sind diejenigen, welche am besten unterrichtet sein mußten, die Jugendfreunde Schillers, mit welchen er damals zusammen lebte: Scharffenstein und Petersen. Und diese äußern sich bestimmt genug; wenn auch bei der schlottrigen Denk- und Schreibweise Scharffensteins der Eingang seiner Worte, die Beziehung der Lauragedichte auf eine Mehrzahl von Veranlassungen, den Schlußworten zu widersprechen scheint. Die Zeugnisse der Familie Schillers, so ehrwürdig sie sind, verlangen doch vorsichtigen Gebrauch. Christophine giebt ein Mädchenurteil wieder; wie schwankend aber ihre Meinung war, zeigt der Brief, den sie kurz nach dem Erscheinen der ‚Karlsschüler‘ Laubes an Frau Pistorius schrieb; sie, welche in Gesprächen mit der Tochter Schillers das Gedicht ‚Laura am Klavier‘ mit Luise Vischers Klavierspiel in Zusammenhang brachte, äußert jetzt: ‚Die Idee des Dichters freut mich, daß er Laura ins Leben treten ließ, welche nur meines Bruders Phantasie war.‘ Man darf nicht übersehen, daß Schillers Verhältnis zu der jugendlichen Witwe, welche nachmals einen Fehltritt machte, der Vorstellung vieler anstößig war. Karoline von Wolzogen ist tapfer genug, das Liebesverständnis mit der Nachbarin einzuräumen; aber den Namen der ‚Frau Vischerin‘ streicht auch sie aus der Geschichte. Er war unbequem.“ Damit sind in der That für jeden, der Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, die Alten über Schillers Laura-Roman geschlossen. Weltrich hätte nicht nötig gehabt, in dem Anhang zu seinem Buche Professor A. Haakhs Hypothese, nach welcher Schillers „Laura“ in einer der beiden Nichten der Frau Vischer, den Damen Luise und Wilhelmine Andreä zu suchen sei, umständlich zu widerlegen. Sie hat nie ernst genommen werden können. Schillers sittliches Ich würde übrigens bei einer näheren Beziehung zu einer dieser Damen nicht besser gefahren sein als bei seinem Herzensverhältnis zu Frau Vischer. Die beiden Nichten gaben der Tante an Koketterie und leichter Lebensauffassung nichts nach. Die jüngere, Wilhelmine, ließ sich eine Zeitlang von drei Liebhabern, Ständlin, Conz und Reinhard, zugleich den Hof machen; Reinhard hatte ernstliche Absichten auf sie, erlebte aber, als er 1782 in den Osterferien in Stuttgart war, eine Scene, die ihm den Glauben an Minnas Tugend oder Seelenreinheit raubte; die wechselnden Stimmungen, die sein Liebesroman in ihm erregten, spiegeln sich in seinen aus jener Zeit stammenden Gedichten wieder, in denen die Geliebte bald Fanny, Lydia, Lilla und schließlich „Lena, die Gemeine“ genannt wird. Minna heiratete 1783 den Stabsamtmann Bayha, nachdem ihre Mutter es „klug so gelenkt hatte“. Die jüngere Schwester Luise vermählte sich in dem gleichen Jahre mit Zumsteeg, weil die Verhältnisse die Heirat als dringend geboten erscheinen ließen. Schiller wäre also, wenn er das Ideal seines jugendlichen Herzens nicht in der Tante, sondern in einer der Nichten gefunden hätte, aus dem Regen in die Traufe geraten. Wenn Ernst Müller gegen Weltrich den Vorwurf erhebt, daß er Schiller als in einem über das Platonische hinausgehenden Verhältnisse zu Frau Vischer stehend dargestellt habe, so ist letzterer im Recht, wenn er etwas derb zufahrend und statt aller Umschweife das Kind mit dem richtigen Namen benennend erklärt: „Ich habe einen geschlechtlichen Umgang zwischen dem Regimentsmedikus Schiller und der Frau Luise Vischer nirgends behauptet; ich nehme aber auch von meiner Schilderung der seelischen und geistigen Stimmung, in der sich Schiller zur Zeit der Entstehung der Laura-Gedichte und andrer erotischer Gedichte der Anthologie befand, kein Wort zurück. Sie ist ein Ganzes und will als solches verstanden sein. Die hochnotpeinliche litterarhistorische Untersuchung, ob das Verhältnis zur Frau Vischer zu neun Zehnteln oder zu acht oder nur zu fünf Zehnteln ‚platonisch‘ gewesen sei, überlasse ich alten Weibern.“ Mit diesem resoluten Worte hat der Urheber des jüngsten Schillerbuchs den Nagel auf den Kopf getroffen, und wir möchten von ihm das sagen, was der Verfasser der Thidrekssage über das mannhafte Auftreten des Schützen Eigil dem König Nidung gegenüber äußert: „Und es deuchte alle, daß er wacker gesprochen habe.“





Das Jubiläum der Deutschen Seewarte in Hamburg.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hans Breuer und John Thiele in Hamburg.

Schon im Jahre 1867 war in Hamburg eine Norddeutsche Seewarte durch Herrn von Freden errichtet, nachdem Dr. Neumayer bereits 1865 auf einer Geographenzusammenkunft zu Frankfurt a. M. die Gründung eines Instituts besprochen hatte, das allen Anforderungen, welche von der damals sich immer mächtiger entwickelnden Seeschiffahrt an die Wissenschaft zwecks Feststellung der günstigsten Winde, der Meeresströmungen und so weiter gestellt wurden, entsprechen sollte. Aber zu jener Zeit waren die Verhältnisse Deutschlands noch derartige, daß man an die Errichtung eines solchen staatlichen Instituts nicht denken konnte, und auch das von Fredensche Privatunternehmen vermochte nicht das zu erfüllen, was von einer deutschen Seewarte erhofft wurde, und erst, als diese private Norddeutsche Seewarte 1875 zum Reichsinstitut ausgestaltet worden, konnte man allen Ansprüchen gerecht werden. Anfänglich verblieb das Institut in den Räumen des Seemannshauses, wo die von Fredensche Anstalt bestanden hatte, aber bald ergab sich die Notwendigkeit eines eignen Gebäudes, und bereits am 14. September 1881 konnte in Gegenwart des Kaisers Wilhelm I. und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaisers Friedrich, das Gebäude der Deutschen Seewarte eingeweiht werden, das auf einem der schönsten Aussichtspunkte Hamburgs, dem ehemaligen Stintfang belegen, dem in den größten Handelshafen Deutschlands einfahrenden Schiffer schon von fern Kunde entgegenträgt von der Fürsorge des Vaterlandes für die Interessen der Schiffahrt. Das völlig frei gelegene, durch vier Ecktürmchen architektonisch hübsch gestaltete Gebäude liegt 30 Meter über dem Nullpunkt des Elbpegels und bietet durch seine Isoliertheit genügende Sicherheit für die Beobachtungen über den Erdmagnetismus, wie durch seine Höhe einen günstigen Beobachtungspunkt für die Messung der Windstärke und Windrichtung. Der damalige Hydrograph der Kaiserlichen Admiralität, Professor Dr. Georg Neumayer, übernahm anfänglich provisorisch, am 13. Januar 1876 aber definitiv das Direktorat der Deutschen Seewarte. Was dieser hervorragende, inzwischen zum Wirklichen Geheimen Admiralitätsrat beförderte Gelehrte der durch ihn vertretenen Wissenschaft im allgemeinen und dem von ihm in den abgelaufenen fünfundzwanzig Jahren geleiteten Institut insbesondere geleistet hat, ist bekannt. Neben dem Direktor wirken zurzeit fünf Abteilungsvorsteher, zwölf Assistenten und fünf Hilfsarbeiter, wozu noch die verschiedenen Bureau-



Aeussere Ansicht der Deutschen Seewarte.

beamten kommen. Die Hauptthätigkeit der Abteilung 1 ist auf die Pflege der maritimen Meteorologie gerichtet. Der Abteilung 2 liegt die Untersuchung der Kompasse und ihrer Deviation an Bord eiserner Schiffe, die Prüfung der Positionslaternen, sowie der meteorologischen und nautischen, für die Navigierung eines Schiffes notwendigen Instrumente ob. Die Abteilung 3 fungiert als Zentralstelle für Wettertelegraphie für das deutsche Sturmwarnungswesen und die Küstenmeteorologie. Die Abteilung 4, das Chronometerprüfungsinstitut, ist vor einigen Jahren in einem kleinen Anbau hinter der Seewarte untergebracht worden. Der Abteilung 5, die erst seit 1892 besteht, fällt die Aufgabe der Hafen- und Küstenbeschreibung und die Herausgabe von Segelhandbüchern im Anschluß an die Segelhandbücher der Kaiserlichen Admiralität zu. Eine Unsumme von Arbeiten hat die Deutsche Seewarte im Interesse der Seeschiffahrt zu bewältigen, und daß ihr Wirken in den abgelaufenen fünfundzwanzig Jahren ein außerordentlich segensreiches war, müssen alle Kreise, welche der Schiffahrt nahe stehen, voll zu würdigen.

Lichthof mit Apparat für Windmessungen.





Das Chronometer-Institut.



Geheimrat Prof. Dr. Georg Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte.
Von Fritz Schaper.



Die Beamten der Deutschen Seewarte.



Die Jubiläumsgeschenke für Prof. Dr. Georg Neumayer.

Dr. Wilhelm Hauchecorne.

In Berlin verschied am 15. Januar der Geheime Oberbergrat Dr. Wilhelm Hauchecorne, Direktor der Königlichen Bergakademie daselbst und der preußischen Geologischen Landesanstalt. Zu Aachen am 13. August 1828 geboren, widmete er sich dem Bergfach und übernahm nach Vollendung des Studiums zunächst die Leitung eines privaten Bergbaues, trat aber bald in den Staatsdienst und leitete das Handelsbureau der Saarbrücker Bergwerksdirektion. Später übernahm er die Leitung der Berliner Bergakademie, als nach kurzer Amtsthätigkeit deren erster Direktor gestorben war. Hier entfaltete Hauchecorne ein großes, organisatorisches Wirken, obgleich anfangs die Mittel räumlich und sachlich sehr beschränkt waren. In der „Alten Börse“ am Lustgarten blühte in hartem Wettbewerb mit ihren weitberühmten Schwestern Freiberg und Clausthal die neue Hochschule auf, und hier vereinigten sich auch die bisher einer einheitlichen Organisation entbehrenden, auf die geologische Erforschung des vaterländischen Bodens gerichteten Bestrebungen. Für die letzteren hatte Hauchecorne in Ernst Beyrich den vortrefflichsten Berater und Helfer gewonnen, und diesen beiden, sowie dem Entgegenkommen des Ministeriums verdankte Preußen die im Jahre 1872 begründete „Geologische Landesanstalt und Bergakademie“, die unter den ähnlichen Fachanstalten aller Länder heute eine nach mancher Richtung vorbildliche Stellung einnimmt. Hier gedieh unter der verständnisvollen Leitung des rastlosen Mannes, der in jedem Zweige der immer mehr heranwachsenden Doppelanstalt bis in die kleinsten Einzelheiten bewandert war, die Bergakademie zu einer Lehrstätte, die schnell die älteren Bildungsanstalten einholte, die Geologische Landesanstalt zu einem wichtigen Teil der allgemeinen Wohlfahrt des Landes. Die von Hauchecorne ins Leben gerufene, von Beyrich erprobte und umsichtig mitgeleitete geologische Aufnahme des Staatsgebietes im bis dahin unerreicht genauen Maßstab 1:25000, die sich zuerst auf die gebirgigen Teile und später auf das gesamte Preußen erstreckte, stellt ein Werk dar, dessen Umfang und Größe nur die Sachkenner voll würdigen können. Das Vertrauen aller Fachgenossen der europäischen Staaten übertrug deshalb auch Hauchecorne und seinem treuen Helfer Beyrich auf dem internationalen Geologenkongreß zu Bologna die ehrenvolle Aufgabe, eine internationale geologische Karte von Europa zu schaffen. In der Durchführung dieser schwierigen Aufgabe zeigte sich das Organisationstalent von Hauchecorne in glänzendster Weise, aber auch auf den übrigen Gebieten der ihre Thätigkeit dauernd ausdehnenden Arbeit leistete er Bewundernswertes. Die Gründung einer geologischen Landessammlung, die Ausgestaltung einer großartigen Bibliothek, die Angliederung umfangreicher Laboratorien für Gesteins- und Bodenanalysen, für Bergbau- und Hüttenprodukte und der unter gleicher Leitung stehenden chemisch-technischen Versuchsanstalt waren sein Werk.



Dr Wilhelm Hauchecorne.



Die Kirche zu Schönberg vor dem Brande. (Text S. 314.)



Skilaufen österreichischer Truppen auf den Mürzzuschlager Höhen.

Skilaufen in der österreichischen Armee.

Bei den Meldedienstübungen in der österreichischen Armee wird jetzt viel Gewicht auf den Schneeschuhlauf gelegt, und besonders ist für diese Uebungen die Gegend um Mürzzuschlag in der Steiermark ausersehen. Verschiedene Kommandos befanden sich dort während des gegenwärtigen Winters zu diesem Zwecke, darunter auch ein Detachement des 1. Landwehr-Infanterieregiments Wien, bestehend aus einigen Offizieren und Unteroffizieren wie 12 Mann, die sich in allen Zweigen dieses Sports, beziehungsweise Dienstes ausgiebig übten und auch Gelegenheit hatten, vor dem Kaiser Franz Joseph, der anläßlich einer Hofjagd in der Nähe weilte, sich zu produzieren. Springen, Uebungs- und Distanzlaufen gelangen in gleichem Maße und fanden die volle Anerkennung des Kaisers.

Springübung mit Schneeschuhen.

Momentaufn. von Paul Heidenhaus, Mürzzuschlag.

Karl Adolf Friese.

Der älteren Generation Wiener Theaterbesucher noch in heiterer Erinnerung, starb am 24. Januar nach langer Krankheit der einst sehr beliebte Komiker Karl Adolf Friese, durch seine Gastspielreisen auch in Deutschland wohlbekannt. Im Jahre 1831 in Bamberg geboren, kam er 1863 als jugendlicher Komiker nach Wien. Zuerst am Josephstädter Theater engagiert, trat er bald darauf im Theater an der Wien auf, dem er als Liebling des Publikums durch zwanzig Jahre angehörte. Dank seiner vielseitigen Verwendbarkeit sowohl in der Operette und der Posse, wie auch im Volksstück, hat der Künstler eine Reihe von Glanzrollen des komischen Genres geschaffen, von denen hier nur sein „Nachtfalter" in dem Volksstück „Drei Paar Schuhe" und sein „Agamemnon" in Offenbachs „Schöne Helena" erwähnt seien. In Gestalt und Gesichtszügen hatte Friese in jüngeren Jahren eine große Aehnlichkeit mit Ferdinand Raimund, den er vortrefflich zu imitieren verstand. Trotz seiner Erfolge in Wien ging Friese mit der Geistinger im Jahre 1883 an das Thaliatheater nach New York, um später wieder nach Wien zurückzukommen. Doch trieb ihn die Wanderlust im Jahre 1889 ein zweites Mal nach dem Dollarlande, wo er als Oberregisseur des New Yorker Amberg-Theaters im Jahre 1892 sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schauspieler feierte. Friese entstammte einer alten Schauspielerfamilie, und seine Kinder widmeten sich, gleich dem Vater, schon von früher Jugend an der Bühne.



Karl Adolf Friese.



Phot. W. Höffert, Berlin.

Adolf Bastian.

Adolf Bastian.

Eine etwas verspätete Ehrung ist dem berühmten Forschungsreisenden und Gelehrten Adolf Bastian zu teil geworden: erst jetzt, in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre, hat der bedeutendste Ethnologe Deutschlands seine Berufung zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität erhalten. Am 26. Juni 1826 in Bremen geboren, studierte Bastian Medizin und gewann als Schiffsarzt derartigen Geschmack an Reisen, daß er sich fortan allein der wissenschaftlichen Forschung widmete. Er wurde der eigentliche Schöpfer der Ethnologie, ergründete namentlich die Kulte, Sitten und Gebräuche der Naturvölker und sammelte auf diesem Gebiete ein gewaltiges, bisher unbekanntes Material. Seinen ständigen, allerdings häufig durch große Reisen unterbrochenen Aufenthalt nahm Bastian 1868 in Berlin, wo ihm die Verwaltung der ethnographischen Abteilung der königlichen Museen übertragen wurde, 1886 zum Geheimen Regierungsrat ernannt, übernahm er zugleich das Direktorat des neubegründeten Museums für Völkerkunde. Erst vor einigen Monaten ist der greise Gelehrte von einer Forschungsreise aus der Südsee zurückgekehrt, von der er wieder eine Fülle ethnologischer Schätze mitgebracht hat. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat Adolf Bastian in einer ungewöhnlich großen Zahl von Schriften niedergelegt.

Ferdinand von Miller,

der zum Direktor der Münchener Akademie der bildenden Künste berufen worden ist, erblickte als Sohn des berühmten Erzgießers gleichen Namens am 8. Juni 1842 in München das Licht der Welt. In der Schule seines Vaters vorgebildet, vervollkommnete er sich in den bedeutenden Kunstgießereien zu Berlin, Paris und London und bildete sich alsdann in München und Dresden, späterhin in Italien zum Modelleur aus. Nachdem er als Offizier in der bayrischen Armee den deutsch-französischen Krieg mitgemacht, ging er nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er den Guß zahlreicher Monumente leitete, zugleich aber



Aufn. von Leipziger Müller, München.

Ferdinand von Miller.

auch schöpferisch wirkte. Eine Reihe nordamerikanischer Städte besitzt hervorragende Bildwerke von seiner Hand. In die Heimat zurückgekehrt, entwickelte er gleichfalls eine erfolgreiche Thätigkeit. Wir nennen vor allem die Statue des Albertus Magnus für Lauingen in Schwaben, den Maximiliansbrunnen in Bamberg, das Armeedenkmal in der Feldherrnhalle zu München, das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. in Metz und das Denkmal für den Prinzregenten Luitpold in Berchtesgaden. Ferdinand von Miller, der die von seinem Vater begründete Erzgießerei in München zum Wohle der Kunst in vornehmem Stile leitet, ist schon seit Jahren Ehrenmitglied der Münchener Akademie der bildenden Künste, zu deren Direktor er nun berufen worden.

Der Luxhof in Strassburg.

Von einer Feuersbrunst ist in der Nacht zum 24. Januar der Luxhof in Straßburg, eines der ältesten und eigenartigsten Gebäude dieser Stadt, betroffen worden. Der Luxhof, ursprünglich Lukashof genannt, ist ein ehemaliges Patrizierhaus, das in der Geschichte Straßburgs eine Rolle gespielt hat. Hier pflegten die Deutschen Kaiser, sobald sie nach der damaligen freien Reichsstadt kamen, Herberge zu nehmen; im Jahre 1444 wohnte daselbst längere Zeit Kaiser Sigismund, nach dem später der reich geschmückte Sigismundsaal benannt wurde. Dieser Saal ist glücklicherweise nicht beschädigt worden, wie denn überhaupt der Brand sich zumeist auf den Dachstuhl beschränkte. Aus der Beschießung im Jahre 1870 war der Luxhof, obwohl viele Gebäude in seiner nächsten Nähe vernichtet wurden, unversehrt hervorgegangen, und nun, nachdem die Deutschen als Sieger eingezogen waren, wurde der Bau zu einem modernen Bierpalast umgewandelt, in dem treffliches Münchener Bräu sprudelt. Für alle Fremden, die Straßburg besuchen, ist der Luxhof eine Sehenswürdigkeit



Der Luxhof in Strassburg während des Brandes.

Die Kirche zu Schönberg im Odenwald.

(Zu dem Bilde Seite 311.)

Einer nichtswürdigen That ist in der Nacht zum 21. Januar die Kirche zu Schönberg im Odenwald zum Opfer gefallen. Im romanischen Stile erbaut und dem Schlosse des Grafen von Erbach-Schönberg gegenüber belegen, bildete die Kirche eine herrliche Zierde des Schönberger Thales. Durch Brandstiftung nun ist das schöne Gotteshaus vernichtet worden. Bevor Hilfe gebracht werden konnte, hatten die Flammen das ganze Innere zerstört, aus dem nur wenig gerettet wurde. Nur die kahlen Mauern sind übrig geblieben, der Turm ist eingestürzt, und die Glocken sind geschmolzen.



Für müßige Stunden.

Zahlenrätsel: „Ballfächer“.



Silbenrätsel.

Die Ersten schufen viel des Schönen,
Und ob des Künstlers Heim im Norden,
Ist er nicht minder drum in Tönen
Lieb und vertraut auch uns geworden.

Die Dritte läßt in Wald und Triften
Sich neuen Schmuck vom Lenze weben;
Und wer versenkt in ihre Schriften,
Nicht hypochondrisch sieht ins Leben.

Ein junger Held, dem reiche Kränze
Aus Ruhm und Glück versprach zu winden
Das Dasein, mußte früh die Grenze
Für alles bei dem Ganzen finden. M. Sch.

Worträtsel.

Was mit dem Rätselwort benannt,
Dem Innern ist es nie verwandt,
Doch mag es häufig wohl gelingen,
Daß Reden mehr zu Herzen dringen
In Poesie- und Prosa-Form,
Sobald das Wörtchen für sie Norm.
Auch Künstler in dem Reich der Töne
Sehn ihrer Melodien Schöne
Nicht selten doppelt anerkannt,
Wenn es dem Vortrag sich verband.
Und dabei kann man nicht bestreiten,
Daß auch verächtlich es zu deuten,
Bezieht es sich auf leere Hülle,
Entbehrend eines Kernes Fülle. M. Sch.

Repertoire-Rätsel.

Die Aufführungen:

C Y R A N O V O N B E R G E R A C
C O L L E G E C R A M P T O N
C O S I F A N T U T T E
B A U M E I S T E R S O L N E S S
Z A R U N D Z I M M E R M A N N
G R O S S S T A D T L U F T
D I E H A U B E N L E R C H E
M A D A M E S A N S - G Ê N E
D I E E H R E
D I E V E R S U N K E N E G L O C K E
R O M E O U N D J U L I A

sind so zu verschieben, daß eine senkrecht abzulesende Linie den Namen eines weiteren Bühnenstückes ergiebt.

Umstellrätsel.

Im deutschen Land
Die Wiege stand
Des Meisters, den wir alle kennen
Und der Geburt nach unser nennen.
Wohl wandte, folgend seinem Sterne,
Der Kunst, er früh sich in die Ferne,
Doch ob Italiens Farbenglut
Auf seinen Schöpfungen auch ruht,
Die Phantasie und Leidenschaft
Des Südens sich verrät voll Kraft;
Entstammt nicht seiner Heimat Gründen
Das reich beseelte warm' Empfinden! —

Im Doppelsinn entfernte Vettern
Von uns sich zeigen, wenn die Lettern
Nun ohne Fuß, geordnet neu;
Und ob es sonst auch Regel sei,
Verwandtschaften nicht zu beachten,
Die wir als solche kaum betrachten,
Hier bringt zur Geltung mächtig sie
Die allgemeine Sympathie. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Des Auszählrätsels: „Aus anno dazumal.“ Die in der rechten Ecke unten stehenden fünf Notenköpfe zeigen an, daß jeder fünfte Buchstabe des Textes so lange auszuzählen ist, bis kein Buchstabe mehr erübrigt. Die so ausgezählten Buchstaben geben dann die Worte: „Ein Hofball vor hundert Jahren.“

Des Worträtsels: Geschwind — Schwindel — Schwind.

Des Silbenrätsels: Zinn — Ober. Zinnober.

Des Worträtsels: Theänen.

Des Scherzrätsels: Zi—gar—re.

Des Silbenrätsels: Harmlos.

Des Umstellrätsels: Anrede — Andere.

Briefmappe.

E. G. in U. Der Scherz stammt von Hans von Bülow, dem großen Musiker, und ist verewigt im Solistenzimmer des Stuttgarter „Liederkranz“. Dort hängt eine Photographie Bülows, die der geniale Künstler einst dem genannten Verein verehrt hat. Die von seiner Hand geschriebene Widmung lautet: „Heil mir im Liederkranz“.

R. L. in W. Eine hübsche Spende für das bevorstehende Gutenberg-Jubiläum hat die Zinngießerei von Th. Gunzenhäuser in Eßlingen hergestellt. Es ist ein fein stilisierter Becher, der in erhabener Arbeit das lorbeerumkränzte Bildnis Gutenbergs, die Stätten seines Wirkens, die ihm errichteten Denkmäler und das Buchdruckerwappen zeigt. Die Umschrift lautet: „Gott sprach zum zweitenmal: ‚es werde Licht auf Erden,‘ da ließ er Gutenberg zum Typenschöpfer werden.“ Sicherlich wird der prächtige Gutenberg-Becher auch über die Kreise der Buchdruckerkunst hinaus Anklang finden.

A. Ch. in D., Rumänien. 1. Veraltet, nicht mehr nachweisbar. 2. Nein, geschieht nicht mehr.

M. W., Spandau. Mögen Sie es mit einem Inserat in einer vielgelesenen Berliner Tageszeitung versuchen.

P. F. in R. Als katholische Erziehungsanstalt für die weibliche Jugend wird das Institut St. Zeno bei Reichenhall in Bayern empfohlen. Die Erziehung wird vom Orden der englischen Fräulein geleitet.

Junge Hausfrau in W. Für Ihre Zwecke empfiehlt sich die Universal-Nahrungs-Hackmaschine, die von Markt & Comp. zu Hamburg in den Handel gebracht wird. Mit dieser Maschine zerkleinert man in kürzester Zeit und mit leichter Mühe rohes und gekochtes Fleisch, Gemüse, Brot und so weiter zu jeder beliebigen Feinheit.

H. A. in R. Die beliebtesten unsrer einheimischen Singvögel und ihre Pflege behandelt Mathias Rausch in dem Buche „Die gefiederten Sängerfürsten“ des europäischen Festlandes“ (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung). Drei Farbentafeln und einige Textabbildungen sind beigefügt.

Hoffende Seele. Es geht alles den geregelten Gang, wie es vorher angekündigt worden.

Max H. in B. Längst erledigt.

Dr. B. T. in Vicenza. 1. „Vatermörder“ nannte man einstmals scherzhaft die hochstehenden, spitz zulaufenden Oberhemdkragen, und es ging der Scherz um, mit solchen habe einst ein Sohn, den Vater umarmend, diesem die Augen ausgestochen. 2. Uns unbekannt. 3. Bezieht sich auf einen Streich, der Bismarck in der Konfliktszeit, als er noch der „bestgehaßte Mann Deutschlands“ war, auf dem Bahnhof in dem hinterpommerschen Städtchen Belgard gespielt sein soll. Der „Kladderadatsch“ brachte sogar ein Bild dazu. Aber natürlich beruht die Schnurre auf Erfindung.

J. B. in A.-B., Ungarn. Wir danken verbindlichst, doch erscheint die Mitteilung zur Veröffentlichung nicht recht geeignet.

A. E. v. D. in W. Ein künstlerisch ausgeführter Stammbaum der engeren Familie des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich ist von der K. K. Hof- und Universitätsbuchhandlung R. Lechner (Wilhelm Müller) in Wien herausgegeben. Das Blatt bringt dreißig Porträts der nächsten Angehörigen des Monarchen und giebt ferner Ansichten der Habsburg und der Wiener Hofburg.

R. N. in S. Die Postkarten mit farbigen Wiedergaben klassischer Gemälde erscheinen im Verlage von L. Klement zu Frankfurt a. M. Die neueste Folge giebt Werke von Raffael, Murillo und Angelika Kaufmann wieder.

Julius G. in U., A. S. in Wien, R. Z., Hamburg. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Félicie.

Aus den Briefen eines Thoren.

Von

Johannes Richard zur Megede.

(Schluß.)

XVIII.

Deutschland — der fernste Osten.

Eine kleine Station an einer kleinen Bahn. Bis zur Ankunft des Zuges noch geraume Zeit. Auf dem menschenleeren Perron stand ein einziger Herr — nicht mehr jung, schneeweiß, eine Figur, die früher sicher sehr elegant gewesen, und ein dunkles Auge, das sicher einmal sehr scharf gefunkelt hatte. Jetzt die Gestalt müde, das Auge unruhig.

Der dicke Stationsvorsteher war jetzt auch aus dem Stationsgebäude getreten. Eine neue rote Mütze über einem behäbig-schmierigen Uniformrock. Er sah erst nach dem Wetter und dann nach dem Zug, den eine winzige Rauchwolke zwischen jungem Kiefernwalde ankündete. Dann trat er zu dem einsamen Herrn: „Guten Morgen, Herr Baron!"

„Guten Morgen." An der kurzen Bewegung des Kopfes, wie er sich umdrehte, erkannte man zur Not den früheren Offizier.

„Wollen Sie nach K . . . berg, Herr Baron?"

„Nein. Ich erwarte meinen Bruder."

„Ach was! Den Baron Rolf? — Der muß aber schon über zehn Jahre nicht in der Gegend gewesen sein."

„Wohl möglich."

„Bleibt er lange?"

„Ich weiß noch nicht."

Dann wurde die auf der einen Seite neugierige, auf der andern widerwillige Unterhaltung durch den Pfiff der Lokomotive unterbrochen. Der Zug lief ein. Die alten, kleinen Waggons einer auf Verstaatlichung wartenden Gesellschaft. Aus dem selten besetzten Coupé Erster stieg ein Passagier mit dem eleganten Handgepäck eines verwöhnten Reisenden. Er sah sich kaum um und rief nur dem Billetknipser am Eingang zu: „Ist Rabensches Fuhrwerk da?"

In dem Augenblick fühlte er auch schon eine Hand auf seiner Schulter: „Na, guten Tag, Rolf!"

„Guten Tag, Gert."

Die Brüder schüttelten sich flüchtig die Hand. Zwei grundverschiedene Gesichter. Der jüngere brünett, häßlich — der ältere noch immer ein feines, kluges Gesicht. Nur um die Augen sprang ein verwandter, weicher Zug. Sie gingen in verlegenem Schweigen bis zu dem Wagen, der an der Station hielt. Ein unmoderner kleiner Jagdwagen, aber edle Pferde.

„Willst du kutschieren, Rolf?"

„Nein, ich danke wirklich, Gert."

Da nahm der ältere die Leinen, die der junge Kutscher auf dem Rücksitz stehend hielt. Sie fuhren im schlanken Trabe über holperiges Pflaster. Es war der erste Mai heute, ein heller, kalter Frühlingstag des Ostens, mit zähem Schmutz und unangenehmem Wind. In der ersten Viertelstunde sprachen die beiden kein Wort, als wenn sie sich geniert fühlten. Endlich räusperte sich der Aeltere und sagte mit einem flüchtigen, warmen Blick nach dem Bruder: „Du siehst aber nicht schlecht aus, Rolf."

„Nicht schlecht!"

„Ich verstehe, verstehe. Wir Rabens haben nun einmal keine Anlagen zum Schlechtaussehen."

Sie schwiegen wieder. Auf bodenlosem Sandweg schwankte jetzt das leichte Gefährt nur mühsam vorwärts, die Braunen prusteten, der Kot spritzte. — Der Jüngere sah immer stumpf geradeaus. Es war die östliche Ebene, noch kahl, winterlich, mit schwarzen Brachen und braunen Wiesen. Die kalte Sonne funkelte über schüchternen Saaten und melancholischen Föhrenwäldern. Der Frühlingswind spielte in dem toten Gezweig der Bäume am Weg. Nur die feinen Spitzen vereinzelter Birken schimmerten rot und lenzverheißend. Der Wagen stöhnte an einem elenden Kirchhof vorüber — mitten drin in der trostlosen Landschaft von roher Feldsteinmauer umfriedet, die Grabkreuze windschief oder alt. Der Jüngere sah noch lange zurück, als könne er sich von dem Kirchhof nicht trennen. Später kam ein Dorf mit häßlichen Katen und einem Kruge an der Landstraße. Der strohblonde Wirt stand vor der Thür in plumpen Holzschuhen; er grüßte kaum. Es war Litauen, wo die ostpreußische Höflichkeit nicht wild wächst.

„Das wäre also die Heimat! — Ein halbes Dutzend anständige Güter — drum 'rum litauische Gehöfte, und was für welche! . . . Schmutz — Unhöflichkeit — Suff . . . Ich gehöre ganz entschieden nicht mehr hierher."

Das sagte der Jüngere vor sich hin wie im verächtlichen Traum. „Und doch wäre es besser gewesen, ich hätte diese sogenannte Heimat nie verlassen."

„Ich weiß doch nicht, Rolf . . ." Der Aeltere war sehr niedergedrückt.

Vor ihnen lag jetzt auf einer Bodenwelle das Gut, aus kleinem Park das kleine Herrenhaus weiß und freundlich schimmernd. Dahinter dehnte sich das Gehöft — gewaltige Stallgebäude und Scheunen, winzige Insthäuser. Für Tiere und Korn die fast cyklopischen Mauern, das rote Ziegeldach, für die Menschen der bröckelnde Lehm und die verwitterte Schindel. Der verstorbene Freiherr zu North hatte das mit Fleiß so gebaut als großer Viehzüchter

und kleiner Leuteschinder. Der neue Herr hatte entgegengesetzte Ansichten, die ihm aber das schmutzige Volk nie dankte. — Da war also wieder die Heimat! Der Jüngere sah aber nur flüchtig hinüber, um gleich in den zähen Kot der Landstraße zu starren, in dem die Achsen versanken.

„Bauernweg — und die thun natürlich nie etwas dafür! Außerdem war es ein ganz abnormer Winter, fast ohne Frost und Schnee.“

Aber der Jüngere lächelte nur geistesabwesend über diese Erklärung. Erst als die edeln Pferde auf harter Kiesschüttung trabten, riß er sich gewaltsam aus seiner schlaffen Haltung zusammen. Sie fuhren über den riesigen Hof. Es war Mittag und der Hof menschenleer. Vor der Auffahrt am Herrenhaus stand ein Stubenmädchen mit weißer Schürze und knickste. Ein alter Jagdhund reckte sich wedelnd.

„Und deine Frau und die Kinder, Gert?“

„Sie sind bis Pfingsten noch bei meinen Schwiegereltern. Klara wünschte durchaus den Grund der Verbannung zu wissen, ich bin jetzt aber ein sehr schwieriger Ehemann geworden und behandle alles gleichmäßig schlecht. Es ist doch auch besser, wenn wir die ersten Wochen allein sind.“

„Ich danke dir, Gert.“

Sie stiegen aus. „Kein Brief für mich da?“ fragte nervös der Jüngere noch in der Hausthür.

Der Aeltere fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte mit scheuem Blick: „Nein, Rolf, ich hätte ihn dir sonst zum Zuge mitgebracht ... Komm nur gleich in mein Zimmer!“ Dort sah er den Bruder wehmütig an: „Armer Junge! ... Warte doch nicht mehr auf den dummen Brief! ... Ich hätte mir das Wiedersehen früher auch freudiger vorgestellt ... Willst du auf die kalte Fahrt einen Cognac? Er ist gut. Ich habe ihn mir seit einiger Zeit angewöhnt.“ ... Als er die Gläser voll schenkte, zitterte die Hand, und ein Tropfen rollte auf den Tisch.

Dann gingen sie zum Essen. Der junge Inspektor aß mit am Herrentisch. Er war bescheiden und sprach ungefragt kein Wort. Es war ein kurzes Mahl — die Speisen kaum berührt. Nach dem Kaffee schlenderten die Brüder mit der Zigarre durch die Wohnzimmer. Es war noch zum großen Teil die alte Einrichtung des Elternhauses — nachgedunkeltes Mahagoni mit geschweiften Beinen, die Stühle steif, die Sessel bequem. — Aber es war kein wehmütiges Aufzucken in den gleichgültigen Augen des Jüngeren zu spüren. Zuweilen sah es aus, als würden seine Nerven durch die Erinnerung nur irritiert. Er pfiff leise vor sich hin. Vor einem Bücherbrett blieb er stehen — Klassiker mit verblaßten Goldrücken, vielleicht Andenken aus seiner Gymnasialzeit. Er tippte auf einen Band Goethe und sagte mit zuckendem Mund: „Wahlverwandtschaften!“

„Ja, Wahlverwandtschaften.“ Auch um den andern Mund zuckte es, aber hart und feindlich. — „Ich habe auch öfters an das Buch denken müssen, Rolf, und es gerade jetzt noch einmal gelesen. Die Pflicht liegt durchaus nicht immer rückwärts — sie liegt ebenso oft vorn. Aber schlapp sind wir alle — du auch ... Doch sprechen wir von etwas anderm!“

Aber sie blieben bei dem Thema Wahlverwandtschaften. Der Bruder merkte jetzt, daß dem Jüngeren die Unterhaltung über die Frau ein Bedürfnis war, ja, daß er eigentlich deswegen gekommen in diese vergessene Heimat. Diese Frau war ihm beinahe eine fixe Idee. Er erzählte und erzählte — all die kleinen, anmutigen Züge ihres Wesens, die er so liebte und die ihn so unglücklich machten, weil der große Zug fehlte. Der Aeltere war ein geduldiger Zuhörer und sagte wenig. Aber zuweilen zuckte es in seinen Augen böse.

Den Nachmittag gingen die Brüder in die Wirtschaft. Am längsten fesselte sie der Kutschstall. Sie hatten beide die starke Vorliebe des Ostens für Pferde einmal besonders stark besessen. Der Aeltere besaß sie vielleicht noch. Er wurde allmählich warm und gesprächig im Ammoniakgeruch des Stalles. Er gab die Geschichte der einzelnen Tiere, weil er glaubte, sie müsse den Bruder interessieren. Er klagte wie alle Landwirte dabei, aber ohne Nergelei. „Mit den Remonten geht's absolut nicht mehr! Die Kommission schmeißt mir immer aus dem Dutzend sechs 'raus. Die andern sechs bezahlt sie mir hoch. Aber wo ist dabei der Nutzen? ... Es ist hier oben mit nichts mehr Geld zu machen. Ich habe die Viehherde forciert und überzüchtet. Alles, was du sehen wirst von Kühen, hat Tuberkulose. Mit Pferden, das heißt Kaltblütern, hatte ich auch kein Glück. Aus Verzweiflung habe ich sogar zwei Jahre den Vollblutzüchter gespielt, aber eingesehen, daß dazu andre Mittel gehören, als wir sogenannten Rittergutsbesitzer auftreiben können. Rittergutsbesitzer — klingt gut! Fronarbeiter unsrer Hypothekengläubiger — ist aber der wahre Titel ... Uebrigens eine ganz edle Vollblutstute steht noch bei mir. Ich werde sie nicht los. Was ich will, das geben mir die Coupschneller nicht — und für ein Butterbrot das Pferd — o nein!“ — Er rief dem zweiten Kutscher zu, der den Jagdwagen wusch: „Bring doch mal aus dem Losstall die ‚Desdemona‘ her!“ Auch in den Augen des Jüngeren schien ein Schimmer von Interesse aufzuleuchten, als das Tier vorgeführt wurde — ein etwas hochbeiniger Lehmfuchs mit abgeschlagener Kruppe. „Da hast du das letzte meines Renngestüts, Rolf. Sieh mal, dran ist immer noch was ... Sehr viel Hals — zäumt sich sehr vornehm bei — unter dem Reiter überhaupt ein Blender erster Güte ... Die Vorhand darfst du natürlich nicht kritisieren. Viel zu fein! Aber ein wundervolles Sprunggelenk. Ueberhaupt Nerv in dem Gaul! ... Und nervös, nervös! Ich darf die Stute als Familienvater nicht besteigen. Sie setzte mich auch gleich am ersten Tage hier auf dem Hofe in einem Riesenschwunge aufs Pflaster. Geräusche und sumpfiges Terrain — da gnade jedem Gott, denn der Fuchs wird wahnsinnig. Du hättest sie früher vielleicht mal klein kriegen können mit deinem eisernen Schenkel. Jetzt würde ich dir direkt abraten ... Aber Gänge hat der Gaul, Gänge! ... Blut bleibt doch Blut, auch mit tausend Fehlern.“

Während die hell wiehernde Stute auf und ab geführt wurde, vermochte der Jüngere kaum einen Gähnreiz zu unterdrücken. Er sah nur auf das Pferd, um den Bruder nicht zu kränken, der auch wohl gern die eingeschlafene Passion beim andern wieder wecken wollte ... Ein rasches Aufblicken zeigte ihm das Vergebliche. Dabei wich die Wärme aus dem Auge. „Das interessiert dich auch nicht mehr, Rolf?"

„Nein, Gert."

„Ja, was interessiert dich denn überhaupt noch?"

„Sie."

„Ach sie!"

„Gert!"

„Rolf!" Und eine dicke Falte zeichnete sich zwischen den buschigen Brauen. Er wollte etwas Verächtliches sagen. Aber er bezwang sich zur rechten Zeit ... Komm, wir wollen 'raus auf die Felder wandern! Kannst du wohl noch Roggen- und Weizensaat auf den ersten Blick unterscheiden?"

„Ich weiß nicht, Gert. Es ist mir außerdem völlig gleichgültig."

Darauf sagte der Aeltere leise, warm, wie zu einem kranken Kinde: „Was kann ich denn überhaupt für dich thun, mein armer Junge?"

„Nichts."

„Aber es muß etwas gethan werden, Rolf! ... Wenn dir das Zuhause und ich wirklich gar nichts mehr bedeuten ... Sei doch vernünftig! Wenn eine Frau so schreibt: ‚Vergiß!' — dann hat sie nie wirklich geliebt. Das ist eine verzweifelte Medizin, aber es ist die einzige, an der du gesunden kannst."

„Mach mich nicht toll, Gert! Ich sage dir, ich bin schon lange auf einem Punkte, wo ich nur das Atom — das Atom Ekel brauche, um so oder so zu gesunden. Zwing du mir das letzte wenigstens nicht hinein! ... Es giebt auch Kranke, die sterben müssen, sobald sie gesund sind ... Vielleicht giebt sie mir das Atom selbst ..."

„Vielleicht! Und du küßt ihr noch demütig wie ein Hund die Hand für den coup de grâce, der auch nur Gnade ist!" ... Dann trat er dicht zu dem Bruder. „Gut! — Du bist krank, du kommst vielleicht nicht durch. Mich träfe es doch am schwersten, schwerer als sie, die immer nur an sich gedacht hat. Sie wünscht ja auch nichts sehnlicher, als dich nie wiederzusehen ... Ich will in dem Ton nicht weiterreden. Die Abrechnung zwischen uns kommt auch noch mal. Aber wenn du nun einmal nicht leben kannst ohne das Phantom deines Herzens, dann geh wenigstens anständig vor die Hunde und nicht als weinerlicher Kerl, der du heute bist ... Du bist der Rücksichtslosere von uns beiden dein Leben lang gewesen und gingst verbissen deine Wege, auf denen man dich beileibe nicht stören durfte. Bleib der rücksichtslose Mensch auch im Tode! ... Du wirst und mußt dich wiederfinden — und sei's auch im allerletzten Moment. Ich sage dir: ‚Landgraf, werde hart!' — gerade jetzt, wo du vielleicht zum erstenmal in deinem Leben ein gutes Recht dazu hast. Keine Sentimentalitäten, wo sie nicht hingehören! ... Wie wir eben das Pferd besahen, da fiel mir eine alte Geschichte ein. Erinnerst du dich noch, als wir hier öfters hetzten — du ein junger und unbeliebter Dachs? Du rittest damals einen Sonderling von Pferd, das nur aus dem Trabe sprang. Und einmal behauptetest du ohne Notwendigkeit beim Jagddiner, daß du den Gaul zwingen würdest, aus dem Galopp zu springen — und zwar gleich bei der nächsten Hetze ... Der Tag steht deutlich vor mir. Es war lange Halali geblasen, und wir wollten eben wieder nach Hause reiten. Da kamst du, den wir verloren hatten, auf einmal ganz weit hinten über die Brache gepacet. Und die Leute lachten und witzelten, weil du es doch nicht durchgesetzt hättest mit deiner Großmäuligkeit. — Und da kamst du näher, der Gaul ganz naß und ausgepumpt. Mir war es beinahe blamable, weil wir jenseits einer Hecke hielten und die andern sich schon diebisch freuten, dich zum Trab durchparieren zu sehen. Ich müßte sehr schlechte Ohren gehabt haben, die ich nie hatte, wenn nicht ein alter Ekel halblaut murmelte: ‚Der kann ja natürlich alles!' Und die andern steckten kichernd die Köpfe zusammen. Das boste mich mächtig. — Und da kamst du im scharfen Galopp an, und der Gaul ging nervös — und mir schlug das Herz bis zum Halse ... Zwanzig Schritte vor der Hecke — ich sehe schon in Gedanken, wie du feige durchparierst ... Aber mit nichten! — Der Gaul, der wohl gemerkt hat, daß heute mit dir nicht zu spaßen, will lieber wegbrechen und legt sich schon auf die Seite ... Aber da — Peitsche hoch, Sporen rin ... Ich denke mir: ‚Brich dir 's Genick, aber hinter der Hecke!' ... Und aus dem fliegenden Galopp springt der Gaul wie unsinnig. Er überschlug sich allerdings, und du bliebst besinnungslos liegen — aber die Hecke hattest du doch aus dem Galopp genommen ... Seitdem kenne ich sehr genau einen gewissen brutalen Zug um deinen Mund, wenn du va banque spielst — aber der Zug hat mir immer wohlgethan. Er hat auch später mir und andern gezeigt, daß ein Raben kann, was er will ... Also wenn's sein muß, brich 's Genick, aber hinter der Hecke!" ...

Die Brüder sahen sich an. Einen Augenblick dasselbe tückische Leuchten in beider Augen. Der Jüngere war sehr blaß geworden, und als er endlich antwortete, da that er's mühsam, denn der Atem ging schwer. „Ich habe einen Schwur gethan, Gert, daß ich nie mehr betteln will — auch nicht beim lieben Gott ... Ich brach viele Versprechen — das breche ich hoffentlich nicht: ich werde mal anständig sterben."

An dem Abend ging's mit der Stimmung. Sie saßen lange und tranken viel.

Am andern Morgen kam die Depression wieder — das stumpfsinnige Brüten und das ruhelose Wandern durch die Zimmer. Es war wirklich wie eine fixe Idee — die Liebe zu dieser Frau ... Der Aeltere hätte den Bruder gern zerstreut, Besuche bei den Nachbarn gemacht, die das auch erwarteten. Aber nur ein „Um Gottes willen!" war die Antwort.

Der echte Frühling kam langsam. In den schwarzen Moorlöchern sproß das helle Grün. Die

Kiebitze kreischten und flogen den Pflügern um den Kopf. Die Wintersaat hob sich, über die Sommerfelder zog ein grünlicher Hauch. Die Brüder wanderten meilenweit, weit über die Grenzen des Gutes. Der Weg war dem Jüngeren nie zu lang, wenn er von „ihr" erzählen konnte. Die frische, scharfe Luft der Heimat that seinen Nerven wohl — aber sofort nach der Rückkehr wieder das Zusammensinken, das monotone: „Wär's doch zu Ende! Ich will ja weiter nichts als den Tod..." Das waren schlimme Wochen. Der Aeltere begriff erst jetzt ganz, wie lange und schreckliche Verheerungen die großen Gefühle anrichten. Und dennoch gab es Momente, wo er dem Bruder den heiligen Schmerz neidete. Als nach einer warmen Nacht die Kastanienbäume hinter dem Haus knospend aufbrachen und der echte Lenz schwer und schläfrig allen in den Gliedern lag, wünschte der Jüngere, dem der Frühling mit seinem Hoffen nur weh that, die Briefe noch einmal zu lesen, die er vor einem Jahr und länger geschrieben. Es las darin die halbe Nacht. Der Bruder, der unten schlief, konnte deutlich unterscheiden, wie über ihm im Mansardenzimmer das ruhelose Wandern und das stumpfe Brüten sich in schrecklicher Regelmäßigkeit bis zum Morgen ablösten.

Die Brüder sahen sich andern Tags erst nach Tisch, weil der Gutsherr als Schöffe in der Stadt gewesen. Es war in Gerts Zimmer, wo Rolf in einem Lehnstuhl saß, die ausgegangene Zigarre noch in der Hand, den letzten Brief der traurigen Kollektion vor sich.

„Na, Rolf?"

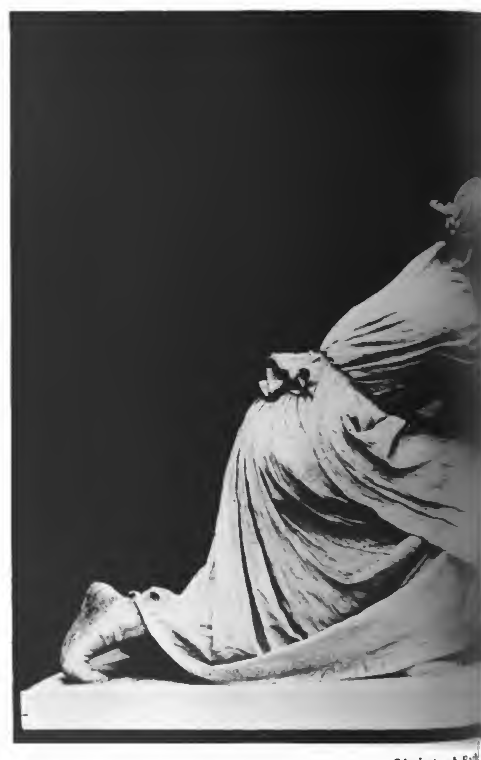
„Na, Gert?"

Die Brüder reichten sich lässig die Hand. Dabei glitt der letzte Brief zur Erde.

„Bist du fertig, Rolf?"

„Schon heute morgen, Gert. Ich las einiges eben noch einmal. Ich begreife doch nicht ganz, daß ich damals überhaupt noch schreiben, so schreiben konnte. Das letzte von meinem malerischen Können ist jedenfalls in den Briefen... Sag übrigens, Gert, als du das erste halbe Dutzend von der Sorte bekommen hattest und doch wissen mußtest, daß eine tödliche Krisis im Anzuge — warum hast du dich nicht aufgesetzt und mich geholt à tout prix?"

„Weil du doch nicht gekommen wärst, Rolf, und weil ich es längst aufgegeben habe, irgendwo die Vorsehung spielen zu wollen. Du, mein Lieber, hast ja nie fremden Rat befolgt, und das Resultat hat dir fast immer recht gegeben. Auf dem Sprunge zu reisen war ich oft. Aber ich blieb, und zwar auch aus der bequemen Motivierung: Wer weiß, wozu die Krankheit gut ist... Diese Unterlassung bedaure ich jetzt sehr. Ich hätte dich in einem Sanitätswagen holen müssen... Doch lassen wir das beiseite! — Ich kann deine Briefe fast auswendig und sage noch heute: ‚Zu bereuen hast du nichts!' Mögen andre bereuen. Man kann schon schwer



Christoph Roth.

gegen kleine Gefühle ankämpfen — und gegen ein so großes? Sei darum in andrer Augen lächerlich, ein Thor. Schadet nichts! Vielleicht sind die edeln Sünden des Herzens Gott am wohlgefälligsten ... Du liebtest die Frau — und hast sie verloren ... in dieser Frau wiederfinde ... Aber verlange niemals eine Kritik über diese Frau selbst! Sie ist gallebitter, und sie muß gallebitter sein nach meiner Lebensanschauung."

Der Jüngere fuhr sich langsam über die Stirn. „Aber einmal müssen wir uns doch auch in dem Punkte aussprechen, Gert! — Nächste Woche kommen deine Angehörigen, und das Komödiespielen fängt wieder an ... Ich muß dir übrigens nach der Lektüre hier sagen: Gert, die Frau hier konnte gar nicht anders! — Auch die beiden letzten Briefe beginne ich zu verstehen. Sie sind allerdings so gut wie ein Bankerott, ein häßlicher Bankerott eines großen Gefühls zu Gunsten einer kleinen Vernunft. Aber ich habe den Bankerott ja gewissermaßen vorausgesehen. Die sogenannte anständige Gesellschaft kennt doch auch nur diese Konfliktslösungen. Die Frau hat eben immer gesellschaftlich gefühlt, und ich habe nie gesellschaftlich gefühlt. Da liegt der Zwiespalt. Sie hat mich gewiß herzlich gern gehabt und hat auch tief empfunden — und nicht einen Augenblick mit mir gespielt. Aber zu einer Konsequenz nach vorn langte das Gefühl bei ihr von Anfang an nicht. Sie wünschte das auch gar nicht, sie hatte im Gegenteil Angst davor ... Und dann kam der Abschied, der wehmütige Abschied, und mit ihm die Empfindung, daß sie doch mit ihrem guten Herzen viel tiefer in eine andre Welt der Anschauungen hineingekommen war, als ihr gut. Nach der Trennung hat sie mich sicher sehr lieb gehabt und sich nach meinem großen Gefühl gesehnt. Und sie hätte mich auch weiter lieb gehabt, wenn ich nicht den unglücklichen, überschwenglichen Brief geschrieben hätte. Da gingen ihr erst eigentlich die Augen auf, da bekam sie Angst, da wog sie ab und sagte sich nach langem Hin und Her der Gefühle ehrlich wie immer: ‚Nein, mein Freund, wenn du damit nicht zufrieden sein willst — mehr kann und will ich nicht geben!‘ ... Gefühlvolle Männer stoßen gefühlvolle Frauen auf die Dauer rettungslos ab — wir begeben uns ja auch damit der besten Waffe unsrer Männlichkeit, der Härte, zumal wenn auf dem Papier steht, was nur Mund und Augen selbst geben dürfen. Sie empfand den Brief unangenehm, peinlich, sie, die instinktiv die Gefühle von sich abwehrte auch früher schon ... Aber das war



Sterben.

Freilich, wozu das alles notwendig? Ich begreife in dem Falle die Vorsehung nicht, ich habe mit ihr schwer gemurrt, obgleich ich ein gläubiger Christ bin, allerdings kein Mucker ... Also erzähle mir, wenn du willst, weiter von deiner Félicie! Ich höre es gern, weil ich das Beste von dir gewissermaßen dann

nicht das Ausschlaggebende. Sobald die Frau wieder allein mit der Tradition, der Gesellschaft, dem Mann war, ertrug sie diese geistige Doppelehe nicht mehr. Das war durchaus anständiges Empfinden, dem ich in dem Fall unterliegen mußte. Darum das: ‚Nur Schluß, Schluß! Ich darf mich nicht verlieren!‘ ... Sie hat sicher ehrlich gekämpft, meinen Schmerz nicht leicht genommen — aber sie sagte sich, einmal zur Erkenntnis gekommen, ohne Eigensinn, jedoch fest: ‚Es ist gut für uns beide, wenn es jetzt aufhört!‘ ... Und dabei blieb sie trotz aller Güte unerbittlich. Das sind eben die starken, schwachen Frauen. Sie geben viel, aber sie geben niemals alles ... Nett war der Schluß nicht — das gebe ich gern zu. Aber er war doch das einzig Vernünftige, für diese Frau gewissermaßen vorgeschrieben ... Daher die Form, die etwas dürre Form des letzten Briefes, der sich um keinen Preis auf Weiterungen einlassen wollte. ‚Ich habe Dich sehr gern — aber darum mach' ich ein Ende.‘ ... Es sind sicher die besten Kinder der Tradition, die aus ihrem Gewissen heraus und selbst gar nicht glücklich zu dem Bestehenden zurückkehren. Sie thun's mit bitteren Thränen, sie thun es mit den heißesten Wünschen für das Glück des andern Mannes, ohne sich über die rasende Ironie solchen Wunsches klar zu werden — aber sie thun es ganz gewiß! ... Das alles, Gert, hätte ich voraussehen müssen, und die Frau, die mir so viel gab, hat mich nie in thörichte Hoffnungen eingewiegt. Trotzdem stand ich vor dem jähen Schluß starr. Ich kam nicht drüber weg. Ich bin auch heute noch nicht drüber weg... Sieh mal, Gert, ich kritisiere die Frau scharf, fast unerbittlich — und wer die Briefe oberflächlich liest, der könnte mich der kleinlichen Auffassung dieses Herzens anklagen. Und das ist wahrhaftig nicht wahr! Mit der Frau geht's mir wie Lessing mit den großen Dichtern. So scharf kritisiert man nur unendlich geliebte Menschen, denen man ganz etwas anders zutraut als dem andern Gesindel ... Auch heute — was muß ich doch eigentlich in diese Frau hineingelegt haben, und ein wie kostbarer Schrein meines eignen großen Gefühls muß sie mir noch immer sein, daß trotz aller Vernunft der Zauber dieser Frau so ungebrochen besteht wie jemals! Ich will den Zauber nicht — sie will den Zauber erst recht nicht — und der Zauber besteht doch ... Es kann mir heute, wo das alles vorbei ist, nur noch leid thun, daß eine Frau wie sie zu nichts anderm bestimmt war als zu einem köstlichen Stück Tradition ... Nenne mir die andre Frau auf Erden, die mir **das** noch sein könnte, nachdem **das** gewesen! — Es giebt keine."

Der ältere Bruder war indes mit langen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen, den dünnen Reitstock in der Hand, mit dem er eben vom Hofe hereingekommen, und an dessen Hirschhornkrücke er immer nervös zu spielen pflegte. „Ja, ja, Rolf — das ist schon wahr! Sie ist sicher keine gewöhnliche Frau. Ich habe sie auch stets mit anderm Maße gemessen. Keine Frau hat je einen so warmen Freund gehabt wie mich." ... Er hielt einen Moment inne. — „Aber auch keine Frau hat einen so bittern Feind wie mich jetzt ... Ja, Rolf", — er war jäh im Zimmer stehen geblieben, und die feinen Aristokratenhände bebten — „ja, Rolf, ich hasse die Frau, ich hasse sie für dich, der du das aus Schwäche oder Verblendung nicht mehr vermagst."

Da fuhr auch der andre auf. „Dazu hast du kein Recht, Gert! Das habe ich nicht von dir gewünscht. Die Frau gehört noch immer mir allein!..."

„Kein Recht? — Und wenn ich's doch hätte!" — Er machte zwei kurze Schritte nach dem Bruder hin, und die Stimme ward ihm hoch und heiser, als er weiter sprach: „Ich habe allerdings ein Recht auf diese Frau. Ich habe auch durch sie gelitten, und die weißen Haare statt der ergrauenden verdanke ich ein wenig reichlich der Herzogin von Lièges ... Einmal mußte das zur Sprache kommen. Und ich sage dir: die Frau hat doch nur frivol mit dir gespielt und hat dich nie ein Atom geliebt." Die heiße Thräne des Zornes zischte ihm ins Auge. Er wehrte ihr nicht. Und einem leidenschaftlichen Impulse des Augenblickes nachgebend, packte er das dünne Rohr des Stockes mit beiden Händen und brach es mit einem Ruck auseinander. Dann warf er die dürren Stücke auf die Erde. „Das bist du, Rolf! Das hat die Frau aus dir gemacht! Hast du Lust, die beaux restes noch irgend jemand Anständigem anzubieten?... Nein und abermals nein! Da bin ich vom alten Bund und sage: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Und was sie verbrochen, das soll sie dereinst büßen."

Der Jüngere sah ihn, in dem Lehnstuhl liegend, mit zusammengekniffenen Wimpern an: „Also, bitte!"

Aber der scharfe Ton machte drüben keinen Eindruck, denn der Bruder fuhr erregt fort: „Ich habe die Frau sehr gut verstanden, ich habe, wenn du willst, mit ihr gezweifelt, gerungen, die Skrupel, die Qualen durchgemacht, in denen so feines Empfinden mit einer groben Wirklichkeit sich auseinandersetzt. Ich habe mich oft geärgert, wenn du ihr unrecht thatest — du thatest das manches Mal! — weil der Mann in deinem Fall die sehr berechtigten Gefühle der Frau nicht verstehen kann und nicht verstehen will. Ich habe noch weniger Hoffnungen gehabt als du und sagte mir doch immer: Laß sie! Sie ist eine feine, vornehme Natur, deren Gefühlsleben man nicht hart anfassen soll, weil es leicht zerbricht. Gerade sie wird in der letzten Stunde irgend einen hochherzigen Entschluß finden, vielleicht das maßlos verächtliche Lippenzucken, mit dem zuweilen die Frau der Gesellschaft urplötzlich im Angesicht der Tradition und der kleinen Moral, wenn's sein muß, mitten im Ballsaal all den eiteln Schimmer, die falsche Gêne wegwirft und mit hochmütigem Augenblitzen sagt: ‚Hier, seht mich in meiner königlichen Nacktheit! — Bin ich nicht schön?‘ ... O mein Lieber, ich habe immer gefunden, daß die vornehme Frau mehr Mut hat als der vornehme Mann, nur daß sie vielleicht länger braucht bis zum unwiderruflichen Entschluß! ... Ich hab's weder dir noch jemand früher erzählt — jetzt ist sie auch längst verkommen in einer ‚moralischen‘ Ehe. Ich war mal als Ordonnanzoffizier im Manöver einen Tag

zu einer Prinzessin kommandiert, die sich den Scherz ansehen wollte. Geblüt, königliches Geblüt — ganz andre Klasse als deine Herzogin! Sie hatte kein sehr hübsches Gesicht, aber sie war jung und jedenfalls die eleganteste Reiterin, die ich je im Sattel gesehen. Ich wußte aus Zufall, daß sie eine schwere Herzensangelegenheit mit jemand hatte, den ich recht gut kannte. Er zitterte vor der letzten Konsequenz — sie nicht. Ich dachte aber, das wäre schon alles ausgestanden. Als sie nun mich und sich zu halsbrecherischem Galopp auf einem scheußlichen Gelände zwang, da merkte ich, daß es innerlich noch keineswegs überstanden sei. Sie sprach nicht gerade viel mit mir. Kurze, hochmütige Frage — streng dienstliche Antwort. Es machte mir aber doch Vergnügen, weil sie so viel Schneid hatte. Wir hatten uns bei den äußersten Vorposten 'rumgetrieben, als sie plötzlich auf irgend einen Punkt zeigte, sehr weit drüben. Ich sage mein: „Zu Befehl!“ Wir reiten los im scharfen Galopp. Und auf einmal schimmert so ein tückischer Sumpfbach vor, gemein zum Absprung und noch gemeiner zum Landen. Ich erkenne das sofort und rufe: ‚Um Gottes willen, Hoheit!‘ — Aber sie rührt sich nicht mal im Sattel und ruft nur zurück: ‚Ach was! Dann bleiben Sie meinetwegen zurück, Herr Leutnant.‘ Das that ich natürlich nicht. Aber ich mußte mein olles Chargenpferd mächtig zusammennehmen und schaffte es doch sehr knapp. Ihr Vollblut aber blieb drüben mit gebrochenen Fesseln liegen, und sie selbst verletzte sich schwer am Knie. Sie hat nicht mal geseufzt bei dem Schmerz. Das Leben war ihr wahrscheinlich sehr gleichgültig ... Wie gesagt, da war er der Schlappier ...

„Also weiter im Text! Ich verstehe die Herzogin Félicie, wie sie kämpft, lange kämpft und zu keinem Entschluß kommt. — Wer verdenkt's ihr? Hätte sie's schneller gemacht, wäre sie eine oberflächliche Frau. Ich verstehe sie, wie aus müder Hand das helllila Taschentuch zum letztenmal von der Jacht winkt. — Es bedeutete doch noch immer ein warmes: Auf Wiedersehen! Ich verstehe Biarritz, die Hochzeitsfreude, den Strom des Neuen, der auf flachem Kahn sie lustig hinschaukelt über die schlimmsten Riffe für einige Zeit. — Aber das Leben ist eine Rundfahrt, und die schlimmsten Riffe kommen immer wieder. Ich verstehe auch, daß sie sich nicht für dich entschied, was wir beide ja nicht erwarteten, weil zaghafte Naturen nun einmal das Gewaltsame nicht leiden mögen. Die Empfindung für dich brauchte darum nicht kleiner zu sein ... Aber daß sie bei dem Mann blieb, ruhig blieb, ohne den leisesten Versuch, frei oder allein durch die Welt zu gehen: das verstehe ich nicht und will's auch nicht verstehen. Wenn das Herz unter dem historischen Brokat der Prunkbetten ruhiger wird, statt empört zu springen — dann ist das Prunkbett der Herzogin von Lièges der traurige Katafalk ihres besten Gefühls! Das heißt, es kann mit dem Gefühl wohl nicht sehr weit her gewesen sein. Was sie dir an Liebe nicht geben konnte, das mußte sie wenigstens an Haß dem Mann geben. Das ist die uralte Rache starken Empfindens ... Nein, Rolf, sie hat dich nie wirklich geliebt; sonst wäre sie eines Tages dem andern doch davongegangen. Aber wer in die ungesunde Stickluft solcher Tradition geduldig zurückkehrt, der thut's, weil ihm da allein wohl ist — und man soll ihn weder beklagen noch ein Heldentum wittern ... Ich könnte mir sehr wohl denken, daß sie an ihren Lieblingsbruder, ganz in dem Stil wie du an mich auch eine Herzensbeichte geschrieben — und das gäbe wiederum ein ganz andres Bild. Ich will das andre Bild aber gar nicht! Es könnte doch nur eine Geschichte der Gefühle sein, und die ist immer matt neben einer Geschichte des Gefühls. Ich will ebensowenig wissen, wie sie zu dem letzten Entschluß gekommen ist. Es giebt pflichtvergessene Beichtväter genug, und gute Freunde genug — und beide kommen vor lauter Angst und Selbstsucht gar nicht auf den Gedanken, daß ein Herz in solcher Ehe doch nur elend verkommen kann, natürlich, wenn etwas dran ist an diesem Herzen ... Aber das Herz verkommt da nicht, das Herz nicht! Die Ratgeber hatten nur zu recht ... Ich denke streng über die Ehe, obgleich ich nur ein mäßiges Glück in ihr fand. Aber ich bin zufrieden, denn kein starkes andres Gefühl scheuchte mich aus dem bequemen Sorgenstuhl. Ich bin Christ, sogar gläubiger Katholik — aber ich hatte meine eignen Gedanken über unsre Ehe schon lange vor deiner Affaire. Die Ehen werden leider nicht im Himmel geschlossen! Und der alte Gott hätte viel zu thun, wenn er all das Pack persönlich zusammenbringen wollte, das sich heute wegen des Geldes, oder wegen des Namens, oder weil sie nichts gegeneinander hatten, freit. Die Ehe ist allerdings auch ein Sakrament — aber die ganz andre Ehe! ... Die Mehrzahl von unsern Ehen geht aber so vor sich: daß sich die Leute nur verbinden, weil sie nichts trennt, und sich später nicht trennen, weil sie nichts verbindet. Das klingt wie ein hübsches Wortspiel. Es paßt aber auf deine Herzogin — wenn auch nur zum Teil ... Ich sage mir, die Ehe im allgemeinen ist eine menschliche, rein äußerliche Satzung, ein praktisches Institut, das ein Band sein soll, aber keine Fessel. Und wer nur die Fessel fühlt und ein gutes Recht hat, nur sie zu fühlen, wie diese Frau, der soll sich dieser Fessel entledigen, solange er noch kann ... Und vom Standpunkt des Sakraments sage ich wiederum: Es giebt keine größere Todsünde, als die heilige Ehe zur frivolen oder bequemen Lüge zu machen. Und man thut Gott wahrlich keinen Gefallen damit ... Aber zu solcher Klarheit muß man selber kommen — das Herz muß es uns sagen und darf nicht stille werden, so sehr die Vernunft dagegen spricht ... Nein, Rolf, mit dem Augenblick, wo sich die Frau wieder geduldig ins Joch der Lüge spannt, hat sie ihre Vollblutqualitäten in meinen Augen verloren ... Ich wünsche gar nicht gerecht zu sein in ihrem Sinne und peinlich das Für und Wider abzuwägen — denn dabei wird man kleinlich und sagt zu allem ja, was einmal gewesen. Wir fassen ja alles auf, wie die Regeln der lateinischen Grammatik, wo die Ausnahme nur die Norm bestätigt. Wir

sollten uns im Leben viel öfter fragen, was uns innerlich frommt und nicht, was den andern äußerlich recht scheint. Wir thäten dann wahrscheinlich uns Besseres und den andern weniger Schlechtes. Die Pflicht gegen sich selbst! — Wir sollten unsre Gefühle zu allererst zu dieser Pflicht trainieren und erst viel später zu der Pflicht gegen andre ... Ich werde weitschweifig, weil ich hundertmal mir selbst wiedergekäutes Zeug gebe, das aber doch mal 'raus muß. Und ich habe mir vorgenommen, meine Kinder zum Hammer zu erziehen und nicht zum Amboß. Wär' ich im Leben immer Hammer gewesen, du wärst jetzt auch nicht in die Verlegenheit gekommen, Amboß zu sein ...

„Noch einmal zu deiner Herzogin! Wenn sie doch ein starkes Empfinden für dich gehabt hätte, aber aus Gründen, die wir nicht kennen, die sie aber nur ehren, zum Bestehenden zurückgekehrt wäre — dann hätte sie dein großes Empfinden, dich nicht mit so liebenswürdiger Vernunft abthun können, wie sie's zuletzt that. — Sie würde dir alles gesagt, alles erklärt haben, und das kühle: ‚Vergiß mich!‘ wäre ihr sicher nicht in die Feder geflossen — dies ‚Vergiß mich!‘, das ein Schlag ist mitten ins Gesicht! Sie ist wahrscheinlich heilfroh, daß sie dich los ist — und nur die Schwäche verhilft dir noch zu dem Andenken. Ein Pastellbild mit der Almosenwidmung? — Ich danke! ... Und sie ist sicher ganz zufrieden, daß sie sich jetzt sagen kann: ‚Ich war die Verschwenderin und er der Undankbare. Und ich kann Gott danken, daß er mich zur rechten Zeit erleuchtete!... Wer aus Liebesbriefen deiner Sorte nur die Kränkung herausliest, der will nur die Kränkung herauslesen. Und wer auf den empörten Brief des Herzens so resigniert schweigt, der schweigt gern und aus klugem Eigensinn. Sie mag sich dabei wie eine Heilige vorkommen, die Märtyrerin einer schweren Pflicht und eines viel zu guten Herzens ... Aber Rolf, ich muß dich frei machen von dieser Heiligen — und sei's auch durch deinen Tod.

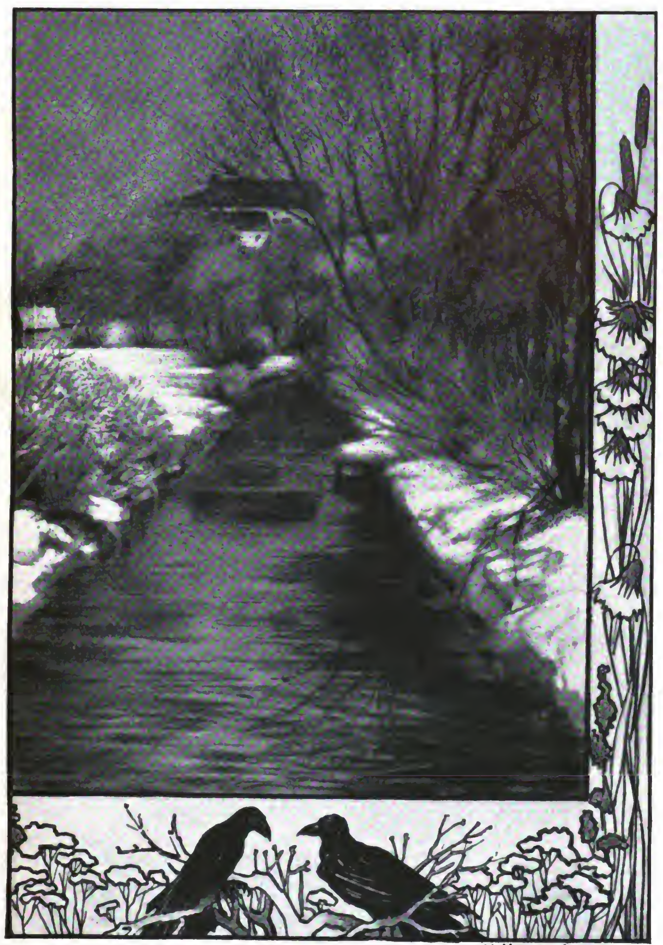
„Du mußt dich wiederfinden, wie du dich verloren hast. Den Gefallen wenigstens thu' ihr. Sei wieder du selbst! Komme zu dem Punkte, wo du begreifst, daß eine geliebte Frau, der man schreibt: ‚Wenn ich dich auf Erden nicht besitzen kann, dann wenigstens im Himmel!‘ und die darauf kühl schweigt, vielleicht vom Ekel dieser Vorstellung überrieselt, die ist mit dir fertig, ganz fertig! Sie möchte wohl auch gar nicht mit dir in denselben Himmel kommen — Ein so weit gehendes Gefühl ist allerdings lästig... Halte du übrigens, mein Lieber, es mit diesem Himmel, wie du willst — ich aber will mit der Frau gar nicht in denselben Himmel. Sie hat sich die kleine, sentimentale Thräne doch allzu rasch getrocknet, wo die große echte ungehemmt über ein andres, verzweifeltes Gesicht rollte. Und wenn sie am jüngsten Tage in all ihrer Schönheit und all ihrer Güte vor Gottes Thron niedersinkt, so wird er sie fragen, wie uns: ‚Hast du gewuchert mit den anvertrauten Pfunden?‘ — Und sie wird antworten: ‚Herr, ich gab allen.‘ — Und der Herr wird sie lange ansehen und sagen: ‚Ich kenne dich nicht!‘ ...

„Und, Rolf, wenn sie deine Briefe läse, und wenn sie uns hörte, so würde sie nur die kleinliche Kränkung herauslesen wollen und nicht das große Gefühl, und nur die Beleidigung heraushören und nicht die Empörung ... Sie würde sagen: ‚Pfui, wie gemein.‘ — Oder sie würde flüstern: ‚Herr, sie wissen nicht, was sie thun‘ — Oder sie würde großherzig denken: ‚Ich verzeihe den Verblendeten doch!‘“ ... Der ganze Körper bebte dem Mann, während er zu Ende sprach: „Sie soll dich hassen, sie soll dich verwünschen — aber sie soll dir nicht verzeihen! Und Gott soll sie in ihrer letzten Stunde allein lassen, wie sie dich allein gelassen hat in deiner Not!“ ...

Ein schweres Schweigen.

Der Jüngere lag noch immer unbeweglich im Sorgenstuhl zurückgelehnt, aber beim Zuhören war ihm das Monocle aus dem Auge geglitten, ohne daß er es bemerkt hatte. Er war weder gekränkt noch beleidigt. Dazu fühlte er die brüderliche Zuneigung auch aus einem ungerechten Verdammen zu warm. Der andre, so hart, so unerbittlich — und er so weich, so wenig Mann! Was dem einen die Muskel straffte, das schlaffte sie dem andern. Er hätte lächeln können über dies matte Zusammensinken, diesen endgültigen Bankerott seiner impulsiven Natur. Ihn überkam erst jetzt die volle Erkenntnis dieses Bankerotts — ihn, der eigentlich nur in die Heimat gekommen war, um zu sterben, getrieben von dem Instinkt des Endes, das auch das Wildtier in die Dickung zurückscheucht. Denn ob er nun hier lang oder kurz noch vegetierte — er starb doch schon lebend. Und wie solche Klarheit gerade Nervenmenschen urplötzlich wie eine Erleuchtung überkommt, so begriff er auf einmal, daß alles mit erbarmungsloser Notwendigkeit so kommen mußte. Er war sein Lebtag eine problematische Natur gewesen — und alle problematischen Naturen gehen an sich selbst zu Grunde. Er hatte weder die Lebensfreude noch den Segen der Arbeit je gekannt. Im Impuls, den ein starrer Eigenwille zum Ziele peitschte, hatte er darum sein Bestes gegeben, als Künstler wie als Mensch. Und eben darum ging er an der Unfähigkeit, zu verzichten, zu Grunde. Er wollte die Frau — er errang sie nicht — das war das Ende ... Er empfand das ohne Bedauern, weil dieser scheinbar unedelste Kampf seines Lebens der edelste gewesen. Er war unterlegen in dem Kampf, aber es fiel ihm nicht ein, zur Alltäglichkeit zurückzukehren. Er wollte sich das einzig große Gefühl seines Lebens, den Glauben an diese Frau, bis zum Tode bewahren. Das war nicht Eigensinn, sondern eine Art Idealismus — und an diesem Idealismus mußte er unfehlbar sterben. — Er glaubte mit ganzer Seele an diese Frau!

Das war eine lange Gedankenfolge. Darum erwiderte er nach langem Schweigen erst: „Warum eine Rose entblättern, Gert? Wer Zeit genug hat, zuzusehen, dem entblättert sich schließlich jede Rose von selbst — aber dann ist's keine Rose mehr. Laß mir meine Rose, Gert, so frisch und so schön wie sie ist! Ich will's nun mal ... Weißt du, ich habe



„Winter". Motiv Starnberger Schloss. H. MEYER-CASSEL.

wohl früher behauptet, es sei für die Menschheit wichtiger, daß sie an einen Himmel glaubt, als daß dieser Himmel existiert ... So ist es auch für mich besser, daß ich an diese Frau glaube, als daß sie existiert ... Und sie existiert doch genau so, wie ich an sie glaube! ... Sie ist und bleibt meine Heilige. Und wen man unendlich geliebt hat, der muß wohl auch unendlich viel wert gewesen sein ... Fürchte darum keine Schwachheiten, Gert! Ich werde in meinem Leben nie wieder betteln, selbst wenn ich bettelnd die Frau erringen könnte. Ich werde auch hoffentlich nicht die Geschmacklosigkeit begehen, mich selbst abzuthun offiziell — es müßte denn ein Anfall von Geisteskrankheit sein, wo unheilbare Melancholie oder Tobsucht mein Gemütsdefekt genügend kaschieren würden. Aber eingestandenermaßen um eine Frau zu sterben — nein! So etwas thun Ladenjünglinge oder Phantasten und verdienen dafür nur das Achselzucken ... Und dann wär's auch herzlos gegen die Frau selbst, die doch für meine Ueberspanntheit nichts kann ... Ich hoffe jedenfalls, daß ich nie so weit komme, aber ich weiß es nicht. Im übrigen sagte ich dir schon neulich: ‚Ich brauche zum Gesunden nur das Atom — das Atom Ekel ... Wird mir das verständig verabreicht, so finde ich mich entweder schrecklich wieder, und du kannst dir zu diesem absoluten Weltverächter von Bruder gratulieren, oder — es ereignet sich ein Unfall ..."

Das Mädchen kam herein und brachte eine Depesche. Der Bruder las sie und hob dann die zerbrochenen Enden des Reitstockes auf und legte sie auf das Fensterbrett.

Eine Stunde später fuhren die Brüder im Break nach der Bahn, um Frau Klara und die Kinder abzuholen. — Es war ein wortreiches Wiedersehen. Frau Klara, eine noch sehr gut aussehende Blondine, deren liebenswürdige Herzenskühle ihren Teint und ihre Figur am besten konserviert hatte, stellte dem Schwager die Kinder vor, die noch nicht in der Pension waren, und die jetzt den Onkel sofort wegen mitgebrachter Schokolade interpellierten.

Als das erledigt war, sagte Frau Klara zum Schwager: „Und wie gut du aussiehst, Rolf! Wenn ich denke, wie mein Mann in dem letzten Jahr alt geworden ist ... Na, du genießest ja auch das Leben, hast keine Sorgen ... Dürfen wir nicht nächstens doch auf eine Schwägerin rechnen?"

Der Gatte räusperte sich unwillig. „Daß ihr Frauen doch immer dasselbe thörichte Zeug reden müßt!"

Frau Klara wandte sich pikiert wieder zum Schwager: „Ja, sieh mal, so behandelt dein berühmt liebenswürdiger Bruder uns seit Jahresfrist täglich ... Na, das wird sich hoffentlich durch deinen Besuch mildern, denn er vermißt doch eigentlich nur dich! ... Geschrieben hast du gegen deine Gewohnheit sehr häufig ... Aber wenn du vielleicht denkst, daß mir Gert auch nur eine Zeile gezeigt hat, so irrst du dich. Heimlichkeiten werden's wohl nicht gewesen sein — aber Briefe von dir sind Heiligtümer, die kein andres Auge entweihen darf, und die im Geldschrank aufbewahrt werden müssen."

Die Brüder sahen sich dabei an und schwiegen. Eine glückliche Ehe war das auch nicht gerade.

Es war jetzt in wenigen Tagen voller Frühling geworden. Die Wege trocken, über den Bäumen des Parks ein grüner Hauch, und auf den Feldern das silbrige Grau der sprossenden Saaten ... Nachbarn kamen zu Besuch und fanden, daß der jüngere Raben noch zugeknöpfter und hochmütiger geworden sei, seitdem man von seinen Erfolgen nichts mehr hörte. Man fuhr fleißig auf die andern Güter. Aber Rolf, den früher die Landwirtschaft interessiert hatte, fand jetzt den Osten trostlos und seine Menschen öde. Eigentlich freuten sich nur die Kinder an dem Onkel, weil er ihnen etwas Neues war. Der kurze Sommer kam, die Ernte, und gleich auf brennende Hitze ein kühler, langer Herbst.

Als die Lokomobile auf dem Vorwerk das Verkaufsgetreide ausdrosch und das Summen und Pfeifen bis zum Herrenhaus drang, kam eines Morgens unter vielen Briefen auch ein Brief mit einer belgischen Marke. Frau Klara brachte ihn dem Schwager selbst. „Na, na, eine Damenhand!"

Rolf zuckte zusammen und wurde blaß. Er blieb fast den ganzen Vormittag auf seinem Zimmer eingeschlossen. Erst gegen Mittag kam er herunter und setzte sich auf eine Bank im Lindengang des Parkes. Von dort sah er träumend nach dem Stück gelber Stoppel, das vom Feld herüberleuchtete. Der Herbstwind fegte darüber. — Er saß sehr lange. Absatzfohlen waren mit der Bahn gekommen, und der Gutsherr hatte sie selbst, wie immer, von der Station geholt. Darum verspätete sich das Essen. Jetzt schritt er eilig durch den Park, pfeifend, angeregt durch seine Pferdepassion. Als er den Bruder sah, setzte er sich zu ihm und klopfte ihm auf das Knie: „Du, der Jude hat mir doch schöne Füchse besorgt — prachtvolle Knochen und viel Figur. Manchmal macht die Landwirtschaft auch wirklich Spaß." Dann schielte er nach dem Brief, den der andre noch gedankenlos in der Hand hielt. Er erkannte die Marke und fragte zögernd: „Von ihr?" — Seit der großen Auseinandersetzung waren sich die Brüder etwas aus dem Wege gegangen, aber nicht aus Erkältung, sondern aus Gêne.

Der Jüngere antwortete ruhig, fast weich: „Wenigstens ist in dem Brief viel von ‚ihr' die Rede. Er ist von der deutschen Reichsgräfin — du erinnerst dich wohl noch der alten Jungfer? ... Sie wundert sich, daß man von neuen Bildern nichts mehr hört ... Du, Gert — dabei fällt mir ein — wir haben von ‚ihr' so lange nicht gesprochen. Ich habe sie doch sehr, sehr lieb gehabt — ich hätte sie auch gern noch mal im Leben wiedergesehen ..."

„Denkst du an's Sterben, Rolf?"

„Im Gegenteil. Mir ist heute erst wohl: das macht der Brief."

Der Aeltere sah dem Jüngeren scharf ins Gesicht. „Aber du bist merkwürdig blaß heute, Rolf, und du hast in den Augen so einen ... so einen fatalistischen Ausdruck ..."

„Das kann allerdings stimmen. Ich, der alte Fatalist, werde mich doch nicht auf meine letzten

Tage ändern. Ich bin's heute stärker als je ... Darum also in dem Sinne weiter! Wenn ich mal tot bin — vergiß, bitte, nicht, daß die Frau mir eine liebe Heilige gewesen ist, die mir nur Gutes thun wollte."

„Ach Rolf, das klingt wie ein Trauerchoral!"

„Das ist aber gar nicht beabsichtigt."

„Dann komme zum Essen! Nach Tisch zeige ich dir die Fohlen, daß du auf andre Gedanken kommst."

Bei Tisch herrschte gute Laune. Namentlich die Kinder waren sehr angeregt, weil die Fohlen auf ihrem Tummelplatz im Hof schmerzlich nach den Müttern wieherten. Von der Tafel konnte man genau sehen, wie die hübschen Tiere sehnsüchtig die feinen Köpfe durch die Eisenstangen der Umfriedung steckten. Einmal pfiff auch die Lokomobile vom Vorwerk, schrill, heiser. Die Kinder lachten. Bei dem Pfiff blitzte es in Rolfs Augen auf wie eine Eingebung. Es sah niemand. Die Augen wurden auch sofort wieder matt, nur das Monocleglas blinkte. Viel später sagte er nachlässig: „Du, Gert, ich möchte mich mal wieder auf einen Gaul setzen ..."

„Aber selbstverständlich, Rolf! Laß dir meinen Reitbraunen gleich nach Kaffee satteln. Er springt absolut sicher, und man sitzt beim Trab wie in einer Wiege."

Der Jüngere erwiderte lächelnd: „Das habe ich nun eigentlich nie so sehr geliebt. Etwas durchgeschüttelt muß ich werden ... Hast du nicht noch einen andern Gaul? ... Aber wozu hast du eigentlich die Vollblutstute?"

„Wo denkst du hin, Rolf! Das kannst du zur Not riskieren in vier Wochen, wenn du dich eingelebt hast auf dem Sattel. Aber selbst dann noch ..."

„Ich bitte dich, Gert! Ich reite jedes Pferd. Ich habe doch noch immer die ganz weiche Hand."

„Ja, ja, Rolf! — Aber höre mir lieber ..."

„Ich habe nun einmal Lust, heut, Gert. Morgen habe ich die Lust sicher nicht mehr."

„Nein, Rolf, den Fuchs gebe ich dir nicht!"

„Dann nehm' ich ihn mir," antwortete der Jüngere lächelnd. „Was willst du dagegen thun? Du kannst doch nicht den Leuten sagen: ‚Wenn mein Bruder die Stute zu satteln befiehlt, dann thut's nicht!'"

„Allerdings, Rolf. Aber ich bitte dich dessenungeachtet."

Da mischte sich Frau Klara ins Gespräch. Sie liebte den Schneid mehr als den Schwager. „Es ist wieder deine Nervosität, lieber Mann! ... Du hast doch selbst neulich zu mir gesagt, Rolf wäre zwar niemals ein besonders eleganter, aber immer ein unbedingt sicherer Reiter gewesen. Und du wolltest noch heute das Pferd sehen, das ihn aus dem Sattel brächte, ohne sich selbst mit zu überschlagen."

Rolf, der neben der Schwägerin saß, reichte ihr scherzend die Hand und sagte: „Du bist doch meine beste Freundin, Klara. Wie konnten wir beide uns eigentlich so lang verkennen?"

Der Hausherr schüttelte darauf den Kopf, etwas pikiert durch diese neue Allianz. „Wenn ihr beide es durchaus wollt — meinetwegen! Aber ich bitte dich wenigstens, Rolf: ohne Sporen und Peitsche. Auch keine Kandare — der Fuchs ist zu weich. Es ist, ehrlich gesagt, eine dumme Marotte, diese ganze Reiterei. Jetzt, wo die Lokomobile immer pfeift, ist der Gaul nun schon gar nicht zu tarieren und wird dir durchgehen. Ich garantiere überhaupt für nichts."

Frau Klara, die sich für diesen Ritt engagiert hatte, blinzelte dem Schwager nur ermutigend zu. Die Tafel wurde mit einer leichten Verstimmung aufgehoben. Der Hausherr ging sofort in sein Zimmer. Aber er lugte doch hinter der Gardine vor, als eine Stunde später drüben am Kutschstall das Vollblut herausgeführt wurde. Frau Klara stand dabei, auch die Kinder, die sich einen Onkel gar nicht zu Pferde vorstellen konnten. Er wollte schon hinausgehen, weil er deutlich die Kandarenkette blinken sah. Auch trug der Bruder Sporen, und die schwere Rennpeitsche steckte im hohen Lackstiefel. Aber zu guter Letzt ging der gute Gert doch nicht. Er hatte sich über die beiden geärgert. Dann setzte er sich auf den Sorgenstuhl, wie jemand, der mit der Welt nichts zu thun zu haben wünscht. — Daß sich die beiden auf einmal zusammenfanden! Er hatte immer blind gegen seine Frau zum Bruder gehalten in allen Dingen. Zum Dank wurde ihm der bei einer Bagatelle untreu. Gerade die Bagatelle wurmte ihn am meisten. Er konnte, wie alle feinfühligen Menschen, auch kleinlich sein.

Er saß noch nicht lange mit seinem Groll allein, da wurde von draußen an die Scheibe geklopft. Es war der Bruder auf dem Fuchs, dessen Hufschlag der weiche Sand der Vorfahrt nicht verraten hatte. Rolf winkte mit der Reitpeitsche. Aber nur zögernd öffnete der Aeltere das Fenster. Der Bruder beugte sich tief aus dem Sattel und streckte ihm die Hand hin. „Sei nicht giftig, alter Gert!"

„Nimm dich wenigstens in acht, Rolf!"

„Ach was! Was passieren muß, passiert doch. Ich bin heute Fatalist. — Aber mir passiert sicher nichts." Und dabei drückte er die andre Hand mit einem eigentümlich flüchtigen Druck. „Gott befohlen, Gert!"

Er wandte rasch den Kopf ab. Im Moment sprang der Fuchs auch schon zum kurzen Galopp an.

Gert sah dem Reiter nach. Es war noch immer der sichere Sitz und der feste Schenkel, die ihn beruhigen konnten. Trotzdem beruhigte er sich nicht. Eine plötzliche Unruhe, eine unerklärliche Angst faßte ihn, sobald der helle Schweif der Stute hinter der Scheune verschwunden war. Es war eine Unruhe, die aus dem Herzen, nicht aus dem Kopf kam.

Und er ging rasch hinauf in den ersten Stock, wo man vom Frontispice die Ebene weithin überschauen konnte. Er sah den Reiter nicht. Aber er fragte sich besorgt: ‚Warum reitet er durchaus heut? Und warum durchaus dies subtile Tier?' Und von diesem vagen Angstgefühl getrieben, suchte er auch noch das Mansardenzimmer des Bruders, das nach dem Park hinauslag. Es war gar nicht seine Art, in fremde Zimmer zu gehen in Abwesenheit





Heliogravuren-Verlag von S. Czeiger in Wien.

A. H. Schram

Carmen.

ihrer Bewohner — er wußte auch, daß der unordentliche Rolf das selbst von Frau Klara gar nicht liebte. Aber er ging doch hinein! ... In dem kleinen Raum das wenig malerische Durcheinander, die Zigarettenatmosphäre — nur der Schreibtisch peinlich geordnet. Auf dem grünen Tuch der Platte lag sorgfältig zusammengefaltet der Brief aus Belgien. Gert nahm ihn — es war, als wenn's ein fremder Wille für ihn thäte — und sah flüchtig hinein, trotz der Indiskretion. Eine Stelle fiel ihm sofort auf: ‚Die Prinzessin Bragan hat, was Sie interessieren wird, Baron, einen Sohn. Und die gute, gute Félicie, die ein wenig schwermütig ist, freute sich darüber doch so, daß sie mir gestand, dieses Kind ihrer Schwägerin habe sie so glücklich gemacht, als sie überhaupt noch glücklich sein könne ... Sie kennen meine reizende Nichte ja auch so gut — und das wehe Lächeln, das sie jetzt ausschließlich lächelt, müßte einen Künstler wie Sie geradezu bezaubern. Sie lächelt zuweilen genau so wie „Die Liebe" auf Ihrem schönen Gemälde... Aber Félicie ist doch so ganz, ganz anders! Wer über das Glück andrer glücklich sein kann wie sie, der besitzt doch die schönste Selbstlosigkeit.'

Er las nicht weiter — aber er suchte in dem Schreibtischaufsatz mit nervöser Hand herum. Er wußte jetzt, daß er sich nicht grundlos geängstigt und daß der merkwürdig fatalistische Ausdruck in seines Bruders Augen heute seine Geschichte hatte. Endlich fand er, fast versteckt unter Büchern, ein kleines Paket, gesiegelt wie ein Wertbrief und an den Herrn Gert von den Raben adressiert: „Nach meinem Tode zu öffnen." Die Tinte war schon etwas verblaßt, weil die Adresse vor geraumer Zeit geschrieben. Gert riß das Siegel auf, obgleich es die schlimmste Indiskretion gegenüber einem Lebenden war. Es waren nur Andenken von „ihr" und Briefe von „ihr". Er kramte zwischen ihnen ohne Neugier, aber ein wehes Gefühl schlich ihm ums Herz. Es waren eigentlich rührend kindliche Andenken — ein Lorbeerblatt, ein welkes Veilchen, ein rosa Seidenband ... und die feine, feine schwarze Haarsträhne. Wie oft mochte die der Bruder wohl geküßt haben früher! ... Erst ganz unten ein Zettel: „Alles sofort zu verbrennen!"

Erst wie er den las, fiel es Gert ein, daß die Indiskretion unsinnig, weil diese letzte Willensbestimmung zu weit zurücklag. Er wollte das Paket wieder siegeln, ein wenig beschämt doch und froh, daß er nicht auch die Briefe von „ihr" durchstöbert hatte. Aber als er das Licht anzündete, zitterte ihm die Hand zu sehr. Der Kopf war ihm mit einemmal so leer geworden, er mußte sich setzen. Er war so matt, so unfähig irgend eines Entschlusses! Er sah nur immer wieder das Paket an, und das Schicksal des Bruders erschien ihm so grau, so traurig, nicht einmal vergoldet von der kleinen Tragik, die auch mit dem herbsten Schicksal sonst versöhnt. Wenn er nun wirklich bei dem Ritt heute verunglückte, starb — so war es am Ende doch das beste. Es lag ja alles in Gottes Hand! ... Und wenn er jetzt den Bruder suchte, ihn zum Weiterleben gewissermaßen zwang, so war das doch der kleine Egoismus und nicht die großherzige Bruderliebe ... Darüber wurde er sich vor diesem Paket mit den Andenken klar. Aber er nahm doch das Paket, um es bei sich unten einzuschließen, und ging doch hinaus, den Bruder zu suchen. Es war mehr der Trieb, irgend etwas zu thun, als der Wunsch, dem Schicksal in den Arm zu fallen.

Als er hinaustrat in den kühlen, hellen Herbsttag mit dem scharfen Wind und den zackigen Wolken, sah er gerade wieder den Bruder vom Hof reiten. Er ritt im Schritt — aber die Stute war ganz naß und trat sehr unruhig. Gert wollte ihm zurufen — aber er rief nicht. Er wartete, bis der Bruder sich im Sattel drehte — aber der drehte sich nicht im Sattel ... Dann kam der Inspektor herbei in angenehmer Aufregung und erzählte: „Herr Baron — er hat den Fuchs doch klein gekriegt, Ihr Herr Bruder! Bei der Lokomobile war er auch — der Fuchs tanzte wie wahnsinnig, aber er bekam ihn nicht 'runter ... Der Herr Bruder reitet doch sehr gut."

Er hörte dem Mann zu und kam sich jetzt ein wenig lächerlich vor mit seiner Angst. Aber er brach doch schnell das Gespräch ab und sagte nur kurz: „Ich danke" — was sonst gar nicht seine Art war.

Dann ging er über den Hof ins Freie. Auf dem Feld sah er die Lokomobile rauchen, und wie die Leute in Gruppen um die Strohberge standen und gestikulierten. Er sah auch, wie jetzt der Bruder den Fuchs auf dem schnurgeraden, weichen Feldwege zum Galopp zusammennahm. Es war gar nicht weit — er hätte noch rufen können. Aber er bezwang sich, er fühlte, daß, was auch kommen mochte, Schweigen die bessere Menschenpflicht, die größere Selbstlosigkeit war. Wenn Rolf heute wirklich den Tod suchte, so wußte der auch sicher, warum... Er blieb hinter der Scheune stehen und stützte sich auf seinen Stock. Er wollte wegsehen — und sah doch unverwandt nach dem Reiter, der jetzt im ruhigen, schönen Kanter die anderthalb Kilometer bis zur Lokomobile maß. Eine so sichere Hand, ein so fester Schenkel! ... Nein, es war doch wohl die wiedererwachende Kraft, die sich am Pferde üben wollte ... Und da auf einmal der schrille, heisere Pfiff — Rolf mußte das wohl mit dem Maschinenführer so abgemacht haben. Die Leute am Strohberg stoben auseinander, die Mädchen kreischten. Und jetzt ein bäumendes, schäumendes, vor Aufregung halb wahnsinniges Tier. Das kurze, blitzschnelle Drehen — der rasende Seitensprung — der scheinbar verzweifelte Kampf zwischen Mann und Pferd. Aber mit seinem scharfen Auge sah der Gutsherr sofort, daß sein Bruder spielend den Sattel halten konnte — die Angst war vorüber. Ja, das Zuschauen beim Kampf war ihm Genuß ... Und eine Sekunde später der Fuchs ruhig, zum Sprung gesammelt — und in der nächsten Sekunde der fliegende Galopp eines durchgehenden Pferdes über die schier endlose Stoppel. Gert lachte vor sich hin: „Da wirst du bald müde werden, mein

Pferdchen!“ ... Aber wie er den Bruder so dahinfliegen sah über das weite, weite Feld, da kam ihm der Ritt wieder fast lächerlich vor. Das Vergnügen paßte nicht mehr zu seinem Bruder ... Also der war doch zur Alltäglichkeit zurückgekehrt — der Fatalist, der immer anders gewesen als die andern. Das Unglaubliche — ja! Das Alltägliche — nie! ... Und der bekehrte sich nun auch.

Gert von den Raben ging langsam zurück nach dem Hof. Da schrillte der Lokomobilenpfiff noch einmal. Er drehte sich um, weil ihn der Unfug zu zu ärgern begann. Er wollte eine Verwünschung murmeln — er murmelte sie nicht. Wo drüben sumpfige Wiesen die Stoppel säumten, galoppierte jetzt der Durchgänger. War's der Pfiff — war's der Zügel, der das Vollblut jetzt in ganz andrer Richtung trieb? ... Es ging in langen, gezogenen Sprüngen über den weichen Grund und geradenwegs auf einen alten, riesigen Plankenzaun zu, der Rest einer längst aufgegebenen Koppel. Ein Sprung — war hier Wahnsinn ... Und auf einmal begriff Gert alles. — Ein stutzendes Pferd — eine hoch erhobene Peitschenhand, die niedersaust — eine krachende Planke — ein im ausgleitenden Sprung sich überschlagender Pferdekörper, der Reiter mit ... Und dann Gerts eigner, heiserer, verhallender Schrei.

Einige Minuten vermochte er sich nicht zu rühren. Dann aber ging er hinüber nach den Wiesen — es war nicht allzu weit. Er winkte die Leute zurück, die von der Lokomobile herbeieilten. Er wußte genau, was geschehen war. Auf dem grünen Rasen hinter dem zerbrochenen Zaun lag der Fuchs mit glasigen Augen — verendet. Unter ihm, die Brust eingedrückt, sein Bruder. Gert beugte sich über den Toten. Das Gesicht war nicht entstellt, aber um die geschlossenen Lippen lag der gewisse brutal entschlossene Zug. Er hatte wieder einmal das Unglaubliche versucht, der Mann — und diesmal hatte er gesiegt ... Dem Ueberlebenden war das Ende auch recht, er neidete es beinahe dem Toten ...

Darauf winkte er die Leute herbei, die neugierig von fern standen. Er selbst ging weg. Er schämte sich ein wenig der Thräne, die in sein Auge getreten war ... Im Park kam ihm seine kleine Tochter entgegengelaufen. „Papa, wo ist der Onkel mit dem Fuchs?“

Da erst rann ihm der heiße Strom über das Gesicht. Und während er dem verwunderten Kinde das Haar zitternd streichelte, sagte er weich: „Er ist verreist auf immer. Aber das darf dir nicht leid thun. Ihm ist endlich wohl, mein Kind!“ ...

*

Am Abend desselben Tages war großes Feuerwerk auf einem belgischen Schlosse. Man feierte mit Gepränge die Taufe des jungen Prinzen von Bragan. Die Illuminationslämpchen an der mächtigen Schloßfront flackerten, das bengalische Licht flammte. Es war eine helle Sternennacht. Im alten Park wandelten der Herzog und die Herzogin von Lièges Arm in Arm. Das Bragansche Wappen, sinnig aus bunten Lichtern gefügt, leuchtete über dem Portal. Man las deutlich den Wappenspruch: „Pour l'amour la mort.“ Die Herzogin war müde vom Trubel heut — aber der schöne Spruch freute sie doch. Sie blieb stehen, träumend nach ihm zu schauen ... Dabei dachte sie an einen andern, der nicht hier war. Sie hatte ihn nicht vergessen, obwohl sie es leicht gekonnt. Sie wollte es nicht — sie hatte ihn einst geliebt. Und gerade jetzt flog ihr ein Stich durchs Herz. Sie dachte, wie oft sie der andre gekränkt und wie wenig er sie verstanden — das that ihr weh. Und wie sie doch treu geblieben war im Erinnern und Versprechen — das that ihr wohl. Aber das Herz schlug ihr schwer, das andre Herz. Sie war ja auch so krank!

Der Herzog, der höflich stumm auf das Weitergehen wartete, fragte jetzt spöttelnd:

„An wen denkst du so intensiv, Félicie?“

Sie zeigte auf den leuchtenden Wappenspruch drüben, der sich wie glückverheißend über den dunkeln Parkbäumen hob. Und sie lächelte ebenso weh und ebenso süß wie einst.

Sie wandelten weiter. Die Herzogin drehte sich noch einmal um. Pour l'amour la mort! — schimmerte ein letztes Mal.

„Pour l'amour la mort!“ wiederholt sie träumerisch. Sie wußte ja nicht, daß es inzwischen der Wappenspruch eines adligeren Geschlechtes geworden war.

„Im Sterben.“

(Zu der Abbildung Seite 320 und 321.)

Ein Bildwerk von ergreifender Gewalt der Darstellung tritt uns in der Gruppe „Im Sterben“ gegenüber, welche die Meisterhand Professor Christoph Roths in München geformt hat. Aus seiner Werkstatt ist der Dorfschmied herausgeeilt an das Bettlein seines todkranken Knaben, hat ihn samt dem Kissen herausgenommen, und nun hält er, auf der Truhe sitzend, seinen Liebling in den Armen, als könnte er ihn noch vor dem dräuenden Tode schützen. In dumpfem Schmerze blickt der Vater auf die schon erschlaffenden Züge des Kindes, um dessen Schläfe die Schatten des Todes liegen. Davor in knieender Stellung die Mutter mit verhärmtem Antlitz, die mit beiden Händen wie krampfhaft das Kissen festhält und mit flehenden Blicken ihren Knaben betrachtet, als wollte sie das entfliehende Leben beschworen. Der ganze Jammer des Schmerzes der Eltern, die ihr Liebstes verlieren sollen, ist in Miene und Haltung des Mannes und der Frau ausgedrückt. Nur eine Episode, eine alltägliche Episode an sich, hat der Künstler sich zum Vorwurfe genommen, aber er hat sie emporgehoben in den Bereich des Allgemein-Menschlichen, und im Einzelbilde zeigt er uns die Allmacht des Todes, dem wir alle verfallen sind. Wie bekannt, war das Werk ursprünglich für die Münchener Glyptothek in Aussicht genommen, aber es kam nicht zum Ankauf, angeblich, weil man an gewisser Stelle Anstoß an dem „proletarischen Exterieur“ nahm! Darauf wurde die herrliche Gruppe von einer Anzahl Kunstfreunde angekauft und der Züricher Kunstgesellschaft zum Geschenk gemacht, die das Werk in ihrem Heim aufgestellt hat.

W. B.



Nabburger Thor.

Amberg in der Oberpfalz.

Von

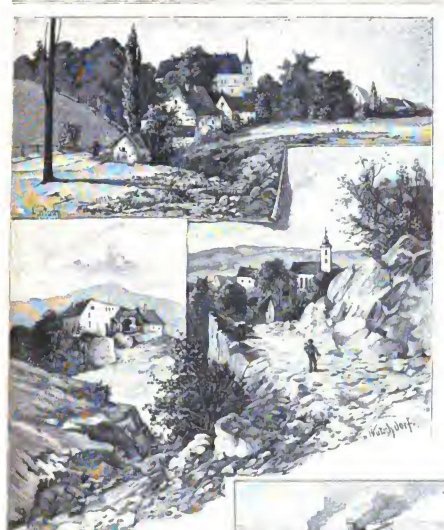
Hugo Arnold.

Mit Abbildungen von A. Geiger-Thuring.

Amberg und Oberpfalz! Namen schlagen an dein Ohr, lieber Leser, Namen einer Stadt und einer Provinz, die beide der Fuß eines zum Vergnügen reisenden Touristen wohl gar selten betritt, ungeachtet den Landstrich mehrere Hauptadern des Weltverkehrs im Kreuze durchqueren, die Bahnen vom Rhein und Main nach Böhmen und zur Donau, sowie der Schienenstrang von den Alpen und der Donau zum Sachsenland, und ungeachtet die Stadt Amberg am ersteren gar anmutig gelegen ist. Die Eisenstraßen sagen dir, daß die Oberpfalz ein Durchzugsland ist, durch das der Strom der Wanderer flüchtig dahinhaftet; ihn locken anziehendere Ziele, und so beachten die Augen der im Wagen Dahineilenden die mannigfaltigen Reize der Landschaft wohl kaum, und die wenigsten unter ihnen kennen die hochinteressante, freilich viele düstere Punkte bietende Geschichte des Landes. Rauh wehen im Osten die Winde vom Kamme des sagenumrauschten Böhmerwaldes, der die Gebiete der Bajuwaren und der Tschechen scheidet, über die Felsenrücken, die dunkeln Tannenwälder und die schwarzen Teiche hin, die der Physiognomie der Landschaft ein ernstes, mitunter geradezu schwermütiges Gepräge verleihen. Ein freundlicheres Antlitz zeigt der westliche Teil der Provinz. Da streicht von Südwesten her der breite Zug des Frankenjura zum Fichtelgebirge hin. Im großen und ganzen stellt er eine tafelartige Hochebene dar; aber diese ist keineswegs eintönig, vielmehr wechseln wellenförmige Unebenheiten des Bodens mit sohligen Flächen, sanftgerundeten Bergplatten und hochaufsteigenden Kuppen und Kegeln, so daß manches hübsche und schöne Landschaftsbild dem Auge fesselt.



Die Oberpfalz war in der Vorzeit von Stämmen unbekannter Herkunft besiedelt. Während der größte Teil Süddeutschlands dem Römerreiche einverleibt war, saßen hier die freien Hermunduren, die Ahnen der Thüringer, dann wanderten die Bajuwaren aus Böhmen ein, und das Land wurde zum bayrischen Nordgau, zur Grenzmark gegen die nach Böhmen nachdringenden Slawen. Reiche und mächtige Geschlechter, unter denen die Hohenstaufen und die Wittelsbacher die bedeutendsten, nannten ausgedehnte Herrschaften ihr eigen, und feste Burgen auf allen Höhen schirmten das Land gegen die unruhigen tschechischen Nachbarn. Als die Wittelsbacher im Jahre 1329 zu der für ihr Haus so verhängnisvoll werdenden Teilung ihrer Güter schritten, fielen die im alten Nordgau gelegenen Besitzungen an die ältere

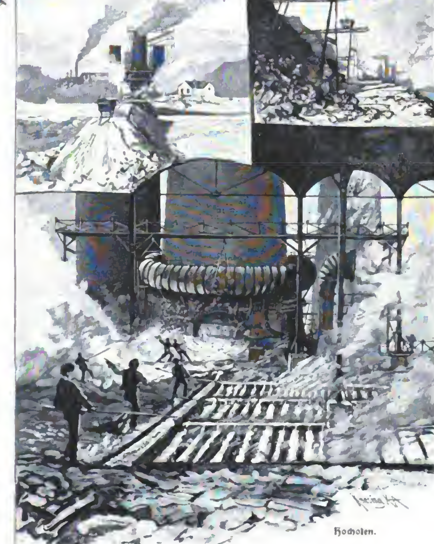


vetter, den Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, verliehen worden war. Damals, im traurigen Schwedenkriege, ging ihre Blüte zu Grunde; die von allen Hügeln in die freundliche Landschaft schauenden Burgen des Adels wurden gebrochen und verbrannt, nur wenige davon sind wieder aus der Asche erstanden.

Die trüben Schicksale, die geringe Fruchtbarkeit des Bodens und das rauhe Klima haben die Bevölkerung ernst gestimmt, der Oberpfälzer ist berufen wegen seiner Schweigsamkeit. Durch manche Eigenheiten kennzeichnet er sich überhaupt als ein besonderer Ast am Bayernstamme, als den ihn insbesondere die altertümlich klingende Sprache mit den volltönenden Doppellauten markiert; der Dialekt und die Oberpfälzer Eigenart in Blut und Sitte reichen westwärts herüber bis an die Regnitz, und der alteingesessene Nürnberger ist nicht, wie allgemein geglaubt wird, fränkischen, sondern oberpfälzischen Stammes. Unter den Bajuwaren finden sich auch einige slawische Einsprengsel, namentlich an der Grenze gegen Oberfranken und Böhmen hin, doch sind sie in so geringer Zahl, daß sie an dem echt

Linie, jene der Pfalzgrafen bei Rhein, und davon erhielten sie im Gegensatze zur Unteren oder der Rheinischen Pfalz den Gesamtnamen der Oberen Pfalz. Nicht unangefochten blieb diese den Wittelsbachern, denn die luxemburgischen Kaiser sahen aus dem goldenen Prag gar lüstern auf dieselbe herüber, und sie ruhten nicht eher, als bis sie wenigstens einen Teil der Provinz zeitweilig an die Krone Böhmen gebracht hatten. Dann kamen die mordbrennerischen Einfälle der Hussiten, bis ihnen die ritterlichen Lanzen und die bäuerlichen Dreschflegel der Oberpfälzer ein Ende auf dem Felde bei Hiltersried machten.

Infolge der unseligen Glaubensspaltung hat kaum ein Teil Deutschlands so viel Unheil unter religiöser Drangsalierung erlitten wie die Oberpfalz. Je nach dem Bekenntnisse der regierenden Herren mußte sie den Glauben wechseln; sie wurde evangelisch, calvinistisch und schließlich zum Katholizismus zurückgeführt, nachdem sie dem geächteten Winterkönig abgenommen und an dessen Stammes-



Hochofen.



Ammerthal.

deutschen Charakter der Einwohner nichts zu ändern vermögen, und dieser tritt derart hervor, daß das aus der Oberpfalz rekrutierende und in deren Hauptstadt Amberg garnisonierende Regiment stets als eines der schönsten und besten in der bayrischen Armee gegolten hat. In der napoleonischen Kriegsära war es das ruhmbedeckte 10. Infanterieregiment, damals „Junker", nach einem tapferen General aus altem Oberpfälzer Adelsgeschlecht benannt, das sich auch nach Preußen verzweigt hat; seit Jahrzehnten ist es das 6., dessen Inhaber der Deutsche Kaiser ist, und das auf ewige Zeiten mit Stolz den Namen des verewigten Kaisers Wilhelm führt.

Seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts war Amberg die Hauptstadt und der Regierungssitz der Oberpfalz, die ihren eignen Landtag, eigne Gesetze und eine eigne Verfassung besaß; erst mit dem Anfall der alten Reichsstadt Regensburg an die Krone Bayern in der napoleonischen Aera verlor es die oberste Behörde. Die älteste Geschichte der in heiterer Lage an beiden Ufern der Vils sich ausbreitenden Stadt verliert sich in graues Dunkel. Zum ersten Male wird sie 1034 als ein zum Reichsgute gehöriges Dorf, Villa Ammenberg, genannt, das der Kaiser Konrad II. auf Verwendung seiner Gemahlin Gisela und seines Sohnes König Heinrich dem Hochstifte Bamberg schenkte. Von letzterem wurde sie 1269 dem Herzog Ludwig dem Strengen von Bayern als Lehen übertragen und blieb von nun an beim Hause Wittelsbach. Ein ganz besonderer Gönner der Stadt war Kaiser Ludwig der Bayer.

Schon aus der Aufzählung der mit dem Dorfe im Jahre 1034 verbundenen Rechte läßt sich der Schluß ziehen, daß bereits damals die Ausbeutung von Eisen in dem eine halbe Stunde entfernten Erzberge in lebhaftem Betriebe gewesen sei und einen bedeutenden Verkehr hervorgerufen habe. Rasch nahm Amberg bedeutenden Aufschwung, seine Waren gingen auf der schnell strömenden Vils, auf der Naab und der Donau nach Ungarn und Kärnten. Und ungeachtet des Umschwunges der Verhältnisse ist der Eisenbau und die Eisenindustrie bis in die Neuzeit herein der wichtigste Schaffenszweig von Amberg, die Grundlage seines Wohlstandes geblieben, dank dem zu den bedeutendsten derartigen Etablissements zählenden riesigen, mit den besten modernen technischen Einrichtungen ausgestatteten Hochofen, der vom Staat vor drei Lustren an der nördlichen Abdachung des Erzberges in Betrieb gesetzt wurde und dessen qualmende Schlote weit hinaus in die Gegend das Wahrzeichen von Amberg bilden. Die Erze der Gruben am Erzberg haben ferner besonders dadurch Bedeutung erlangt, daß aus ihnen das für die neuzeitliche Landwirtschaft so wichtige Thomasmehl gewonnen wird. Mit dem Bergbau auf Eisen stand auch die Gründung der Königlichen Gewehrfabrik in unmittelbarem Zusammenhange, in der seit Anfang dieses Jahrhunderts die Feuerwaffen für die bayrischen Truppen gefertigt werden. Außerdem gedeiht noch manches andre Gewerbe zu hohem Flor, die Erzeugnisse der Steingut- und Emailblechwarenfabriken haben Ambergs Namen bei den Hausfrauen von ganz Europa beliebt gemacht.

Darum trägt die von dem Vilsflusse durchrauschte Stadt den Stempel der Wohlhabenheit und gewährt, überragt von der Wallfahrtskirche auf dem Mariahilfsberge, mit ihren neuen Stadtteilen und der schönen, neuerlich freilich arg zugestutzten Lindenallee einen freundlichen Eindruck, während sie im Innern interessante Denkmale ihrer mittelalterlichen Blüte aufzuweisen hat und der wohlerhaltene Mauerring mit den aus dem 16. Jahrhundert stammenden Thoren ihr einen anheimelnden, ehrwürdigen Anstrich verleiht. Einige malerische Partien am Vilsthor und am Nabburger Thore hat der Stift des Zeichners abgebildet. Auf die Gotteshäuser haben unsre frommen Vorfahren stets die meiste Kunst verwendet, so auch hier: der Periode der hochentwickelten Gotik gehören an die Frauenkirche, ein dreischiffiger Hallenbau, die von Kaiser Ludwig dem Bayer gestiftete Spitalkirche, die Georgskirche, ein dreischiffiger Bau von großartiger Anlage. Am zierlichsten und trefflich erhalten ist die Levinische Kapelle in der von barmherzigen Schwestern verwalteten Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, genannt „Klösterl". Ursprünglich stand hier bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts die alte „Vöst", der Sitz der Herzoge und Pfalzgrafen. Die Kapelle besitzt nur ein Schiff, ist klein, aber prachtvoll; ihren reizenden, gegen die Vils als Chor vorspringenden Polygonerker führt unser Zeichner im Bilde vor. Die Einzelheiten sind von wunderbarer Schönheit, so die Kapitäle der Dienste, auf denen das prächtige Kreuzgewölbe ruht; sie sind mit dem zierlichsten Wein- und Eichenlaub geschmückt. Volle Bewunderung verdienen ferner drei farbenleuchtende Glasgemälde, auf denen unter Architekturbauten mit Engelglorien in der Mitte die heilige Dreifaltigkeit, in den Seitenfenstern die Apostel

Johannes und Paulus sichtbar sind. Das architektonische Schmuckkästlein mag als Kapelle der Herzoge etwa 1400 entstanden sein. Der Zeit der späteren Gotik gehören an: die St. Martinskirche, eine großartige Hallenkirche mit einem leider nicht vollendeten Turme und dem Hochgrabe des Pfalzgrafen Rupprecht, das beachtenswerte Reliefs zieren, sowie teilweise das stattliche Rathaus, ein Zeuge von dem Machtbewußtsein und dem feinen Geschmack, welche die Bürgerschaft der reichen Residenzstadt beseelten. Von den drei Sälen prangt der eine im Schmuck der herrlichsten Gotik, der zweite ist spätgotisch mit herrlichen Maßwerkfenstern, und der dritte, mit Holz getäfelt, zeigt bereits durchaus die Formen der Renaissance. Das wertvolle städtische Archiv verwahrt unter anderm auch mehrere Briefe von und an Luther und Melanchthon. Schöne Renaissancebauten endlich sind das ehemalige Schloß mit Portal, Erker und Turm, jetzt Sitz mehrerer Behörden (ein Giebel guckt auf dem Bilde des Nabburger Thores seitwärts von ferne herein), ein Teil des Rathauses mit dem bereits erwähnten Saale, das Zeughaus und die zwei Tanzhäuser.



Klösterl.

Indessen nicht bloß von Glück und Bergsegen, von Handel und Reichtum weiß Ambergs Chronik zu melden, denn oftmals durchbrauste Kanonendonner das freundliche Vilsthal. Viel hatte die Stadt in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges zu leiden, namentlich da Tillys Scharen die Oberpfalz besetzten; im spanischen und im kurz darauf folgenden österreichischen Erbfolgekriege 1703, 1743 und 1744 fiel sie in die Hände der Oesterreicher, im erstgenannten Jahre, nachdem eine heftige Beschießung 112 Gebäude in Asche gelegt hatte. Am 18. August 1796 rückten die Franzosen ein, fügten der Stadt einen Schaden von 400000 Gulden zu, begehrten dazu noch eine Kontribution von 1 Million Livres und nahmen acht Geiseln mit, als diese Summe nicht aufgebracht wurde. Nach sechs Tagen wurden sie zwar wieder durch den glänzenden



Ansicht von Amberg.

Sieg verjagt, den der jugendliche Erzherzog Karl über General Jourdan vor den Thoren der Stadt davontrug, und durch den er die Vereinigung der französischen Heere im Herzen Süddeutschlands verhinderte, sowie die Befreiung der Lande südlich des Mains erstritt. Das ist das glorreichste Ereignis, mit dem Ambergs Name verbunden ist.

Unendlich reich ist die vielgegliederte Juralandschaft um Amberg an entzückenden Punkten und geschichtlich denkwürdigen Stätten. In erster Reihe ist Ammerthal zu nennen oder genau die drei Dörfer Alt-, Ober- und Unterammerthal. Auf dem Wege vom letzten zum zweiten Orte ist unser Bild aufgenommen; von den beiden Kirchen Oberammerthals zeigt es nur die dem St. Nikolaus geweihte, die andre hat die Himmelsmutter Maria zur Patronin und besitzt ein schmuckes romanisches Portal, durch das einst mancher hohe Herr das Gotteshaus betrat. Denn Ammerthal hat eine bewegte Vergangenheit. Ursprünglich war es eine Domäne der Agilolfingischen Herzoge von Bayern, dann Eigentum der mächtigen Babenberger, später der Grafen von Andechs, der Grafen von Hirschberg, der Herzoge Rudolf und Ludwig von Bayern, die es dem Reiche zu Lehen auftrugen, und schließlich ging es durch die Hände einer langen Reihe niederer Adelsfamilien. Am Anfange unsers Jahrtausends spielt die Burg von Altammerthal eine bedeutende Rolle. Markgraf Heinrich vom Nordgau aus dem Geschlechte der Babenberger hatte sich gegen den deutschen König Heinrich II. empört, dessen Schatz auf dem Transport bei Hersbruck weggenommen und auf die Burg Altammerthal gebracht. Dorthin rückte der König; doch noch ehe er seine Sturmböcke spielen ließ, übergaben die Verteidiger die Feste, die von Grund aus zerstört wurde, mit ihr fiel der Schatz dem Könige wieder in die Hände und zugleich eine polnische Hilfsschar (1003). Im Mittelalter, bis in die Neuzeit herein waren Alt- und Oberammerthal Edelsitze mit Schlössern auf dem Bergrücken über dem sich nächst Amberg in die Vils ergießenden Ammerbache, der zwischen ihnen einen Weiher bildet; heute sieht man nur noch Ruinenreste.

Zur Ortschaft Wutschdorf führt von Norden her ein herrlicher Weg; sie ist vielleicht eine Siedelung eingesprengter Slawen. Hart daran liegt Freudenberg, einst eine Herrschaft von sehr ausgedehntem Grundbesitz, deren wohlbefestigtes Schloß ein leuchtenbergisches, deren Halsgericht und Jagd kaiserliches Lehen war; unter anderm hatte der Gutsherr in der ganzen Herrschaft das Recht, Totschläger und Uebelthäter aller Art jederzeit aufzunehmen und bei sich zu behalten, wofür sie einen halben Gulden für den Geleitsbrief und bei eigner Verpflegung für jede Woche Aufenthalts fünfzehn Kreuzer bezahlen mußten. Noch vieles ließe sich aus alten Zeiten und von alten Dingen berichten, doch andres Recht fordert die Gegenwart. Auf der Stätte der Burg haben Brauknechte die eisenklirrenden Reisigen abgelöst und sieden Bier für den durstigen Wanderer.

Haben wir uns gelabt, so setzen wir den Stab durch die Spalten zweier kleiner Thaler weiter nach Lintach in lieblicher Gegend. Herren von Lintach zogen bereits im 12. Jahrhundert in das heilige Land; das Schloß, das uns unter den schattigen Wipfeln des lauschigen Parkes freundlich grüßt, ist seit Jahrhunderten im Besitze der Freiherren Lochner von Hüttenbach, die hier ihre Familiengrab haben.

Hugo Arnold.



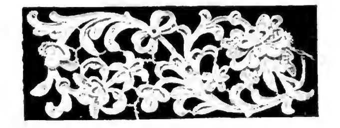
Venetianer Spitzenindustrie.

Von

C. Eysell-Kilburger.

Venetianer Spitzen! Sie sind die Aristokratinnen ihrer Art, das Vornehmste, Kunstvollste und Reizendste, das man sich auf dem großen Gebiet der Spitzenarbeiten denken kann. Keine andre Spitze darf sich mit ihnen an Zartheit der Ausführung, an Reichtum des Musters, an Mannigfaltigkeit des Details und vor allem an Mühseligkeit der Ausführung und infolgedessen an Kostbarkeit messen. Arbeiten, von denen ein einziges Meter zwölf Stickerinnen zehn Monate lang beschäftigt, von dem dieses Meter dann aber auch den Wert von 5000 Lire repräsentiert, sind wohl nur dafür berechnet, als Schmuck auf den Schultern von Königinnen oder den Gattinnen amerikanischer Nabobs zu ruhen, und auch die verhältnismäßig wohlfeilen Arten dürfen kaum als wirkliche Gebrauchsstücke gelten, sondern pflegen immer nur für besondere Gelegenheiten, wo exklusivste Eleganz am Platze ist, hervorgeholt zu werden.

Die in früheren Jahrhunderten so blühende Venetianer Spitzenindustrie war in dem unsern eine Weile fast in Vergessenheit geraten. Unter österreichischer Herrschaft war nichts zu ihrer Förderung geschehen, und fast wäre es dahin gekommen, daß die kunstvolle alte Technik ausgestorben wäre. Da nahm sich die Gräfin Marzello, Ehrendame der Königin, damaligen Kronprinzessin Margherita, im Verein mit dem Ritter Fambi, einem Ingenieur, der Sache an. Sie machten ein paar hochbetagte Frauen ausfindig, die eine aus Burano, der Heimat der genähten Spitzen, die andre aus Palestrina, jener der geklöppelten — Frauen, die die alten Muster noch kannten —, und ließen unter der Aufsicht dieser beiden eine Menge Mädchen in der Spitzenstickerei und -klöppelei ausbilden. Die Königin Margherita interessierte sich lebhaft für das Unternehmen, sie gab zwölf der Arbeiterinnen in ihrem Palast Wohnung, um sie zu beaufsichtigen, und trug selbst bei Hoffestlichkeiten den Venetianer Spitzenschleier, der ihr anmutiges Gesicht wundervoll umrahmte. Auch in Deutschland ist eine Photographie sehr bekannt geworden, die die schöne Königin in diesem Schleierschmuck darstellt.

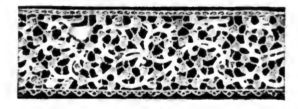


Auf der eine halbe Stunde von Venedig entfernten Insel Burano, eben der Heimat der genähten Venetianer Spitze, der Punto di Burano, wo man hoffen durfte, unter den Bewohnerinnen Talent und instinktives Gefühl für die Herstellung zu finden, wurde eine Spitzenstickschule begründet und zu ihrer Leitung der frühere Seidenkaufmann Jesurum berufen. Dieser, der zwar geschäftlich vielfach Unglück gehabt und sein ganzes Vermögen verloren hatte, war nichtsdestoweniger ein hochintelligenter Mann von allerfeinstem Kunstempfinden. Er war früher als Zeichner für

Stoffmuster ausgebildet worden, fand sich aber bald auch in das Entwerfen von Spitzenmustern; zudem that er den glücklichen Griff, in der Bibliothek von Venedig ein Buch mit alten Spitzenmustern auszugraben und auszunutzen: „Habiti delle donne Veneziane".*) von dem Bruder des Tizian Vecellio, Marco Vecellio verfaßt, einem gleichfalls trefflichen Maler, von dem sich in Venedig viele Bilder vorfinden. Das Buch enthielt Abbildungen und Beschreibungen von Kleidern, Stoffen, Spitzen; unter anderm wurde darin die Herstellung der Punto di Burano an ihren ältesten und edelsten Mustern erläutert.

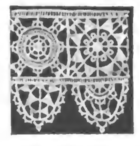
Unter Jesurums geschickter Leitung blühte die Spitzenschule in Burano bald mächtig empor; sowohl in Italien selbst als im Auslande wurde der neuen Industrie ein großes Absatzgebiet eröffnet, das sie um so sicherer beherrschte, als sie ohne Konkurrenz dastand.

Indessen begnügte Jesurum sich nicht lange mit der Stellung als Leiter der Schule, sondern errichtete selbst in Venedig ein Geschäft, für das er die besten Kräfte von Burano anwarb. Sein Geschick in der Leitung, sein Geschmack, die genaue Kenntnis der Technik wie der alten Muster, vor allem aber sein eminenter Geschäftssinn, der vor keinem Mittel zurückscheute, um Kunden herbeizuziehen, brachten



sein Geschäft im gleichen Verhältnis in die Höhe, wie die Spitzenschule in Burano an Bedeutung verlor. Die Gräfin Marzello und der Ritter Fambi, die sich so uneigennützig dem Unternehmen gewidmet hatten, setzten ihr Vermögen zu, während das von Jesurum von Tag zu Tag wuchs. Wohl giebt es auch noch heute neben Jesurum verschiedene andre Spitzenfirmen in Venedig, die sich jedoch mit der seinen in keiner Weise vergleichen können; „Venetianer Spitzenindustrie" bedeutet heutzutage nichts andres, als die Firma Jesurum & Co.

Diese beschäftigt jetzt nicht weniger als 5000 Frauen und Mädchen, von denen jedoch nur ein sehr kleiner Teil in den Geschäftsräumen arbeitet. Diese letzteren sind auch vielleicht die einzigen, welche die Spitzennäherei und -klöppelei als vollständigen Lebensberuf betrachten; weitaus die meisten üben eine der beiden Techniken als Hausindustrie, die ihnen ein kleines Taschengeld, auch wohl ein bescheidenes Heiratsgut einbringt. Die Töchter des Venetianer Mittelstandes füllen damit ihre Mußestunden aus, ebenso wie die Mädchen der umliegenden Inseln, wobei noch immer dieselbe Scheidung wie von alters her stattfindet, daß Palestrina und seine Umgebung die geklöppelten, Burano die weitaus kostbareren und kunstvolleren genähten Spitzen liefert. Es ist fast unglaublich, sich vorzustellen, daß Hände, die in schweren häuslichen Verrichtungen, bei Gartenarbeit und beim Netzestricken jede Zartheit eingebüßt haben, sich dennoch die notwendige Leichtigkeit bewahrten, um diese Wunderwerke der Kunstfertigkeit herzustellen, Arbeiten, die durch die Mühen eines Monats kaum um Centimeter gefördert werden, die in den Füllungen ihrer Muster so unendlich zart und mühselig sind, daß man nicht begreift, daß sie wirklich, ohne Hilfe der Maschine, Stich für Stich mit der Nadel hergestellt werden konnten, und die auf jeden Fall so sauber ausgeführt sein müssen, daß sie ungewaschen in den Handel gebracht werden können. Und wie jammervoll ist der Erlös, den eine solche Spitzenarbeiterin erzielt! Eine ganze Tagesarbeit bringt vielleicht 70 bis 80 Centesimi — nach unserm Gelde kaum 60 bis 70 Pfennige! Wenn man mit diesem Verdienst die Zahl der Arbeiterinnen und der Arbeitstage multipliziert und mit dem Preise des fertigen Stückes vergleicht, so wird man sich sagen müssen, daß der Fabrikant einen ganz horrenden Gewinn einstreicht.



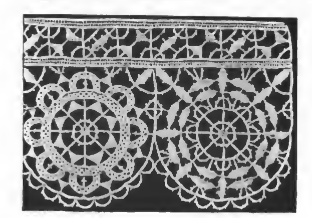
Die Jesurumsche Spitzenfabrik gehört geradezu, wie die vereinigten Glasfabriken Salviati-Testolini in Murano, zu den Venetianer Sehenswürdigkeiten, deren Besuch sich vollauf verlohnt. Diesem Besuch zu entgehen, ist übrigens ein Kunststück für den Fremden. Jesurum hat dafür gesorgt. Sämtliche Gondoliere und Fremdenführer sind von ihm angeworben, die Reisenden ihm zuzuschleppen, natürlich unter vielen schönen Redensarten, nur um das Etablissement zu besichtigen, selbstverständlich ohne jeden Kaufzwang — wenn aber dennoch ein Kauf zu stande kommt, und dies geschieht fast ausnahmslos, so fallen dem betreffenden Schlepper 20 Prozent des Reingewinnes zu.

Es giebt noch eine Mausefalle. Wir haben den Ueberredungskünsten sowohl des Führers wie des Gondoliers kein Gehör geschenkt und begnügen uns, auf dem Markusplatze vor einem großen Schaufenster Halt zu machen, aus dem uns die wunderbarsten Spitzen neben farbenprächtigen Seidenstoffen, gleichfalls Jesurumschen Fabrikaten, entgegenleuchten. Während wir die Pracht bewundern, ist ein wohlwollend aussehender Signore in die Ladenthür getreten, um sich unsers Entzückens zu freuen, und als er uns deutsch sprechen hört, fordert er uns in ziemlich gutem Deutsch auf, doch einzutreten und innen mit größerer Ruhe die Sachen zu besichtigen. Es liegt kein Kaufzwang vor, im Gegenteil, es ist nicht einmal die Möglichkeit vorhanden, etwas zu kaufen; die Stücke sind gar nicht ausgezeichnet, er selbst kennt die Preise nicht, denn das ganze Lokal ist im Grunde nichts andres als eine Auslage im großen.

Wir sind, nachdem wir eingetreten, geblendet. Spitzen von unerhörter Pracht und Zartheit, gerade Stücke von halber Meterbreite, etwas schmälere, in der modernen „Serpentineform", das heißt rund gearbeitete, die Kleidergarnituren sowohl für den Rock wie für den Ausschnitt



*) Die Kleidung der Venetianer Frauen.



der Taille ergeben, große Schleier, Borten, Tailleneinsätze und Jäckchen, Fächerblätter und hundert andre Muster breiten sich hier vor uns auf dem Untergrunde herrlicher Seidenstoffe aus. Seitwärts, an den Wänden hernieder, hängen geschickt drapiert die schönsten Brokate, vielfach Kopien alter Muster und diesen so ähnlich, daß man sie nicht für eine Kopie, sondern für das Original halten konnte. An den Wänden spannen sich herrliche, riesengroße Bettdecken aus, Zusammensetzungen aus breiten, gelblichen, geklöppelten Spitzen und mattfarbigen Seidenbändern mit buntem, chiniertem Blumenmuster, oder ganz aus Seidenstoff hergestellt und mit breiter Klöppelspitze umgeben. Ein besonderes Prachtstück besteht aus mattrosa, perlmutterartig schillerndem Moiré und ist mit breiter Klöppelspitze, der sich große Eckmuster einfügen, umgeben. Auch die Mitte dieses Prachtstückes ist aus einem schrägen Viereck in Klöppelspitze gebildet.

In unsre Ausrufe der Bewunderung mischen sich solche der Wißbegier, die der wohlwollende Signore sofort beantwortet. Diese Spitze mit den geraden, geometrischen Formen, die genau wirkt wie im Filetgrund ausgeführt, ist Reticella, eine reine Nadelarbeit; durchaus mit der Nadel gearbeitet ist auch diese Venetianer Reliefspitze mit dem stark erhabenen, Pflanzenmotiven nachgebildeten Ornament, das über Zwirnunterlage gearbeitet wird, und den hundert verschiedenartigen, spinnwebfeinen Füllungen, ein ganz altes Muster. — Original? — Nein, Kopie; das Original liegt hier daneben; es ist, wie man sich überzeugen kann, in jeder, auch der kleinsten Einzelheit aufs genaueste nachgebildet worden.

„Aber warum wollen sich die Herrschaften mit diesem Bruchteil begnügen, da sie doch den Betrieb im ganzen in der Fabrik überschauen können? Es ist ja doch nur nötig, die paar Schritte über den Markusplatz zu gehen, um an Ort und Stelle zu sein. Es existiert dort nicht der geringste Kaufzwang — die Bedeutung der Firma macht es überflüssig, auf derartige Einnahmen zu rechnen — aber man macht sich eine Freude daraus, den Fremden einen Einblick in das Unternehmen zu gewähren."

Wie aus der Erde gewachsen, ist im selben Augenblick ein Venetianer Junge zur Stelle, der zwar nicht deutsch spricht, der uns aber wie ein Konstabler begleitet und uns in wenigen Minuten vor dem Hause Jesurum absetzt, erst verschwindend, nachdem wir die Thür passiert haben. Nun, allzu schlimm wird es mit dem „Kaufzwang", der nicht existiert, nicht werden; im Notfalle löst man sich mit irgend einer billigen Eisserviette oder einem Taschentuch mit centimeterbreiter Bordüre für 6 oder 7 Lire aus, Stücke, die sich schließlich noch als Reisegaben verwenden lassen.

Deutsch scheint in Venedig die Landessprache zu sein. Auch hier werden wir durch eine junge Dame in sehr korrektem Deutsch empfangen; unsrer Bitte, uns die Herstellungsart der einzelnen Spitzensorten sehen zu lassen, wird bereitwilligst Rechnung getragen.

Der Hauptteil der Arbeit wird ja in Burano und Palestrina, auch in Venedig selbst bewältigt; hier sitzen nur zwanzig bis dreißig Mädchen fleißig bei der Arbeit. Sie sind nichts andres als eine Musterkarte der verschiedenen Techniken, denn eine jede arbeitet etwas andres, so daß man, wenn man die zwanzig oder dreißig Sitze aufmerksam passiert hat, ziemlich alles, was zur Spitzenindustrie gehört, gesehen hat. Hier wird die Reticella gearbeitet, hier die Reliefspitze, die eigentliche Punto di Burano, deren Name sich allmählich als Gesamtbezeichnung für fast alle genähten Venetianer Spitzen eingeführt hat, und bei der die Arbeiten der einzelnen Stickerinnen zuletzt unsichtbar zusammengefügt werden; dort die Mosaikspitze, die Zusammensetzung einzelner Figuren, die aus handgeklöppelten Spitzenbändchen genäht wurden. Eine andre Arbeiterin näht dieses Spitzenbändchen auf Tüllgrund und verbindet es durch Zierstiche — eine bei weitem wohlfeilere Art, als die zuerst beschriebene; eine fünfte bessert kostbare alte Spitzen aus, wobei es geradezu bewunderungswürdig ist, mit welcher Accuratesse der ausgerissene Tüllgrund ergänzt wird. Alle Nadelspitzen werden auf schwarzem Papier, das die Vorzeichnung trägt, gearbeitet. Diese wird zuerst vielfach mit Linnenzwirn nachgenäht, so daß feste Konturen gegeben werden, von denen aus sich das übrige Muster entwickelt. Um den fertigen Teil der Spitze möglichst sauber zu erhalten, ihn vor der Berührung mit den Fingern zu schützen, wird während des Arbeitens ein gleichfalls schwarzes Papierstück darüber gebreitet, das nur in der Mitte einen Ausschnitt in der Größe eines Zehnpfennigstückes zeigt. Innerhalb dieser Rundung, die natürlich stets nach Bedarf verschoben wird, entsteht die Spitze. Ist sie vollendet, so wird vorsichtig das untere Papier mit der Zeichnung weggerissen. Andre Mädchen arbeiten am Klöppelkissen; einzelne Muster sind denen aus dem Erzgebirge und aus Böhmen sehr ähnlich, nur sind die Venetianer Spitzen mehr reliefartig hergestellt. Andre machen den Eindruck von irischen Spitzen. Besonders interessant sind die polychromen geklöppelten Spitzen, ziemlich naturalistische Blumenmuster aus den verschiedensten mattbunten Seidenfäden, sie hängen nur durch einzelne Verbindungsstäbchen zusammen und sind darauf berechnet, auf feste Unterlage geheftet zu werden; es werden daraus zumeist Kleidereinsätze wie Hals- und Aermelgarnituren gefertigt.

Allzuviel Zeit läßt man uns gerade nicht zum Beobachten. Ein feingekleideter Gentleman, der wiederum ein geläufiges Deutsch spricht, nimmt sich unsrer an und geleitet uns mit den Allüren eines Hausherrn, der geehrten Gästen seine Sammlungen zeigt, weiter.

Was wir beschauen dürfen, ist einfach verblüffend. Im Grunde ist es zwar dasselbe, was uns die Auslage auf dem Markusplatz schon geboten hat, aber durch die Massenhaftigkeit, in der es hier erscheint, übt es seine besondere Wirkung aus. Ein ganzer Saal, in dem die herrlichsten, aus Seide und Spitzen gefertigten Decken übereinander liegen und sich zeltartig an den Wänden aufspannen, ein andrer Saal ganz voller Tischzeug, von genähten Spitzen umgeben, von den passenden Einsätzen durchzogen, ein Tafeltuch für 24 Personen, das fast ebensoviel Spitzenarbeit wie Leinenstoff aufweist. Genähte Reliefspitzen, von denen das Meter 3000 Lire kostet, liegen in dick zusammengerollten Stücken, die wohl ihre 15 Meter enthalten mögen, da. In einem Saale zeigt sich eine sehr effektvolle und doch verhältnismäßig wohlfeile Spitzenart, bei der in gewebtem Tüllgrund mit glänzender Seide wunderschön stilisierte Ornamente eingenäht sind, im dichten Durchzug ein Stich neben dem andern. Auf einer mit Sammet bezogenen Büste ist ein Serpentinevolant in schwarzem Tüll mit Durchzug in regenbogenfarbig schillernder Seide drapiert, ein sehr geschmackvolles Stück, das man so leicht nicht übersehen würde, selbst wenn die Büste an minder auffälliger

Stelle postiert wäre. Unser Führer zeigt uns freundlich, was man aus solch einem Volant alles herstellen kann: so umgiebt er den runden oder viereckigen Ausschnitt der Korsage und fällt in zwanglosen Falten hernieder, so ist er jäckchenartig auf geschlossener Taille zu drapieren, wobei sich zudem ein allerliebstes Schößchen ergiebt. Endlich kann man ihn über dem Mantel in der Weise tragen, daß er unter dem Kinn als Schleife zusammengerafft wird und jabotartig bis zum Gürtel hinunterläuft. Dabei ist der Preis geradezu lächerlich gering, nur 60 Lire — mein Himmel, es kommt ja manchmal vor, daß man dem Publikum Stücke bieten kann, deren Preis in gar keinem Verhältnis zu dem Effekt steht!

Aber resigniert wandern wir weiter; im Vorübergehen gewinnen wir noch, von der Höhe herniederschauend, einen Blick auf die Webstühle im Souterrain, wo bei Oberlicht die wundervollen Seiden, Sammete und Brokate gefertigt werden. Wie ein purpurroter Strom ziehen sich hier die aufgespannten Fäden des Einschlags über den Stuhl, dort als ein ganz mattgrüner, hier wieder als eine Zusammensetzung aus den verschiedensten Farben. In einem Zimmerchen, das wir passieren, sind die Wände mit Zeichnungen von Stoff- und Spitzenmustern bedeckt, während sich in den Ecken Berge alter Stoffe und Spitzen, die als Vorlagen dienen, häufen. Jede Frage, die wir stellen, wird von unserm Begleiter in der liebenswürdigsten Weise beantwortet. In einem großen Raume sind die wunderbarsten Stoffe ausgebreitet, die berühmten Venetianer Blumensammete, auf mattgrauem Atlasgrund nur wenig stilisierte Tulpen und Päonien in den natürlichen Farben, der vornehmste Möbelbezug, den man sich denken kann, hier Brokate, die in Farbenzauber und Feinheit der Zeichnung einzig dastehen. Ueber einen Stuhl ist ein alter seegrüner, mit bunten Rosensträußen und weißen Spitzen gemusterter Rokokostoff gebreitet, ein bißchen zerknüllt zwar und hier und dort in der Farbe ausgeblichen, im ganzen aber wunderschön. Staunend vernehmen wir, daß dies gar kein alter Stoff, sondern eine funkelneue Nachbildung ist, die aufs genaueste kopiert wurde — das am Boden liegende Original beweist es. Bei ähnlichen Geweben, wie auch bei den wunderschönen und gediegenen Kleiderstoffen nennt unser Führer die Preise nur ganz beiläufig, 60 Lire das Meter, dieser 70 Lire, ungefähr so, als wenn sie nur ein Kuriositätsinteresse böten, denn daß wir hierfür nicht als Käufer in Betracht kommen, liegt auf der Hand.

Zwischen der Besichtigung dieser königlichen Herrlichkeiten öffnet sich uns auch wohl einmal ein Raum, in dem es vereinzelt auch jene billigen Taschentücher und Eisservietten giebt, die uns vor Eintritt in das Haus Jesurum so besänftigend vorschwebten; wir machen auch den schüchternen Versuch, ernsthaft darum zu handeln, aber unser Gentleman wird mit einemmal so unendlich vornehm, in seinem Gebaren liegt so deutlich ausgedrückt, er halte uns für viel zu distinguiert, als daß wir uns mit dem Ankauf einer solchen Lappalie aus der Affaire ziehen würden, daß wir sehr beschämt von unserm Vorhaben abstehen. Und während wir bisher auf unserm Rundgange stets wieder andre Räume berührt hatten, befinden wir uns nun zufällig wieder in dem Gemach, wo noch immer der regenbogenfarbige Serpentinevolant den sammetnen Hals der Büste umschmiegt. Unser Führer sagt kein Wort, er begnügt sich damit, in diskreter Weise eine Falte, die in Unordnung geraten ist, wieder zurechtzuziehen.

„Bitte, wie war doch der Preis?“ Obgleich er uns seit einer halben Stunde im Ohre gelegen, erscheint er jetzt, laut gesprochen, wie eine Bagatelle. Was sind 60 Lire für eine ganze Halsgarnitur im Vergleich zu 3000 Mark für ein einziges Meter Spitze!

Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, wo in der ganzen Welt der Markt für diese auserwählt kostbaren Spitzen zu finden sei, bei denen der Ankauf nur geringer Mengen ein Vermögen verschlingen kann. Für den Verkauf kommen fast nur die großen Zentren des Luxus, die Hauptstädte, vor allem Paris, London, St. Petersburg, in Betracht, wo man es gewohnt ist, für Toiletten Summen auszugeben, die unserm bescheidenen Sinn märchenhaft erscheinen. Sodann konsumiert Amerika große Mengen von Spitzen, und gerade dort hat man den besonderen Reiz der Venetianer Spitzen voll erfaßt.



Das Lavoisier-Denkmal in der Sorbonne zu Paris.

(Zu dem Bilde Seite 367.)

Im großen Saale der Pariser Sorbonne ist jüngst ein Denkmal für Antoine Laurent Lavoisier, den berühmten Chemiker, aufgestellt worden. Bekannt ist das tragische Geschick dieses bedeutenden, 1743 in Paris geborenen Gelehrten, der zu den größten Forschern der neueren Zeit gerechnet werden muß, wenngleich seine Erfolge zum Teil nur auf den Entdeckungen andrer beruhten. Aber er wußte diese doch systematisch auszubauen und für die Welt fruchtbar zu machen, so daß er eine völlige Umgestaltung seiner Spezialwissenschaft herbeiführte. Sein Vaterland war ihm die höchsten Ehren schuldig, und es fehlte ihm nicht an solchen, bis die große Revolution ausbrach. Ungeachtet seiner Verdienste um die Wissenschaft wurde er, weil er unter dem Königtum zu den im Volke verhaßten Generalpächtern der Steuern gehört hatte, unter der Anklage der Erpressung eingekerkert und am 8. Mai 1794 hingerichtet. Der Schöpfer des Bildwerkes, A. Dalou, hat sich schon vorher durch eine Reihe bedeutender Skulpturen einen Namen gemacht.



Der Meisterfahrer.

Ein Radfahrer-Roman

von

C. E. Ries.

(Schluß.)

Bleich und verhärmt schlich Fräulein van Meulen umher. Aber sie wich den Frauen aus, sie wollte keinerlei Mitleid, kein Bedauern.

Was sie auch leiden mußte — ein paar Tage hielt sie es schon aus; denn sie war ja sicher, daß in Bälde alles wieder gut werden würde.

Sie hatte zwei Briefe geschrieben, den einen an die Vorsteherin, der ihr eine Ehrenrettung bringen mußte; und den andern, nicht minder erregten, an Herrn Chuquet.

Fräulein Hellmut teilte sie mit, daß sie ihr in den nächsten Tagen ein Attest des bekanntesten Frauenarztes der Stadt vorlegen würde und daß sie bäte, danach die böswilligen Verleumdungen niederzuschlagen und ihr öffentlich vor der Schule ihre geschmähte Ehre wiederzugeben. — Und Herrn Chuquet hatte sie in fliegender Eile davon unterrichtet, daß sich Dinge zugetragen hätten, die eine erneute, sofortige Aussprache notwendig machten, zu welchem Zweck sie gleich mehrere Tageszeiten anberaume.

Herr Chuquet, der für seine Rennen trainierte, erhielt das erregte Billet vor seinem Aufbruch zum Uebungsplatz, las es und lächelte:

„Wiwerweh un morgen früah nix meh!"

Er antwortete stehenden Fußes mit ein paar Zeilen. — Infolge des Training für das am Sonntag in W. stattfindende Rennen wäre er zu keiner der angegebenen Stunden abkömmlich, und eine Zusammenkunft sei nur noch am Freitag, eine halbe Stunde vielleicht vor Abfahrt seines Zuges, möglich. Sie müsse sich schon bis dahin gedulden und sich inzwischen an seinen Grüßen und Küssen genügen lassen. —

Ebensowenig kam ihr von Fräulein Hellmut die ersehnte Hilfe oder die Genugthuung, auf die sie gerechnet hatte.

Die Vorsteherin bat sie in einem umgehenden Schreiben höflich, alle unnötig auffallenden Schritte in ihrem eignen Interesse unterlassen zu wollen, im übrigen aber die Entscheidung vom zweiundzwanzigsten dieses Monats und damit die Beendigung der gegenseitigen Beziehungen als definitiv zu betrachten, da die Nachfolgerin für die Lehrkurse in der Schneiderei an der Industrieschule bereits ernannt sei.

Fräulein van Meulen hielt mit bitterem Lachen den Brief in der Hand: So that man sie einfach ab, und die Schande blieb auf ihr sitzen.

Was machen? Ein zweites Mal an den Geliebten schreiben? Wenn sie ihm alles sagte, kam er gewiß.

Nein, noch einmal zu bitten, dazu war sie zu stolz. Es blieb also nichts übrig, als die Zähne aufeinander zu beißen und die Qualen der Woche stillschweigend zu dulden, bis zum Freitag.

Niemand im Hause belästigte sie mit Fragen. Aber Gret hatte allerlei kleine Aufmerksamkeiten für sie, und Frau Jungmann ging jetzt oft selber hinauf, um sie aus ihrer elenden Mietwohnung unter „Menschen" herunterzuholen, wie sie sagte, und umgab sie in ihrer ruhigen, mütterlichen Weise mit freundlicher Fürsorge.

Die gute Meinung ihrer Hausgenossen war ein wenig Balsam für Hortenses wundes Gemüt.

Hatte doch selbst Doktor Weber ihr gegenüber ganz seinen spöttischen Ton fallen gelassen und bewies ihr seine Teilnahme durch eine Höflichkeit, die ihm einmal im Leben von Herzen kam. Er fand, daß sie ein ausgezeichnetes Frauenzimmer sei.

„Alle Hochachtung vor ihrer Schneid'. Aber der Laff, der Elsässer, wird sie doch jetzt wohl heiraten?"

„Wenn man nur den Franz Friedrich zu fassen bekäme!" meinte Gret. „Aber der geht natürlich wieder mit nach W., der muß ja immer hinter seinem Freund herlaufen, das ist ja nicht anders."

Herr Doktor Weber sah sie eigentümlich an. —

Hortense van Meulen hatte es vermocht, bis zum Freitag ihre Aufregung mit aller Energie niederzuzwingen.

Eine halbe Stunde Zeit war wenig genug, um dem Geliebten alles auseinanderzusetzen, ihn zu überzeugen, daß jetzt nur noch **ein** Weg offen sei, nämlich der, sich vor aller Welt an ihre Seite zu stellen und ihre Ehre zu der seinen zu machen. — Sie mußte also gefaßt und besonnen sprechen können und doch eindringlich. — —

In der einsamen Allee in der Nähe des Bahnhofs traf sie, wie verabredet, auf Herrn Chuquet, und er war überrascht, sie so ruhig zu finden. Er führte sie zu einer Bank und fragte lächelnd nach ihren Nöten. Sie sah ihn einen Moment mit bebenden Lippen an, dann berichtete sie beherrscht in kurzen, bündigen Worten von der Kündigung der Vorsteherin.

Max Correggio

Verendet.

Er war über alle Maßen erstaunt: „A-t-elle dit pourquoi?"

„Parce que tu m'aimes!" Sie sprach es mit bitterem Spott.

„Tu plaisantes! Dü machsch G'spaß. 's isch nit meglich! — Wer hett — ere des verrote?"

Ihrer beider Augen begegneten sich.

„'s Juliette?" — Sie nickte nur.

„Do hesch e beesi Supp üsszetunke," sagte er.

Da erzählte sie mit erstickter Stimme von dem Benehmen der Kolleginnen und der Mädchen.

Er zog sie an sich: „Pauvre chérie! Awer ich begriif nit, wie des alles hett kumme kenne!"

„Mais ne comprends tu donc pas?"

„Was meinsch denn?" Seine niemals sehr klugen Augen sahen sie ganz leer an.

Sie brachte es nicht über sich, ihm den wahren Grund mitzuteilen.

„Mais c'est à cause des rendez-vous!" Ihre Thränen zurückdrängend, bewies sie ihm, wie Juliette kein Mittel gescheut habe, um sie bei der Vorsteherin und dem Lehrerinnenkollegium in Verruf zu bringen. Juliette wolle sie in L. einfach unmöglich machen, damit sie fort müsse, heim, nach Brüssel.

Heim nach Brüssel! — Er fing das Wort auf. Es begann in seinem Kopfe zu arbeiten.

Das wäre ja wirklich ganz gut, wenn sie fort ging. Damit wären alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, mit einem Schlag. — Sie kam seinen Eltern aus den Augen; dieser abscheulichen Kreatur, der Juliette, aus den Augen, die ja doch nicht eher ruhen würde, als bis sie das Verhältnis auseinandergerissen hatte. — Sie hatte dann keine Kämpfe mehr zu bestehen, weder in der Schule, noch in der Gesellschaft. Alle Unannehmlichkeiten und Peinigungen in Gegenwart und Zukunft blieben ihr erspart. Bei ihren Talenten würde sie mit Leichtigkeit irgendwo anders eine neue Position finden. Im schlimmsten Falle blieb sie in Brüssel bei der Mutter, bis die Verhältnisse, das heißt sein Sport, ihm erlaubten, zu heiraten. Heim nach Brüssel, wirklich, das war das beste!

Er hatte erst in starkem Zorn Juliettes Schändlichkeiten mit angehört. Jetzt aber dachte er: wenn sie dadurch von hier entfernt wird, so war's noch gut, daß es so kam. Er pries fast die Entscheidung der Vorsteherin, die einen so günstigen Ausweg eröffnete.

Sie blickte ihn fragend an. Sein langes Schweigen setzte sie in Verwunderung. Da sprach er ihr seine Gedanken aus.

Er könne in der Aufsage der Vorsteherin das große Uebel nicht erblicken, das sie darin sähe. Es wäre doch wirklich das gescheiteste, sie ginge in ihre Heimat zurück, bis er sie holen könne.

Ihre Empörung brach in helle Flammen aus. Was, in Brüssel warten, und derweile hatte er hier freies Spiel, konnte Liebschaften anknüpfen und heiraten, wen er wollte —? Loin des yeux, loin du cœur! — Fort? Nein! Hier war sie, hier blieb sie, allen Verleumdern, allen Verleumdungen zum Trotz.

„Wie dü wilsch!" sagte er achselzuckend. „Jeder isch e Narr uf sine Art."

Eine kalte Wut stieg in ihr auf: „Ne comprends-tu donc pas, qu'on ne peut plus attendre, qu'il faut nous marier maintenant?"

Sie sprach in scharfem, herrischem Ton.

Er sah sie an, ob sie toll sei. An ihrem entschiedenen Gesichtsausdruck erkannte er, daß sie thatsächlich meinte, was sie sagte, daß sie sich allen Ernstes mit solchen Gedanken trug.

In dem Augenblick schwand jedes Mitleid mit ihr. Er fühlte, wie er hart wurde. — Wenn sie ihn denn so unklug vor den Scheideweg drängte, ihm einen Entschluß aufzwang, — wenn er nicht beides haben konnte, Liebe und Sport, dann war die Wahl für ihn klar.

Ihre Blicke ruhten ineinander. Er sprach kein Wort, aber Hortense wußte so genau, was in ihm vorging, als ob sie es in sich selber erlebte. Sie spürte seine Liebe wanken, weichen —

Als er jetzt den Mund zum Reden öffnete, wendete sie das Haupt weg, wie um dem Schlag auszuweichen, der sie treffen mußte.

Da sagte er nichts; er wußte, daß sie ihn auch so verstanden hatte. Er erhob sich: „Min Ser, ich mueß am achte an d'r gare sin, un ich hab e détour ze mache zuem Franz Friedrich; dis brücht als e bissel Zitt. — Adieu, au revoir! — M'r kenne dis ruehig lon, bis m'r wieder zamme kumme. 's isch no lang bis zuem Oktober. — Eh ben! — Hesch dü kenn Wüensch fuer mich fuer dene Match?"

„Bonne chance!" sagte sie, sich überwindend, leise. Sie bot ihm mechanisch den Mund zum Kusse dar. „Ernest!" flüsterte sie dann, bittend zu ihm aufschauend: „Tu y réfléchiras?"

*

Er war wieder zurück.

Aber wann immer sie wieder die Idee einer baldigen Heirat aufwarf, war seine scherzende Antwort: „Ich hab' ken Zitt g'hett, driwer noch ze denke." Oder er sagte: „Uf zellem Ohr hör' ich nit," und erzählte von seiner Reise und seinen Erfolgen.

Zuletzt hielt er sich die Ohren zu: „'s isch nimmi gemetli in dere viereckete Welt."

Aber sie konnte und wollte nicht glauben, daß er sie in ihrer Not verlassen würde.

Sie kam sich vor wie eine Paria. Niemand gönnte ihr Blick und Wort. — Die Bekannten grüßten sich nicht mehr auf der Straße. Und wenn sie auch erhobenen Hauptes, anscheinend unberührt, an allen Beleidigungen vorbeiging, im Herzen schmerzten die unverdienten Kränkungen um so mehr.

Wenn sie es doch über sich gewinnen könnte, ihm auch dies letzte zu sagen, das Schrecklichste. Dann nahm er sich sicher ihrer an.

Sie schalt sich: Du hast es überhaupt falsch angefangen. Du hast gefordert, statt zu bitten. Deinen Bitten wird und kann er nicht widerstehen. Was willst du denn auch von ihm? Er soll ja als Ehegatte so frei sein wie jetzt. Nur mich nicht preisgeben soll er, zu mir stehen!

Sie versuchte es mit allen Künsten sanfter Ueberredung.

Aber sie prallten von ihm ab. Sie erreichte nur, daß er gereizt wurde:

„Heer, ich will dir ebbs saue. Dü weisch, ich bin e ruehiger Mann. Awer jetz hab' ich's genüe. J'eu ai par-dessus les oreilles. Dü heersch nit uf von dem Dings ze babbeln.“

Sie fragte ihn, ob er nicht fühle, daß ihre Ehre dieser „Reparation“ bedürfe.

Er sah sie groß an: „Noch ebbs? — Weisch, des isch de Mise gepfiffe! — Dü hesch halt heere sotte un die Dummheit nit mache. Jetz muesch 's üstunke. — Zersch hesch nie nix g'saat vum Hirote, do bisch allewyl mit de fiançailles zefredde g'sin; jetzert uff einmol soll mir nix dir nix glich d' Hochzitt sin. Awer üs dere Hochzitt wurd so bal nix. Do hupft m'r kener driwer!“

In ihr schrie es: Sag ihm alles. Sprich ihm davon, wie man dich verdächtigt, wie man dich mit Schmutz bewirft!

Aber auch jetzt wieder brachte sie kein Wort davon über die Lippen. Sie legte nur wie völlig entmutigt mit einem tiefen Seufzer die Hände übereinander.

Es zuckte um seine Mundwinkel, halb mitleidig, halb im Spott. Er faßte sie um die Schulter.

Aber seine Liebkosungen blieben unerwidert. Sein Kuß fand Wangen und Lippen kalt.

Gleichgültig nahm sie sein Bedauern darüber auf, daß die nächste Zeit sie wieder viel seltener zusammenführen würde, weil er mit dem Training für das Elsaß-Lothringer Rennen begonnen habe. Was nützte es ihr, daß sie ihn sah, wenn er ihr nicht zu Hilfe kommen wollte? Was sie zu leiden hatte, wurde ihr dadurch nicht erleichtert. Wüßte er nur, was sie litt! —

Da fügte der Zufall es, daß er Zeuge einer der Mißhandlungen werden sollte, wie sie deren jetzt immer ausgesetzt war.

Sie hatten wohl den Ort ihres Rendezvous mit weniger Vorsicht als sonst gewählt; er, weil er mit seinen Gedanken jetzt viel zu beschäftigt war, Hortense, weil ihr gar nichts mehr daran lag, Vorsicht zu üben. Sie hielt es in Rücksicht auf ihre Pläne im Gegenteil für erwünscht, mit Herrn Chuquet gesehen zu werden.

Nun kreuzten auf der belebteren Promenade trotz der späten Stunde wirklich noch Bekannte ihren Weg — die Zeysolffs, die von einem Spaziergang heimkamen. Herr Chuquet blieb stehen, um sie zu begrüßen.

Die Damen wechselten einen Händedruck und freundliche Worte mit ihm. — Hortense schienen sie nicht zu sehen.

Als diese sich dennoch in das Gespräch hineinmischte, verabschiedeten sie sich kurz, ihr voller Verachtung den Rücken kehrend.

Herr Chuquet blickte offenen Mundes erst auf die Geliebte, dann hinter den sich eilig entfernenden Damen her: „Was beditt diß?“

Er folgte langsam Hortense, die sich schluchzend auf die nächste Bank geworfen hatte.

„Was beditt jetzt diß? Hesch dü mit dene au querrelliert? Was henn er mit-e-n-ander?“

„Ce que nous avons?“ schrie sie bitter. „Mais on me prends pour une — pour une fille. Oh, les miserables! — On me dit votre maitresse, et on m'a forcée de quitter, pour éviter — un scandale à prévoir.“

„Bisch verruckt?“ fragte er. „Qu'est ce que tu me chantes là?“

„Ah!“ schrie sie. „Tu n'as donc pas compris, que c'est pour çà, qu'on me chasse de l'école? — C'est l'œuvre de ton amie Juliette!“

Er sah sie steif und stumm an. Ganz allmählich dämmerte ihm das Verständnis auf.

„Hortense,“ sagte er endlich erschüttert, „ma pauvre amie, arms Kind!“ Er nahm sie in beide Arme. „Un von dem hesch dü mer die ganz Zitt her nix g'saat? Malheureuse chérie!“

Sie weinte leise an seinem Halse.

„Still, still!“ sagte er, als sie sich aufrichten wollte. Er knirschte mit den Zähnen: „'s isch e Hackel un Packel! D' Litt sin doch viehmäßig dumm. Wie kammer numme so sin? — Armi Hortense! Was hesch dü nit alles mien üsg'stehn.“ Und in zärtlichem Mitleid strich er ihr tröstend über Wangen und Haar.

Sein Bedauern that ihr so wohl nach allem, was sie schweigend erduldet hatte. Sie hob den Mund zu ihm auf, um sich von ihm küssen zu lassen. Ihr wurde gut und sicher an seiner Brust. Er liebte sie ja doch, liebte sie herzlich.

Und nun würde sich auch alles schicken und einrichten. Er konnte gar nicht anders, als einsehen, daß er danach ihr die Heirat schulde, ohne daß sie noch ein Wort darüber verlor.

So sagte sie nichts mehr zu ihm.

Sie schrieb auch kein Wort davon in der Zeit. Sie wartete darauf, daß er die Initiative, die nun folgte, ergreifen würde. Das mußte, das würde er ja!

*

Herr Chuquet ging auch ganz erfüllt von dem Unrecht, das man der Geliebten zugefügt hatte, heim.

Aber zu Hause fand er seinen Getreuen, Franz Friedrich, mit andern Getreuen; und es gab so viel zu erörtern, daß über den wichtigen Rennangelegenheiten alles andre zurücktrat.

Da war der Anzug zu beraten, da er ja von den Preisrichtern gewertet werden würde. Da war die Ernennung dieser Preisrichter; die Einrichtung der Rennbahn, die einen Kurvenradius von 30 Metern, eine Kurvenerhöhung von 1,700 Meter erhalten sollte.

Die Frage, ob Nummern oder Startkarten für die Renner ausgegeben werden sollten, die schon das Sportskomitee beschäftigt hatte, ward auch hier erörtert. — Die photographischen Aufnahmen wurden beredet, die Arrangements zum Empfang und der Aufnahme der Gäste, die Preise der Plätze, der Diners; dann unterlagen die Komiteesitzungen und

-beschlüsse der Kritik, die Chancen der konkurrierenden Rennfahrer wurden abgewogen, die Namen und Nennungen überhaupt kamen zur Sprache. Kurzum, lauter hochwichtige Dinge.

Denn das internationale Radwettfahren des L.-er Racingklubs, das im Elsaß-Lothringer Fahren auch den Wettstreit der beiden Landesteile um die vielbestrittene Hegemonie im Sport zum Austrag bringen sollte, beschäftigte ja die ganze Stadt, geschweige denn die Mitglieder des Racingklubs oder gar die Renner selbst.

Und was gab es nicht alles zu thun? Die Rennbahn mußte besichtigt werden. Da waren Besprechungen mit dem Komitee, da waren Einladungen auszugeben, da war das Trainieren.

Was Wunder, daß Herr Chuanet für nichts andres zu haben war! Sein Zorn über die niedere herzlose Gesinnung, die die Geliebte geschmäht und verdächtigt hatte, war darum nicht minder aufrichtig; sein Mitgefühl mit ihr darum nicht weniger warm, — wenn ihm die Sache wieder einfiel. Aber dazu kam es nicht oft. Er hatte keine Zeit. Denn es war doch wahrlich nichts Geringes, vor der Elite der ganzen Bevölkerung des Elsaß beweisen zu sollen, daß Lothringen auch jetzt nicht den von L. geschaffenen Rekord würde angreifen können, daß Herr Chuanet auch dieses Jahr wieder Sieger blieb. Und Herr Chuanet beabsichtigte, in dem Meisterschaftsfahren auf dem Niederrad neben dem Meisterschaftsdiplom auch noch die sämtlichen ersten Preise zu erringen.

So achtete er wenig Hortenses wehmütig fragender Blicke. Er bemerkte auch nicht die stille Gereiztheit, die sich ihrer je länger, je mehr bemächtigte. Er unterhielt sie von nichts als den großartigen Vorbereitungen, den Preisen, die gestiftet werden sollten, den Wetten, die bereits auf ihn, den Champion des Elsaß, den Lothringern gegenüber gemacht worden wären.

Seine Augen glänzten; er sprach gegen seine Gewohnheit rasch und lebhaft, hielt sich straff, und seine breite Brust hob sich stolz im Vorgefühl der Triumphe, die er einzuheimsen sicher war.

„Dü wursch's sehen!“ sagte er.

Sehen! — Sie verzog bitter den Mund: „Et moi, qui croyais déjà que tu voulais m'envoyer à Bruxelles.“

„Pas avant le temps. Geh nit vor d'r Zitt!“ sprach er weich. „Dü muesch doch derbei sin bei mim triomphe. Ich hab' jo sunscht ken Fraid dran!“

Und dann nachher, nach dem Rennen? Was wurde dann aus ihnen beiden? Hortense fragte es gespannt.

„Loß mi gehn,“ sagte er. „Mer mueß nit so wit nüs sorje. — Jetz hammer is genüe ze plöje mit de-n-Arrangements.“

Sie stand seufzend von weiterem ab. Es war nichts zu machen; er hatte für nichts Zeit und Sinn. Sie mußte sich darein ergeben. Ob sie sich inzwischen in Gram und Kummer verzehrte, was lag daran? Mannesart!

Sie hörte ihn geduldig über die Einrichtung und Ausschmückung des Sportsplatzes und der Tribünen erzählen, und daß bereits jetzt ansehnliche Nennungen stattgefunden hätten, obwohl der Nennungsschluß noch bis zum Donnerstag den dreiundzwanzigsten, nachts zwölf Uhr, hinausgeschoben sei, so daß sicher eine ganze Anzahl Vor- und Zwischenläufe notwendig werden würden. Und was Paris anbeträfe, so wären von dort bereits so und so viel Plätze belegt.

Währenddessen dachte sie: ‚Wenigstens wirst du vor aller Welt mit ihm da zusammen sein. Alle Welt wird sehen, daß du zu ihm gehörst und er zu dir.‘

Da traf es sie wie ein Donnerschlag, daß er sie ungefähr eine Woche vor dem Rennen plötzlich bat, lieber doch fernzubleiben. Er hätte es sich überlegt.

Er hatte die Bitte verlegen vorgebracht, fast wie ein Schulknabe rot werdend. Unter ihren Blicken wurde es ihm immer unbehaglicher.

Sie verstand ihn nicht. Hatte er ihr nicht kurze Zeit vorher versichert, daß ohne ihre Gegenwart das ganze Preiswettfahren seinen Reiz für ihn eingebüßt haben würde?

Fernbleiben?

„Jo, siehsch, mini ganz Famili wurd do sin!“

Er setzte ihr auseinander, wie viel besser es wäre, ihre Person bliebe den Augen seiner Eltern und Verwandten gänzlich entzogen, damit der Widerstand gar nicht erst herausgefordert, jeder Eklat vermieden würde.

Seine Eltern hätten sich nämlich mit der Familie Bouvier verabredet, zusammen Plätze zu nehmen, und die Mädchen würden natürlich auch dabei sein, und bei Juliettes Charakter wäre doch alles zu befürchten, wenn —

„Et toi? Tu seras avec eux?“

„Jo natirli, mini Eltre sin doch derbi.“

„Tu iras avec les Bouviers?“ Sie fragte es wieder. Erst war sie ganz bleich geworden. Jetzt trat ihr langsam das Blut ins Gesicht: „Tu seras avec Juliette, après ça, après tout ce qu'elle m'a fait souffrir?“

„Heer, Hortense, mach m'r numme ken G'schichte! Dü muesch mich nit als e so schikaniere. Ich kan doch nix dodran ändre. Mini Eltre —“

Sie war aufgestanden. Sie hielt sich an der Bank fest, um nicht umzusinken. Bis in die Lippen erblaßt, sah sie ihm mit funkelnden Augen gerade ins Gesicht: „Tu es un lâche!“

Er zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Auch er war bleich geworden. Er zitterte am ganzen Körper: „'s isch güet, daß dü jetz ken Mann bisch!“ sagte er dann langsam, aber das Blut stieg auch ihm zu Kopf, und er reckte sich hoch.

So standen sie Auge in Auge, sich mit drohenden Blicken messend.

„Je n'ai plus rien à te dire!“ sagte sie endlich. „Va-t-en! — C'est fini.“ —

Mein Himmel, was für ein heißblütiges, thörichtes Mädchen sie doch war!

Er hatte seine Ruhe wieder. „Mer derf nie saue, vun dem Brunnen trink' ich keu Wasser meh," meinte er lakonisch. „Dü bisch fertig? — Awer ich hab' noch met der ze redde. — Geh, sei g'scheit. — Ich kan doch do nir dran mache. Mer derfe nit met de Bouviers rompiere, mini Eltre nit, un ich un dü au nit, erscht recht nit. — Geh, sei g'scheit, sie sin doch güet Friend mit mine Eltre."

„Si tu vas avec les Bouviers, tu es un lâche et un misérable!" wiederholte sie klar und deutlich. — „Mais tu n'iras pas. — Je te le défends! je te défends de te laisser voir en publique avec cette Juliette, entends-tu?"

„Tu me le défends!" lachte er laut. Er war aufs äußerste gereizt. „Pas mal ça! — diß isch güet! — Was witt denn dü? Was denksch denn dü? — Tu me le défends? — Weisch, tu prends un ton avec moi, wo ich m'r nit g'falle loß, hesch verschtande?! — Tu me le défends! Dü tüesch awer dick! — Un jetz wajer geh' ich erscht recht met=ne, grad erpreß!"

Hortense gab keine Antwort mehr. Sie sah Chuquet auch nicht mehr an. Sie streifte nur seine Gestalt mit einem kleinen, verächtlichen Seitenblick. Dann bückte sie sich nach ihren Handschuhen, die auf der Bank lagen, und begann, sie hastig aufzustreifen.

Er schaute ihr zu, erst ärgerlich, dann schon wieder rasch begütigt, mit einem kleinen spöttischen Lächeln, in das sich wider seinen Willen herzliche Bewunderung für sie mischte.

Sie gefiel ihm so ausgezeichnet gut, grad, wie sie war, so ungestüm, so leidenschaftlich und stark empfindend. Sie war ja auch völlig im Recht.

Denn, wenn er ihr auch nicht nachgeben durfte, wenn auch das, was er nach reiflicher Ueberlegung beschlossen hatte, unter den Umständen das einzig Richtige war, gerade im Interesse ihrer Liebe, und wenn er deshalb auch fest bleiben und auf der Durchführung seines Beschlusses bestehen mußte, trotz Bitten und Thränen, selbst auf die Gefahr hin, von ihr mißverstanden zu werden, — sie, von ihrem Standpunkt aus, konnte nicht anders empfinden und handeln, als wie sie handelte und empfand. Wenigstens jetzt.

Mit der Zeit würde sie ruhiger werden, leidenschaftsloser über die Sache denken, deren Vernünftigkeit einsehen und von ihrem Irrtum auf ihn selbst und seine Gefühle und Absichten zurückkommen.

Jetzt war das gar nicht von ihr zu verlangen. Im Gegenteil! Ihre Entrüstung war begründet und natürlich.

Er hätte sie in diesem Augenblick nicht anders haben wollen, als sie war, nicht um die Welt.

Er reichte ihr lächelnd den Schirm, indem er sich ihrer Hand bemächtigte. „Adieu, Hortense!" sagte er weich und zärtlich. „Wann wursch wieder kumme? — Lüeg, dü wursch verninftig sin un rüehig driwer nochdenke, gel?"

Aber sie riß in heftigster Erregung ihre Hand aus der seinen und entfernte sich ohne ein Wort.

„Weißt, Gret, jetzt wird sie mir immer unheimlicher!" sagte Frau Jungmann. „Geradezu unheimlich. — Ich bin ordentlich froh, wenn ich sie nicht sehe, und sehe ich sie nicht, so bin ich in Angst. — Wenn sie mit den bleichen, gespannten Zügen so dasitzt und vor sich hinstiert! — Merkt sie, daß man sie beobachtet, da rafft sie sich ja zusammen und thut, als ob sie sich unbefangen unterhielte, aber nein, nein! — Sie ist auch noch viel verschlossener geworden. — Finden Sie nicht auch, Herr Doktor, daß Fräulein van Meulen immer seltsamer wird?"

Doktor Weber hatte sich in den letzten Wochen recht häufig des Abends eingestellt. Einmal nahm er aufrichtig Anteil an Fräulein van Meulens Geschick, zweitens war ihm aber auch ein Gegengewicht gegen den an gewisser Stelle immer mehr wachsenden Einfluß des Herrn Franz Friedrich nötig erschienen. Doktor Weber war ebenfalls zu der Einsicht gekommen, daß er eine Schlange an seinem Busen genährt habe, daß er sich mit der Einführung dieses „Freundes des Herrn Chuquet" in die Familie Jungmann selber grausam ins Fleisch geschnitten. Die Reue kam aber zu spät.

Mit Bestimmtheit hatte er erwartet, den guten Jungen heute auch wieder vorzufinden. Da das noch nicht der Fall war, horchte er zerstreut auf die Hausthürglocke, und seine Antwort klang ziemlich abwesend: „Im Gegenteil, gnädige Frau, meiner Ansicht nach benimmt sie sich großartig."

„Ach, sie hat doch manchmal etwas geradezu Feindseliges gegen uns."

„Ja, Mutter, seit sie erfahren hat, daß der Franz Friedrich bei uns verkehrt! Ach, Herr Doktor, warum haben Sie sich nur verschnappt?"

„Fräulein Gret, erfahren hätte sie's doch. So etwas läßt sich ja nicht verheimlichen."

„Ja, aber nun, wie Mutter neulich bloß antippte, daß es doch wirklich ganz gut sei, wenn sie aus all dem Verdruß hier herauskäme, — da ist sie gleich aufgefahren, hat uns so mißtrauisch von der Seite angeblickt und gesagt: ‚Ah, je suppose, c'est l'avis de Mr. Friedrich.'"

„Nun, Doktor Weber," sagte Frau Jungmann, „das ist doch ein Unsinn, daß sie hier bleiben und Privatklassen errichten will. Wer wird denn bei ihr Stunden nehmen? — Das Gerede hängt ihr 'mal an."

„Da ist Rückgrat in ihr. Sie will's niederleben."

„Ach, Herr Doktor, ich habe lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß die Verleumdungen die Menschen ausleben. Im besten Fall, wenn man sich nach Jahren die Achtung seiner Mitmenschen zurückgewinnt — das Glück ist lang drauf gegangen. — So wird es auch Fräulein van Meulen ergehen. — Sie soll sich lieber hinausretten aus den miserablen Geschichten, dorthin, wo sie behütet ist und beschützt, wo ihr keine üble Nachrede etwas anhaben kann."

„Ach was! Sich der Meute stellen, ihr ins Gesicht sehen! Festem Blick und festem Auftreten halten die Kläffer nicht stand!"

„Ja, wenn es offener Widerstand wäre! Aber Sie vergessen das Gift, das im geheimen wirkt, tropfenweis. Dagegen ist jeder machtlos. — Was hab' ich nicht alles gesehen und erlebt!"

„Aber wie kann sie glauben, daß wir gegen sie intrigieren?"

„Nun, Fräulein Gret, Ihre erstaunliche Freundschaft jetzt für den jungen Friedrich —"

„Sollen wir um ihretwillen vielleicht unsern Bekannten die Thür weisen?"

Doktor Weber lächelte, ein unmerkliches Lächeln: „Verlangt sie ja gar nicht. Sie räumt ja immer das Feld. — Das reine Ehepaar aus dem Wetterhäuschen: Kommt er, so geht sie. Geht sie, so kommt er! — Und er kommt ziemlich oft. — Was nur Ihr Tanzstundenherr dazu sagen würde, Fräulein Gret? — Aber da sind Sie ja, Wertester. — Die Fabel vom Wolf. Quand on parle de la rose, on en sent le parfum! — Fragen Sie nur Fräulein Gret, wir haben soeben von Ihnen gesprochen."

Herr Franz Friedrich sah das hochrote, geärgerte Antlitz der jungen Dame und fragte nichts. Er befürchtete eine unliebe Abfertigung.

„Wissen Sie, Friedrich, daß wir Männer Ihnen ganz gram werden? Sind Sie nicht da, so ersehnt man Sie, und wir existieren nicht mehr. Sind Sie da, so existieren wir erst recht nicht mehr. — Man behauptet sogar, daß ein gewisser junger Mann, der des Kaisers Rock trägt, in seinem Zivilverhältnis Tanzstundenherr und nebenbei Ingenieur ist, sich mit dem fürchterlichen Gedanken trägt, entweder sich selber oder Ihnen den Garaus zu machen."

Gret wurde immer röter und geriet immer mehr außer sich: „Der junge Wallner hat noch nie im Leben fade Redensarten gemacht. Und darum mag ich ihn eben leiden und, und — niemand sonst."

Die Entschiedenheit, mit der der Satz begann, hatte gegen Ende merklich abgenommen. Doktor Weber lächelte wieder fein; aber die Unruhe des armen Franz Friedrich war groß geworden.

Er hatte bisher von der Existenz eines jungen Ingenieurs nichts gewußt. — Es gab Beispiele, o ja! — es gab Beispiele dafür, daß sich sehr junge Damen in Tanzstundenherren verliebten. Auch Verlobungen zwischen so jungen Leuten in der Tanzstunde sollten nicht zu den Seltenheiten gehören.

„Er ist wirklich ein harmloser, netter Junge," sagte Frau Jungmann; „ordentlich verständig dafür, daß er erst achtzehn Jahre alt ist!"

„18½," sagte Gret, die den Kopf aufwarf.

„Das paßt ja dann wunderschön," sagte boshaft Doktor Weber, mußte dann aber laut auflachen über Franz Friedrichs Gesicht, auf dem in drolligster Weise beständig Furcht und Hoffnung abwechselten. „Nur Mut, Friedrich. Sie schlagen den Gegner schon noch aus dem Feld. Haben ja jetzt schon einen förmlichen Quaderstein bei dem gnädigen Fräulein im Brett!"

Gret stieß empört mit dem Fuß auf.

Nicht einen Blick mehr konnte der arme Franz Friedrich erhaschen. — Er mochte ja den Doktor Weber recht gut leiden, heute aber wünschte er ihn wieder einmal zu allen Teufeln. Seine Bemerkungen waren immer die Ursache, daß Gret sich ärgerte und dann von ihm, Franz Friedrich, nichts wissen wollte.

Wie lange dauerte denn heute die Freude noch? Er warf einen betrübten Blick auf die Uhr.

Grets Auge war dem seinen gefolgt. Sie bemerkte nun auch die vorgerückte Stunde.

Ihr mitleidiges Herz schmolz. Eigentlich hatte Herr Friedrich gar nichts verbrochen; nur der böse Spötter dort war, wie immer, schuld an dem ganzen Zerwürfnis. — Wie, wenn sie geschwind noch ein bißchen die Sonne ihrer Gnade über dem Armen leuchten ließ? — Er war nicht der Mann, daraus Vorteil zu ziehen. Er war nicht wie die andern Herren, die sich immer so überlegen, so erhaben dünkten; er war bescheiden und dankbar für jeden guten Blick, glücklich über jedes gute Wort. Zu Herrn Franz Friedrich konnte man unbesorgt freundlich sein.

Ach, wie sich Herr Friedrich in der seltenen Gunst sonnte! Wie sein Gesicht strahlte! — Er machte ordentlich einen Buckel vor Vergnügen. Wäre es ihm möglich gewesen, er hätte geschnurrt wie ein Kätzchen.

Die mancherlei Gnadenbeweise hatten ihn aber so kühn gemacht, daß er, als Frau Jungmann einen Augenblick das Zimmer verließ, entschlossen an Gret herantrat. Doktor Weber, dessen Antlitz sich am Spätabend merkwürdig verdunkelt hatte, war in das Gärtchen hinausgegangen, um, wie er sagte, seine heiße Stirn von der Abendluft kühlen zu lassen. Der störte also nicht, und die Frage brannte Herrn Franz Friedrich auf der Seele.

„Das ist doch nicht wahr, daß Herren, wie dieser Hans Wallner, in der Tanzstunde ihre Dame von nichts anderm als von Liebe unterhalten, wie der Doktor Weber vorhin behauptete?"

„Aber wo denken Sie hin?" rief Gret entrüstet: „Ich werde doch nicht mit einem Herrn über so etwas sprechen."

Franz Friedrich atmete auf: „Da haben Sie ganz recht. Das ist auch kein Gespräch. Doktor Weber —"

„Soll mich in Ruhe lassen!" sagte sie drohend. „Ueberhaupt jeder."

„Ach nein, Fräulein Gret. Wenn jemand Sie lieb hat," er suchte die widerstrebende Hand zu fassen, „da kann — er Sie — wirklich nicht so — in — Ruhe lassen, wie Sie — möchten. Aber von dem, der Sie liebt, können — Sie sich's auch — ruhig gefallen lassen."

Er hatte die Hand endlich fest in der seinen. „Muß ich?" sagte sie erglühend und zitternd, da sie sich gefangen sah.

„Ja, das müssen Sie!" Er sprach immer entschiedener. „Und ganz gut und geduldig müssen Sie alles anhören, was man Ihnen zu sagen hat."

„Ach, bitte, Herr Friedrich!"

„Ich heiße Franz!" Er drückte die kleine Hand so stark, daß ihr war, als müsse sie schreien.

Aber sie schrie nicht. Sie flüsterte nur ganz leise: „Bitte, — nicht!“

„Franz!“ sagte er.

„Fr—Franz!“ stammelte sie. „Bitte! — wenigstens, — nicht — heute!“

„Wann darf ich denn, Gret?“ flüsterte er freudig, dicht an ihrem glühenden Antlitz; er drückte die kleine Hand noch viel, viel fester.

„O, noch lange, noch in Ewigkeit nicht!“ —

Sie lief beklommen davon, über die Maßen froh, Doktor Webers Schritt zu vernehmen.

Aber wie der Doktor Weber sie ansah! Mußte man da nicht immer wieder von neuem rot werden? — Er hatte so schrecklich scharfe Augen, er merkte alles.

Wie Männer so was verbergen konnten! Herr Friedrich rief ganz unbefangen der Mutter entgegen: „Das Neueste übrigens hab' ich noch gar nicht berichtet: Fräulein van Meulen hat sich mit meinem Freund gezankt und kommt nicht zum Rennen.“

„Nein, was Sie sagen!“

„Ja, sie will ihn damit strafen! Er hat's mir selber erzählt.“

„Herr Friedrich, bitte, sprechen Sie nicht so laut. Sie wollte noch herunter kommen und von der Aufführung erzählen, sie kann jeden Augenblick —“

„Guten Abend, Fräulein van Meulen!“ rief Doktor Weber: „Nun, wie war das Theater?“

Was, war sie schon da? Wahrhaftig, da stand sie in der Thür in Hut und Kragen! — Wie sie aussah! Sie mußte alles gehört haben.

„Ja, ich habbe gehört!“ sprach eisig die Ausländerin als Antwort auf die unausgesprochene Vermutung. „Das ist wahr, ich gehe nicht zu das Rennen.“

„Ach, dann gehe ich auch nicht!“ rief Gret. „Da in der Sonne stehen und braten!“

„Na, aber erlauben Sie!“ rief Franz Friedrich. „Die Tribüne ist gedeckt. Sie werden mir doch zutrauen, daß ich für gute Sitzplätze sorge!“

„Aber ich mag nicht gehen!“ rief unmutig Gret. — Wenn Radler so waren, daß man sich immer mit ihnen zankte, dann war es wirklich besser, man fing nicht erst mit ihnen an. Sich Gefälligkeiten von ihnen erweisen, Plätze besorgen lassen, — schon gar nicht. — „Ich finde Sport überhaupt gräßlich,“ fuhr sie hastig, wie um eine innere Stimme zu übertäuben, fort, — denn zu ihrem Erstaunen war es ihr Schmerz und Freude zugleich, zu sehen, daß er sich kränkte, — besonders so ein Rennen, wo man sich Hals und Arme bricht, bloß um ein bißchen früher am Ziel zu sein. — Nur ganz rohe Menschen können daran eine Freude haben. All dieser Sport, das macht die Männer so roh!“

Herr Franz Friedrich erwiderte keine Silbe, sondern wandte sich tief vorwurfsvoll ab.

Natürlich spürte sie nun Gewissensbisse. Während Fräulein van Meulen und Doktor Weber angelegentlich über den neuen Sudermann sprachen, schob sie sich langsam und schüchtern zu ihm hin, Vergebung suchend.

Frau Jungmann stand am Büffett, um einen Imbiß für Fräulein van Meulen herauszulangen.

Schnell neigte sich Franz Friedrich zu der Reuigen: „Das war nicht schön von dir, Gret!“

„A—ber!“ Sie war ganz entsetzt. „Sie dürfen mich doch noch nicht ‚du‘ nennen.“ Und ängstlich setzte sie hinzu: „Wenn Mutter das hörte! Was denkt sie nur von mir?“

Er lächelte selig: „Sei nur nicht bang!“ Er bog sich zu ihr, und seine Lippen streiften leicht ihre Wange.

Nun war sie zu Tode erschrocken. Fassungslos sah sie ihn an. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Daß er das wagen durfte! Sie kam sich so völlig hilflos vor.

Franz Friedrichs Augen leisteten halb demütig, halb selig Abbitte. „Sag: ich bin dir nicht bös, Franz!“

Sie schüttelte erst leise den Kopf. Seine Augen waren nun aber den ihren so nahe, mit einem Ausdruck, der sie gänzlich verwirrte, daß sie ängstlich den Kopf zurückbog.

„Sag: Franz!“

Ganz wider ihren Willen versuchte der zitternde kleine Mund das Wort zu formen, — da küßte er ihr den Namen von den Lippen.

Lautschallendes Gelächter machte sie auseinanderfahren.

Mein Gott, hatte sie jemand gesehen? Wie seltsam das Lachen geklungen hatte!

„Was haben Sie nur, Herr Doktor?“

„O, nichts, nichts, meine Damen! Nur eine Gedankenverbindung! Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit. Ich habe wirklich nichts, ich versichere Sie!“

Wirklich hatte Doktor Weber nichts weiter, als daß er im Spiegel, der ihm geradeüber hing, zugesehen hatte, wie im Hintergrund die beiden sich küßten. —

Franz Friedrich empfahl sich jetzt. Er spürte das unabweisbare Bedürfnis, die Seligkeit des ersten Kusses im Mondenschein, an der lauen Abendluft spazieren zu führen.

„Gute Nacht, Fräulein Gret!“ sagte auch Doktor Weber. „Sie haben ganz recht, das Radfahren macht die Männer so — roh.“

Sie sah ihn ängstlich, unsicher an: „Was wollen Sie nur von mir?“ fragte sie, beinahe weinend.

Da nahm er beruhigend ihre Hand. „Ich? Nichts. — Sie würden auch verzweifelt wenig für mich übrig haben, dünkt mich. — Und einen glücklicheren Rivalen niederzustechen, dazu bin ich der Mann nicht. — Der Franz Friedrich ist ja ein gutes Kerlchen. — Was ich will und wünsche? — Ihr Glück!“

Sie sah scheu von der Seite zu ihm auf. Seine Stimme war so sonderbar rauh und belegt; in seinen Zügen arbeitete es. Die Augen schimmerten feucht.

Da überkam sie Angst, und sie flüchtete erglühend zu ihrer Mutter.

VI.

Doktor Weber befand sich auf dem Weg zum ersten Vorsitzenden des L.er Racingklub, Herrn de Montmartier.

Fräulein van Meulen war nämlich am Tage vorher mit dem Ersuchen an ihn herangetreten, sie am Sonntag gütigst zum Rennplatz begleiten zu wollen. Sie hätte sich anders besonnen und wolle nun doch hingehen.

Diese Inkonsequenz hatte ihn nicht sonderlich in Erstaunen gesetzt, selbst bei einem so gescheiten Frauenzimmer wie Fräulein van Meulen nicht. Es war das Privilegium der Damen, ihre Meinungen und Absichten sechzigmal in einer Minute zu ändern, und verliebte Damen besaßen noch ein Vorrecht mehr.

So hatte er Fräulein van Meulen nur darauf aufmerksam gemacht, daß es schwer halten, vielleicht unmöglich sein dürfte, noch ein Billet aufzutreiben. Man müßte sich denn an Herrn Franz Friedrich wenden.

Da hatte sie ihm sein Ehrenwort abgenommen, jenen Herrn ganz aus dem Spiele zu lassen.

„Bleibt nur übrig, Ihnen mein Billet abzutreten. Ich verzichte sehr gern auf das Vergnügen!“

„Aber als Dame ich kann nicht allein auf der Rennplatz!“ war ihre schüchtern bittende Antwort gewesen.

Doktor Weber hatte das eingesehen. Sein Plan, den er ihr in Kürze entwarf, war nun, sich bei dem Komitee um eine Preßkarte zu bemühen, die sich vielleicht noch in letzter Stunde erlangen ließ. Er könne ebensogut, wie über jedes andre Vorkommnis von Interesse, einmal einen Bericht über das L.er Rennen an eines der norddeutschen Blätter senden, mit denen er in schriftstellerischer Beziehung stand. Es würde sogar dem Leserkreis den Reiz einer gewissen Abwechslung bieten, wenn einmal etwas Derartiges aus seiner Feder kam.

Im Besitz einer Preßkarte und des Tribünenplatzes würde es ein leichtes sein, zusammenzubleiben, wenn anders Fräulein van Meulen sich entschließen könne, mit ihm auf den für die Presse befindlichen Sitzen Platz zu nehmen, was man nach Vorweis des gelösten Tribünenplatzes sicher gestatten würde.

Zu seiner Ueberraschung ging sie mit einer gewissen Erleichterung auf seinen Vorschlag ein. Aber ihm war es recht, er wollte sie in seiner Nähe haben. Denn wer weiß, ob sie nicht von seiten jener gehässigen Elsässer Beleidigungen ausgesetzt war, sobald man sie allein und ohne Beschützer entdeckte. — Seine Erwägungen waren sehr ritterlich, hatten aber zur Voraussetzung, daß er sich bereits im Besitz dieser Preßkarte befand. Und das war vorläufig nicht der Fall, sondern vor ihm lag noch die unliebsame Aufgabe, sich von Elsässern eine Gefälligkeit erbitten zu sollen.

Indessen, das einer Dame gegebene Versprechen bindet, zumal wenn es eine Dame ist, der man, um unschuldig erlittener Unbill halber, gerne seine Hochachtung und seinen guten Willen beweisen möchte.

*

Ein Ausdruck fast wilder Genugthuung trat auf Fräulein van Meulens Gesicht, als Doktor Weber sie von dem glücklichen Ausgang seiner Bemühungen verständigte.

Nun mochte Chuquet wollen oder nicht, sie würde zu dem Rennen kommen!

Das durchsichtige Mittel, das er angewendet hatte, um sie fernzuhalten! Sie hätte sich geärgert und wolle ihn nun durch ihre Abwesenheit strafen.

Wie fein ausgeklügelt und doch wie plump! So sollte sie es wohl noch als besondere Zartheit ansehen, daß er denen gegenüber, die sie beide kannten, den Entschluß zum Fernbleiben gleichsam in ihre Hand verlegte, während es doch sein Verbot war, das sie verbannte —

Verbannte? O nein! So weit reichte seine Machtbefugnis nicht!

Nun würde sie ihn ertappen können auf der Untreue, die er stets in Abrede zu stellen suchte.

Sie glaubte an eine Neigung nicht, die sich ans Licht zu treten scheute, die die Geliebte der Unbill, der Verachtung preisgab.

Wartete er denn nur, bis sie L. verlassen hatte, um sie abzuthun? Nein! Noch jetzt, noch, wo sie da war, sagte er sich von ihr los; um der Welt, um seiner Eltern willen hatte er vor, sie zu verleugnen.

Es war nicht zu begreifen. Sie konnte sich auch nicht vorstellen, daß er Ernst daraus machen würde. Die ganze Woche harrte sie auf einen Brief von ihm. Er mußte doch sein Unrecht einsehen, ihre Verzeihung suchen, sie noch bitten, zum Match zu kommen. Wenn er nur einen Funken Liebe für sie spürte, durfte er sich nicht öffentlich mit jenem Mädchen zeigen, die das Verbrechen an ihr begangen hatte. Damit reinigte er ja jene von der Schmach und drückte ihr und ihrer Schande die Bestätigung auf, — vor aller Welt. —

Wie aber die Woche langsam verstrich und keine Nachricht brachte, schwand Hortenses letztes Vertrauen in die Menschen.

Franz Friedrich, der sie haßte, der kein andres Ziel kannte, als sie und den Freund zu trennen, hatte gut vorgearbeitet, nicht nur bei dem Freunde, sondern auch bei Jungmanns. — Gret selbst war nun seine Verbündete.

Die einen mit Ueberredung, die andern mit Trug und List und Verleumdung, arbeiteten sie daran, sie zu entfernen, Chuquet von ihr zu befreien.

Juliette wie seine Eltern, die Vorsteherin, die Kolleginnen, Franz Friedrich, Jungmanns — alle ihre Feinde, alle, von der Gesellschaft L.s gar nicht zu reden.

Der einzige Doktor Weber, vielleicht ausgenommen, der noch auf ihrer Seite war! Er hatte nichts gefragt, sich nicht gewundert; er war auf ihre Bitte eingegangen und hatte das Billet besorgt. Er war bereit, sie morgen zu begleiten.

Ah, sie würde nicht die Betrogene sein, nicht sie! Sie ließ sich nicht beiseite schieben; — gab man ihr ihr Recht nicht, nahm sie's mit Gewalt.

Das Rennen morgen würde den Beweis erbringen, ob sie sich täuschte, ob seine Liebe Spreu war, die der Wind verwehte!

Ein letztes Mal sich überzeugen! Wahrlich, hier konnten keine Beteuerungen mehr und keine Worte, hier konnten nur noch Thaten helfen.

Hatte denn Chuquet eine Ahnung von dem Sturm, den er in ihrer Brust entfesselte? Wußte er, wie es in ihr aussah?

Er hätte so nicht handeln können.

Wie das durcheinander taumelte, unheimliche Regungen, wilde Leidenschaften, furchtbare Entschlüsse! Und wie das riß und schmerzte drinnen in der Brust!

Sie, der Freigeist, die Aufgeklärte, fing an zu beten, flehte Gott und die Heiligen an, dem Geliebten einzugeben, daß er doch noch schrieb, daß er einsah und gut machte, solange es noch Zeit war, daß er sie nicht zu dem Letzten, Aeußersten, Fürchterlichen trieb. Der dumpfe Groll, der sich in ihrem Herzen eingenistet hatte, den seine Beteuerungen nur beschwichtigen, nie ganz verdrängen konnten, er stieg und stieg empor, bis er ihr Denken ganz erfüllte; doppelter Groll, weil er sie so mißhandelte und weil er sie mit seinem Handeln dem Entsetzlichen in ihr näher und näher zwang.

Der letzte Tag verstrich, die endlos lange Nacht; es kam der Sonntagmorgen und — kein Brief.

Hortense harrte den Vormittag über mit fiebernden Pulsen. Da endlich gegen zwölf Uhr pochte es an ihrer Thür; das Mädchen schob einen Brief herein: der Dienstmann hatte ihn gebracht. Da war das Schreiben endlich, endlich! Gott sei Lob und Dank!

Hastig, zitternd erbrach sie das Siegel — ihr Auge, ihr Herz sträubte sich, zu lesen, was da stand.

Er schrieb — am Vormittag des Renntages, „weil er früher nicht dazu habe kommen können“ —, sie möge heute nicht mit Bitternis seiner gedenken, weil sie fern bleiben müsse, während er seine Triumphe feiere. Es wäre ihm selber leid genug, aber es ginge doch einmal nicht anders. Schließlich sei das Dabeisein oder Nichtdabeisein immer nur eine Aeußerlichkeit, und der Bestand einer Liebe, die sich auf gegenseitiges Vertrauen gründe, dürfe von Aeußerlichkeiten nicht berührt werden. Sie möge ihm glauben, daß er besser als sie die Verhältnisse zu beurteilen im stande sei und zu ihrem beider Besten die Bestimmung getroffen habe. Sie möchte ihm auch ferner vertrauen und, seinem besseren Wissen folgend, die thörichte Idee aufgeben, von der er durch Franz Friedrich erfahren, eine Idee, die ihre Sache nur aufs ärgste zu schädigen geeignet sei, nämlich ihre Absicht, in L. zu bleiben. Verleumdungen unschädlich zu machen, gäbe es kein Mittel. Sie würde sich in L. nur unaufhörlich neuen Kränkungen aussetzen, und er würde mit ihr leiden, ohne doch die Macht zu haben, sie zu beschützen. Auch eine Verlobung könnte keine Abhilfe bringen, sondern ihr nur neue Angriffe und Widersacher zuziehen. Ihr beider Bündnis wäre aus der unheilvollen Gegenwart nur dann in die Zukunft hineinzuretten, wenn es, fern vom Kampfplatz, den Augen aller Mißgünstigen entzogen, stillschweigend in gegenseitiger Liebe und Treue fortdauere.

Darum bitte er sie von ganzem Herzen, gleich nach dem Schluß der Schule, der ja in wenigen Tagen bevorstand, L. im Vertrauen auf ihn und seine Liebe zu verlassen. Es würde für ihn keinen ruhigen Augenblick geben, bis er sie nicht aus dem feindlichen Getriebe heraus im sicheren Schutz des heimatlichen Herdes wisse. — Sehnlichst erwarte er ihren zustimmenden Beschluß, die Versicherung ihres Glaubens an ihn und ihre Mitteilung, wann und wo sie sich zum letzten Lebewohl sehen und sprechen könnten. —

Sie lachte, lachte, bis ihr die Thränen in die Augen traten, — ein grelles, schrilles, mißtönendes Lachen. — Die Antwort wollte er? Wann? Morgen? übermorgen? zum Schluß der Schule?

Heute sollte sie ihm werden, seine Antwort, heute!

Der heutige Tag entschied über ihre Stellung, ihre Pläne, ihre Zukunft. — Und über seine auch!

Sie ließ das Essen auf ihr Zimmer kommen, aber sie berührte keinen Bissen. Sie spürte, wie sie's in der Kehle würgte. Nur Wein trank sie, schweren, dunkeln Wein.

Dann musterte sie ihre Garderobe. Ihr bitterer Blick streifte das weiße Spitzenkleid, das diesen Sommer noch ungebraucht im Schrank hing. Zum Rennen hatte sie es tragen wollen, dem Geliebten zu Ehren. Das taugte nun heute nichts. Unbemerkt wollte sie ihre letzten, alles entscheidenden Beobachtungen machen.

So wählte sie ein ganz einfaches, dunkles Kleid, ein schwarzes Hütchen, über das sie noch den Schleier zog, und ihren dunkeln Entoutcas.

Als Doktor Weber anfragen ließ, ob sie den verabredeten „Spaziergang“ machen wolle, erklärte sie sich bereit dazu.

Einen Augenblick kämpfte sie mit der Versuchung, ihren Revolver mitzunehmen; aber wie wirklich von einer Versuchung überfallen, in tiefem Grauen vor sich selber, voller Angst und Entsetzen warf sie das Etui in die Schublade zurück, schloß sie hastig zu und entfloh. Sie dachte nicht an Herrn Chuquets Brief, der auf dem Tisch liegen blieb, so eilig floh sie. Sie war noch atemlos, als sie vor der Salonthür stand, und das Herz klopfte ihr bis an den Hals hinauf. Sie mußte stille stehen, sich gewaltsam zur Ruhe zwingen. —

Doktor Weber war durch ihre unauffällige Erscheinung angenehm überrascht. Er hatte sich ordentlich schon etwas unbehaglich in seiner Beschützerrolle gefühlt, nun der Moment kam. Einfachheit pflegte sonst ihre Art gar nicht zu sein, und wie konnte er erwarten, daß eine schon durch ihre Toilette Aufmerksamkeit erregende Dame unbeachtet bleiben würde?

Die Gefahr war abgewendet; aber noch ein weiteres Bedenken peinigte ihn. Wie, wenn die Bouvier und Fräulein van Meulen zusammenstießen?

Ließ sich absehen, wozu excentrische Frauenzimmer im Affekte fähig waren? Eine Scene zwischen Hortense und jener Bouvier vor aller Welt gehörte nicht zu den angenehmsten Möglichkeiten.

Aber Fräulein van Meulen machte ja heute einen ganz ruhigen, traitabeln, überlegten Eindruck. Sie schien sogar gut aufgelegt. Sie scherzte darüber, was Herr Chuquet morgen für erstaunte Augen machen würde, wenn sie ihm beichtete, daß sie doch unter den Zuschauern gewesen sei. Denn sich ihm heute irgendwie zu nähern, beabsichtige sie in keiner Weise. Sie wolle nur in aller Stille einmal das Terrain sondieren, vor allem die Eltern, die Verwandten des Herrn Chuquet kennen lernen und gewissermaßen, soweit das ging, studieren; diese Leute, die sich mit aller Gewalt dagegen sträubten, sie in ihren Kreis aufzunehmen.

Doktor Weber konnte ihre weise Zurückhaltung nur loben und sagte ihr unbedingt seine Unterstützung dabei zu. Wenn man einen Wagen nahm, war es möglich, zu früher Stunde auf dem Sportplatz einzutreffen, jedes Aufsehen zu vermeiden und einen gegen Beobachtungen gedeckten Platz zu finden.

*

In Hortenses Zimmer waren die Läden den ganzen Vormittag über geschlossen geblieben, weil sie jeden Lichtschein als Zeugen gleichsam ihres Kummers gescheut hatte. Auch im Salon herrschte infolge der herabgelassenen Jalousien nur gedämpftes Licht.

Als nun das Mädchen durch den dunkeln Flurgang auf die Straße trat, in den grellen Glast der Nachmittagsonne, die brütend auf den weißen Sandwegen lag, da überwältigte sie der Gedanke, daß bei diesem funkelnden Sonnenglanz, im hellen Schein des Tages schwarzer Verrat an ihr begangen wurde durch den Geliebten mit jener andern. Der Atem stockte ihr, ihr Herzblut gerann, und eine eisige Entschlossenheit kam über sie.

Mit einer Stimme, die in nichts von ihrem gewohnten Klang eingebüßt zu haben schien, ersuchte sie ihren Begleiter, eine Sekunde zu verziehen, bis sie ihr Taschentuch geholt hätte, das auf dem Tisch liegen geblieben wäre.

Mit festem Schritt ging sie zurück, betrat ihr Zimmer, öffnete mit überlegter Hand den Schreibtisch, nahm den Revolver heraus und steckte ihn in ihre Tasche.

*

Trotz der frühen Stunde waren Steh- und Sattelplatz bereits gefüllt, und jenseits der Rennbahn, auf dem grünen Rasen wogte eine dichte Menschenmenge Kopf an Kopf. Die Tribünen aber waren noch völlig leer und von den Rennfahrern des Tages niemand sichtbar.

Erleichtert drang Doktor Weber auf der für die Presse bestimmten Bank bis zu einem Ecksitz vor, der durch einen Flaggenbaum und durch die hohe Rückenlehne nach den ohnehin stark erhöhten Tribünen völlig gedeckt war, während er den günstigsten Ausblick auf die Rennbahn, das Band und den Platz der Jury bot.

Und ebenso konnte Fräulein van Meulen, von wo sie saß, zu ihrer Befriedigung die Mitteltribüne überblicken. Ihr Auge verfolgte die sich füllenden Sitzreihen.

Jetzt zuckte sie zusammen. Die beiden Bouvierschen Mädchen waren eingetreten und nahmen mit ihren Eltern auf der vordersten Reihe Platz. Mit ihnen war ein alter Herr in weißem Haar und schwarzen Augen und eine phlegmatische Matrone von starkem Körperumfang. Das mußten Chuquets Eltern sein. Die Aehnlichkeit des Sohnes mit ihnen war unverkennbar.

Während Fräulein van Meulens düsterer Blick unausgesetzt an diesen wenigen Gestalten haftete, musterte Doktor Weber die von allen Seiten herbeiströmenden Inhaber der Tribünenbillets.

Nichts als Elsässer. Nur im Hintergrund die Gesichter zweier deutscher Aerzte. Die „feine Welt“ machte ihm keinen vornehmen Eindruck. Viel Staat, aber wenig Eliteköpfe. Die Damen überall in den buntfarbigsten Kostümen, auf den Haaren Hüte, die wahren Blumen- oder Gemüsebeeten glichen. Laute Unterhaltung auf allen Seiten.

In seiner Nähe, auf der ersten Sitzreihe der linken Seitentribüne, erstattete ein Herr mit dem fatalen Lächeln mehreren sehr auffallend gekleideten Elsässerinnen einen augenscheinlich mit großem Gustus aufgenommenen Bericht. Es gab viel Tuscheln, Lachen und Zusammenstecken der Köpfe.

Erregte irgend ein zu erwartendes Ereignis die Heiterkeit dieser Gesellschaft so?

Mit Widerwillen wandte sich Doktor Weber von der Gruppe ab. Die Rennbahn hatte sich unterdessen sehr belebt. Vertreter aller Radfahrervereine Elsaß-Lothringens, die ausländischen Gäste, Sportsmänner, Rennfahrer, deren Räder unweit lehnten, bildeten mit den Mitgliedern des Rennausschusses und der Jury in der Nähe des Starts eine bewegte Masse, aus der sich von Zeit zu Zeit Ordner und Fahrbeobachter lösten.

Jetzt versammelten sich am Start die Teilnehmer am ersten Rennen, dem Vorgabefahren für mehrsitzige Zweiräder, und auf das Glockenzeichen hin begann die Aufstellung.

Die Mehrsitzer wurden zumeist von Ausländern gefahren. Auf einem der Tandems jedoch entdeckte Doktor Weber den Lothringer Ribot und seinen Elsässer Rivalen Chuquet.

Er sah, daß auch Fräulein van Meulen der beiden ansichtig geworden war. Sie war bleich vor innerer Erregung, hielt sich aber vorsichtig hinter dem Flaggenbaum und senkte den Sonnenschirm, den sie der glutenden Sonne halber aufgespannt trug, noch tiefer.

Ein Erheben der Fahne, ein Pistolenschuß, und die vier Tandems, sowie ein Triplett begannen zu starten. Chuquet — Corhumel, die letzten in der Reihenfolge der Tandems, beim Vorüberfahren überall lebhaft begrüßt, wurden anfangs von dem Triplett der Franzosen überholt, benutzten es aber später als

Führung und überspurten dasselbe unter allgemeinem Jubel. Während das Triplett die starken Vorgaben nicht zu holen vermochte, überholten sie von der vierten Runde an sämtliche andern Tandems, und das Fahren wurde von ihnen überlegen gewonnen.

Lauter Applaus lohnte die schöne Leistung.

Es war nun Stimmung gemacht, und erwartungsvoll schaute alles dem großen Preiswettfahren des Tages, dem Hundert-Kilometerrennen, entgegen. Der Franzose Beaumont hatte die hervorragendsten Dauerfahrer, Framan, den Belgier, seinen Landsmann Delacroix und den Bayern Rieger, zum Match herausgefordert. Diese letzte Herausforderung galt als besonders kühn und verwegen. Rieger war einer der bekanntesten Stayer und hatte den Weltrekord geschaffen. Man sagte, er wäre in ausgezeichneter Form.

Das Publikum interessierte sich wie immer ganz ungemein für das Defilee der Schrittmacher: Drei-, Vier- und Fünfsitzer. Der Fünfsitzer besonders, die Franzosen, ziehen durch elegante Haltung, Schnelligkeit und Gleichförmigkeit des Trittes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie haben brillant trainiert. Beaumont kann auf seine Schrittmacher stolz sein.

Fräulein van Meulen achtet nicht auf das Defilee. Sie schaut unverwandt auf die Mitteltribüne.

Da ist jetzt bei seiner Familie Herr Chuquet erschienen; er hat eine Jacke über den Sportsanzug gezogen. Er benutzt die Pause, um den Glückwunsch der Verwandten zu dem flotten Sieg entgegenzunehmen.

Corhumel steht neben ihm und teilt sich mit ihm in die Gratulationen. Während aber Eugenie Bouvier nach kurzer Begrüßung sich wieder ihren Galants zuwendet, hat Juliette nur Auge und Sinn für den einen der beiden Sieger, Chuquet. Sie beugt sich über die Rampe der Tribüne in vertraulichem Flüstern zu ihm herab und hält ihn im Gespräch fest. Aller Blicke heften sich auf das Paar, und die beiderseitigen Eltern nicken und winken sich zu wie mit Befriedigung: Es wird ja, es ist alles in Ordnung!

So wenigstens übersetzt sich Hortense die Blicke, die hinüber und herüber fliegen, und ihre Rechte faßt den Griff ihrer Waffe. Beweismittel, Augenschein? Wessen bedarf es noch? Es ist sonnenklar. Sie ist betrogen. Vor ihren Augen, ihren sehenden Augen, angesichts aller Welt wird der Verrat besiegelt — da, jener Händedruck!

Während das Glockenzeichen gegeben wird, Herr Chuquet sich eilig entfernt und die Rennfahrer zum zweiten Match antreten, läßt Hortense den Schirm sinken und verbirgt in verzweifeltem Gram das Gesicht in den Händen. Niemand giebt acht auf sie, nur Doktor Weber, der den Vorgängen auf der Mitteltribüne empört gefolgt ist, schaut mitleidig auf sie hin.

Die vier Stayer sitzen auf, Beaumont in Schwarzgelb, Delacroix rotschwarz, Framan weiß und Rieger in seinen Landesfarben.

Rieger ist ein blonder Recke von mittlerem Alter mit kurzgestutztem Vollbart, und ziemlich stark. Er sieht aus, als ob er unverwüstlich wäre.

Beaumont und Delacroix sind klein, schwarz, sehnig und nervig. Framan schaut fast zu jung darein, hochaufgeschossen und mager, doch verspricht man sich viel von ihm trotz seiner Jugend.

Der Starter feuert seinen Schuß ab, und der Preiswettkampf beginnt. Die Rennfahrer plazieren sich.

Aber wieder sieht Hortense nicht darauf hin. Ihr Blick bleibt bemüht, das Gewühl der Herren an der Rennbahn zu durchdringen. Wie sie da Ernest Chuquet nicht erspäht, schweift ihr Auge zur Mitteltribüne hinüber.

Alles dort ist gespannte Erwartung. Juliette allein scheint zerstreut. Auch ihr Auge irrt suchend umher, und drohend folgt Hortenses Blick dem ihren. Beifallklatschen ertönt. Wem gilt es? Framan hat sich ohne große Mühe von seinen Rivalen losgerissen und verfügt bald über eine Runde Vorsprung. Er führt auch noch bei den nächsten Runden. Erneuter Jubel. Zum Ergötzen besonders des Publikums jenseits des Rasens, nimmt er beständig die äußerste Seite der Kurven. Diesmal liegt er, Körper und Rad, fast wagerecht gegen die Bahn.

Ob ihm der Beifall zu Kopfe steigt, ob er sich zeigen will, er fährt tollkühn; — da plötzlich verliert er das Gleichgewicht, stürzt kopfüber vom Rad die beträchtliche Höhe hinunter, und das Rad gleitet auf der abschüssigen Bahn nach. Ist er verletzt, ist er tot? — Man weiß nicht. Die Ambulanz eilt auf den Rennplatz. Brüder vom Roten Kreuz tragen den allzu Ehrgeizigen auf wollener Decke hinweg.

Hortense starrt entgeistert und doch wie gebannt auf die geschlossenen Augen des jungen Menschen, der da vorüber getragen wird, auf das Haupt, das wie leblos zur Seite fällt. Ihr Blick bohrt sich in das leichenblasse Gesicht. So auch könnte man bald einen andern vorbeitragen, wenn . . .

„Lebt Framan? Ist er verletzt?" läuft noch einmal die Frage von Mund zu Mund.

Und als das Leben bejaht, nur eine schwere Verletzung vermeldet wird, ist der Verunglückte über dem Interesse am Rennen bereits vergessen.

Delacroix führt jetzt, von seinem Zweisitzer mächtig gezogen. Aber schon in der nächsten Runde stellt sich Beaumont an die Spitze, endlich Rieger einmal. Aber Rieger enttäuscht heute. Bei der nächsten Runde ist er schon wieder nicht zu sehen. Wo bleibt er nur? „Die Pneumatik geplatzt, hat das Rad gewechselt! Dort hinten kommt er!"

„Pech, eine ganze Runde verloren! Wie wird er die einholen?"

Aha, jetzt kommt er in Zug! Jetzt ist er er selbst. Er legt los; ist seinen Schrittmachern stets dicht auf. Jetzt fährt er so scharf, daß er ihnen davon geht. Das Tempo steigt zu dem schnellsten, das je gefahren ist. „Der hat e Bruschtkascht, so fescht wie Landau!" ruft's aus dem Publikum.

„Er wird doch noch siegen!" sagte der Berichterstatter des „Radfahrer" neben Doktor Weber. „Er verfügt neuerdings wieder über einen schönen Endspurt. — Und dann die Renntechnik eines so alten Fahrers — da muß ein günstiges Resultat herausspringen. — Er hat ja noch lange Zeit. — All Heil, Rieger! Bravo, bravo!"

Immer schärfer wird der Kampf. Nun scheint Delacroix aufzukommen. „Wenn der einen Trainier wie Rieger hätte!" meint Doktor Webers Nachbar.

Aber Beaumont führt doch. In 25 Minuten 54 1/5 Sekunden hat er bereits 20 Kilometer gedeckt, und von seinem Fünfsitzer ausgezeichnet gezogen, gewinnt er beim 21. Kilometer 100 Meter Vorsprung.

„Wo ist Rieger nur wieder, wo steckt er? Dies ist unerhört!"

Da fährt er heran, ganz langsam, mit hochrotem Gesicht. Er kocht vor Wut. Angesichts der Tribüne, vor der Jury springt er wie rasend herunter von seinem Sattel; vor aller Augen rüttelt er ihn, um zu zeigen, was ihm geschehen ist, was man gethan hat.

Empörte Bewegung geht durch die Reihen. Eine unbeschreibliche Aufregung erfaßt Doktor Weber für den Landsmann, den Deutschen.

„Also am ersten Rad die Pneumatik geplatzt, am zweiten der Sattel gelockert. Das muß Heimtücke sein."

„Heimtückisch losgeschnallt!"

„Wer wagt das zu sagen, wer zu behaupten? Das Rad war verschlossen."

„Er selbst trug den Schlüssel dazu!"

„Ja, es war ein bloßer Verschlag. So bringt man nicht Räder unter. Mit Leichtigkeit konnte jeder dazu!"

„Verschlossen, er war verschlossen!"

„Unsinn! Das Schloß, das öffnete jeder Schlüssel. Trick, Trick!"

„Zufall, bloßer Zufall!"

„Zufall? Zwei Räder verdorben!"

„Aber sein Mann war ja da!"

„Unglücklicher Zufall! Er hat eben Pech!"

Erregt packt der Berichterstatter vom „Radfahrer" Doktor Weber am Arm. Sie sehen sich in die Augen. Pech?

... „Still, still, man darf noch nichts sagen! Ich will mich erkundigen; ich bringe schon die Wahrheit heraus."

Herr Schultz vom „Radfahrer" läßt Doktor Weber allein. Bald ist er wieder zurück: „Nichts zu erfahren! Nichts Sicheres, mein' ich. Die einen sagen ganz laut, es sei ihm ein Streich gespielt worden. Die andern behaupten, er habe es selber gethan, um nicht konkurrieren zu müssen, weil er seine Kraft für übermorgen, für das Rennen in Kassel aufsparen wolle."

Für alle hatte das Match an Interesse verloren, seit der Deutsche nicht mehr mitfuhr; Delacroix war kein eigentlicher Gegner für Beaumont.

Es hieß auch, er fühle sich unwohl. Mehrmals wurde ihm, wie Beaumont, ein Schwamm zur Erfrischung hinaufgereicht; aber es nützte nichts. Er setzte bald ganz aus.

Das Aufgeben machte einen geradezu verblüffenden Eindruck auf das Publikum, das sich von diesem Match so Besonderes versprochen hatte und nun ganz enttäuscht ward. Als der Franzose nach einer Erholungspause wieder zu fahren begann, schallte ihm zwar ein „Bravo, bravo, Delacroix!" entgegen, aber eine Gefahr für den Wettbewerb bedeutete er nicht mehr. Beim besten Willen konnte es ihm nicht mehr gelingen, aufzukommen. Er leistete auch nicht den geringsten Widerstand mehr, sondern ließ sich gleichmütig Runde auf Runde nehmen.

Als der Pistolenschuß das Ende der ersten Stunde anzeigte, hatte Beaumont 48 Kilometer hinter sich. Von da ab wurde das Rennen gänzlich monoton. Beaumont, der seinen Preis sicher hatte, fuhr so langsam, daß er am Ende der 100 Kilometer seinen eignen Rekord verschlechtert hatte. So war das Hurra, das den Sieger grüßte, nicht übermäßig lebhaft.

Delacroix gar schlenderte die Bahn entlang. Ein Können zeigte sich dabei nicht mehr. Jeder begriff, daß er die 100 Kilometer nur fuhr, um den zweiten Preis einstecken zu können. Gönnen that ihn ihm niemand.

Das Publikum sehnte das Ende herbei. Es hatte bisher wenig für sein Geld gehabt. Es wollte nun endlich etwas sehen.

Man harrte voll Ungeduld den Rennfahrern der Heimat entgegen.

Aber vor dem Elsaß-Lothringer-Rennen kam erst noch die Pause, während deren man sich die Langeweile vertrieb, so gut es gehen wollte. Man schwätzte, trat von einem Bein auf das andre, kritisierte die Leute.

Doktor Weber sah sich nach Hortense um. Wenn immer während des Match sein Auge auf sie gefallen war, hatte sie reglos dagesessen und vor sich hin gestarrt.

Was machte es ihr, wer von den Fremden gewann? Unrecht, es geschah einem unrecht? Ein Streich war da jemand gespielt worden? Das war ja in Ordnung; das war so der Lauf der Welt. Es geschah jedem unrecht, der schutzlos war, der sich nicht wehren konnte. Gewalt herrschte in der Welt, Willkür und Schlechtigkeit. Wer schamlos genug war, sich über die Rechte der andern hinwegzusetzen, der siegte; wer zu niedrigen Mitteln griff, zu List und zu Trug.

Wie jene Juliette! Wer Liebe heuchelte und Treue schwor und doch Verrat übte, wie jener Mann!

Hortense zweifelte nicht im geringsten mehr, daß man sie betrog. Sie hätte auch eine ganz andre sein müssen, selber einer wirklich tiefen, warmen, hingebenden Liebe fähig, und nicht die kühle, berechnende Verstandesnatur, die sie war, wenn sie dem Zeugnis ihrer Augen zum Trotz an Ernest Chuquets Liebe hätte glauben sollen. Die aufrichtigen, treu gemeinten Versicherungen in seinem Briefe mußten ihr als so viel nichtssagende Redensarten, hohle Beteuerungen erscheinen.

Die paar Worte, die er mit Juliette wechselte, bei denen sie nicht einmal sein Gesicht gesehen hatte, der Händedruck, mit dem er sich verabschiedete, galten ihr schon als unwiderlegbare Beweise seiner Schuld.

Sie hatte sich so in den Gedanken an diese Schuld verbissen, daß sie nicht im stande war, irgend ein Vorkommnis im rechten Licht zu sehen. Alles verkehrte sich ihr in der Beleuchtung ihrer Voreingenommenheit und inneren Verkehrtheit. Selbst





L. Putz

Den Tod auf den Fersen.

sein Benehmen jetzt, das doch nichts als bloße Artigkeitsform war, mit der er seinen Eltern und den Freunden der Eltern gegenüber der Pflicht der Höflichkeit genügte.

Er hatte sich den Seinen während des ganzen 100-Kilometerfahrens nicht mehr genähert. Auch jetzt in der Pause hielt er sich Juliette Bouvier fern. Aber sie legte ihm das nicht etwa zu seinen Gunsten aus, sondern erklärte es mit den Vorbereitungen zum Rennen. Ihr genügte die Thatsache, daß er sich der Welt in bestem Einvernehmen mit Juliette Bouvier gezeigt hatte. Und da verletzter Stolz schwerer zu versöhnen ist als selbst ein verschmähtes Herz, so übertönte der Groll gegen den Geliebten in ihrem Herzen die Aeußerung jedes andern Gefühles, das sich zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung in ihr hätte regen mögen.

Aber Rache an Juliette suchte sie nicht mehr. Das Mädchen war ihr Nebensache geworden. Er allein, der sie zu lieben vorgab, war der verantwortliche Teil. Sie fühlte einen entsetzlichen Zorn gegen ihn in sich hochsteigen. Freilich auch Zorn gegen alle Welt. Aller Hände waren gegen sie. Sie stand einer gegen viele.

Nun gut, sie nahm den Kampf auf. So wehrlos war sie nicht! Sie schüttelte drohend die geballte Linke, und ihre rechte Hand krampfte sich um den Revolver.

Alles wider sie? Sie wider alle Welt!

*

Doktor Weber beobachtete teilnahmvoll ihre trübe Versunkenheit, bis eine Bewegung im Publikum ihn aufschauen machte.

Da waren sie ja, die Elsaß-Lothringer; vier prächtige Gestalten, die an jugendlicher Kraft und Schönheit der Körperformen ihresgleichen suchten.

Nicht ohne Grund richteten sich aller Gläser auf sie. Das war wohl ein Anblick, Damenaugen zu fesseln, zu bezaubern.

Corhumel und Ribot, die Lothringer, dann Pflieger und vor allem Chuquet, der geliebte und bewunderte Champion des Elsaß, eine herrliche Männererscheinung in ihrer ersten Blüte.

Sie sitzen auf. Wie eins mit seiner Maschine, wie mit ihr verwachsen, scheint Chuquet. Er ist wie verwandelt.

Keine Spur von Phlegma, von Verschlafenheit mehr in ihm. Jede Muskel gespannt, jeder Nerv sprühendes Leben und sichere, gewandte Kraft. Der Blick kühn, die Haltung stolz und frei.

Die Rennbahn, das ist seine Welt. Hier strebt er, hier setzt er seine ganze Kraft ein. Erst ringen und kämpfen, und dann der sichere Sieg, das ist der Moment, für den er lebt.

Der Starter giebt das Zeichen: „Los!“

Für jede Runde dem Führenden ein Punkt, für die letzte Runde dem ersten drei, dem zweiten zwei Punkte, dem dritten einer.

Außerdem jedesmal ein Punkt dem, der als erster über das Band geht. Sieger ist, wer die meisten Punkte auf sich vereinigt. Ihm wird außer den Geldpreisen noch der Ehrenpreis und das Diplom als Meisterschaftsfahrer. —

Sieh! Chuquet zögert erst; er läßt Ribot freies Spiel; dann aber entschließt er sich doch, die Führung zu übernehmen. Ribot ist dicht hinter ihm, dann Corhumel, Pflieger als vierter. Zu siegesgewiß, begnügt sich Ribot damit, Chuquet zu folgen. Da zieht dieser beim Eintritt in die gegenüberliegende Gerade los und behauptet zwanzig Meter Vorsprung bis zum Ziel.

Jubelndes Jauchzen. Juliette, die ihren Helden fast mit den Augen verschlungen hat, klatscht frenetisch Beifall.

Chuquet sieht auf und grüßt hin. Bei der zweiten Runde zieht Corhumel los und will sich von den andern trennen, aber Chuquet setzt vortrefflich ein und erreicht ihn rasch. Er mäßigt dann sein Tempo, zieht gegen Ende aber noch einmal ausgezeichnet los und gewinnt als erster.

Die Spannung wächst bei der dritten Runde. Corhumel ist erster, Pflieger macht verzweifelte Anstrengungen, sich als zweiter zu plazieren, was ihm endlich auch gelingt. Aber beim Eintritt in die Zielseite befindet sich Chuquet bereits wieder auf gleicher Höhe mit seinen Rivalen und geht mit Radlänge vor den andern über das Band.

Lang andauernder Applaus begrüßt dies unerwartete Ereignis.

Da wird die letzte Runde eingeläutet. Der Entscheidungskampf naht, dem die Zuschauer in atemloser Erregung folgen. Erst bleibt das Tempo dasselbe, alle vier sind auf ihrer Hut. Corhumel aber ist fest entschlossen, dem Elsaß den Sieg streitig zu machen. Er rafft sich zu den stärksten Leistungen auf. Der Sieg schwankt eine Weile unentschieden.

Die Wünsche aber von ganz L., ja, aller Elsässer, sind mit dem Liebling, dem schönen Ernest.

Und Chuquet, dem es ein leichtes wäre, auch diese letzte Runde zu führen, läßt als der noble Fahrer, der er ist, Corhumel den Vorrang, um ihm den zweiten Preis zu sichern, erobert sich aber schließlich dennoch, wenn auch nach hartem Endkampf, den ersten Platz.

Donnernder Beifall, der gar nicht mehr enden will. So glänzend hat sich selbst Chuquet noch niemals bewährt.

Juliette Bouvier, völlig außer sich, fiebernd vor Leidenschaft, lehnt sich weit über die Rampe und schleudert dem Sieger einen Lorbeerkranz vor die Füße. Ein Ordner springt vor, reißt schnell den Kranz vom Boden auf und reicht ihn dem Champion empor.

Der grüßt dankend, hängt den Kranz um, und sein Blick streift mit stolzem Lächeln über die Menge hinweg. Da geht ein Erschrecken über sein Angesicht. Dort, ist es möglich, ist das Hortense, trotz seines Verbotes?

In der Aufregung hat sich das Mädchen, ohne es zu wissen, erhoben und ist etwas vorgetreten, so daß sie jetzt von der Rennbahn aus sichtbar wird. Sie blickt gerade auf ihn hin.

Bei ihrem Anblick überfällt ihn ein Gefühl der

Furcht, so unglaublich es ist. Wie der Blitz tritt ein Erinnerungsbild ihm vor das Auge. „Si tu me trompes, je te tuerai!“ Derselbe Ausdruck wie damals. Aber damals lachte er dazu, lachte sie aus, und heute, hier, unter den vielen Menschen, mitten in seinem Triumph und Glück, — warum kann er nicht lachen, warum überschleicht ihn seltsame Bangigkeit?

Wie? Er, ein Mann, — ein Mädchen fürchten?

Er schüttelt stolz das unwürdige Gefühl ab. Was kann sie ihm thun? Ja schließlich, was wird sie, die ihn liebt, ihm thun?

Er wüßte auch gar keinen Grund. Er fühlt sich schuldlos. — Zürnt sie, weil er ihr das Kommen verbot? Aber das mußte doch sein. Sie hätte sich fügen müssen. Es war sein Recht, das zu verlangen.

Er richtet sich straff auf. Er fährt langsam vorbei. Sein Blick will den ihren zwingen. Aber sie steht unbewegt, die Augen düster auf ihn geheftet. Was, klagt sie ihn an? Er hebt den Kopf, während er weiter fährt, wirft ihn in den Nacken zurück. Weshalb ist sie überhaupt da? Er hatte es ihr doch so streng untersagt. Er hat ein Recht zu zürnen, nicht sie.

Seine geschmeichelte Eitelkeit sagt ihm: Um deinetwillen ist sie gekommen. Und er kann ihr nicht im Ernst böse sein.

Er lächelt.

Wie unscheinbar ihr Gewand war! Er kennt ihre Schwäche; er weiß, wie gern sie sich putzt und Aufsehen mit ihrer Garderobe macht. Aus Liebe zu ihm hat sie darauf verzichtet, gesehen zu werden und zu gefallen. Liebes Kind!

Während er unter dem sich beständig erneuernden Jubel der Menge die tote Runde fährt, lächelt er vor sich hin vor Glück.

Es freut ihn, daß sie Zeuge seines Triumphes war.

Aber tüchtig ausschelten mußte er sie morgen dennoch, die Böse, Liebe, Unvorsichtige, schon pro forma mußte er's thun. Was würde sonst aus der Autorität des Mannes seinem Mädchen gegenüber!

Daß sie jetzt wieder schreiben und kommen würde, dessen war er sicher. Sein heutiger Erfolg mußte ja dazu beitragen, daß sie ihren Groll, ihre Verstimmung, ihren Schmerz überwand.

Sie würde nun begreifen, daß ein Mann, der solche Leistungen aufzuweisen hat, nicht so ohne weiteres, in der Blüte der Jahre, auf seinen Beruf verzichten konnte, um zu heiraten. — Und wenn sie das erst einsah, verstand sie auch seine inständige Bitte, L. zu verlassen und in Brüssel geduldig seiner zu warten. — Der heutige Tag mußte alle Zweifel an ihm, wenn anders sie solche wirklich hegte, niederschlagen und zerstreuen.

Er wollte ihr einen recht, recht guten Blick zuwerfen, wenn er jetzt wieder an ihr vorüberfuhr, zum Zeichen, daß er ihren Ungehorsam verzieh. Mit aller Vorsicht natürlich, daß man auf der Mitteltribüne nichts merkte, niemand, auch selbst Franz Friedrich nicht, auf sie aufmerksam ward.

Merkwürdig! Während er dies noch vorhatte, kam ihn schon wieder die Versuchung an, sie erst noch ein wenig zu quälen. Wie wenn er sich böse stellte! Wenn er in auffälliger Weise wegschaute, vielleicht gar nach Juliette schaute, so that, wie wenn er mit der ganz vertraut sei. Eine ganz gerechte Strafe für ihren Ungehorsam.

Der Gedanke kitzelte ihn. Was sie wohl dazu sagen würde? Wie weit sie wohl ging? Wessen dies liebe, tolle, wilde Geschöpf fähig war?

Ach, so ein Weib, das ist eine kleine Prahlerin! Mädchen, die lieben, lassen sich quälen und zerren und necken. Ein Kuß versöhnt sie, ein schmeichelndes Wort der Abbitte. Im schlimmsten Fall faßt man sie bei ihrer Sinnlichkeit. Ein bißchen Tätscheln und Streichen und Drücken, und die Widerspenstigste giebt sich.

Es trieb und lockte ihn unwiderstehlich. Seine Augen ruhten von ferne schon prüfend auf ihrem Antlitz. Ließ es sich wagen? Der Ausdruck, den er auf ihrem Gesicht fand, ärgerte ihn und stachelte ihn noch dazu auf.

Da stand sie genau wie vorhin, mit derselben dräuenden, finster entschlossenen Miene. Eine innere Stimme warnte: Thu's nicht, reize sie nicht! Wie eine, die lauert, wie eine, die sich auf ihre Beute stürzen will, steht sie da. Aber er schüttelte den Warner unwillig ab.

Drohen? Sie — mir? — Nun soll sie nur sehen, nun soll sie nur sehen!

*

Gerade über der Mitteltribüne hält er, von dem Jubel der Menge umbraust. Er hebt den Arm, und dorthinüber winkt er, angelegentlichst, mit erfreutem, vertraulichem Lächeln.

Galt den Eltern der Gruß, galt er der Juliette?

Hortense unterscheidet nichts mehr. Sie sieht das Winken und Grüßen. Auf sie fällt kein Blick. Sie ist nicht für ihn da. Da erfaßt sie wilde, taumelnde Wut. Rot steigt der Zorn in ihr auf, steigt bis unter das Stirnhaar. Sie fühlt ein Sausen und Brausen in ihrem Kopfe; die Augen brennen wie Feuer, nur Herz und Hand sind eiskalt.

Ah, der Verräter! Jetzt hat sie ihn sicher. Jetzt wird sie sich Ruhe schaffen vor ihm, der sie quält!

Was, er will vorüber?

Ah nein! Du kommst nicht vorüber! Der Kranz über dem Herzen, der schützt dich nicht!

Sicher und kalt hebt sie die Waffe, zielt auf das Herz, das der Kranz kaum verdeckt, — ein Schuß, ein Knall, ein Schrei des Entsetzens aus aller Munde, und der Liebling des Volkes, der Meisterfahrer, der Champion des Elsaß schwankt hin und her auf seinem Rad, und mit ihm verwachsen stürzt er, zu Tode getroffen.

Lauter Tumult, unbeschreibbare Verwirrung! Alles drängt zu der Unglücksstätte. Nur Hortense verharrt auf dem Platz, den stieren Blick auf dem Boden.

Der Kampf wider die Welt, ist der nun gewonnen? Und hat sie nun Ruhe, Ruhe vor dem, der sie quält? Sie steht wie versteinert, die eine

Hand auf dem Herzen, den Revolver noch in der herabhängenden andern.

„Unglückliche!" Doktor Weber schreit es entsetzt; er will ihr die Waffe entwinden. Aber da haben die Schutzleute sie schon gepackt und schieben sie vor sich her, der Rennbahn zu, und von da, wo der Schwerverwundete eben weggetragen wird, nach dem kleinen Hofraum, den das Sportsbureau und die Nebenverschläge umgeben.

Sie fühlt nichts, sie denkt nichts. Hinter ihr, völlig verstört, folgt Doktor Weber.

Es drängen die nahen Bekannten nach, die Sportsgenossen, der Vorstand, die Freunde. Da ist Franz Friedrich, leichenblaß; die Thränen stürzen ihm aus den Augen; da sind die jammernden Eltern, die der Schmerz beinahe wahnsinnig macht, und Juliette Bouvier liegt halb ohnmächtig in den Armen der Ihren.

Hortense sieht das alles und sieht es nicht. Was an Bewußtsein in ihr lebt, weilt bei der reglosen Form da am Boden. —

Man hat den Verwundeten sanft auf die Erde gleiten lassen und ihn mit Decken gestützt. Franz Friedrich kniet neben ihm; der Arzt untersucht seine Wunde.

Nun erhebt sich der Doktor, sieht seinen Kollegen an; sein Gesicht sagt genug.

Ein Aufschrei der Eltern, die zu dem Sohne stürzen; kaum wehren die Aerzte sie ab.

Juliette Bouvier sinkt um.

Hortense hält sich Augen und Ohren zu, um all diese Bilder und Töne auszuschließen, aber auf den Geliebten muß sie doch wieder schauen. Den Kopf zurückwerfend, stöhnt sie zum Himmel: Nur noch einmal die Augen auf!

Und ob seine Seele den Schrei der gemarterten ihren gehört, — er hebt langsam die Lider, sein Blick gleitet umher, er sucht — sucht —: „Hortense!"

Er lächelt.

Er weiß, daß er sterben muß, aber er lächelt.

Das thörichte, thörichte Mädchen! Nun hat sie ihr Wort doch wahr gemacht und hat ihn getötet.

O, du Böse, Liebe, Wilde! — Kein Blick des Vorwurfs, kein bitterer Gedanke. Es ist seine Schuld; er hat sie dazu getrieben. Jetzt vor dem Ende, da fällt die Binde von seinen Augen; da löst sich die Welt von ihm ab; vor ihm steht in feurigen Lettern, die sich in seine Seele brennen, seine Schuld. Angesichts des Todes sinkt das Sportsleben in all seiner Nichtigkeit zusammen, mit allen Anforderungen, die es stellt, mit allem Reiz, mit dem es lockt. Was ist das alles der Pflicht des Menschen dem Menschen gegenüber, des Mannes zum Weibe, dem Weibe, das er liebt?

Sie hat recht gehabt. Er durfte ihr diese letzte Schmach nicht auch noch anthun; er mußte sich, nach dem, was geschehen war, vor aller Welt zu ihr stellen, sie schützend an seine Seite ziehen. Er hat an ihr gefrevelt. So kommt der Tod nur gerecht. Er ist Vergeltung.

Er schaut sie an.

Noch im Tode bewundert er sie. Ah, ihre starke, gewaltige Energie! Wär' es noch einmal zu thun, trotz ihrer Verzweiflung — er weiß, sie thäte es wieder.

Sterben?! Das Sterben ist süß von ihrer Hand.

Er wendet leise das Haupt, sein Blick ruft Franz Friedrich an seine Seite, seine Lippen bewegen sich.

Niemand versagt einem Sterbenden die letzte Bitte, geschweige ein Freund. — Aber nur mit Abscheu erhebt sich Franz Friedrich, und finster sieht er vor Hortense und winkt der Ruchlosen widerwillig.

Die Schutzleute wollen sie halten.

„Sie macht keinen Fluchtversuch!" sagt Doktor Weber.

Ach nein! Daran denkt ihre Seele nicht.

Sie folgt Franz Friedrich; sie stürzt neben ihrem Opfer auf die Kniee. Sie ringt die Hände. Ihre Augen irren über sein Angesicht: Erbarme dich mein! Stirb nicht, mach mich nicht zur Mörderin! — Ich will alles ertragen, was du nur willst. Ich will deine Magd sein bis an dein Lebensende. Nur lebe!

Er lächelt, lächelt traurig. — Das stumme Flehen, das er in ihren Augen liest, er kann es ihr nicht erfüllen. Sie hat zu gut gezielt, zu sicher getroffen; er muß sterben.

Und sie versteht und schlägt stöhnend die Hände vors Angesicht.

„Hortense!"

O, die sanfte Stimme! — Sie wagt nicht, den Blick zu erheben. Sie zittert und bebt.

Da richtet er sich mit Anstrengung hoch, nimmt ihr die Hände vom Angesicht, hält ihren Kopf mit beiden Händen und küßt sie und sieht ihr zärtlich ins Antlitz.

Jetzt im Tode, da hat sie die Anerkennung. Er verleugnet sie nicht mehr. Vor aller Welt steht er zu ihr: „Je n'ai aimé que toi, tout ce temps. Dich allein hab' ich lieb g'hett, nu numme dich. Awer dü hesch mer nit welle glauwe. Was ich au g'saat hab', 's isch nmesunscht g'sin; tu ne voulais pas entendre raison." —

Thränenloses Schluchzen erschüttert ihren Leib. Wie eine Verdammte windet sie sich in ihrer Qual.

Und wie er nun kraftlos zurücksinkt, bricht sie schreiend zusammen, den Kopf auf seinen Knieen.

Da legt sich seine Hand auf ihr Haupt und streichelt es wieder und wieder. Sie liegt und stöhnt.

Aber er kann noch nicht sterben; es läßt ihm nicht Ruhe: Wenn er tot ist, werden die Häscher kommen, sie fortführen wollen. — Nein, nein, das darf nicht —

Mit letzter, gewaltsamer Kraftaufbietung rafft er sich noch einmal empor, laut rufend: „Un kener rüehrt mer se an. — 's isch numme min Schuld. La faute est à moi, à moi seul. — Vous entendez. Elle — a — bienfait — Hortense! pardonne moi. Je t'ai trop — tourmenté! Hortense!" Seine Stimme sinkt im Flüstern, das Auge bricht, er fällt zurück: „ — ma — bien aimée, — ma ché—rie!"



Kohlenübernahme, aussenbords im Kohlenprahm.

Marinebilder

aus dem Bordleben Sr. Maj. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe.

Photographiert und erläutert von **Rudolf Schneider**, Marinepfarrer.

12. Kohlenübernahme.

Wie ein schwarzer Schatten naht sich dem Schiff und der Besatzung der Tag des „Kohlenfestes", wie ironisch die Kohlenübernahme genannt wird. Mit Grausen überzählt der Leutnant seine Wachen, ob etwa die „Kohlenwache" ihm bevorsteht, und mit einem kräftigen Seemannsfluch verwünscht der Erste Offizier alles „Kohlen", das ihm nur sein Schiff einschmutzt, während der Maschineningenieur und sein Personal mit dumpfer Resignation das schwarze Fest auf sich zukommen lassen. Wer nicht braucht, bleibt nicht an Bord, und wer sich's leisten kann, speist anderswo, nur nicht da, wo schwarze Geister hausen. Alles rennet, rettet, flüchtet vor dem unentrinnbar jegliches Gebein überfallenden und hartnäckig sich einnistenden Kohlenstaube! Nicht nur Menschen fliehen diese Atmosphäre schmutziger Niederschläge, auch die Boote, blank gescheuert, sauber, rein und weiß gemalt, werden vor dem Hauch der schwarzen Diamanten fern vom Schiff in Sicherheit gebracht.

Unterdessen schaufeln, schütten, stauen sie an Bord die Kohlen vom Kohlenprahm längsseits durch die Luken des Oberdecks oder die Pforten der Batterie in die eisernen Behälter der Kohlenbunker, tief, tief unten im Schiff, unter der Wasserlinie gelegen.

Jedes Schiff hat nach dem Verhältnis seines Kohlenfassungsvermögens eine Anzahl von Kohlenbunkern, die entweder unter der Wasserlinie liegen oder, über derselben gelegen, durch Panzerungen, doppelte Wallgänge und Kofferdämme gegen feindliches Feuer geschützt sind.

Um einen annähernden Begriff von dem Umfang des Kohlenfassungsvermögens unsrer modernen, schnellfahrenden Kriegsschiffe, wie die Kreuzer sind, zu bekommen, vergegenwärtige man sich einen Eisenbahnzug mit nahezu hundert zweiachsigen Loris voller Kohlen. Das sind 1000 Tonnen oder 20000 Zentner Kohlen; und diese kann ein moderner Panzerkreuzer erster Klasse (zum Beispiel „Fürst Bismarck") ungefähr an Bord nehmen.

Wie lange er damit reicht, hängt von seiner Fahrtgeschwindigkeit ab, und diese wird wieder wesentlich durch Wind und Seegang beeinflußt.



Kohlenübernahme, binnenbords.

Aber der Verbrauch der Kohlen steigt ungleich schneller in die Höhe, als in demselben Maße die erzielte Fahrtgeschwindigkeit. Ein Schiff, das zum Beispiel bei 18 Tonnen täglichen Kohlenverbrauches eine Geschwindigkeit von 6 bis 7 Seemeilen (gleich 12 bis 14 Kilometer) in der Stunde erreicht, beansprucht bei 10 Seemeilen stündlicher Fahrtgeschwindigkeit schon das Doppelte und bei 13 Seemeilen sogar mehr als das Vierfache davon an Kohlen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um dem geehrten Leser einen ungefähren Begriff von dem Verbrauch und Wert an Kohlen zu geben, mit denen eine schlagfertige Kriegsmarine zu rechnen hat.

Damit unsre Schiffe nicht auf Schwierigkeiten in der Uebernahme von Kohlen stoßen, ist mit bestimmten Kohlenfirmen auf allen für das Anlaufen derselben in Betracht kommenden Plätzen des Auslandes ein Lieferungsvertrag abgeschlossen, nach dem die betreffende Firma für einen von Zeit zu Zeit festzusetzenden Preis an deutsche Kriegsschiffe Kohlen zu liefern und für diesen Zweck ständig einen bestimmten Kohlenvorrat auf Lager zu halten hat. Die Kriegsschiffe sind verpflichtet, ihre Kohlen von der Vertragsfirma zu entnehmen. Dadurch wird die Kohlenübernahme nicht bloß erleichtert, sondern ist vor allem auch in jeder Beziehung gesichert.

Das Erleichtern bezieht sich indessen nicht auf die Schonung der Arbeitskräfte an Bord, im Gegenteil, unsre „Kulis“ (Matrosen) müssen kräftig bei der Kohlenübernahme „zufassen“. Da sollen die Kohlen aus dem Prahm in Säcke oder Körbe geschüttet und aufgeheißt, entleert und zurückgegeben werden; beständig trottet er den ganzen Tag an seinem Läufer (über einer Rolle laufendes Tauende) hin und her, heißt und fiert (hochziehen und herunterlassen), geht und steht, snackt und singt, raucht und ruht, und — sein Lohn ist Extraportion an Bier und Kohlenfrühstück; dazu hat er gratis Musik.

Ja, zum Fest gehört Musik, und warum sollte



Kohlenübernahme, binnenbords.

das Fest des Kohlens ohne sie sein! Darum, herbei ihr Musikanten, die ihr vom Kohlen seid dispensiert, und spielt ein lustiges Stück auf, nach dem sich's singen und marschieren läßt! Und siehe, sie kommen mit ihren Instrumenten, mit dem Piston und der Tuba, mit der Flöte und der Klarinette, mit der Trommel und der Pauke, jeder, wie er gerade geht und steht, im weißen Arbeitspäckchen der eine, in ganz oder halb „Blau“ der andre, dieser umgeschnallt, weil er zur Sicherheitswache gehört, die andern ohne Koppel und Seitengewehr. Hier wird eine Balje (Waschbütte) und dort eine hingestellt, darüber eine Grating (durchbrochenes Brettstück) gelegt, und — fertig ist auch die Musikantenback (Tisch) für die Notenblätter. Es schmettert der „Preußenmarsch“, und es wiegen sich die „Donauwellen“ im lieblichen Takte der Musik, selbst ein stimmungsvolles „Alpenglühen“ flammt durch die dunstige Kohlenstaubatmosphäre: — „Herzliebchen, was willst du noch mehr!“

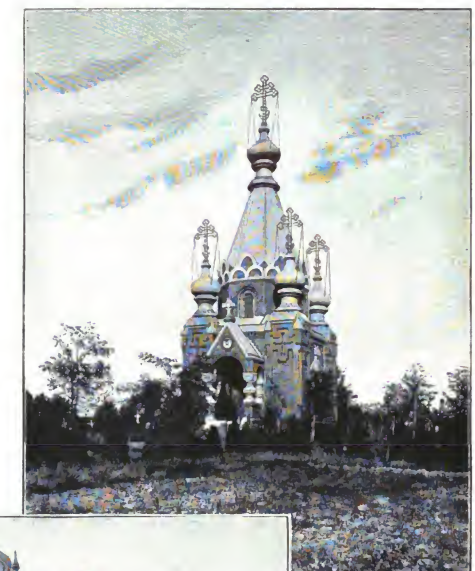


Musik beim Kohlenfest

Die russische Kirche und das Kaiser Alexander-Heim bei Tegel.

Nach Amateuraufnahmen von Otto Hasselkampf in Potsdam.

Die russische Kirche bei Tegel, dem bekannten Berliner Vororte, ist auf Veranlassung und aus den Mitteln des Großfürsten Wladimir errichtet worden. Von einem Berliner Architekten in russischem Stil erbaut, trägt sie eine Haupt- oder Mittelkuppel und vier Eckkuppeln. Der Gottesdienst wird regelmäßig an Sonn- und Feiertagen abgehalten, ebenso in der russischen Botschaftskapelle zu Berlin, während in der russischen Kapelle bei Potsdam ein Gottesdienst nur zeitweise stattfindet. Die Tegeler Kirche liegt inmitten des russischen Friedhofs, der bisher nur mit einer geringen Anzahl von Gräbern belegt ist, und dessen übriges Terrain zu landwirtschaftlichen Zwecken verwendet wird. In unmittelbarer Nähe, nur durch eine Straße getrennt, befindet sich das Kaiser Alexander-Heim, dessen prächtige Fassade weithin durch die baumlose Gegend leuchtet. Dieses Gebäude dient hauptsächlich wohlthätigen Zwecken und neben der Wohnung für den Geistlichen sind Räume zum vorübergehenden Aufenthalt ärmerer Russen geschaffen.



Die russische Kirche.

Das Kaiser Alexander-Heim.

Zwei ungarische Schönheiten.

Phot. Aufn. von Professor Kollers Nachfolger in Budapest.

Im frühen Mittelalter entstand in Spanien der Glaube an das blaue Blut (Sangue azul) der Aristokraten. Das braune Volk sah die blauen Aederchen unter der weißen Haut der sie beherrschenden Abkömmlinge der Goten und folgerte, daß durch die Adern seiner Großen blaues Blut fließen müsse. Seither sind tausend Jahre vergangen, und Europa hat große Umwälzungen erlebt, von denen sich vielleicht die größte unter dem Zeichen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ vollzogen hat. Aber die ererbte Vornehmheit hat alle Stürme überdauert, noch immer spielt das „Blaue Blut“ eine große Rolle in der Gesellschaft. Aehnliche Gedanken regt das von uns wiedergegebene Porträt einer ungarischen Aristokratin an. Ungesucht, fast einfach und doch im höchsten Grade vornehm repräsentiert sich die junge Dame im glatten schwarzen Kleide, mit einem goldenen Lorbeerzweige im Haar. Diese goldenen Blätter geben dem schönen Kopfe ein fast klassisches Gepräge. Gräfin Irma Chotek, die unser Bild darstellt, ist eine geborene Gräfin Ráday. Ihr Gemahl, Graf Rudolf Chotek, besitzt ausgedehnte Güter in Ungarn, auf denen große Jagden abgehalten werden, an denen auch Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger in Oesterreich-Ungarn, oft teilgenommen hat. Viele Leser werden sich bei dieser Gelegenheit wohl der Gräfin Sophie Chotek erinnern und meinen, daß der Erzherzog hier diese Dame kennen lernte. Das ist aber nicht der Fall. Gräfin Sophie gehört nicht der ungarischen, sondern der böhmischen Linie des Hauses an und lebt seit Jahren als Hofdame bei der Erzherzogin Isabella in Preßburg. Die Chotek zählen zum ältesten böhmischen Adel; in den Grafenstand wurden sie von Kaiser Karl VI. im Jahre 1723 erhoben, zu Reichsgrafen durch Maria Theresia 1745. Das Haupt der Familie ist erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Auch bei Hofe steht ihm eine Erbwürde zu.



Gräfin Irma Chotek.

Es ist ein Verdienst des derzeitigen ungarischen Unterrichtsministers Dr. Wlassics, die Frauen zum Universitätsstudium zugelassen zu haben. Als Vorbereitung hierfür wurden in Ungarn die Mädchengymnasien errichtet, von denen das in Budapest bestehende seinen Schülerinnen im Laufe des vergangenen Jahres Gelegenheit bot, ihre Kenntnis der klassischen Sprachen in Form einer Theatervorstellung vor geladenen Gästen zu zeigen. So wurden zum Vortrag gebracht Bruchteile aus einer Tragödie des Seneca in lateinischer und ein Teil der sophokleischen Antigone in der griechischen Ursprache. Die junge Dame auf unserm Bilde gab die Hauptrolle, die „Antigone“, zur höchsten Zufriedenheit des dankbaren Auditoriums. Wohl hat unser Bild

auf die tragische Rolle der Antigone keinen Bezug, doch können wir uns in seinen schönen, klassischen Linien ganz gut die edle Königstochter vorstellen. Das ist ein Verdienst der schönen Trägerin des einfachen und doch so malerischen klassischen Gewandes, aber auch des photographischen Ateliers, dem wir im Laufe der Jahre manches schöne Frauenbildnis verdankten.

M. H.



Käse.

Von

Hermann Schelenz.

„Zarathustra soll in der Wüste dreißig Jahre lang von Käse gelebt haben, der durch Einlegen in Essig und Thymian so zubereitet war, daß man ihm sein Alter nicht anmerkte.“ Die Nachricht, die der vertrauensselige Plinius überliefert, wird der freundliche Leser vermutlich mit demselben Bedenken entgegennehmen, wie die, daß Johannes der Täufer in der Wüste sein Leben mit Honig und Heuschrecken gefristet hat. Der Physiologe aber wird unter der Voraussetzung, daß der große baktrische Religionsstifter, dessen Anschauungen im Christentum teilweise Wiedergeburt fanden, nebenbei ein primitives Brot aß oder, unsern Vegetarianern gleich, Körner kaute, die erste nicht für ganz unglaublich ansehen. Er weiß, daß beispielsweise die Sennen auf weltfernen Alpen im Grunde nur von Käse und Brot lange Monate hindurch leben, er weiß, daß Käse den für die Bilanz unsers Stoffwechsels nötigen Stickstoff in konzentriertester, dabei leicht assimilierbarer Form, außerdem Fett dem Menschen darbietet. Er bedarf nach den klassischen Untersuchungen von Liebig, Voit und andern täglich etwa 80 Gramm Fett, 450 Gramm Kohlehydrate (wie sie uns fast rein der Zucker, in üblichster Form Brot bietet) und 120 Gramm Eiweiß, und er bestreitet den Bedarf an letzterem, das uns heute vorwiegend interessiert, durch den Genuß von 272 Gramm Käse, 520 Gramm Erbsen, 538 Gramm fettarmem Fleisch oder 905 Gramm, entsprechend etwa 18 Stück Eiern.

Nicht nur das Leben schenkt die Mutter dem Kinde, sie fristet es ihm auch dadurch, daß sie ihm „Nahrung giebt“. Mutterliebe wird dazu getrieben haben, Ersatz für diese ideale Nahrung — denn Milch allein vereinigt alles in sich, was der Mensch, wenigstens in den ersten Lebensjahren, zu seinem Aufbau braucht — zu suchen, und Selbsterhaltungstrieb zwang, diesen Ersatz in dauernde Form zu wandeln. Das Tier, das er sich unterthänig machte, damit es ihn und seine Habseligkeiten trug, spendete ihm Milch. Noch jetzt dient ja dem Steppenbewohner das Pferd zwiefältig; dem Lappen das Ren, dem Araber das Kamel, dem Armen selbst unsrer Kulturländer, ganz wie in Urzeiten, das Rind, auf das wie Aristokraten die Produkte raffinierter Viehzucht, die Milchkuhe der nordischen Marschen und der saftigen Alpenwiesen und die riesigen Mastochsen herabschauen. Das Sauerwerden der Milch zwang zu Versuchen, die entstehenden Ausscheidungen nutzbar zu verwenden, Käse daraus darzustellen, den ersten Schritt im Gebiete landwirtschaftlichen Gewerbes zu thun. Ein gewisses Raffinement, die Sucht, den Gaumen zu kitzeln, dürfte später erst den Menschen an den Genuß von Käse gewöhnt haben, der,



Fräulein Pollatschek als Antigone.

durch langes Liegen „gereift“, die Nase durch das Auftreten flüchtiger, nicht eben wohlriechender Zersetzungsprodukte beleidigt und dessen Darstellung eine altverbürgter ist.

Nicht lange hält sich die Milch, nachdem sie die absondernden Organe verlassen hat. Sie enthält, je nach der Herkunft, in 1000 Teilen 16—55 Käsestoff und 12—84 Butterfett, beide in unnachahmlicher Weise in der Molke verteilt, die in 800 Teilen etwa 40 (Milch-)Zucker und 2 bis 8 Teile Salze gelöst enthält. Letztere bestehen vornehmlich aus für den tierischen Organismus, und zwar für den Ausbau der Knochen unendlich wichtigen phosphorsauren Verbindungen. In der Milch vermehren sich die nur durch sorgsamsten Verschluß abzusperrenden kleinsten Lebewesen, von denen die Neuzeit so viel spricht, daß nachgerade bange Angstmeier, uneingedenk der Sirachschen Weisheit: „Traurigkeit tötet viele Leute und dient doch nirgends zu“, in einer Art gegen sie Schutz suchen, die auf ein Haar dem Glaskasten des gewitterstutzigen mecklenburgischen „Dörchläuchting“ gleicht, auf ganz ungeheure Art. Aus dem süßen Lebenstrank wird gärendes Gift, dessen Genuß zahllose Pfleglinge unaufmerksamer, pflichtvergessener Hüterinnen mit dem Leben büßen müssen, trotzdem lange Erfahrung die richtigen Wege weist, Männer der Wissenschaft der Natur ihre Geheimnisse ablauschten und ihre Entdeckungen aller Welt zum Schutz und zur Warnung preisgaben. Rahm, Sahne, Schmand (aus dem slavischen smietana), „Matte“ sammelt sich zu „Obers“ an, und, von der entstandenen Säure beeinflußt, sondert sich der Käsestoff, der Quark, die Matte ab. Bald lernte man, letztere Abscheidung durch den Zusatz „labender“ Substanz, durch Labmagen des Kalbes, durch Labkraut oder Cardone-Artischoke, die bei der Darstellung des Cacio di Viterbo verwandt wird, zu erzwingen. Wie in Urzeiten verfährt man noch im fin de siècle. Man sondert den aus saurer Milch „geschlipperten“, freiwillig oder aus süßer Milch durch Zusatz des Labstoffes ausgeschiedenen Käsestoff zugleich mit dem mitgerissenen Butterfett durch Durchseihen von der Flüssigkeit und ißt ihn, wie beispielsweise im Norden in nachahmungswerter Weise, frisch als „Dickmilch“, mit einem Zusatz von Zucker und Brot, oder, wie in Teilen von Mitteldeutschland, als Weichkäse oder Quark, mit Schnittlauch gewürzt, oder mit frischem Leinöl zu Brot; oder aber man bringt ihn, durch starkes Pressen möglichst von der Molke befreit, in Formen, die jahrhundertelang peinlichst festgehalten wurden. Diese läßt man unter gelegentlichem Anfeuchten mit den verschiedensten Brühen, einen oft Jahre währenden, fäulnisähnlichen Gärungsprozeß durchmachen, technisch gesprochen: man läßt „Dauerkäse“, der in kleinem Raum eine Menge Nahrungsstoff birgt und mit entsprechender Vorsicht lange verwahrt werden kann, „ausreifen“. Beiläufig gesagt, ist dieser Reifungsprozeß und der Geschmack an solchem ausgereiften Käse der uns unbegreiflichen Gewohnheit der Chinesen, nach unsern Begriffen „schlecht“ gewordene Eier zu essen, an die Seite zu stellen. Im Reiche der Mitte und in Japan gehört übrigens auch ein Käse, der aus Hülsenfrüchten, und zwar in erster Reihe aus den auch uns bekannten Sojabohnen dargestellt wird, zu den Lieblingsspeisen.

Nicht nur die Art der, wie ich oben zeigte, sehr verschieden zusammengesetzten Milchsorten beeinflußt die Natur des Käses ganz unendlich, sondern noch mehr die Art seiner Behandlung und Nebenumstände, die, zuerst wohl zufällig, später mit Vorbedacht herbeigeführt, manchem schlichten Produkte landwirtschaftlicher Thätigkeit eine Art Weltruhm erobern halfen. Schon zu Plinius' Zeiten waren Schweizer Käse berühmt, die sicher wie jetzt als äußere Kennzeichen die Löcher aufwiesen, die ihren Ursprung gasigen, von der zähen Masse zurückgehaltenen Gärungsprodukten verdanken. Man schätzte Käse von Luna im heutigen Toskana, in Broten von tausend Pfund vorkommend; man bereitete eine besondere Art von Ziegenkäse in der Weise, daß man ihn, dem Weine ähnlich, räucherte; man würzte andern in der Art wie des Zarathustra Speise, und Nachahmer des Lukullus wogen gallischen Käse, trotzdem er fast wie Arznei, also vermutlich schlecht, schmeckte, als Delikatesse mit Gold auf. Von deutscher Käsebereitung erfahren wir erst zur Zeit Karls des Großen, von Glarner Schabziegerkäse im dreizehnten Jahrhundert. Dem Zufall sicher verdankt der französische Roquefort seine berühmten Eigenschaften. Er wurde in Felshöhlen aufbewahrt, in denen sich üppige Kulturen von Schimmelpilzen befanden. Ihre Sporen fanden auf dem Käse erwünschten Nährboden, verhalfen ihm zu seinen charakteristischen grünen Flecken, aber unter dem Einfluß ihres Stoffwechsels auch zu dem scharfen, prickelnden Geschmack. Sie wurden zum Wohlthäter der Ortschaft, denn alle Versuche, ähnliche Reifungsbedingungen künstlich herbeizuführen, haben zu befriedigenden Resultaten nicht geführt. Nebensächlich ist die rote Decke des Edamer und die gelbe Farbe des Holländer und holsteinischen Käses. Erstere ist lediglich, letztere für gewöhnlich Kunstprodukt.

Eselinnenmilch — jetzt kauft sich die junge Schöne Mandelmilch! — sollte dem Körper die Reize der Jugend bewahren. Aus dem Grunde führte Neros Gattin, die ebenso schöne wie sittenlose Poppaea, auf ihren Reisen einen Troß von 500 Eselinnen mit sich, um sich täglich in deren Milch zu baden. Der Milch andrer Tiere wurden heilkräftige Eigenschaften der verschiedensten Art beigemessen. Man rühmte sogar Schweinemilch als Mittel gegen mancherlei Weh, und die Arzneibücher des siebzehnten Jahrhunderts zählen noch ein halbes Dutzend Milchsorten auf, die die damaligen Apotheken zu Heilzwecken anzuschaffen gezwungen waren.

Man schätzte seit uralter Zeit Milch als Mittel gegen eine Menge von Giften, man ahnte aber auch, daß manche Krankheit sich durch Milch weiter verbreitete, daß das Kind nicht nur Segen mit der Muttermilch einsog, sondern auch Fluch. Erst der Neuzeit blieb es vorbehalten, Beweise für diese Annahme beizubringen.

Wie von der Milch, so dachte man auch vom Käse. Frisch sollte er dem Magen besonders wohl thun, mit Honig gemischt aufgestrichen, sollte er blaue Flecken ausheilen; die mittelalterliche Medizin wandte ihn an, um Gichtknoten zum Abschwellen zu bringen, und im Gegensatz zu diesen Heilwirkungen hörte man häufig genug von Vergiftungen durch Käse. So eingehend man die Zersetzungsprodukte fauliger Gärung und die des Reifens des Käses studiert hat, so kennt man die Umstände, unter denen sich die giftigen sogenannten Fäulnisalkaloide bilden, nicht zur Genüge, um sich dagegen völlig zu schützen.

Plinius kennt schon das noch jetzt empfohlene Hausmittel, Milch auf etwaige, also auch zu seiner Zeit schon geübte Wässerung zu untersuchen. Ein Tropfen guter Milch bleibt auf dem Fingernagel geschlossen stehen, „getaufte“ Milch fließt ab. Ein Kennzeichen guten Käses ist ihm und dem modernen Chemiker unbekannt. Er kann mit Leichtigkeit nachweisen, ob dem Käse zu seiner „Beschwerung“ pulverförmige Stoffe zugesetzt sind, ob er „mager“, das heißt aus abgerahmter Milch hergestellt ist, ob ihm nach dem von Amerika gegebenen Beispiel statt des fehlenden Butterfetts billiges Margarin zugesetzt ist; ob er „gut“ ist, das zu entscheiden, gehört vor das Forum der Physiologen und der Jünger Brillat-Savarins oder Merkurs, deren wichtigstes Studium der Geschmack des laufenden Publikums ist.

Vor kurzer Zeit noch gehörte das Gebiet der „Milchwirtschaft“ lediglich der Frau. Auch dieses mußte sie dem Manne abtreten, um ihm andre streitig zu machen, die viel weniger zum Hause, ihrer ureigensten Domäne, ge-

hören. Das Ressort der Bäuerin, der Stolz selbst der Gutsbesitzersfrau war die Milchverarbeitung. Die Hausfrau auf dem Lande versorgte mindestens den eignen Haushalt mit Butter und Käse und strich den Erlös für einen etwaigen Ueberschuß selbst ein. Seit etwa zwei Jahrzehnten hat sie es bequemer. Sie schickt die Milch in die von „Meieristen" geleiteten Genossenschaftsmeiereien und bezieht von dort gegen Entgelt die fertige vorzügliche Butter, wenn sie sich nicht mit billigerer Margarine begnügt, und das Geld für die Milch fließt in die Tasche des Eheherrn.

Eine große Menge wertvoller Nebenprodukte der Milchverarbeitung geht für das Volk ungenutzt verloren. Die Buttermilch, besonders im Sommer ein ersehntes Labsal des Städters, lohnt oder verträgt den Transport nicht und wird deshalb zum Futter der kleinen Grunztiere entwürdigt. Nicht viel besser geht's der abgerahmten Milch. Erst die Möglichkeit der Veredelung des aus ihr dargestellten Magerkäses durch Margarine macht sie zu besser bezahlter, begehrterer Handelsware. Viel fehlt aber dem Käse noch zur Würde des Volksnahrungsmittels, damit auch der Milch zu vollkommenster Ausnutzung. Der Grund dazu liegt wohl nicht zum geringsten Teil in dem Vorurteil seiner schweren Verdaulichkeit. Zwar schätzt ihn der Gastronom als verdauungbeförderndes Schlußgericht nach üppiger Mahlzeit oder als appetitreizendes hors d'œuvre vorher genossen, das Volk aber hält sich im allgemeinen daran, daß „Käse zwar morgens Gold, abends Blei" sei. Würde man dem Magen die oben gedachte Menge Käse auf einmal zumuten, so würde er sich allerdings wohl gegen ihn auflehnen; ihn aber als Speisezusatz, wie in Italien, wo die Schale mit geriebenem Käse auf keinem Tisch fehlt, als Belag auf Brot, in Gestalt von Käsekuchen und so weiter geben, kann keineswegs, selbst bei Kindern, bedenklich erscheinen.

Wie nähme es sich wohl aus, wenn aus dem seltenen, gern aufgenommenen Gast ein täglich erscheinender Hausfreund würde? Ein kurzes Rechenexempel giebt darüber Aufschluß. Verspeiste man tagsüber wirklich 272 Gramm Käse als nötige Eiweißmenge, so kosteten die im Jahre nötigen 109 Kilo zu einem noch dazu viel zu hoch gegriffenen Einheitspreis von 1,60 Mark (thatsächlich ist für die Zwecke der Ernährung genügender Käse etwa viermal so billig zu schaffen) rund 174 Mark. Der ebenso berechnete Fleischbedarf beliefe sich, das Kilo in Ansehung von Knochen und Sehnen ebenso hoch berechnet, auf gegen 300 Mark, die nötigen 6570 Eier auf 459 Mark!

Wie hoch sich der Bedarf Deutschlands und andrer Länder an Käse stellt, ist nicht statistisch festgestellt, doch über seine Stellung in der Küche giebt Webers Kochlexikon etlichen Aufschluß. Unter 25 Käsespeisen stehen 8 unzweifelhaft englische Gerichte obenan, Italien und Deutschland folgen mit je 6, die Schweiz mit 3, Holland und Böhmen mit je einem Gericht. Zuverlässiges kann man aus den Zahlen nicht herauslesen, ebensowenig aus den folgenden. In 1000 Kilo ausgedrückt, führten vor einigen Jahren

	ein:	aus:
Deutschland	8 271	1 359
Frankreich	6 087	37 734
Schweiz	1 382	25 999
Großbritannien	97 411	?
Holland	?	24 000
Italien	12 349	5 032
Oesterreich	2 206	386
Ver. Staaten von Nordamerika	?	44 000

Zieht man noch in Betracht, daß England, trotzdem die Grafschaft Chester von ihrem vorzüglichen Käse jährlich 11 bis 12 Millionen Kilo herstellt, doch noch so viel einführt, so muß man zugeben, daß uns unsre Stammverwandten jenseits des Kanals in der Wertschätzung der vorzüglichen Eigenschaften des Käses weit überragen. Auch die andern Zahlen geben zu denken.

Die folgende Zusammenstellung dürfte, sagen wir, die soziale Stellung des Käses klarlegen. Wir Deutschen gedenken seiner nur, um gewissen Gesprächsstoffen den richtigen Platz während Tisch anzuweisen. Anrüchig gehören sie zum übel duftenden Käse. Nicht besseres Licht wirft die einzige sprichwörtliche Redensart des sprachverwandten Schweden auf ihn. Er zahlt jemand alten Käs (gamla ost) heim, das heißt, er rächt alterfahrene Unbill. Aehnlich wie wir bezeichnet unser gallischer, bezüglich der Ausfuhr auf dem Kontinent am höchsten stehender Nachbar den Zeitpunkt ausgelassener, weinseliger, die Worte nicht mehr sorgsam wählender Ungebundenheit bei Tisch mit entre la poire et le fromage, und von dem Mädchen, das vergaß, daß, um mit Schiller zu reden, der Wahn kurz ist, sagt er elle a laissé aller le chat au fromage. Wie anders spricht der Italiener von seinem in jeglicher Gestalt und in seinem „giardinetto" sogar im Verein mit Obst und Kuchen verschmähten Hausfreund. Il confessa il cacio, er bekennt sich zu seinem Freund, das heißt, er sagt getreu die Wahrheit. Il cacio gli casca sui maccheroni: das Erscheinen eines hilfreichen deus ex machina kann er nicht besser vergleichen als mit dem Käsezusatz, der ihm unverhofft seinen andern Freund, die Maccaroni, würzt. Der Käsegenuß, ha mangiato cacio, verwirrt ihn so, daß er wahr und falsch nicht unterscheiden kann: er irrt sich. Er ist mit seinem Freunde come cacio e pane, ein Käse und Brot, ein Herz und eine Seele!

Vielleicht tragen meine Worte dazu bei, den Käse aus der Atmosphäre der abgegessenen Tafel hinaufzuheben in die Gemeinschaft des täglich erbetenen treuesten, unentbehrlichsten Freundes, des Brotes.



Wenn der Tag zur Rüste geht.

Von

H. Abt.

Garten — so nannten ihn die alten Weiblein, die des Lebens Woge nach allerhand Sturm und Unrast hierher an stillverlorenen Strand gespült — ins Sankt-Franziskusspittel für ehrsam-unbescholtene Wittfrauen. Garten — jawohl, Gottes Garten, drein Menschensaat gesenkt, dem Auferblühn der Ewigkeit entgegenkeimend. Unter den rasenüberwucherten Hügeln, die dicht aneinandergedrängt den mauerumfriedeten, viereckigen Raum ausfüllen, liegen sie eingebettet, Staub zum Staube gesellt, all jene, die Jahrhunderte zurück abseits von Lärm und Sündhaftigkeit der Welt hier ihrer Seelen Heil, ihres Lebens Frieden gesucht, die frommen Mönche vom Orden des heiligen Franziskus. Die schwarzen Holzkreuze, die vordem die Gräberreihen gekennzeichnet, liegen längst vermodert und vermorscht, über den Hügeln schwankt Riedgras mit seinen hohen Halmen, darunter wuchert, von Bienen übersurrt, der wilde Thymian, und zwischen den Furchen schimmert's um die Maienzeit hervor und duftet süß von Veilchen. Und die Sonne, die nicht die dicken Mauerwände des uralten einstigen Klosters zu durchdringen vermag, hier über dem stillen, grünen Rasenwinkel lacht und leuchtet sie den ganzen langen Sommertag. Drum sitzen sie gern hier außen, die alten Weiblein, denen nach Aufhebung des Klosters städtische Barmherzigkeit allda ein Asyl aufgethan. Viel Neuerungssucht hatte bei dieser Umwandlung sich nicht geltend gemacht. Wozu auch? Was lange Menschenalter hindurch für gottgefällige und hochgelahrte Mönche gut genug gewesen, würde wohl auch noch für die letzte, kurze Erdenspanne eines Häufleins einfältig armseliger Weiber taugen.

Freilich waren die Zellen gar eng und niedrig, aber doch gab's zwischen dem buntwürflig bezogenen Bett an der einen und der Truhe oder dem Schrank an der andern Wandseite hindurch noch einen schmalen Gang zu dem erhöhten Fensterplatz mit dem eingemauerten Steinsitz. Und wenn über dem kleinen Schiebefenster ein Fähnchen buntes oder weißes Vorhangzeug festgemacht war und auf dem Sims ein Stöcklein Rosmarin oder Zitronenmelisse stand, hatte es sogar ein ganz freundliches Ansehn. Ein bei weitem freundlicheres Ansehen, als es vordem ihr Leben gehabt, wie manche der Alten fand, wenn sie so dasaß, ein Blatt der Zitronenmelisse zwischen den braunrunzeligen Fingern verreibend und in schon halb verschwimmendem Dämmer der langen Vergangenheit gedenkend, wo eines Mannes rauhe Hand auf ihr gelegen oder die Sorge um eine Kinderschar sie in rastlos schaffender Pflicht von Morgen zu Abend getrieben hatte. Im Winter freilich saß sich's nicht gar so behaglich im friedsam eignen Raum; die Zellen hatten keine Oefen, und es wäre auch kein Platz dafür gewesen, selbst wenn der Magistrat der guten alten Stadt Goslar Lust bezeugt hätte, solche hineinzusetzen. War auch besser so. Alte Weiber gehen nicht immer ganz vorsichtig um mit Funken und Feuer, und ein Brand ist leicht entfacht. Und legte man nur auf den Steinboden ein paar Decken aus alten Flicken, nagelte um die Thür ein paar Tuchstreifen oder einen schön dick geflochtenen Strohzopf, so ließ sich's schon leidlich aushalten; im Bett ist ja noch keiner erfroren. Und tagsüber saß man zusammen im großen ehemaligen Refektorium, wo der alte, mächtige Ofen aus grünen Kacheln stand und um den weiß gescheuerten Tisch in der Mitte jedwede ihren angestammten Platz und Stuhl hatte, die alte Lenken sogar einen mit Armlehnen und einem weichgepolsterten Lederkissen.

Sie nahm überhaupt so ihren besonderen Platz ein, die Witib des Grubenaufsehers Lenk; sie war die Seniorin in diesem Altweiberkonvent und hatte, ob auch innerhalb desselben die offizielle Titulaturwürde einer Oberin nicht bestand, sich doch ein gut Teil der Machtvollkommenheit einer solchen angeeignet. War da doch auch so mancherlei, wodurch die Witwe Dorothea Lenk in Vollerkenntnis eignen Wertes sich über die andern hinaufschätzen konnte. Zunächst ihr Alter, vierundachtzig Jahre. Und sollte nur mal einer sie eine gebrechliche Greisin nennen! Zu Fuß ging sie noch bis nach Oker, wo ihre jüngste Tochter verheiratet war, hin und zurück zu Fuß, den ganzen Weg von zwei und einer halben Stunde. Und wie sie noch wirtschaften und hantieren konnte! Sie hielt ja was drauf, daß auch die andern nicht schlampten, wenn so das wöchentliche Reinemachen ihnen oblag; aber wenn sie die Scheuerwoche hatte, da die Steinfliesen zu sehen, die reinlichkeitsduftenden Dielen mit der schlohweißen, feinknirschenden Sandschicht, die blitzenden, funkelnden Fensterscheiben! Und ihre Wäsche — blendend wie frisch gefallener Schnee. Es war ordentlich ein Jammer, Sonntags über das reine Hemd die Jacke anzuziehn. So ein Stündchen paradierte sie auch immer erst ohne Spenzer herum, das weißgrundige, buntgeblümte Halstuch in beinah koketten Falten unter den Hemdbund gesteckt, das breitgeplättete Zugband sorgsam zur Schleife gebunden, und aus den bis zum Ellenbogen fallenden Aermeln heraus reckten sich die Arme, als wollten sie's jedermann anschaulich machen, daß da noch straffe Sehnen und derbe Muskeln waren. Und dabei hatte sie zwölf Kinder zur Welt gebracht, und alle zwölf großgezogen und heutigentags noch am Leben und nun ihrerseits verheiratet und Väter und Mütter von Kindern und sie Großmutter von neununddreißig Enkeln. Da sollte einmal eine sich ihr gleichthun! Und sie war nicht etwa hier im Spittel, weil sie bei ihren Kindern kein Unterkommen gefunden hätte. Ei bewahre! Aber als ein paar Wochen nach der goldenen Hochzeit ihr Mann



Jaques Wagrez

Präludium.



gestorben war, und sie, nachdem das Begräbnis vorüber und die Kinder, die zu demselben von Zellerfeld, Hahnenklee, Braunlage und Oker gekommen waren, wieder heimgekehrt und sie nun allein saß in der Stube, so ganz allein, da war's ihr mit einemmal gar eigen zu Mute geworden, so traumhaft, schlummerhaft geruhsam, so ein seltsam wohlig Gefühl, nun allerwege Zeit zu haben, um keinen mehr sorgen, um keinen mehr hasten zu müssen, so ganz für sich nun dasitzen zu können und simulieren und duseln und sich regen, wie ihr gerade die Lust stand.

Und da ging just draußen der Bürgermeister vorbei, bei dem sie Jahre hindurch zum Waschen und Reinemachen geholfen. Er nickte, blieb stehen und sprach durch das offene Fenster ein paar freundlich tröstende Worte zu ihr. Dann gab so eine Rede die andre, und zwei Monate später hatte Frau Dorothea Lenk ihren Einzug ins Witwenspittel gehalten.

Neun Jahre war das nun her, ja, ja — und dünkte ihr, als wär's eben erst gestern gewesen, daß sie ihren Rundgang gehalten durch die neue Heimstatt. Von Zelle zu Zelle, die Inwohnerinnen begrüßend mit Wort und Handschlag. Dann hinein in den öden, kalten Kapellenraum. Ehemals mochte wohl an den Wänden, von denen die Tünche blätterte, allerlei frommes Bildwerk zu schauen gewesen sein, über dem Steinaltar eine gestickte Decke gehangen und darauf manch güldenes Meßgerät gestanden haben, doch solcherlei Kostbarkeiten hatten die Mönche sorgsam mit sich geführt, da sie das Kloster verließen. Zurückgelassen hatten sie nur einen uralten, hölzernen Heiligen, ein paar verrostete eiserne Daumschrauben und ein zerschlissenes, schnörkelhaft gedrucktes Vigilienbuch. Das lehnte nun zusammen in einer Ecke und konnte als besondere Rarität gezeigt werden, wenn sommers vom Kaiserhaus herab die Touristen kamen und ein Interesse bezeugten, sich im Vorübergehen auch diesen alten Bau mal anzusehn.

Von der Kapelle war's in die Küche gegangen. Hm — die hatte ja ein ganz leidlich Aussehen; fürs Profane hatte der Magistrat entschieden mehr ausgegeben als fürs Geweihte. Auch in Hof und Waschhaus sah's manierlich genug aus, und wo's mit der peinlichen Ordnung doch ein bißchen haperte, da würde die Dörte schon bald den richtigen Zug dahinter bringen.

Zuletzt hatte sie die alte, eisenbeschlagene Thür aufgeklinkt, die hinein in den Garten, den stillen Garten Gottes führte. Drin blieb sie stehen und beschattete die Augen mit der Hand, während hinter ihr ächzend und kreischend die Thür sich in den Angeln zurückdrehte. In Hof und Haus war's schattig gewesen und schon herbstliche Kühle; hier flimmerte mit einemmal sonnengoldige Helle und schmeichelte warme Sommerluft.

Die Dörte atmete in langen Zügen, trippelte ein paarmal auf und ab und kauerte sich dann auf ein Häuflein Steine, das an der Mauer lag, nieder. Die Arme hielten die Kniee umschlungen, der Kopf wiegte ihr hin und her. Was das für ein Frieden hier war! Etwas raschelte ganz leis über ihr, und dann fiel's wie ein schwer klatschender Tropfen herab, einmal, noch einmal, gerade ihr in den Schoß — zwei große, vollreife Zwetschgen. Ein lautloses Lachen öffnete den Mund der Alten, wie sie langsam eine der Pflaumen voneinander brach und das goldbraune, saftglänzende Fleisch betrachtete. So gut war's ihr jetzt geworden, nicht einmal einen Finger zu rühren brauchte sie, ganz von alleine fiel's ihr in den Schoß. Sie bog den Kopf zurück und schaute mit einem Nicken hinauf zu dem Zwetschgenbaum, der seine Zweige über sie breitete. Was für ein schöner Baum und so über und über voll von Pflaumen!

Sie stand auf und streichelte mit den Händen an dem Baumstamm hin und her; dann strich sie auch ein paarmal über die Stelle, wo der Steinhaufen, auf dem sie gesessen, etwas unangenehm seine hartkantige Art fühlbar machte. Mit den Blicken maß sie dabei die Mauer ab. Ja, wenn da eine Bank stünde, grad unter dem Baum! Ihr Franz, der so was verstand, mußte ihr zum Frühjahr eine zusammennageln. Und das war dann ihre Bank, ihre ganz allein. Da durfte keine darauf sitzen, außer wenn sie's ganz ausdrücklich erlaubte.

*

Der Franz hatte zum Frühling eine Bank gezimmert, sie sogar mit grünem Firnis angestrichen, und die Dörte hatte es den Spittelgenossinnen, die bewundernd das fertige Kunstwerk umstanden, gleich in aller Freundlichkeit klargemacht:

„Vergönnen will ich's euch schon, manchmal drauf zu sitzen, aber meine Bank bleibt's, meine."

Ebenso unterließ sie diese Mitteilung nie, wenn wieder mal eine Neue ankam, die sie gebührend über die Gewöhnungen des Spittellebens unterrichtete.

Ja, es war in den Jahresläufen manch eine Neue hereingekommen; die Alten waren allmählich fast alle davongegangen, waren hinausgetragen worden im engen, tannenen Schrein.

Manch eine Neue war hereingekommen, und eines Tages auch die eine — die.

Die Lenken stand im offenen Thorweg und schaute die Gasse hinauf und hinab, ob nicht etwa ein paar Fremde in Sicht wären, die Lust bezeugen möchten, sich das alte Klosterspittel näher anzuschauen. Da kam ein Rollwagen dahergerumpelt und hielt vor der Thorfahrt still; breitbeinig stieg der Kutscher herab, zerrte eine alte Truhe vom Wagen, warf dieser einen vollgestopften Sack nach, zu dem noch ein altes, morsches Bettgestell sich gesellte, und streckte lachend die Arme aus nach dem Weiblein, das eingemummelt und zusammengeduckt neben ihm gesessen und dann ängstlich besorgt das Abladen verfolgt hatte.

„Na, Finzel-Karline, hopsa 'runter, immer losgesprungen!"

Und dann, ohne auf das entsetzte Aufkreischen, die verzweifelte Abwehr der Alten zu achten, hatte er, immer aus vollem Halse lachend, sie wie einen leichten Packen herabgehoben und zur Erde gestapft.

Aechzend, taumelnd stand sie da, mit den Händen nach dem Thürpfosten tastend, um an diesem einen Halt zu gewinnen.

„Ach du lieber Gott — ach du, Heinrich — und mein Stock — gieb mir doch nur meinen Stock — sei doch so gut, Heinrich.“

Der Mann wieherte auf. „Geht's denn gar nicht ohne Besenstiel, alte Hexe? Na, glückliche Reise auf den Blocksberg, und vergiß einmal das Wiederkommen.“

Er schwang sich wieder auf den Wagen, warf von da herab einen krückenartigen Stock der Alten hart vor die Füße, hieb mit dem Peitschenstiel auf den mageren Gaul und karriolte rasselnd von dannen.

Mühsam den gekrümmten Rücken bückend, hob die Alte den Stock auf; dabei murmelten ihre zitternden Lippen:

„Jetzt könnt ihr mir ja schon 's Leben gönnen, jetzt, wo ich euch keine Last mehr bin — keine Last mehr bin.“

Dann wandte sie sich der Lenken-Dörte zu, die steif und breit, mit untergestemmten Fäusten noch immer inmitten des Thorwegs stand.

„Schön guten Tag auch; Sie sind wohl auch dahier im Spittel? Vielleicht könnten Sie mir's zeigen, wenn Sie so gut sein wollen, wo ich untergebracht bin. Ich bin die Finzeln aus Grund, das heißt, nur dorthin verheiratet gewesen, gebürtig bin ich 'ne Goslarsche, und der Herr Pfarrer hat sich für mich verwandt, daß ich dahier angekommen bin. Witfrau Karoline Finzel, geborene Langelotz.“

Der Kopf des neuen Spittelweibleins zitterte beim Sprechen unablässig hin und her, ihre Stimme klang leis und zaghaft, als getraue sie sich nicht recht des Redens. Nun, da sie schwieg, ging's über ihr von tausend Falten und Fältchen durchfurchtes und zusammengeschrumpftes Gesicht wie ein ängstlich-neugieriges Lächeln und Fragen: „Nu red doch auch was zu mir — wer bist denn du?“

„Und ich bin die verwitwete Frau Dorothea Friederike Lenk, geborene Gießler.“

Kalt, ruhig, langsam war's gesagt. Dann schritt sie steifgetragenen Kopfes, gestrafften Rückens, wuchtig festen Schrittes in das Haus.

Die Neuangekommene aber hielt, an allen Gliedern bebend, mit beiden Händen ihren Krückstock umklammert.

„Die Dörte — ach, ach, ach, die Dörte.“

Drinnen im Refektorium drängten sich die andern um die Lenken.

„Die Neue, ist sie angekommen? Wer ist sie denn?“

„Meine Todfeindin, die mich einmal belogen, betrogen und bestohlen hat um mein Glück.“

Rufe des Abscheus und Entsetzens der aufs höchste gespannten Neugier klangen durcheinander.

„So eine? So eine Heimtückische? Wie hat sie denn das angefangen? Erzähl doch nur alles, Dörte, haarklein erzähl's.“

Die Dörte warf langsam Bröcklein um Bröcklein ihres Brotkantens in den Kaffeetopf.

„Erzählen mag ich's jetzt nicht. Aber belogen, betrogen und bestohlen hat sie mich — um mein Glück. Und ist dazumal meine allerbeste Freundin gewesen.“

Sie hatte es nicht erzählen mögen, die Dörte, — ja, konnt' sie's denn überhaupt noch? Hatte sie denn die Einzelheiten der alten Geschichte noch klar beisammen, noch volles Bewußtsein dafür, wie alles gewesen und gekommen war? Ei freilich wußt' sie's noch; so was vergißt sich nicht; so was trägt man einem nach bis übers Grab hinaus.

Ostern war's gewesen, zweiter Feiertag, da war sie mit der Karline, Langelotzens Karline, auf den Berg spazieren gegangen, sie, die Gießlers Dörte, ein junges Mädel und ein schönes Mädel, groß und stark, mit roten Backen und braunen Augen und um den Kopf den schwarzen Zopf in einen dicken Kranz gelegt. Die Karline war eine Flachsblonde, so ein spilleriges Ding, das immer nur so von unten heraufguckte, als wäre sie Gott weiß was für eine Schüchterne. Droben auf dem Berg hatten sie sich hingesetzt — es war ein warmer Tag, grad wie mitten im Sommer — hatten ihre gefärbten Ostereier hervorgenommen: jede hatte vier Stück, sie rote und die Karline gelbe, — und nun so recht drauf los gealbert, die Eier mit den Spitzen aneinandergeteppert und hell aufgekreischt, wenn eins zerbrach.

„Nu, das ist ja eine rechte Lustigkeit dahier; ist's denn da erlaubt, mitzuhalten?“

Zwei Bursche fragten's, die des Weges daher kamen. Zunächst hatte es nur ein verstärktes Gekicher gegeben, dann war die Erlaubnis, „mitzuhalten“, erteilt worden. Na, und wie's so geht und sich macht, nachher beim Heimweg, da hatte eine jede ihren Schatz. Der Dörte ihrer, das war der Finzels Wilhelm, die Karline hatte den Lenkens Franz, Grubenarbeiter waren sie alle beide. Und das war nun alles ganz gut und schön; Sonntags gingen sie zu vieren spazieren oder zum Tanz, und heiraten wollten sie sich auch. Bis es der Dörte einmal so ganz plötzlich durch den Sinn fuhr — der Wilhelm, ihr Wilhelm, der tanzte seit einiger Zeit viel öfter mit der Karline als mit ihr selber. Und die Karline hatte so eine Art, an der Schürze zu zupfen und nicht zu wissen, wohin sie den Kopf drehen sollte, wenn der Wilhelm zu ihr sprach — der Dörte wallte es siedend auf in Kopf und Herzen, aber sie schwieg und paßte auf. — Sie hatte nicht allzulang zu lauern. Das jährliche Bergmannsfest kam heran und abends der Tanz im großen Schützenhaussaal. Die Karline ging mit ihrem Franz und die Dörte mit ihrem Wilhelm, wie sich das so gehörte. Dann tanzte auch einmal der Franz mit der Dörte und der Wilhelm mit der Karline, und auf einmal waren die zwei aus dem Saale verschwunden.

„Ich will mich ein bissel draußen verkühlen,“ sagte Dörte zum Franz. Dann ging sie, nach den beiden Verschwundenen zu suchen.

Im Schützengarten, ganz hinten beim Schießstand, hörte sie's wispern und dann ganz deutlich dem Wilhelm seine Stimme:

„Ach was, die Dörte, die ist mir viel zu



Susse frères Éditeurs-fabricants.

Das Lavoisier-Denkmal in der Sorbonne zu Paris. Von A. Dalou.

barbarisch. Dir bin ich gut; ich bin selber ein Barbarischer, da paßt eine Stille wie du viel besser zu mir. Und nun thu doch nicht immer wieder so und geh her."

Nein, sie that nicht wieder so, die Karline; das Geräusch von Küssen folgte Dörte, indem sie, ohne die beiden zu stören, wieder nach dem Saale eilte. An der Thür lehnte der Franz und guckte ihr in seiner schwerfälligen Weise in das dunkelglühende Gesicht.

„Nu, hast dich verkühlt, du Hitzige? Arg wohl grad' nicht?"

Die Dörte sah ihn steif an, mit einem Blick, der kein guter war. „Dir freilich braucht's nicht heiß zu werden, läßt dir deine Arbeit von einem andern verrichten." Und dann trat sie dicht an ihn heran und zischte durch die Zähne: „Draußen hinter der Schießwand steht der Wilhelm und herzt und küßt die Karline."



Von der Pariser Weltausstellung 1900: Alt-Paris am rechten Seine-Ufer.

Der Franz starrte ein paar Augenblicke regungslos die Dörte an; in seinen Kopf gingen die Gedanken etwas langsam ein. Dann gab er sich so in den Schultern einen Ruck — er war ein langer, etwas schlottergliedriger Bursch —, drückte die Fäuste an die Schenkel fest und sagte: „So ein Hund — so ein miserablichter — dem hau' ich die Knochen entzwei" — und ging ganz langsam hinaus.

Die Dörte blieb wartend an der Saalthür stehen. Nach einer Viertelstunde kam der Franz zurück. Er sah aus, als wär's auch ihm arg heiß geworden, und an dem schwarzen Bergmannskittel saß nicht mehr alles so adrett wie vordem. Er trat vor die Dörte hin.

„So, dem ist nun der heutige Tag angestrichen, rot und blau. Und nun,

Von der Pariser Weltausstellung 1900: Frankreich unter Karl dem Grossen. Von Lenoir.

was meinst, wollen wir zweie uns noch einen vergnügten Abend machen?“

„Ei freilich,“ sagte die Dörte und lachte grellhinaus.

Sie tanzten beide drauf los und waren lustig, so von einer aparten, ungebärdig-lauten Art von Lustigkeit. Franz bestellte immer aufs neue Bier und, wie's nach Mitternacht kam, heißen Grog, und dann hatte er seinen Arm um die Dörte gelegt.

„Weißt, Dörte, mit der Karline und mir, das ist nun aus, und mit dir und dem Wilhelm doch wohl auch — was meinste, wär's da nicht das gescheiteste, wenn wir beide uns zusammenthäten? Mir sollt's recht sein, wenn zu Michaeli die Hochzeit wär'.“

In der Dörte Gesicht wetterleuchtete es. „Mir sollt's auch recht sein.“

Der Franz lachte auf, und es klang, als ob's ein ganz richtiges, aus innerem Frohmut kommendes Lachen wäre.

„Schau, da ist ja nun die Sache wieder in Ordnung, nur, daß sich's umgedreht hat. Aber das ist mir grad' recht. Prost, Dörte, und Glück auf!“

Ein paar Tage später waren die Dörte und die Karline einander begegnet in der engen Gerbergasse, wo der schmale Steig am Wasser hin kein Ausweichen gestattet. Die Karline war jählings stehen geblieben, hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie umkehren, und dann der Dörte bettelnd, flehend in die Augen geblickt. Die kam ruhig, stetig vorwärts, und als sie hart an die Karline heran war, spie sie ihr mitten ins Gesicht und schritt dann schweigend ihres Weges weiter.

Von der Pariser Weltausstellung 1900: Gruppe am Eingang der Alexanderbrücke. Von Gardel

Zu Michaeli war sie mit dem Lenkens Franz getraut worden, und ein paar Wochen später hatten auch Wilhelm und Karline Hochzeit gemacht und waren nach Grund gezogen, woher der Wilhelm Finzel gebürtig war ...

Ja, so war das gewesen, und vergeben und vergessen hatte es die Dörte ihr Lebtag nicht. Sie hatte nicht allezeit daran gedacht, vielleicht Jahre und Jahre nicht, hatte es eigentlich auch recht gut getroffen mit ihrem Mann, aber darum vergaß man doch so was nicht. Ihre Todfeindin war die Karline und blieb's.

Die Dörte fühlte geradezu frisches Leben, neue Jugend durch sich hinströmen. Hei ja, jetzt war da doch was, das innerlich immer auf dem Trapp hielt, so eine Beschäftigung für die Gedanken und



[Vo]n der Pariser Weltausstellung 1900: Französische Abteilung auf der Esplanade des Invalides.

fürs Gemüt. Sie hatte nichts auszusetzen am Spittelleben, die Dörte, bewahre, sie freute sich des Geruhsamen, aber manchmal war's ihr doch schon beinah' der Ruhe ein bißchen zu viel gewesen, und es kam ihr so was wie Wehmut, daß sie doch eigentlich recht einsam sei. Aber das war nun vorbei, jetzt, wo man allerwegen seinen Gefährten hatte — den Haß. Und die Rachgier. Denn rachgierig war sie, ihre Vergeltung wollte sie nehmen an der Karline, so eine richtige, vollschwere Vergeltung. Die Dörte schüttelte sich ordentlich vor gruseligem Behagen, wenn sie so saß und sich in ihre Rache hineindachte. Wie sie's damit anstellen wollte, wußte sie selbst noch nicht, aber das würde ihr schon noch einfallen, so eine recht aparte Niedertracht.

Was für ein heimtückisches Vergnügen das für Dörte war, so im Hausflur aus der Ecke heraus aufzupassen, wenn die Karline beinah' auf allen vieren die steile Treppe zu ihrer obengelegenen Zelle hinankroch. Bei jeder dritten, vierten Stufe mußte sie ein Weilchen ausruhen und sich ganz schwindlig am Geländer festhalten. Und dann knarrten und knisterten und schütterten die Pfosten allemal derart, als müsse im nächsten Augenblick der ganze Treppenbau zusammenbrechen. Hui, die Dörte überlief's heiß und kalt in ihrem Lauscherwinkel — vor boshafter Wonne natürlich — wenn das nun wirklich einmal einen Krach und Einsturz gab — die Karline kreischte auf, schlug mit Armen und Beinen in die Luft und lag dann unter all dem schweren Gebälk,



Von der Pariser Weltausstellung 1900: Esplanade des Invalides.

Zunächst hatte sie ja schon die eine Rache, daß sie mit der Karline nicht sprach, überhaupt nicht that, als ob selbe auf der Welt sei. Und wie sie doch für alles, was diese that, Augen und Ohren weit offen hatte! Jeden kurzen, keuchenden Atemzug, jedes leise Aechzen hörte sie, wenn die Karline an ihrem Stock dahergehumpelt kam. So ein zusammengehutzeltes Häuflein Elend! Und war dabei um volle zwei Jahre jünger als sie, die Dörte. Aber ein schlechtes Gewissen, das drückt den Menschen ein, und gestohlenes Gut gedeiht im Leben nicht. Hatte etwa die Karline Segen gehabt von ihrem unrechtmäßigen Ehestand? Mehr Prügel hatte sie von ihrem Manne gekriegt als gute Worte, und ihre Kinder, was die für eine Art von Elternliebe hatten, das hatte ja der Heinrich zum Skandal der ganzen Gasse gezeigt. Ja, der Herrgott hatte schon allerhand Vergeltung geübt, und sie, die Dörte, ließ sich auch nicht um ihre Rache betrügen.

ganz voll Blut, zuckte noch ein paarmal hin und her, stöhnte und ächzte und war dann starr und tot — und aus weitaufgerissenen Augen stierte sie der Dörte gerade ins Gesicht ... Der fuhr's wie ein Schlag durch alle Glieder, und wie die Karline droben ihre Zellenthür hinter sich geschlossen, lief sie zur Treppe, an jeder Stufe mit den Fäusten rüttelnd, dann auch am Geländer hin und her reißend — nein, nein, das knarrte und schütterte nur, aber fest war das noch wie Eisen, da war noch für hundert und hundert Jahre keine Gefahr, daß was brach und einstürzte. Nein, da war nichts Ernsthaftes zu versehen; aber seinen gruseligen Spaß konnt' man doch dabei haben, wenn man immer so heimlich aufpaßte und lauerte — seinen Spaß und seine Bosheit.

Dann hatte wieder einmal das Reinemachen der Dörte obgelegen. Sie hatte geputzt und gescheuert wie stets, vornehmlich in der Kapelle, die, seitdem



Von der Pariser Weltausstellung 1900: Das deutsche Haus.



Monumentalschornstein der elektrischen Anlagen und norwegische Molkerei.

ihre Jüngste die schönen Sträuße aus Papierrosen für den Altar gestiftet, ihr besonderer Stolz war. Die Fremden, denen sie zuweilen als Führerin diente, hatten ihr auch eine weit ehrfurchtsvollere Würdigung des alten hölzernen Heiligen beigebracht, und die Daumschrauben hatten sich ihrer Beachtung als etwas höchst Schauerlich-Interessantes aufgedrängt, seitdem davor einmal ein Schullehrer einigen Schülern ein Stücklein finsteren Mittelalters demonstriert.

Mit so einem Ding da hatte man nun einen Menschen gefoltert und gequält, wenn er ein Unrecht begangen hatte oder auch nichts begangen hatte, bis daß er's eingestand. Erst nur so ganz sachte die Schraube zugedreht, das that weiter nicht arg weh, dann immer ein bißchen mehr und mehr und dann mit einemmal ganz scharf angezogen — das war ein Schmerz, den hielt keiner aus, da wurde der Stärkste mürbe und gestand alles ein, was man nur von ihm wissen wollte.

Wieder und wieder rüttelte die Dörte an der Schraube, aber die hatte der Rost ins Eisen eingefressen, da gab's kein Drehen und Bewegen mehr. Gescheuert und geputzt hatte sie auch schon daran, wer weiß wie viel, aber was half das! Da, wie sie das lange Eisen wieder in den Händen hielt, kam ihr plötzlich eine Idee — Petroleum, das frißt den Rost weg. Und nun begann ein Einreiben, Beträufeln und schließlich Hineinlegen in einen flachen Napf mit Petroleum. Und nach Verlauf einer Woche — da rührte sich die Schraube. Erst nur ein klein wenig, dann immer mehr, und endlich, ganz, ganz sachte hoben sich die Blättchen der Zange voneinander.

„Ei da, ei da!“ triumphierte Dörte und hüpfte vor Wonne ordentlich in die Höhe. Am Boden lag ein Stücklein Tannenast, so etwa von Daumensdicke, das hob sie auf, besah's hin und her und zwängte es dann zwischen das Eisen. So war das also gemacht worden! Das waren die Daumen — nun zugezogen die Schraube — da, wie's schon fest klemmte — ei, mußte das ein Schmerz sein — nun schrie der Gefolterte gewiß schon auf. Und wie hatte doch der Lehrer gesagt? „Wenn so ein Folterknecht dem Delinquenten besonders übel wollte, verstärkte er die Qual durch wechselweises Nachlassen und dann doppelt scharfes Anziehen.“ — Wenn so ein Henker einmal einen Feind unter die Folter kriegte, einen Todfeind, — nun, wie die Karline ihre Todfeindin war — ei, an dem konnt' er's auslassen. Wenn sie nun zum Beispiel hier die Karline hätte — zuerst stöhnte die nur so ganz leise — nun zog sie fester zu, da gab's schon ein kläglich Gewimmer, und jetzt — schschschsch — so ganz fix immer rum — war das ein Schrei, der ging durch Mark und Bein ... Ein bißchen mußt' nun gelockert werden, denn bei Bewußtsein mußte der Delinquent bleiben — aber nun wollte die Schraube nicht wieder zurück — die Dörte drehte und drehte, der Schweiß kam ihr auf die Stirn — am Leben Schaden nehmen durfte ja so ein Gefolterter nicht — und einen so langen Schmerz hielt eine gebrechliche Alte — den hielt die Karline doch nicht aus ... Ah, endlich rührte sich die Schraube wieder — noch einmal und noch einmal — da gab's ein Knirschen und leises Geprassel. Der Dörte sank das Folterwerkzeug aus den Händen. Nun hatte sie nach der falschen Seite angezogen und der Karline alle Knochen zerbrochen.

Eine Weile hielt das Bewußtsein sie ganz erstarrt: alle Knochen hatte sie der Karline entzweigebrochen! Scheu tastete ihre Hand wieder nach dem Marterinstrument; leise rieselte es von demselben zu Boden — das in Splitter zerquetschte Holzstückchen. Mit blödem Gesicht starrte Dörte auf das Splitterhäuflein, dann zog sich ihr der Mund voneinander, und ein Lachen, so ein kicherndes Lachen, als wär' sie ein albernes Ding von sechzehn Jahren, ward laut. Da hatte sie sich so in die Foltergeschichte hineinspintisiert, daß sie's genommen wie was Wahrhaftiges. So eine Rachgierige war sie, so eine Rachgierige.

Am nächsten Tage kam die Karline nicht zum Vorschein. Sie hatte wieder einmal das Gliederreißen.

„Diesmal hat sie's schlimm,“ sagte die Zellennachbarin, die der Kranken so viel als nötig beisprang. „Die ächzt und krächzt was zusammen, und die Füße dreht's ihr reineweg zu Klumpen. Wenn der Krampf einmal weiter 'raufzieht bis ans Herz, dann ist's alle mit ihr.“

Dörte rutschte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. Alle mit der Karline — das ging doch nicht an — die brauchte sie doch noch — für ihre Rachgier brauchte sie die noch. Sie lief hinaus, trippelte ein paarmal im Flur hin und her und nahm dann einen Lappen zur Hand. Das geschnitzte Treppengeländer — wenn da nicht immer gewischt und geputzt wurde, setzte sich der Staub fest, nicht mehr zum Wegkriegen. Sie begann an der Schnitzerei zu reiben, aber es mußte ihr heute sauer werden, alle Augenblicke stockte die Arbeit, und schließlich war ihr der Lappen entfallen, und sie saß unthätig auf der obersten Treppenstufe, den Kopf nach dem Zellengang hingebogen. Wie leises Wimmern und Stöhnen klang's von da her — und nun ein Aufschrei — so ein von grausamem Schmerz hervorgezwängter — Dörte sprang empor, lief ein paar Schritt den Gang hinauf und blieb dann schauernd stehen. So einen Schrei, accurat so einen, hatte die Karline ausgestoßen, als sie ihr die Daumschrauben angelegt. Das heißt, gethan hatte sie's ja nicht, nur so recht sich hineingedacht mit ihrer rachgierigen Bosheit. Aber jemand ein Leid, eine Krankheit anwünschen und anhexen, das gab's ja; wie — wenn sie, die Dörte, eine Hexe wär' und hätt's bisher nur selber nicht gewußt?

„Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name — dein Wille — dein — geheiligt — “

Da, nun konnt' sie auch das Vaterunser nicht mehr! Und drinnen schrie die Karline wieder auf — Dörte fuhr wie ein Kreisel rundum — was denn nur da thun, was denn thun? Den Doktor holen oder den Pfarrer — sie lief die Treppe hinunter, durch den Hausgang, auf die Gasse — den Pfarrer, den Doktor, sie wußte selber nicht, was sie wollte, was wohl das nötigste sei. Und dann stand sie mit einemmal drinnen im Laden — beim Fleischer. Ein

halbes Pfund Rindfleisch und noch für einen Sechser Knochen dazu, das gab eine gute, kräftige Brühe...

In der Küche schnüffelten die Alten um den Kochtopf der Dörte herum.

„Ei, Dörte, das riecht ja wie Kindtauf' und Kirmes; was hast denn du heut Feines?“

„Reis und Rindfleisch,“ erwiderte sie kurz und schöpfte bedachtsam aus dem Kochtopf in einen auf der Herdplatte stehenden irdenen Napf. Derselbe war zu zwei Dritteln gefüllt, als sie plötzlich innehielt, die Schüssel hochhob, betrachtete und mit böser Miene wieder niedersetzte — „Das ist ja meine nicht.“

Eine der Alten bog sich neugierig herzu. „Nee, das ist der Karline ihre; ich wollt' ihr ein paar Löffel Brotsuppe drin anbrühen.“

Dörte gab sich einen Schüttler, als habe ein Skorpion sie gestochen. „Der ihr Napf, d e r ihrer?! Keinen Löffel rühr' ich daraus an.“

Die andre stieß sie neckisch in die Seite. „I, die Karline nähm's wohl nicht übel, wenn sie's statt ihrer Brotsuppe kriegte.“

„Nu, da bring's ihr doch; sie kann ja meinen, ich schick's ihr aus alter Liebe,“ sagte die Dörte verächtlich höhnend und gab der Schüssel gleichsam mit den Augen einen Stoß.

Die Spittelgenossin riß die Augen ungläubig auf. „Du, ist's dir denn wirklich ernst? Hast dir so den Appetit dran verekelt? Dann möcht' ich's der Karline schon gönnen; gebrauchen könnt' sie was Kräftiges bei den Schmerzen. Sagen dürft' ich's ihr freilich nicht, daß du's gekocht hast, sonst könnt' sie meinen, du hast ihr was 'reingethan. Eine Angst hat sie vor dir, eine Angst —“

„Die kann sie auch haben,“ sagte Dörte ingrimmig.

Unschlüssig hob die andre die Schüssel empor. „Du — willst's wirklich nicht selber?“

„Kannst's meinetwegen auch in den Ausguß werfen,“ entgegnete Dörte schnöde, wickelte die Arme in die Schürze und trat vom Herd zurück, hiermit andeutend, daß für sie die Angelegenheit erledigt sei. Aber leise schleichenden Schrittes und mit Lauerblicken folgte sie der Heinzens Margret, bis diese mit der Schüssel in Karlinens Zelle verschwunden war. Und als drin die Karline wohl den ersten Löffel zum Munde führen mochte und staunen, woher ihr so was Gutes kam, trat ein lautloses Kichern auf Dörtes Lippen.

„Hihi, wenn die's wüßte, daß ihre Todfeindin das gekocht hat!“

Am nächsten Tage kam Karline wieder zum Vorschein. Ja, so eine kräftige Kost, die wirkt bei einem Kranken oft Wunder. Freilich kroch sie nur so an ihrem Stock daher, und der Kopf wackelte ihr, als wollte er reineweg vom Halse 'runterfallen. Aber sie war doch wieder da, und Dörte konnte der Zuversicht sein, daß die Feindin ihrer Rachgier noch ein Weilchen erhalten bliebe. Dörte konnte nun aber auch ihren Vorsatz ausführen, ihre Jüngste in Oker wieder einmal zu besuchen. Herzurichten gab's dafür ja eigentlich nichts, aber immerhin dauerte es noch acht Tage, bevor der Plan zur Ausführung kam. Dann aber stand sie eines Morgens, gerad' als Karline die Treppe herunter getappst kam, zur Reise gerüstet im Hausflur.

„Nu adjes,“ sagte sie zu den andern, die um die Wanderbereite herumstanden. „Passieren wird doch nichts, derweile ich fort bin. So um achte oder neune auf den Abend bin ich wieder zurück.“

Sie schüttelte den guten schwarzen Rock noch einmal zurecht, rückte an dem Kopftuch, faßte unternehmend den dicken Regenschirm und schritt, die Nase in die Luft gereckt, in den Hüften ordentlich leichtfertig sich hin und her wiegend, aus dem Thorweg.

Und so sah sie nun die Karline, die ächzend über den Hausflur kraxelte.

Das erste Stückchen die Gasse hinunter ging's noch in dem jugendhaft forschen Schritt, dann sagte sich ein wenig atemlos Dörte: „Ich hab' ja Zeit“ — und schlug eine gemäßigtere, eine recht gemäßigte Gangart an.

„Ich kann mich ja erst ein paar Minuten ausruhen,“ meinte sie, als sie so ein Viertelstündchen hinter Goslar war. Als sie nach Verlauf einer recht stattlichen Minutenzahl sich wieder zum Weiterwandern anschickte, war ihr mit einemmal so eine merkwürdige Schwäche in die Beine gekommen; es wollte nicht recht vorwärts gehen. In die Beine? Ach, so eine Dummheit; im Magen war's ihr schwach, essen mußte sie ein paar Bissen.

Und wieder gab's eine Rast am Wegrain, das Schmalzbrot wurde hervorgeholt und mit bekömmlicher Langsamkeit verzehrt.

„Na, Großmutter, schmeckt's? Wie wär's denn mit 'nem Schluck dazu?“

Ein des Weges kommender Tourist fragte es gemütlich und schwenkte seine am Lederriemen hängende Feldflasche der Dörte entgegen.

Die nickte und schüttelte zu gleicher Zeit.

„Ja, wenn's ein Tropfen Kaffee wär' — aber schnapsen, nee, nee, nee.“

Der Tourist lachte. „Na, ein guter Schnaps ist auch nicht zu verachten. Aber das ist noch was Besseres: Wein, so ein rechter süßer, kräftiger. Da, nur mal runtergetrunken, Großmutter; danach wird's Euch gleich zwanzig Jahre jünger ums Herz.“

Er hatte das Deckelglas von der Flasche geschraubt und hielt es gefüllt der Dörte hin, die sich zunächst noch ein wenig sperrte, dann die Hand ausstreckte, nippte, noch einmal nippte, dann einen ordentlichen Zug that und dankend den geleerten Becher zurückreichte.

„Wohl bekomm's!“ sagte der Spender, schulterte seinen Stock, begann einen flotten Marsch zu pfeifen und schritt rüstig seines Weges.

Dörte schaukelte die halbgespreizten Arme nach der flotten Melodie hin und her, in den Augen war ihr ein mutwillig Blinzeln, und die Lippen machten allerlei Versuche, sich zu spitzen und in das Pfeifen mit einzustimmen. Ja, das war ein guter Tropfen gewesen. Nicht zwanzig, nein vierzig, sechzig Jahre war's ihr mit einemmal jünger ums Herz, reineweg zum Singen und Tanzen und Springen. Nun sollt's aber vorwärts gehen nach Oker! Auf, aufstehn — na, hopsa, in die Höhe!

„Ach, du lieber Gott — ach, du lieber Gott,“ sagte Dörte, torkelte ein paarmal hin und her und setzte sich fein säuberlich wieder im Straßengraben zurecht.

Auf dem Apfelbaum, der seinen Schatten über die Ruhende breitete, saß ein Finkenpaar und schmetterte und pfiff; es klang fast wie ein Spottgesang unnützer Buben, aber die Dörte kümmerte es nicht; ihr war die Welt in Schweigen gesunken . . .

Ganz verwundert sich die Augen reibend, im Kopf ein seltsamlich Ticken und Pochen, schaute sie wieder um sich.

„Jemine, wär' ich da etwa gar eingenickt gewesen? — Wie spät mag's denn wohl sein?“ rief sie ein paar Frauen an, die mit Tragkörben auf der andern Wegseite gingen.

„Geht stark auf dreie,“ kam die Antwort zurück.

Ihr wurden vor Schreck die Glieder starr. Gleich nach neun war sie aufgebrochen, und jetzt — nee, nee, die Weiber hatten sich einen Spaß mit ihr gemacht.

„Du, wie spät ist's denn?“ schrie sie einen Jungen an, der eine Karre mit dürrem Holz vor sich herschob.

„Drei Viertel dreie hat's alleweil geschlagen.“

Drei Viertel dreie — also war's wirklich richtig — gute vier Stunden hatte sie im Chausseegraben ihr Räuschlein ausgeschlafen!

Mühsam arbeitete sie sich auf die Füße empor. Rundum ging's mit ihr, und so ein Hungergefühl hatte sie auch. Freilich, Mittag hatte sie ja bei der Anna in Oker essen wollen. Nach Oker — da kam sie ja heut überhaupt nicht mehr hin. Aber — mußte sie denn nach Oker? Mußte sie denn der Anna und denen nachlaufen? Die konnten ja zu ihr kommen, wenn sie eine Sehnsucht hatten. Darum hatte sie keine zwölf Kinder großgezogen, daß sie denen nun auf ihre alten Tage nachlief.

Mit grimmiger Energie stieß sie ihren Regenschirm auf, wandte den Fuß und schritt den Türmen Goslars wieder entgegen. Freilich — die im Spittel würden nun meinen, sie hab's nicht mehr schaffen können, den Weg bis nach Oker. Nicht mehr schaffen — lächerlich! Aber hatten die überhaupt was danach zu fragen, ob sie dort war oder nicht? Hatte sie einem Menschen Rechenschaft abzulegen darüber, was sie thun und lassen wollte?

„So, da wär' ich Gott sei Dank wieder daheim,“ sagte sie sich, als sie in ihrer Zelle auf dem Bettrand saß. Am liebsten hätte sie sich gleich ins Bett hineingelegt, aber das ging wegen der andern doch nicht an, und so machte sie sich denn auf, ihre Heimkehr kundzuthun.

„Ei, Dörte, bist denn du schon wieder retour? Das ist doch rein unmöglich!“ riefen ihr die Margret und die bucklige Schneidern entgegen. „Bist wohl mit der Eisenbahn gefahren?“

„Nu gar, zu Fuß gegangen bin ich,“ sagte Dörte beleidigt.

„Da wirst du schön müde sein.“

„So eine Schwächliche bin ich doch nicht,“ gab Dörte stolz zurück, überließ die andern ihrem Staunen und ging nach dem Garten. Da wollte sie sich noch ein Weilchen auf ihre Bank setzen. Es kam der Herbst heran, die guten Tage wurden rar, da mußte man den Sonnenschein wahrnehmen, solange er noch Wärme spendete.

Eine Weile stand sie erst verschnaufend in der offenen Thür. Ja, man merkte es doch, daß man einen weiten Weg hinter sich hatte. Stelzbeinig trat sie in den Garten hinein. Na — da war ja ihre Bank besetzt. Und die darauf saß und wohl eingenickt war, das — die Karline war es, die auf ihrer, der Dörte ihrer Bank saß!

Dörte hatte plötzlich alle Müdigkeit vergessen. Die Arme untergestemmt, starrte sie die schlummernde Todfeindin an. Wie mochte die wohl schon darauf gelauert und sich gesehnt haben, einmal dahier auf der Bank zu sitzen. Heut, wo sie die Dörte fern glaubte, hatte sie sich's getraut. Aber nun, wenn sie die Augen aufthat und die Dörte vor sich sah mit dem bitterbösen Gesicht, das sie hinwegwies von ihrem Eigentum, was mußte sie da für einen Schrecken kriegen und eine Scham!

„A—aach,“ machte die Karline, halb gähnend, halb seufzend, und blinzelte um sich.

„O jeh — o-jeh — o jeh —“ zitterte es dann schreckhaft von ihren Lippen, und mit überstürzender Hast tastete sie nach ihrem Stock, der zu Boden gefallen war.

Dörte streckte die Hand aus gegen die gleich einem vom Habicht aufgescheuchten Huhn sich Gebärdende: „Kannst sitzen bleiben.“

Der Karline blieb der Mund offen stehen, die hellen blauen Augen starrten Dörte an; langsam erstand ihr ein kinderblödes, ungläubiges Lächeln.

„Ach, du — du — setzt dich dann auch daher?“

Dörte gab keine Antwort, that ein paar Schritte zwischen den Rasenhügeln hin, bückte sich, pflückte ein wenig Quendel, verrieb's in den Händen und atmete den kräftigen Duft ein. Dann ging sie weiter, langsam zwischen den Gräberfurchen hin und her, und saß mit einemmal neben der Karline auf der Bank.

„Ist so schön warm heute,“ sagte Karline mit leisem, zaghaftem Lachen.

Noch immer keine Antwort von der Dörte, nur ein Räuspern, das allenfalls ein zustimmendes „Hm“ bedeuten konnte. Sie hatte noch zu denken, und die Gedanken schnalzten immer vor ihr auf und ab gleich mutwilligen Fischlein, die sich nicht haschen lassen. Karline seufzte und faltete die Hände.

„Ja, ja, der Franz und der Wilhelm, die sind nun alle beide tot.“

Nun fuhr die Dörte herum. „Kannst ja froh sein. Schlecht genug hast du's bei deinem doch gehabt — so ein Kerl!“

„Der liebe Gott mag's ihm verzeihen,“ sagte Karline und fuhr sich über die Augen.

Dörte warf sich in die Brust. „Meiner, das war ein andrer, ein guter, ordentlicher.“

„Ja, du,“ nickte die Karline, „du hast Glück gehabt.“

„Glück?!“ Dörte reckte sich noch steifer auf.

Jetzt war der Augenblick da, wo sie's der Karline vorhalten konnte, ihre ganze Schandthat, alles, was sie die sechzig Jahre gegen sie auf dem Herzen getragen. Ja, und — und — wie war's denn gleich — und was — und warum —

Schnalz, schnalz, sprangen die Gedankenfischlein im Strome der Vergangenheit hin und her, und über den Strom legte sich's wie Nebel — wallende Abendschatten — leiser und immer leiser plätscherte es auf — nun noch einmal ein lustiges Emporschnellen und aus dem nebelgrauen Gewässer heraus ein Sonnengefunkel — das war ein Goldkarpfen — da, wie der hüpfte und sich überschlug — so ein Unband — hihi —

„Du" — Dörte stieß die Karline mit dem Ellbogen in die Seite — „weißt's noch, wie wir auf dem Berg gesessen sind zu Ostern und haben mit den Eiern angeteppert?"

„Hihihi," kicherte auch die Karline. „Und ich hatt' viere mit und ein Entenei dabei, das wollt' durchaus der Franz haben, der war ein Verfressener."

„Und meine waren rote, und der Wilhelm hat gemeint, ich hätt' sie gewiß an meinen Backen abgerieben, weil sie so schön rot wären." Dörte klopfte sich die Hüften vor Vergnügen. Dabei kam ihr etwas Knisterndes unter die Hände. Richtig, in der Tasche trug sie ja noch die Biskuitplätzchen, die das Karlchen hatte haben sollen. Sie schüttelte den etwas zerbröckelten Düteninhalt auf die Schürze und stieß die Karline wieder an.

„Da, lang zu." Bescheiden nahm diese ein paar Krümlein, aber mit herrischer Gebärde hielt die Dörte ihr die beiden größten Stücke hin. „Das nimmste!"

Mümmelnd und sich zuweilen dabei wie ein paar genußfrohe Kinder zunickend verzehrten sie das Gebäck.

„'s geht auf den Abend zu," sagte nach einer Weile Karline und nahm ihren Stock zur Hand.

„Bis die Sonne vollends runter ist, kannst du noch dableiben," gab Dörte zurück.

Karline nickte, rutschte noch ein wenig dichter an die Dörte heran, und so, schweigend, Seite an Seite, im stillen Frieden ihres Gartens, saßen die beiden Alten und harrten, bis langsam der Tag zur Rüste ging.



Von der Pariser Weltausstellung 1900.

(Mit 7 Abbildungen.)

Seit Oktober, wo ich die Bauplätze zum letztenmal sah, — welch ein Riesenfortschritt! Damals nichts als ein Wald von Masten und eisernen Trägern, ein Durcheinander von Wegen und Stegen, aufgerissenen Straßen und zugeschütteten Schachten, — und heute ist man schon sehr wohl im stande, sich ein Bild zu machen, wie es wohl werden wird. Am buntesten sieht es noch an der Alexanderbrücke aus, obwohl gerade dort die Arbeit am weitesten vorgeschritten ist. Die Brücke ist gepflastert, die Belastungsproben haben stattgefunden, so daß eigentlich nur noch der ornamentale und figurale Teil übrig bleibt. Dieser besteht in erster Linie in vier monumentalen Pylonen, von denen ein jedes Frankreich in einer andern geschichtlichen Epoche darstellt: im karolingischen Zeitalter, zur Zeit der Renaissance, unter der Regierung Ludwigs XIV. und an der Jahrhundertwende. Eines unsrer Bilder stellt das von dem Bildhauer Lenoir modellierte Frankreich unter Karl dem Großen dar. Eine sitzende Frauengestalt mit unverkennbar germanischem Typus trägt auf dem Haupte die karolingische Krone und hält in der rechten Hand ein mächtiges Schwert, während die Linke den Reichsapfel wiegt. Gegenüber befindet sich das Werk Gardets, ein von einem Kinde geführter Löwe, der die in friedliche Bahnen gelenkte Volkskraft symbolisieren soll.

Die in der Achse der Alexanderbrücke liegende Esplanade des Invalides nähert sich ebenfalls ihrer Vollendung. Links sind zwar die Gerüste noch nicht verschwunden, rechts aber steht die französische Sektion fix und fertig da. Das Detail auf unserm Bilde zeigt einen vornehmen Bau in Renaissancestil, der durch die Eleganz seiner Formen und die Klarheit der Durchbildung schon an und für sich eine Sehenswürdigkeit bildet. Auf dem Marsfeld ist alles so gut wie fertig, und man läßt, um der Bevölkerung den Fortschritt der Arbeiten vor Augen zu führen, den Spaziergängern freien Zutritt. Es ist thatsächlich eine unglaublich schöne und doch zugleich klare Scenerie, die sich dem Beschauer darbietet. Von der Terrasse des Trocadero schweift das Auge über die Kolonialausstellung hinweg zum Eiffelturm, um dann am Marsfeld zu verweilen. Hier ist die dekorative, um nicht zu sagen panorama-perspektivische Aufgabe wundervoll gelöst. Nichts beleidigt das Auge, und sogar die betriebstechnischen Anlagen mußten sich dem Ganzen unterordnen. So ist der 80 Meter hohe Schornstein der elektrischen Lichtanlagen in der Avenue de Suffren vollkommen monumental gehalten. Das Ganze sieht aus wie eine Riesensäule, die bis zur Höhe von 25 Metern ornamentiert ist und sich dann schmucklos nach oben verjüngt, um schließlich an der Spitze noch einige pflanzliche Verzierungen zu tragen. Das ganze Gebäude ist aus weißem Backstein, die Ornamente sind blau und rot polychromiert. Die Dimensionen des Riesenschornsteins sind folgende: Höhe 80 Meter, unterer Durchmesser 6,20 Meter, oberer Durchmesser 4,50 Meter, Gesamtgewicht 5733 Tonnen. Die Kosten der Herstellung betragen 205 000 Franken. Vor dem Schornstein befindet sich eine norwegische Milchwirtschaft, die in allen Details den Milchbetrieb in Norwegen versinnbildlichen wird. Auch das Deutsche Haus, im Nürnberger Stil erbaut, erhebt sich stolz in seiner blendenden Weiße und ist bis auf den Turm fertig. Alt-Paris ist bis auf die Fensterverglasungen vollendet und dürfte sich durch das künstlich erhöhte Terrain und die Laubbäume, die dort überall verpflanzt wurden, vorteilhaft von ähnlichen Veranstaltungen unterscheiden, die immer mehr oder weniger Kulissenhaftes an sich trugen. Kurzum, die Toilette der Pariser Weltausstellung ist beinahe vollendet, und was noch fehlt, ist das bißchen Schminke, das ja schließlich keine Ausstellung entbehren kann. Der 15. April steht vor der Thür, und wenn sich die Pforten des auf der Place de la Concorde befindlichen Haupteinganges öffnen, so dürften bis zum 15. Oktober an die 50 Millionen Besucher hereinströmen.

St. E.







Heliogravüren-Verlag von V. A. Heck in Wien.

H. Temple

Im Atelier Scharff zu Wien.



Gottfried Keller-Medaille (Rückseite).

Besuch im Atelier Scharff zu Wien.

Nächst Paris ist Wien die Stadt der berühmtesten Medailleure. Hier schaffen neben Josef Tautenhayn, Anton Scharff und Stefan Schwartz, deren Namen in der Welt den besten Klang haben, noch eine ganze Reihe jüngerer Künstler. Erst in neuester Zeit beginnt man auch in Deutschland diesem Kunstzweige die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, und angeregt durch die von dem berühmten französischen Medailleur O. Roty entworfene Ehemedaille, hat das preußische Kultusministerium Preise für Entwürfe von Medaillen ausgeschrieben. So im Jahre 1877 für eine Ehemedaille und 1898 für eine Taufmedaille. Aus dem Wettbewerbe für letztere ging bekanntlich der Bildhauer Rudolf Bosselt hervor, der sich unter dem Einfluß der Pariser Meister Roty, Chaplain und Charpentier herangebildet hat. Seine mit dem ersten Preise gekrönte Taufmedaille haben wir unsern Lesern in Heft 5 bildlich gezeigt.



Goethe-Medaille (Vorderseite).

In einem seiner letzten Atelierbilder, das auf den Kunstausstellungen in Wien und an andern Orten viel Beifall gefunden hat, führt uns der bekannte Maler Hans Temple in das Atelier des berühmten Bildhauers und



Goethe-Medaille (Rückseite).

Medailleurs Anton Scharff in der Kaiserlichen Münze zu Wien. Temple hat die Darstellung solcher Interieurszenen zu seiner Spezialität gemacht und sich darin einen wohlverdienten Ruf erworben. Wir erinnern an die von uns schon früher gebrachten Templeschen Bilder: „Ein Festtag bei Professor Zumbusch“ und „Im Makart-Zimmer bei Nikolaus Dumba“, denen sich Interieurs aus den Ateliers

des Kupferstechers William Unger, der Bildhauer Tilgner und Weyr anschließen. Ueberall interessante Künstlerköpfe, die mit Porträttreue wiedergegeben sind, und eine so überzeugende Schilderung, daß man diese Gemälde, ohne ihrem Kunstwert nahezutreten, mit Momentaufnahmen vergleichen könnte. Unser Hauptinteresse auf dem Bilde nimmt naturgemäß Meister Scharff in Anspruch: eine elegante und geschmeidige Gestalt, der man es trotz der schon ergrauten Haare nicht anmerkt, daß der Künstler bereits die Mitte der Fünfzig erreicht hat. Schafft er doch schon seit dem Jahre 1866 an dieser Stätte, zuerst als Münzgraveur, dann (1887) als Kaiserlicher und Königlicher Kammermedailleur und seit 1896 als Direktor der an der Münze bestehenden Graveurakademie.



Prof. Dr. Weinlechner-Medaille (Rückseite).



Prof. Dr. Weinlechner-Medaille (Vorderseite).

bilden die beiden andern Gäste des Ateliers: der Aquarellmaler Rudolf Bernt, dem ein ehemaliger Schüler Scharffs und jetziger treuer Mitarbeiter, F. X. Pawlik, eine größere Gußmedaille vorzeigt. An den Wänden und in den Schränken erblickt man zahlreiche plastische Arbeiten und Studien Scharffs, darunter namentlich viele Wachsmodelle und Gipsabgüsse von Medaillen.

Es ist ein ziemlich umständliches Verfahren, das sowohl dem Künstler als auch der Münze mit ihren großartigen technischen Einrichtungen obliegt, um das in Wachs auf einer Schiefertafel nach sorgfältigen Naturstudien entworfene Modell in Erz oder edelm Metall, sei es als fein ziselierte Gußmedaille oder in größerer Auflage als Prägemedaille oder Plakette umzuformen und dauernd festzuhalten.

Wir kehren zu Temples Bild zurück und finden an dem gewöhnlichen Arbeitsplatz des Meisters hinter dem großen Atelierfenster, von dem man, nebenbei bemerkt, einen überraschenden Blick auf den mächtigen Stephansturm genießt, einen alten Freund des Künstlers, den Erbauer des Wiener Raimundtheaters, Baurat Franz Roth. An ihn hat der Hausherr, die Zigarette zwischen den Fingern, eben das Wort gerichtet. Eine zweite, ebenso vortrefflich gelungene Gruppe



Gottfried Keller-Medaille (Vorderseite).

Direktor Scharff, welchem Aufträge aus allen Weltteilen zufließen und dessen Medaillen vielfach in Museen ausgestellt sind, ist gleich groß in Porträtsicherheit wie auch im Entwurf charakteristischer und ideenreicher Reverskompositionen. Realistisch modern im Ausdruck, versteht er es, in seinen allegorischen Darstellungen einen feinen künstlerischen Zug walten zu lassen. Gleich den berühmten französischen Medailleuren hat auch Scharff bei den klassischen Meistern der italienischen Renaissance Vorbilder

gesucht und sich an deren berühmte Leistungen angeschlossen. Er hat in dieser Richtung Schule gemacht und zählt zu den produktivsten Künstlern der Gegenwart. Um nur einige von seinen Arbeiten herauszugreifen, seien hier genannt: die Widmungsmedaille der Londoner City zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria mit deren Doppelbrustbild, die Medaille zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des verewigten Königs Karl von Württemberg mit einem Doppelbrustbild des Königspaares und einer Ansicht der deutung, sowie die Eröffnung von Ausstellungen und die Enthüllung von Denkmälern geben Meister Scharff Gelegenheit, seine Kunstfertigkeit zu zeigen. Sein Werk ist auch die von Kaiser Franz Joseph anläßlich seines Regierungsjubiläums gestiftete Ehrenmedaille für vierzigjährige treue Dienste in öffentlicher oder privater Anstellung. Man kann mehr als 330 Medaillen und Plaketten zählen, die bis jetzt aus des Künstlers Hand hervorgegangen sind. Nicht unerwähnt sollen die Medaillen für die Wiener und Münchener



Wiener Wäschermadel

Stadt Stuttgart auf der Reversseite. Berühmt geworden ist seine 95 Millimeter große Virchow-Medaille zum siebzigsten Geburtstage des Gelehrten, ferner die Denkmünze zur Vollendung des neuen Wiener Rathauses, nicht zu vergessen die zahlreichen Huldigungsmedaillen der verschiedensten Körperschaften der österreichisch-ungarischen Monarchie anläßlich der vierzig- und fünfzigjährigen Regierungsjubiläen des Kaisers Franz Joseph.

Vermählungen im österreichischen Kaiserhause und in ausländischen Fürstenfamilien, Jubiläen berühmter Persönlichkeiten, Gedenktage von politischer und kulturhistorischer Bedeutung,

Künstlergenossenschaften bleiben, darunter besonders die „Klippen“ (Festabzeichen) für die sogenannten „G'schnasfeste“ (Künstlerfeste im Karneval), die dem berühmten Medailleur Anlaß boten, seinem liebenswürdigen Humor freien Lauf zu lassen. Auch die neuen österreichischen Kronenmünzen, sowie die ebenfalls in der Wiener Münze geprägten Gold- und Silbermünzen von Rumänien, Serbien, Bulgarien und Persien sind Werke Anton Scharffs. Man verdankt dem berühmten Bildhauer, der Ehrenmitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste ist und im Jahre 1891 auf der Berliner internationalen Kunstausstellung die

Große goldene Medaille erhielt, auch zahlreiche Entwürfe für größere plastische Arbeiten. So die Gedenktafel zur Erinnerung an die Schaffung von Groß-Wien für den Statthalter von Niederösterreich, Grafen Kielmannsegg, und in allerjüngster Zeit eine dem Kaiser Franz Joseph zu dessen Regierungsjubiläum gewidmete, in Silber ausgeführte große Votivtafel mit Darstellung vieler Scenen aus dem Leben des Monarchen.

Ein ganz modernes Bestreben zeigt die in kunstsinnigen Kreisen jetzt so beliebt gewordene Plakette (rechteckige Prägemedaille), worin Scharff seine Meisterschaft bekundet. Um eine silberne oder goldene Hochzeit zu feiern, einen persönlichen Gedenktag zu begehen, zur Geburt oder Taufe eines Kindes läßt man eine Silberplakette mit zarten Reliefporträts und allegorischem Zierat ausführen, um sie an seine Freunde zu verteilen, wie man sonst Photographien verschenkt. So bringt die Medaille uns Kunst ins Haus. Um den Sinn für die Kunstmedaille zu verbreiten und zu vertiefen, fand im Monat Februar im Wiener K. K. Museum für Kunst und Industrie eine Schaustellung von modernen Medaillen österreichischer, deutscher, französischer und belgischer Künstler statt. Sie erfolgte auf Anregung des Regierungsrats A. Ritter von Loehr, dem man auch das jüngst erschienene Prachtwerk „Wiener Medailleure" verdankt.

Wir führen zum Schlusse unsern Lesern einige moderne Scharffsche Medaillen vor, die uns der Meister in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat. Die zum siebzigsten Geburtstage Gottfried Kellers geprägte Medaille trägt auf der Vorderseite in Hochrelief das wohlgetroffene Bild des Dichters, und die in Gemeinschaft mit Boecklin ausgeführte Rückseite stellt Orpheus mit der Leier und die Macht seines Gesanges dar. Man denkt unwillkürlich an die Arbeiten des Italieners Vittore Pisano der Renaissance, der es liebte, auf den Rückseiten seiner Medaillen nach der Natur modellierte Tiere in sinniger Allegorie darzustellen. Diese Medaille hat 70 Millimeter Durchmesser und wurde jede Seite derselben auch gesondert als Plakette ausgeführt. Der ernst gestimmte Revers der Denkmünze auf den siebzigsten Geburtstag des berühmten Chirurgen Professor Dr. Joseph Weinlechner führt uns in den Operationssaal seiner Klinik im Wiener Allgemeinen Krankenhause. Wir sehen das scharfe Profil des die Operation erklärenden Professors, umgeben von den Assistenzärzten und den Wärterinnen. Eine charakteristische Wiener Straßentype bildet die sehr beliebt gewordene Plaque (runde Platte in Bronzeguß, 126 Millimeter im Durchmesser) „Wiener Wäschermadel". Die jüngste Arbeit des Künstlers ist die für Frankfurt a. M. in Silber und Bronze ausgeführte Medaille zu Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstage. Die Vorderseite zeigt den nach sorgfältigen Studien der Rollettschen Sammlung durchgearbeiteten Kopf des Dichterfürsten, die Rückseite allegorisiert den „Prolog im Himmel". Ueber dem Erdball thronend, ist Gott Vater im Gespräch mit dem in die Tiefe zeigenden Mephisto, während im Hintergrunde die überaus zart gehaltenen Gestalten der drei Erzengel schweben.

Dr. Max Weinberg.

Der umgestülpte Zuckerhut in Hildesheim.

Das auf dem Andreasplatz in Hildesheim belegene Haus mit dem sonderbaren Namen war bereits, da es aus den Loten gewichen, dem Abbruch verfallen, aber dank dem Verein für die Erhaltung der Kunstdenkmäler Hildesheims und dem Entgegenkommen der Behörden gelang es, den merkwürdigen Bau vor dem Untergange zu retten. Das dreistöckige Haus erhebt sich auf einer Grundfläche von nur etwa zwei Quadratruten, nimmt aber in seinem obersten Geschoß fast den doppelten Raum ein. Die Laune des mittelalterlichen Baumeisters (um 1500) ließ gleich das erste Stockwerk um ein Beträchtliches über das Erdgeschoß hinaustreten, ebenso gestaltet sich das zweite Geschoß des Hauses, dem sich endlich auch noch die Dachkonstruktion mit einer Auskragung anschließt. Allerdings tritt auf unserm Bilde die originelle Form des Baues nicht voll in die Erscheinung, da er einesteils mit dem um 1624 errichteten benachbarten „Pfeilerhause" ein Ganzes bildet, und andrerseits die Lage des Hauses überhaupt eine etwas versteckte ist, so daß eine Photographie nur unter großen Schwierigkeiten zu erlangen war. Die Architektur ist die denkbar einfachste. Die geradlinigen Kopfbänder, welche die vorkragenden Stockwerke stützen, zeigen in regelmäßiger Wiederkehr die bis tief ins sechzehnte Jahrhundert gebräuchliche Verzierung durch ein liegendes Dreieck mit darunter befindlichen Leisten in mehrfacher Wiederholung.



Phot. E. Thiel, Holenser.

Die Zweijahrhundertfeier der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Noch ehe sich Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Königskrone aufs Haupt setzte, gab er in seinen Landen den Künsten und den Wissenschaften eine Heimstätte. Es sollten zwei glänzende Edelsteine der Krone werden, die das Haupt der Könige von Preußen schmückt.

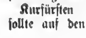
Die Akademie der Künste war schon 1696 begründet worden. Vier Jahre später galt es, auch für die Wissenschaften einen gleichartigen Mittelpunkt in Berlin zu schaffen. War in der älteren Schwesteranstalt Andreas Schlüter, der geniale Architekt und Bildhauer, gleich eine Kraft von hoher Bedeutung, so wurde der Schöpfer und erste Präsident der „Societät der Scienzien" kein Geringerer als Gottfried Wilhelm von Leibniz, dieser universale Geist, der für sich allein schon eine ganze Akademie darstellte.



Kurfürst Friedrich III.

Regen Anteil an der Begründung der Akademie hatte aber auch Sophie Charlotte, die Freundin von Leibniz, die „philosophische Königin", von der Friedrich der Große, ihr Enkel, sagte: „Sophie Charlotte hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemütsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italienischen Bücher."

Diese Fürstin war die Seele der jungen Akademie und die Triebfeder ihrer Gründung. Es war anfangs nicht so leicht, den Kurfürsten für den Plan zu gewinnen. Endlich aber wurde Leibniz nach Berlin berufen und mit den Vorschlägen betraut. Besonders ein Moment erwies sich als förderlich: die gerade vor 200 Jahren vollzogene Einführung des gregorianischen Kalenders. Es herrschte darum einige Verwirrung im Lande. Nach der Bestimmung des Kurfürsten sollte auf den





Gottfried Wilhelm Leibniz.

18. Februar 1700 gleich der 1. März folgen, so daß zehn Tage der Weltgeschichte verloren gingen. Friedrich unterzeichnete am 11. Juni 1700 die Stiftungsurkunde der Akademie und überwies ihr die astronomischen Berechnungen und die Abfassung des neuen Kalenders. Der Verlag wurde ihr als ein Privileg zugesichert und bildete im 18. Jahrhundert eine Haupteinnahmequelle der Akademie. Erst ein Edikt vom 10. Januar 1811 machte diesem Zustand ein Ende.

Der fürstliche Gründer hatte das Protektorat der Akademie übernommen, die nach dem Stiftungsbrief eine „teutsch gesinnete Societaet der Scienzien" sein sollte. Zu den ersten Mitgliedern zählten neben dem Präsidenten Leibniz († 1716) Männer wie Beger, Lacroze, Karl Ancillon, Hofprediger Jablonski und Johann Leonhard Frisch.

Die Societät fristete anfangs nur ein bescheidenes Dasein; ihre Jahreseinkünfte beliefen sich auf 400 Thaler. 1710 erschienen die ersten Abhandlungen, damals unter dem Titel Miscellanea Berolinensia. In jener Zeit erhielt sie auch, zusammen mit der Sternwarte, ihr Heim in dem nach der Dorotheenstraße gelegenen Teil des Königlichen Marstalls, jenem Bauwerk, das nach dem geflügelten Worte Friedrichs des Großen musis et mulis eine Stätte bot. Die Mitglieder der Akademie verteilten sich in vier Klassen, die der Physik, der Mathematik und Astronomie, der deutschen Sprache und Geschichte, endlich der Litteratur, im besondern auch zur Verbreitung des Christentums gewidmet waren.



Kurfürstin Sophie Charlotte.

Hatte die junge Societät unter Friedrich I. keinen höheren Glanz entfalten können, so führte sie unter seinem Nachfolger ein geradezu kümmerliches Dasein. Die Aufgaben, die Friedrich Wilhelm I., der kernige Soldatenkönig, zu lösen suchte, lagen auf anderm Gebiet. Die Wissenschaft spielte bei ihm die traurige Rolle eines Aschenbrödels.

Ein besserer Stern leuchtete der halb verkümmerten Societät, als Friedrich II. den Thron bestieg. Er hauchte der Akademie neues Leben ein, er wurde ihr Reorganisator, und mit vollem Recht feiert die Körperschaft noch heute neben Leibniz alljährlich auch den großen König in einer öffentlichen Sitzung.

Bei Friedrichs Vorliebe für französische Bildung war es natürlich, daß für die Umwandlung der Societät die Académie Française, die 1635 vom Kardinal Richelieu begründet war, als Muster gewählt wurde, und daß der König berühmte Gelehrte des Auslandes durch schmeichelhafte Einladungen nach Berlin zog. So den Naturforscher Maupertuis, den Astronomen Francesco Algarotti

aus Venedig, den Marquis d'Argens, Vaucanson und andre mehr.

Im Jahre 1744 war die Reorganisation vollendet, und am 23. Januar hielt die Akademie, da das alte Heim abgebrannt war, ihre erste Sitzung im Königlichen Schlosse. Sie wurde mit einer wichtigen Entdeckung eröffnet: Durch Entzündung von Schwefeläther wies Dr. Ludolff nach, daß der künstliche elektrische Funke ebenso zünde wie der Blitz, also nicht etwas Verschiedenes, kein kalter Lichtfunke sei. Ferner veranschaulichte Dr. Lieberkühn eine neue, damals bedeutungsvolle, verstärkende Methode der Elektricitätserregung. Mit sicherem Vorgefühl erklärte Friedrich der Große in seiner „Histoire de mon temps“, daß die elektrischen Experimente der Gesellschaft einst wahrhaft nutzbringend sein würden.



A. Pesne: König Friedrich II.

Die Körperschaft bestand nun aus 24 Akademikern, die den vier, von Direktoren geleiteten Klassen für Physik, Mathematik, Philosophie und Philologie angehörten. Der hervorragendste und thätigste deutsche Gelehrte war der große Mathematiker Leonhard Euler; er wurde gleich 1744 berufen, trat als Direktor an die Spitze der mathematischen Klasse und hat mehr als 120 scharfsinnige Abhandlungen verfaßt.

Wie heute, so hatten schon damals die Akademiker jeden Donnerstag ihre Sitzung. Im Jahre 1776 wurde Maupertuis mit einem Jahresgehalt von 3000 Thalern zum Präsidenten ernannt. Die Abhandlungen mußten französisch verfaßt sein, und selbst die Arbeiten der deutschen Gelehrten wurden erst in die Sprache Voltaires übersetzt, ehe sie zum Vortrag kamen.

Friedrich selbst blieb einer der thätigsten Mitarbeiter; er übergab der Akademie verschiedene seiner Abhandlungen geschichtlicher und philosophischer Art, die von den Sekretären verlesen wurden, so zum Beispiel „Vie de Frédéric Guillaume le Grand“ und „De la superstition et de la religion“. Außerdem schrieb der König eine Reihe von „Eloges“ oder Gedenkreden: auf seinen geliebten Freund Jordan, den ersten Vizepräsidenten der Akademie († 1745), auf de la Mettrie, seinen Baumeister von Knobelsdorff, auf die Generale von Still und von Goltz, endlich 1778 auf seinen trotz aller bösen Erfahrungen bewunderten Freund Voltaire, dessen Marmorbüste im Sitzungssaal der Akademie aufgestellt wurde. Die Pariser Geistlichen hatten Voltaire ein Grab an kirchlicher Stätte verweigert; der große König aber ließ in der katholischen Kirche zu Berlin ein feierliches Seelenamt für ihn abhalten und schrieb an d'Alembert: „Wenn ich auch keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele habe, soll man doch für die seinige eine Messe lesen.“

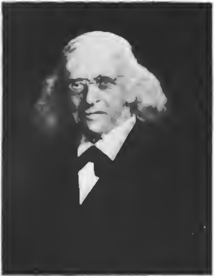
Pierre Louis de Maupertuis.

Als d'Alembert nach dem Tode von Maupertuis, dem Voltaire in Berlin das Dasein verbittert hatte, die Stelle des Präsidenten ablehnte, verwaltete der König sie selbst und übertrug nur die ökonomischen Angelegenheiten dem Hofmarschall Grafen Redern.

Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß die Akademie unter solchem König einen ungeahnten, glänzenden Aufschwung nahm. Sie errang das höchste Ansehen und war für alle Zeiten geadelt.

So konnten auch Friedrichs Nachfolger der Pflege der Akademie sich nicht mehr entziehen. Freilich, ihre Bedeutung hat sie doch immer nur durch die Entwicklung der Wissenschaft selbst und den geistigen Rang ihrer Mitglieder gewonnen.

Haftete ihr zunächst noch ein fremdländischer Zug an — die Abhandlungen erschienen zum Beispiel noch lange französisch als „Mémoires“ — so suchte Friedrich Wilhelm II. ihr einen nationalen Charakter zu geben, indem er heimische Gelehrte berief und die deutsche Sprache auch in der Akademie zu Ehren brachte. Ein Mitglied, der Dichter Ramler, wurde der Lehrer der Prinzen in der deutschen Sprache. Der hervorragendste Akademiker aber blieb noch ein Ausländer, der große Mathematiker und Nachfolger Eulers, Joseph Louis de Lagrange († 1813), der seit 1787 in Paris lebte. Doch vor gerade 100 Jahren trat ihm ein glänzender deutscher Name, Alexander von Humboldt, zur Seite. Der berühmte Naturforscher hat der Akademie über 59 Jahre angehört. 1806 folgte ihm der Geologe Leopold von Buch († 1853). Die Marmorbüsten dieser beiden Gelehrten schmücken noch jetzt den Sitzungssaal. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts wurde ein Mitglied, Franz Karl Achard, der Begründer der Rübenzuckerindustrie, nachdem sein Vorgänger Marggraf schon 1747 den



Phot. Loescher & Petsch, Berlin.

Theodor Mommsen.



Phot. Wilh. Fechner, Berlin.

Rudolf Virchow

Zuckergehalt der Runkelrübe entdeckt hatte.

Solche praktische Thätigkeit war ganz im Sinne Friedrich Wilhelms III., der die Akademie ausdrücklich mahnte, ihre Arbeit auf die Hebung der Nationalindustrie zu lenken, sich nicht in metaphysischen und spekulativen Theorien zu verlieren und die Systeme der sittlichen und wissenschaftlichen Erziehung von den „irrigen Grundsätzen der falschen Philosophen“ zu befreien.

Diese Mahnung hat der Akademie nicht weiter geschadet, wohl aber wurde für ihre Entwicklung vom höchsten Einfluß eine unvergängliche Schöpfung des Königs: die Universität zu Berlin. Hierdurch gewann sie neue bedeutende Kräfte, denn von jeher hat sie die ruhmvollsten Lehrer der Hochschule mit Stolz in ihre Reihen aufgenommen. Gleich 1810 und bald darauf traten neben Wilhelm von Humboldt, dem geistigen Vater der Universität, die Professoren Schleiermacher, Savigny, der Anatom Rudolphi, der Astronom Ideler, der Altertumsforscher A. Boeckh, der Romanist Imanuel Bekker, der Botaniker Link, der Zoologe Lichtenstein, der Mineraloge Weiß auch in die Akademie der Wissenschaften ein.

Am 24. Januar 1812 erfuhr die Körperschaft eine neue Umgestaltung. Ihr Zweck sollte fortan sein „die Prüfung des Vorhandenen, sowie weitere Forschung auf dem Gebiete der Wissenschaften“, und es wurden zwei Klassen mit vier Sektionen und je zwei Sekretären geschaffen. Die ordentlichen Mitglieder, etwa 50 an Zahl, erhielten eine Besoldung von je 600 Mark.

1823 richtete die Akademie eine eigne Druckerei ein, die über das seltenste Schriftenmaterial verfügte und auch ihrerseits zur Förderung der typographischen Kunst beigetragen hat. Jetzt werden die Abhandlungen von der Reichsdruckerei hergestellt, in deren Besitz die früheren „akademischen Typen“ übergegangen sind. In den folgenden Jahrzehnten, namentlich in der Epoche Friedrich Wilhelms IV., schmückte sich die Akademie durch immer neue erlesene Namen. Wir erinnern nur an die Philosophen Schelling und Trendelenburg, an die Geschichtsforscher von Raumer, Ranke, Pertz, der zuerst die Leitung der Monumenta Germaniae führte, die Rechtslehrer Eichhorn und Homeyer, die Sprachforscher Bopp, Lachmann, Zumpt, die Mathematiker Jacobi, Steiner, Dirichlet, die Physiker Seebeck, Magnus, Dove, den Astronomen Encke, den Geographen Karl Ritter, die Biologen Ehrenberg und Johannes Müller.



Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin.

Gustav Schmoller.

Ein seltener, wohl einziger Fall ist, daß drei ausgezeichnete Brüderpaare gleichzeitig der Akademie angehört haben: außer den beiden Humboldt die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, Heinrich und Gustav Rose. Jakob Grimm hielt 1859 die Gedenkrede auf Schiller. Von Dichtern wurden Goethe und Chamisso in ihrer Eigenschaft als Gelehrte zu Mitgliedern der Akademie gewählt.

Bemerkenswert ist die Episode von 1847, als Raumer durch eine freimütige Rede auf die Toleranz Friedrichs des Großen das Mißfallen des Königs Friedrich Wilhelm IV. erregte. Dieser hat seitdem nie mehr eine Festsitzung der Akademie besucht.



Phot. J. Baruch, Berlin.

Ernst Curtius.

Im Zeitalter Kaiser Wilhelms I. erhöhte die Körperschaft noch den Glanz ihres Ansehens und erweiterte immer mehr den Kreis ihrer wissenschaftlichen Unternehmungen. Man braucht nur auf Namen hinzuweisen wie Müllenhoff, Scherer, Lepsius, auf das mathematische Dreigestirn Kummer, Kronecker, Weierstraß, die berühmten Naturforscher Helmholtz, Gustav Kirchhoff, Werner Siemens, du Bois-Reymond, A. W. von Hofmann, Rammelsberg und Beyrich, den Geographen Kiepert, die Historiker Curtius, Droysen, Waitz, von Sybel, Treitschke.

An diese Männer reihen sich von Lebenden Theodor Mommsen, der Sanskritforscher Albrecht Weber als Senior der Akademie, Rudolf Virchow, Schmoller, Harnack, der zur Jubelfeier eine vierbändige Geschichte der Körperschaft geschrieben hat, und andre.

Unvergessen ist die Zeit, in welcher du Bois-Reymond, der geistsprühende „geborene Akademiker“, Ernst Curtius, der ideale Freund der Hellenen, und der vielseitige Theodor Mommsen, der scharfsinnige Erforscher und „Censor“ des alten Rom, neben Auwers die Leitung der Akademie führten und in ihren Festreden die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregten. Jetzt sind im ständigen Sekretariat Waldeyer, Vahlen und Diels an ihre Stelle getreten.

Für die Akademie gilt seit 1881 ein neues Statut. Danach dient sie der „Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften ohne einen bestimmten Lehrzweck“, und sie besteht aus einer physikalisch-mathematischen und einer philosophisch-historischen Klasse.

Die Akademie hat sich in einer Reihe monumentaler Werke und wissenschaftlicher Unternehmungen selbst ein Denkmal gesetzt, und die gewaltigen Fortschritte des 19. Jahrhunderts beruhen zu einem guten Teil auf der Geistesarbeit ihrer Mitglieder. Selbst vom Glanze des Institut de France wird ihre Bedeutung nicht mehr überstrahlt. Durch die geplanten Neubauten auf dem Akademieterrain werden ihre Einrichtungen im neuen Jahrhundert eine zeitgemäße Erweiterung finden.

In diesen Tagen empfängt die Akademie zu ihrer Jubelfeier die Huldigung der wissenschaftlichen Welt. Möge der Geist ihrer Heroen, der Geist von Leibniz und Friedrich dem Großen, ihr auch in Zukunft voranleuchten auf dem Wege der forschenden Wahrheit, der lichtbringenden Kultur. **A. R.**

Aus dem Kieler Hafen.

(Hierzu die Aufnahmen von Arthur Renard in Kiel, Seite 386 und 387.)

Nicht eine arktische Gegend, wie man auf den ersten Blick wohl annehmen konnte, veranschaulicht unsre Abbildung, sondern sie giebt einen Teil des Hafens von Kiel wieder, und zwar speziell den Torpedoboothafen. Im Vordergrunde sehen wir mehrere Schultorpedoboote der dritten Division, die am 16. Januar, von Swinemünde kommend, Kiel anliefen und dort vertaut wurden. In die Umkleidung von Schnee und Eis waren sie während der Fahrt gehüllt worden. — Während des Monats Februar wurden im Kieler Hafen interessante Versuche mit der Taucherglocke angestellt. Solche Glocken bergen, in die Tiefe gelassen, für den darin sitzenden Taucher mehr Luft, als in den sonst üblichen Taucherhelmen vorhanden sein kann, aber auch sie ist bald verbraucht, und für den längeren Aufenthalt unter Wasser muß daher durch Röhren, die mit einem Pumpwerk in Verbindung stehen, andauernd frische Luft zugeführt werden. Die im Kieler Hafen verwendete Taucherglocke wurde in Tiefen bis zu 15 Metern versenkt, wobei der Wasserdruck mehr als anderthalb Atmosphären betrug. — Unsre dritte Abbildung giebt den in der Armierung begriffenen Panzer „Fürst Bismarck“ wieder, der, auf der kaiserlichen Werft in Kiel erbaut, am 27. Dezember 1897 von Stapel lief. Das Schiff, das 120 Meter lang und 20,4 Meter breit ist, wird Mitte April in Dienst gestellt werden.

Phot. J. Baruch, Berlin.

Adolf Harnack.

Die höheren Wertzeichen der Deutschen Reichspost.

(Hierzu die Abbildungen Seite 388.)

In etwas vergrößertem Maßstabe geben wir die Marken höheren Wertes wieder, wie sie bisher im Reichspostgebiete nicht bestanden hatten. Das stahlblaue Postwertzeichen von 2 Mark enthält ein Motiv aus dem Bildercyklus, den Anton von Werner 1878 bis 1881 für das Rathaus in Saarbrücken gemalt hat. Es ist ein Symbol der Vereinigung von Nord und Süd. Da reichen zwei altgermanische Recken, Preußen und Bayern, sich die Hand zu treuem Bunde; darüber schwebt die Germania. Die Inschrift lautet: „Seid einig, einig, einig!“ Im Hintergrunde tauchen hier die Berge des Südens, dort das meerumrauschte Rügen auf.

Die schönste der neuen Marken ist vielleicht die im Werte von 3 Mark. Sie entstammt einem großen Karton des Malers William Pape, der diese bedeutsame und reizvolle Darstellung selbst vorgeschlagen hat. Es erscheint hier das von der Sandsteinhalle umgebene Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. an der Schloßfreiheit im Augenblick seiner Enthüllung. Der regierende Kaiser hält zu Pferde vor dem hochragenden Reiterstandbilde seines Großvaters und senkt den Degen. Die Kaiserin mit ihren Söhnen und die Kaiserin Friedrich schreiten, von den Bundesfürsten begleitet, vom Pavillon aus die Stufen herab. Bei der Kleinheit des Markenbildes sind die einzelnen Personen natürlich nur angedeutet. Links von den Fürstlichkeiten steht die Schar der Abgeordneten. Zur Seite des Denkmals sind die Fahnen der Leibregimenter vereinigt, und rechts treten die Silhouetten des Zeughauses und der Ruhmeshalle hervor. Die Inschrift lautet: 1797 — 22. März — 1897.



Phot. Loescher & Petsch, Berlin.

Emil du Bois-Reymond.

Das höchste Wertzeichen endlich, das zu 5 Mark, giebt einen Ausschnitt aus dem Gemälde von William Pape, welches die Gedenkfeier der Reichsgründung am 18. Januar 1896 behandelt. Das Bild schmückt einen Vorraum zum Weißen Saale, und der Kaiser selbst war es, der diese figurenreiche Darstellung für die neue Marke wählte. Im Mittelpunkte steht der Kaiser, über der Gardeducorps-Uniform den Purpurmantel des Schwarzen Adlerordens, auf dem Haupte den blinkenden Adlerhelm. Die Weihe des Augenblickes hat den jungen Herrscher begeistert: seine Rechte ergreift die Fahne des 1. Garderegiments, er senkt sie vor den Vertretern des Volkes und leistet, von edelm Feuer entflammt, das Gelübde: „Ein Reich, ein Volk, ein Gott!“ Links vom Kaiser gruppieren sich die Minister und Mitglieder des Bundesrates, im Vordergrunde der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, rechts die Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler und dem Kaiser gegenüber die Abgeordneten. Natürlich können auch hier bei einer so winzigen Darstellung die Porträts nicht erkennbar sein. Im Hintergrunde sind an den Fensterpfeilern des Weißen Saales die eichenlaubbekränzten Fahnen der Leibregimenter aufgestellt.





Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin.

Wilhelm Waldeyer.

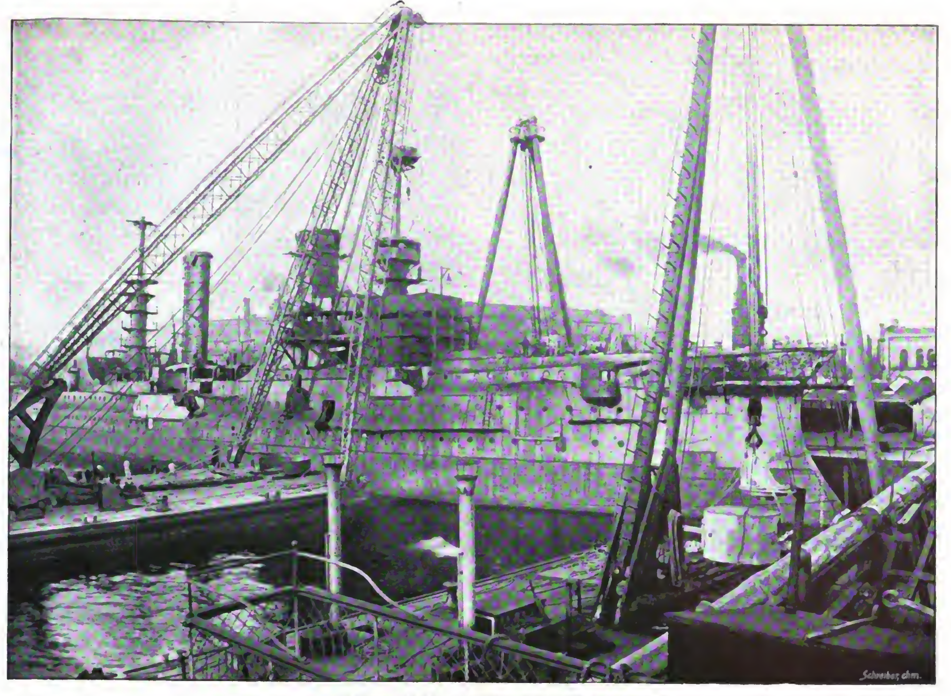


Phot. Arthur Renard, Kiel.

Torpedoboote, von der Fahrt vom 15. auf den 16. Januar aus Swinemünde im Kieler Hafen eintreffend.



Taucherglocke mit Pumpwerk.



Der Panzer „Fürst Bismarck", in der Armierung begriffen.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal der Provinz Westpreussen.

In dem Wettbewerb um ein Kaiser Wilhelm-Denkmal in Danzig trug der Bildhauer Eugen Börmel den Sieg davon. Der Entwurf zeigt das Reiterbild des Heldenkaisers auf einem reich gegliederten Postament, das in seinen Formen an die Danziger Renaissance anklingt. Der Kaiser, im Interimsrock mit Helm und offenem Mantel, hat die rechte Hand in die Seite gestützt und hält mit der linken die Zügel des leicht galoppierenden Pferdes. Sehr malerisch hat Börmel die beiden Seitenflächen behandelt. Links ist im Relief der Verkehr auf der Weichsel und an ihren Ufern veranschaulicht: da fährt ein Handelsschiff dahin, Flöße nehmen langsam ihren Weg, im Hintergrunde ragen Mühlen und Fabrikschornsteine auf, und vorn ist das Landvolk emsig mit der Ernte beschäftigt. Vor diesem belebten Bilde lagert an sprudelndem Quell zwischen gefällten Baumstämmen die Flußgöttin der Weichsel, deren Formen in einen Fischkörper verlaufen. Auf der rechten Seitenfläche erscheinen Panzerschiffe auf den bewegten Fluten der Ostsee, ein Motiv, das an eine Tuschzeichnung Kaiser Wilhelms II. erinnert. Der Monarch wünschte hier das neue Panzerschiff „Kaiser Wilhelm der Große" dargestellt zu sehen. Vor dem Seebilde erblickt man die Figur Neptuns, über der Schulter den Dreizack, den linken Arm mit Fischnetzen um einen Delphin gelegt. An der Stirnseite des Postaments steht, gleichsam als gepanzerte Wehr an der Ostsee und Weichsel, die Gestalt der Borussia mit aufgelöstem Haar und herabwallendem Mantel, auf der Brust das Wappen der Provinz, das Haupt mit einem Flügelhelm bedeckt, die Hand kampfbereit am Schwerte. An dem Postament selbst ist eine Cartouche angebracht, die, vom Lorbeerfeston durchzogen, auf einem Kissen die Kaiserkrone trägt. Die figürlichen und dekorativen Teile sind in Bronze gedacht.



Die höheren Wertzeichen der Deutschen Reichspost (siehe Artikel Seite 385).



Eugen Börmel: Das Kaiser Wilhelm-Denkmal für Danzig.

Anton von Werners fünfundzwanzigjähriges Direktor-Jubiläum.

Am 6. April 1875 wurde auf Vorschlag von Senat und Künstlerschaft der zweiunddreißigjährige Maler Professor Anton von Werner zum Direktor der Königlichen Akademie der bildenden Künste in Berlin — der heutigen akademischen Hochschule — und zum Vorstand eines neugegründeten Meisterateliers ernannt. Seitdem hat er vermöge seiner geistigen Bedeutung, seiner Willens- und Thatkraft, seines Organisationstalentes die gesamten Kunstverhältnisse in Berlin wie kein zweiter beeinflußt. Freilich, auch von ihm gilt Schillers Wort: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Allein wer sich die Mühe nimmt, nur einmal die verzopften Zustände, die völlig unzulängliche Ausbildung an der Berliner Akademie vor 1875 sich zu vergegenwärtigen, wird darüber keinen Zweifel haben, daß diese Kunstanstalt ihrem Direktor Außerordentliches verdankt. Charakteristisch ist, daß weder unter Gottfried Schadow (1816—50), noch unter seinen Nachfolgern Herbig (bis 1860) und Daege (bis 1875) das Studium nach der Natur, nach dem lebenden Modell eine allgemeine Einrichtung war, sondern nur als eine besondere Vergünstigung galt. Die Maler suchten ihre Ausbildung in Privatateliers oder gingen ins Ausland, nach Paris. Wenn Anton von Werner hier vor fünfundzwanzig Jahren gründlich Abhilfe geschaffen und es ermöglicht hat, daß man auch an der Berliner Akademie eine vollständige Grundlage für jedes künstlerische Schaffen gewinnen kann, so war das eine That, und der junge Direktor galt damals bei den Alten genau so als ein Stürmer und Dränger, wie heute etwa ein Führer der neuen Richtung. Die Tagesströmungen in der Kunst verbannt Herr von Werner allerdings aus der Akademie mit voller Entschiedenheit, und da er in seiner freimütigen Art das in seinen Reden öfter mit aller Schärfe sagt, so hat er sich manche Gegnerschaft zugezogen. Nach seinen Grundsätzen soll der akademische Unterricht lediglich die Kräfte wecken und fördern und durch das eingehende Studium der Natur, des Lebens und der Meisterwerke den Künstlern aller Fächer die technische Schulung geben, die zu jedem individuellen, selbständigen Schaffen notwendig ist. „Alles weitere," so sagte Werner einst selbst mit dem Dichter, „überlass' ich eurer eignen Einsicht." Oder wie er ein andermal erklärte: „Die Akademie kann Ihnen nicht viel mehr liefern als die Krücken, mit deren Hilfe Sie gehen lernen. Können Sie das, so werfen Sie diese Krücken fort und gehen Sie Ihre eignen Wege, sei es nach rechts oder links, springen Sie so hoch oder so weit als Sie können!" . . .

Für die Bedeutung, welche die Berliner Hochschule in der Aera Werner genommen hat, spricht denn auch am besten die Zahl ihrer einstigen Schüler. Es seien zum Beispiel genannt die Maler Hermann Prell, Max Koner, Doepler d. J., Hermann Hendrich, Ludwig Dettmann, Karl Röchling, Franz Lippisch, Hans Looschen, Meyn, Langhammer, Kohnert, Oskar Frenzel, Baluschek, Hans Herrmann, William Pape, Bombach, Otto H. Engel, Hanns Fechner, die Worpsweder Mackensen und Modersohn, der Radierer Hirzel, der phantasievolle Max Klinger, sowie Stauffer-Bern, der 1880 Werners Atelierschüler war, dann Bildhauer wie Manzel, Max Kruse, Tuaillon, Berwald-Schwerin, Baumbach, Ludwig Cauer, Gaul, Fritz Klimsch, Lepcke und viele andre.

1860—62 hatte Werner als Schüler die Misere der damaligen Akademie gründlich kennen gelernt; er war dann zuerst als Illustrator der Werke seines Freundes Viktor Scheffel hervorgetreten. Während des großen Krieges war er im Hauptquartier der dritten Armee. Zum 18. Januar 1871 berief ihn ein Telegramm des Kronprinzen nach Versailles: „Sie werden dort etwas Ihres Pinsels Würdiges erleben." Es entstand die „Kaiserproklamation". Anton von Werner ist der realistische Darsteller der glorreichen Zeit Kaiser Wilhelms I. Hieran erinnern auch die Gemälde und Studien, die den Künstler auf unserm Atelierbilde umgeben. Das große, erst untermalte Bild auf der Staffelei heißt „Kriegsrat bei Kaiser Wilhelm I."

Anton von Werner ist Ehrenmitglied und der verdienstvolle Vorsitzende des Vereins Berliner Künstler, seit dem vorigen Jahre auch Präsident der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie, Abteilung für die bildenden Künste. Er steht jetzt im Alter von 57 Jahren. A. R.



Anton von Werner in seinem Atelier. Phot. Herm. Boll, Berlin.

Das Lob der Armut.*)

Eine einfache Geschichte.

Von

Adolf Palm.

Wir saßen in dem dämmerigen Speisesaal der Pension belle Sirene zu Capri, als der alte Herr, der mit seiner Frau uns seit kurzem gegenübersaß, im Lauf des Gesprächs die Worte fallen ließ: „Man fürchtet die Armut überhaupt viel mehr, als sie es verdient. Sie ist gar nicht so schlimm, wie die meisten Leute sich einbilden."

Der Sprecher war ein hochgewachsener Mann mit schneeweißen, etwas struppigen Haaren, zu denen die kohlschwarzen buschigen Augenbrauen einen eigentümlichen Kontrast bildeten. Das gab dem Gesicht eine gewisse Energie, fast einen Zug von Wildheit, obschon der Ausdruck sonst ein sanfter war. Etwas in dieser Natur schien sich kraftvoll zu stemmen gegen die niederdrückende Bürde des Alters.

Ein Lob der Armut — man kann sich denken, wie befremdlich das wirkte in einer modernen Gesellschaft. Halb verächtlich, halb mitleidig zuckte der nächste Nachbar des Alten, ein pensionierter österreichischer Fregattenkapitän, die Achseln, als wollte er sagen: „Laßt den Narren reden," während seine Gattin, die noch in Hörweite saß, ihm lächelnd eine noch stärkere Bemerkung zuflüsterte. Der Berliner Banquier aber, der auf der andern Seite seinen Platz hatte, spottete: „Wenn wir doch solche Leute bei unsern Stadtverordneten hätten! Die wüßten uns Rat gegen die Sozialdemokraten!"

Ernst nahm die Sache nur der höhere Mädchenschuldirektor aus Dresden, der dem Alten fast aufgeregt entgegenrief: „Da muß ich doch schönstens bitten . . . ich danke für die Armut! Ohne die nötigen Mittel säße wohl keiner von uns hier im schönen Italien!"

„Die Leute reisen aber auch heutzutage viel unnütz in der Welt herum," versetzte der Graubart mit einer unerschütterlichen milden Würde, die jeder persönlichen Deutung die Spitze brach oder doch hätte brechen sollen.

Der Banquier aber, wie in seinem Heiligsten verletzt, fuhr auf: „Wer nicht reisen kann oder das Reisen nicht versteht, soll zu Hause bleiben. Diese Kunst will gelernt sein." Gegen einen Mann, der offenkundig die Armut verfocht, brauchte man doch nicht mehr höflich zu sein!

Diesmal war die Reihe des mitleidigen Lächelns an dem Alten. Bei der Bescheidenheit seiner Natur flog es indes nur so wie ein plötzliches Halblicht um seinen Mund, als er erwiderte:

„Das Reisen ist heute Modesache, und deshalb fühlen sich die meisten unglücklich, wenn sie es nicht mitmachen können, nur deshalb. Man stellt zu viel Ansprüche an das Leben, und man plagt und jagt sich ab weniger des Gelderwerbs wegen, als aus Angst vor der Armut, die nicht so schrecklich ist, wenn man sich von der Mode und ihren Thorheiten lossagen kann."

Je mehr die andern auf ihn einredeten, desto mehr bewahrte er seine Ruhe, seine stille Ueberlegenheit. Merkwürdig benahm sich seine Frau. Im Gegensatz zu ihm war sie von äußerst zarter Figur, dünn, schmächtig. Das Gesicht, durch edeln Schnitt und die großen blauen Augen entschiedene Spuren ehemaliger Schönheit verratend, stieß jetzt im ersten Augenblick eher ab, weil sie ihr glattgestrichenes weißes Haar, das alte Damen sonst durch irgend einen Kopfputz zu bedecken pflegen, frei trug und das Haupt dadurch kahl erschien.

Sie sprach bei Tische kein lautes Wort und beteiligte sich durchaus nicht an der Unterhaltung. Nur ihre großen klaren Augen liefen oft wie fragend in dem Kreise herum, wie besorgt, ob ihrem Manne, der so lebhaft sprach, kein Unrecht geschähe. Zuweilen, wenn die andern stark lachten, schien sie ihren Mann nach der Ursache zu fragen. Er neigte dann seine Lippen ganz nahe an ihr Ohr und flüsterte ihr etwas zu; ihn allein verstand sie so. Es stellte sich heraus, daß sie taub war, also nichts verstand von den Worten ihrer Umgebung, mochte sie auch noch so viel Interesse dafür hegen.

Wie um die Nachrede der lieben Nachbarn herauszuforderen, blieb das Paar nicht lange bei Tische. Die Frau gab zuerst das Zeichen zum Aufstehen, dann gingen sie.

„Wozu nun der in der Welt herumreisen mag?" nahm der Banquier zuerst das Wort. „Der könnte doch wohl zuerst sein Reisegeld sparen — der Lobredner der Armut!"

„Ein sonderbarer Heiliger," meinte der Schuldirektor, indem er mit einem Zuge den Rest dunkelroten, auf der Insel gediehenen Rebenblutes hinabgoß. „Der könnte eine neue Sekte gründen!"

„Der gewiß niemand beiträte," versetzte der Kapitän. „Man muß überhaupt solche Reden leicht nehmen. Der Mann scheint mir einer von denen zu sein, die solch ein Paradoxon ins Gespräch schleudern, nur um Widerspruch hervorzurufen."

„Und die Frau, die er bei sich hat," warf der Banquier ein, „die reinste Vogelscheuche!" Er

*) Diese Erzählung ist mit zwei andern desselben Verfassers soeben in einem Band unter dem Titel: „Im Lindenhof. Das Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting. Drei Erzählungen von Adolf Palm" im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. (Preis geheftet ℳ 3.—, elegant gebunden ℳ 4.—.)

mußte den Witz für besonders gelungen halten, denn er sah die andern an, um die Wirkung auf ihren Gesichtern zu lesen. Er blickte auch zu mir herauf, der ich bisher mich rein beobachtend verhalten und das Gespräch aufmerksam verfolgt hatte.

„Ich finde Ihre Bemerkung nicht sehr schön," erlaubte ich mir einzuwenden.

„So, hat Ihnen die Alte etwa gefallen?" lachte er. „Nun ja, der Geschmack ist verschieden!"

„Ich habe in dem Gesicht der Frau etwas andres gelesen als Sie, etwas, was man freilich besser nicht bespricht an öffentlicher Wirtstafel."

„Natürlich einen Roman," bemerkte leichthin der Kapitän, indem er einen Augenblick innehielt, mit dem Theelöffel den Saft einer goldgelben Orange auszuschöpfen.

Ich zuckte die Achseln. „Jedenfalls etwas, was nicht so ganz auf der Oberfläche liegt."

*

Am andern Morgen beim Frühstück nannte er mir seinen Namen: Friedrich Stocker aus Konstanz, Architekt. Sein süddeutscher Dialekt war schon vorher unschwer zu erkennen gewesen. Er habe lange in Karlsruhe gelebt, bemerkte er beiläufig.

Ich gab ihm meine Karte, und er entschuldigte sich, daß er keine bei sich habe. Auf diese Weise war er in den Besitz meiner genauen Adresse gelangt, während die seinige mir fehlte.

Mich fesselte die Art seiner Rede immer mehr, wir blieben noch sitzen, und ich hörte ihm mit Lust zu, als er von seiner eben zurückgelegten Reise nach Sizilien erzählte. Trotz seiner zweiundsiebzig Jahre seien ihm die Augen noch einmal recht eigentlich aufgegangen, insbesondere was den Maßstab der Formen, die Größenverhältnisse der teilweise unvollendet gebliebenen griechischen Tempelbauten und Theater betreffe. Er wies auf eine Stelle in Goethes italienischen Briefen hin, die er nimmer vergessen habe, wo er nämlich von der Harmonie von Himmel, Meer und Erde spricht. Wer es gesehen, der habe es für sein ganzes Leben ... Alles Kleinliche sei fortan aus der Seele so rein fortgewaschen, als die Kleinheit der Strohdächer aus seinen Zeichenbegriffen ... Ebenso offen für die Landschaft als für die unvergleichlichen Baudenkmäler schien des Alten Auge und Herz zu sein. Mit jugendlicher Begeisterung sprach er von einem Sonnenuntergang, den er in den Ruinen des Felsentheaters von Taormina erlebt hatte, des ungeheuersten Natur- und Kunstwerks der Welt, angesichts des rauchenden Feuerbergs, des Aetna, der seinen ganzen langen Rücken dort ausdehnt, links das Meeresufer bis Catania, ja Syrakus ... Als er diesen letzten Namen aussprach, tauchte vor mir im Geiste die Gestalt Seumes auf, und wahrlich, nach meiner Erinnerung an seine Porträts hatte Stocker mit ihm Aehnlichkeit. Und wie der klassische Spaziergänger nach Syrakus, hatte auch Stocker unter mancherlei Entbehrungen die meisten der Touren zu Fuß gemacht, bei Segesta, Selinunt, Girgenti, indessen seine Frau in Palermo zurückgeblieben war.

„Wenn Sie hinreisen," sagte er, „so benutzen Sie ja den Omnibuszug bei Tag und nicht den Schnellzug bei Nacht. Sie fahren dann allerdings fünfzehn Stunden, aber Sie werden auch belohnt dafür!"

Wir standen mitten in dieser Unterhaltung, als Frau Stocker zurückkam, hager, unansehnlich wie immer, diesmal aber in dem eingefallenen Gesichtchen einen betrübten Zug. Sie teilte ihrem Gatten mit, daß sie doch in einem sonnenlosen Zimmer nicht bleiben könne, daß von den nach Süden gelegenen aber im Hause keines frei werde. Ohne viel Besinnen erklärte der Gatte, sie wollten sich gleich auf den Weg machen, um etwas andres zu suchen.

Am selbigen Tage bezogen sie ein andres, mehr Wärme bietendes Quartier. Es vergingen fast acht Tage, ehe ich den mir liebgewordenen Alten wiedersah, und zwar, als ich an einem frischen Märzvormittag mich nach Anacapri aufgemacht hatte, um von dort wieder einmal den Spaziergang nach der Migliera zu machen, dem schönen, meist grasbewachsenen Weg, der am Fuße des die wunderreiche Felseninsel beherrschenden Monte Solaro sich fast schnurgerade hinauszieht zu der äußersten Westecke, wo der rötliche Leuchtturm einsam thront auf vorspringender Steinterrasse. Es ist der einzige fast ebene längere Spazierweg auf dem wildzerrissenen Eiland, an dessen Gestaltung die Erdgewalten so ungeheuerlich gearbeitet haben und dessen Menschenwerke so oft bis auf den Grund zerstört worden sind von neu hereinbrechenden Völkermassen, die blutig rangen um den Besitz der Perle des Tyrrhenischen Meeres.

Er kam vom Monte Solaro herab, und wir trafen uns gerade an der Kreuzung der beiden Fußwege.

„Hallo," rief ich, „so bald schon von da oben her?"

„Es war schöne Aussicht, der Nordost von gestern hat aufgeräumt. Der Golf von Gaeta, den man von hier aus nicht sieht, lag klar da. Die ganze Bergkette im Hintergrund von Neapel und dem Vesuv, Apenninen und Abruzzen bis hinunter zu den kalabrischen Bergen, alles frisch beschneit. Und den Epomeo da drüben" — er deutete nach der Nachbarinsel — „kann man ja heute fast greifen."

Scharfkantig hob der höchste Berg Ischias mit seinem schmalen Rückgrat und den kahlen Gipfelstellen sich aus dem schimmernden blauen Meere ab. Einst spie auch er Flammen und Asche aus wie sein mächtiger Rivale, der Vesuv.

„Begleiten Sie mich noch eine Weile hier auf der Migliera," bat ich. „Das ist ja doch das Bequemste und Schönste, was man hier haben kann."

„Meine Frau erwartet mich um zwölf Uhr bei Bitter, wir fahren zusammen nach Capri zurück." Er zog die Uhr. „Ich habe noch Zeit," fügte er dann bei und schickte sich mit mir zum Weitergehen an.

Der Sonnenstand machte die Promenade doppelt köstlich. Ueber dem Monte Solaro mit seinen spärlichen Grundmauerresten stand sie gerade so, daß man neben der hohen Weinbergmauer im Halbschatten

dahinging. So perlte auf dem Epheu, den Gräsern und den zarten Farnkräutern, womit die Mauer bewachsen ist, noch der Tau des Morgens, und feuchte wohlige Kühle mischte sich mit sonnigem Duft. Rechts neben oder vielmehr unter uns hatten wir die in zahllose kleine Stücke abgeteilten Gärten und Weinberge, letztere teils frisch gehackt, so daß die fruchtbare lockere Erde der Insel aussah wie Schokoladepulver. Rot blühten die Pfirsiche, weiß die Pflaumen. Das einem knorrigen Wurzelgeflecht so ähnliche Gezweig der Feigenbäume zeigte zugleich mit den knolligen Fruchtansätzen die ersten hellgrünen Blätter gleich zierlichen, platt ausgestreckten Händchen, indes das feingekräuselte gelbliche Zackenblatt der quergezogenen Weinrebe überall hervorbrach an dem hohen Gestänge. Die großen Kirschbäume, die weiterhin folgen, blühten noch nicht, aber die Eichen in dem einzigen Wäldchen der Insel trieben die ersten Knospen, den Baum umhüllend wie ein zarter Schleier.

Es kamen viele Leute des Wegs: bettelnde Kinder, barfüßige Mädchen, und Weiber in schöner aufrechter Haltung, die Brust hochgewölbt, und trotz der schweren Lasten auf dem Kopf mit fast schwebendem Gang, hin und wieder ein alter Bauer mit wetterhartem Runzelgesicht. Ein paar Frauen waren begleitet von langhaarigen Ziegen. Keines ging vorbei ohne freundliches Grüßen und muntere Miene.

„Das Volk ist arm — ist es darum etwa unglücklich? Der Boden ist zerstückelt in hundert kleine Parzellen, keiner hat viel, aber jeder genug, weil er genügsam ist. Sehen Sie nur diesen Frohmut in allen Gesichtern! Hier merkt man auf Schritt und Tritt, daß nicht Reichtum das Glück macht, wie der heutige Mensch glaubt."

Als Stocker, stehen bleibend, dies sprach und wir beim Rückblicken das an Anacapri sich anlehnende Caprile wie ein weißes orientalisches Dorf mit einzelnen dunkelgrünen Pinienwipfeln neben den flachen Dächern hingelagert sahen, brach er rasch ab, entschuldigte sich und eilte zurück, um seine Zeit einzuhalten.

„Grüßen Sie mir Ihre Frau!" rief ich ihm nach.

„Danke, danke, sie wird sich freuen!"

Damit schieden wir. Ich hatte ihm noch so manches zu sagen, wollte ihn noch vieles fragen, aber ich mußte mich trösten mit der Hoffnung auf eine gelegenere Stunde. Er hatte mir durch sein Wesen, durch seine Aeußerungen ein Rätsel aufgegeben, das mich beschäftigte, fast quälte, und das ich lösen wollte um jeden Preis.

Hatte Friedrich Stocker immer solche Anschauungen von der Armut und vom Glück gehabt, wie jetzt, am Abend seines Lebens? Oder war dies das Resultat ganz bestimmter Erlebnisse und Erfahrungen, eine innere Läuterung, die man sich nur abringt auf dem Dornenweg? Ich weiß nicht, was mich an dem schlichten, heiteren Mann so anzog, der gegen seine schwächliche Frau so viel Rücksicht walten ließ. Lag da wirklich „ein Roman" im Hintergrunde, wie der österreichische Fregattenkapitän so leichthin vermutet hatte? — Nein, kein Roman, nur eine einfache, aber tief ergreifende Geschichte, deren schmerzlichster Teil noch erst vor ihm lag.

*

Es war in Baden-Baden an einem hellen, warmen Herbsttag, der die Trauben an den sanften Vorbergen des Oosthales reifen half, als ich in der Lichtenthaler Allee beim Einbiegen in die Seitenanlagen unter lichtem Buchendach auf einer fast versteckten Bank eine mir bekannte Dame, die Regierungsrätin Bosse, entdeckte. Sie saß leicht zurückgelehnt, den einen Fuß gekreuzt über dem andern, und las eifrig in einem Buche, über dessen weiße Blätter das feine Arabeskenwerk der vom Winde leicht bewegten Blätter hin und her schwankte.

Sie sah nicht auf, bis ich dicht vor ihr stand und sie begrüßte, dann starrte sie mich an, wie noch ganz abwesend mit ihren Gedanken.

„So vertieft in die Lektüre?" begann ich. „Das muß ja ein ungewöhnlicher Magnet sein."

„Das ist es auch," war die Antwort, indes ein leichtes Rot über das sonst so blasse Gesicht der Rätin zog. „Sie werden wahrscheinlich die Achseln zucken oder gar mich verachten, wenn Sie den Titel des Buches lesen — das thut sogar mein Mann —, aber das bringt mich gar nicht aus der Fassung."

„Sie machen mich in der That neugierig."

„Die Verfasserin ist eine Freundin von mir, Baronesse Meta von Salis, Doktorin der Philosophie, und das Buch handelt von Friedrich Nietzsche, mit dem sie lange Zeit in genauestem persönlichem Verkehr stand ... nun, erschrecken Sie doch!"

„Dazu ist kein Grund vorhanden. Ich kenne Nietzsche nicht bloß als Philosophen, sondern auch als Dichter, am wenigsten allerdings als Menschen, und daher wäre ich Ihnen sogar dankbar, wenn Sie mir gelegentlich einen Blick in das Buch Ihrer Freundin gönnen wollten."

„Aber mit dem größten Vergnügen. Sie sind ja wirklich ein weißer Rabe, daß Sie nicht die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob meiner Verirrung, oder Verrücktheit, oder wie Sie es nennen wollen. Freilich sind Sie ja ein Mann, und im allgemeinen urteilen diese noch immer milder über Nietzsche als die Genossinnen meines Geschlechts, die von Nietzsche in der Regel nur den Ausspruch kennen über die Frau und die obligate Peitsche. Meine Freundin hat sich zur Aufgabe gemacht, unter anderm auch nachzuweisen, wie zart Nietzsche, trotz der bekannten zum Ueberdrusse oft citierten Ausfälle gegen die Frauen, an vielen andern Stellen über sie geurteilt hat."

„Und was haben Sie sonst Neues über ihn aus dem Buche erfahren?"

„Daß von den Großeltern her polnisches Blut in den Adern Nietzsches rollt."

„Ah," rief ich unwillkürlich, „da wird mir etwas klar, was mir bisher nur dunkel vorschwebte. Oftmals, wenn ich Nietzsche las, seine zugleich zarte, plötzlich aufblitzende und aufflammende Sprache, wenn ich mich von den ungemein beweglichen, springenden, tanzenden Rhythmen dieses Stils fortgerissen, fort-

gewirbelt fühlte, da war es mir, als hörte ich ein Chopinsches Musikstück mit den sich drängenden chromatischen Tonfolgen, den vornehmen und heroischen Accorden, den atemlosen Zeitmaßen, mit der süßen Kantilene dazwischen, mit der wunderlich sich verstrickenden Modulation, mit der Häufung dunkler, fast hoffnungsloser Dissonanzen, durch die auf einmal ein sieghaftes Licht bricht . . . Das ist die polnische Blutsverwandtschaft des Musikers mit dem Dichterphilosophen: Es ist auch kein Zufall, daß Nietzsche, wie sein feinbesaiteter Landsmann, für Musik hochbegabt war. Nur so konnte er Metaphern finden wie diese! ‚Das Gebirge bei Portofino dort, wo die Bucht von Genua ihre Melodie zu Ende singt'.

„Sie sind würdig, das Buch meiner Freundin zu lesen," antwortete mir die Dame sehr gütig. „Hier haben Sie es sogleich."

Ich wollte Einwendungen machen, wollte meine schweren Bedenken gegen Nietzsches neue Moral und die Gefährlichkeit der „Umwertung aller Werte" geltend machen, aber ich kam nicht zu Wort, ich mußte das Buch aus ihrer Hand entgegennehmen, mich neben sie auf die Bank setzen und ihr auch sogleich daraus vorlesen.

„Hier, bitte," sagte sie auf eine Seite deutend, „hier bin ich stehen geblieben, hier können Sie gleich fortfahren und werden gleich etwas Neues, Bedeutendes hören."

Die Stelle handelte von Nietzsches letztem Aufenthalt in Sils Maria, von dem für ihn so ungeheuer fruchtbaren Jahre 1888, das unmittelbar dem Ausbruch seines Wahnsinns voranging.

In der That, wir vertieften uns jetzt beide in das Buch und kamen zuletzt an die zahlreiche Blütenlese aus des Philosophen Werken, welche den Kern seiner Lehre zusammenfassen soll. Unwillkürlich las ich langsam und mit mehr Nachdruck, als ich auf folgende Stelle stieß:

„Wenn einen das Leben einmal recht räuberhaft behandelt hat und an Ehren, Freuden, Anhang, Gesundheit, Besitz aller Art nahm, was es nehmen konnte, so entdeckt man vielleicht hinterdrein, nach dem ersten Schrecken, daß man reicher ist als zuvor. Denn erst jetzt weiß man, was einem sozusagen eigen ist, daß keine Räuberhand daran zu rühren vermag: und so geht man vielleicht aus aller Plünderung und Verwirrung mit der Vornehmheit eines großen Grundbesitzers hervor."

*

Dem folgte noch eine Reihe bezeichnender Aphorismen über die Armut:

„Das Knorrig-Echte: die stolze Fähigkeit, arm zu sein und trotzdem, vielleicht eben deshalb, vornehm".

*

„Wahrlich, wer wenig besitzt, wird um so weniger besessen: Gelobt sei die kleine Armut!"

*

„Der große Vorzug adeliger Abkunft ist, daß sie die Armut besser ertragen läßt."

*

Ist es ein Wunder, daß bei alldem das Bild des guten Alten wieder in mir lebendig wurde, den ich auf Capri hatte kennen lernen? Gewiß hatte er keine Ahnung davon, daß der vielumstrittene Philosoph vom Ende des Jahrhunderts Schulter an Schulter mit ihm stand in einem so wichtigen Kapitel. Mein Bedauern erwachte neu, daß ich so gar nichts mehr von Stocker gehört hatte, und ich erwog einen Augenblick die Weite der Entfernung zwischen Baden und Konstanz und eine kleine Tour mit der Schwarzwaldbahn vor meiner Heimreise — als ich eine direkte Kundgebung von ihm erhielt, die mir das Herz bluten machte.

In einem Paket mit Briefen und Schriften aus der Heimat fand ich auch ein schwarzumrändertes Couvert, und dieses enthielt die Anzeige:

„Meine liebe Frau Hedwig, geborene von Brugg, ist mir nach längerem Leiden durch den Tod entrissen worden. Ich bitte um stille Teilnahme.

Konstanz, 15. September

Friedrich Stocker, Architekt."

Mein Entschluß stand sogleich fest. Die erste Zeit wollte ich vorübergehen lassen, ihn dann aber aufsuchen und ihm in seiner Trauer die Hand drücken. So geschah es auch.

Er war im Aeußeren kaum verändert, als ich ihn wiedersah. Auch der letzte furchtbare Schlag schien den Nacken dieses Riesen nicht gebeugt, seine Kraft nicht gebrochen zu haben. Aber freilich, seine Stimme — diese Stimme, welche seine nun entschlafene Gattin in ihrer Taubheit allein verstanden hatte, auch wenn er nur flüsternd sprach — sie war jetzt schwach, unsicher, zitternd vor innerer Erregung. Oft schien diese Stimme gar nicht aus diesem Körper zu kommen.

Ich sagte ihm in wenigen Worten, daß ich nicht gekommen sei, um ihn zu trösten, das halte ich in dieser Zeit einfach nicht für möglich, sondern nur um ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht vergessen habe und wie ich Anteil nehme an seinem Schicksal.

Das Lächeln, das seine Züge so schön erhellen konnte, glitt über sie sehr matt und flüchtig, indem er erwiderte: „Sie sind so gütig!" Und plötzlich, mit einem Aufseufzen, fügte er hinzu: „Wer hätte das gedacht! Es war das einzige, auf das ich nicht vorbereitet war, der einzige Schmerz, den ich nicht kannte in meinem Leben."

„Den Sie aber auch ertragen werden mannhaft und tapfer!" Ich sprach das warm und überzeugt, bemerkte aber schon im nächsten Augenblick, als er schweigend ins Leere starrte, wie arm und schwach das Wort ist gegenüber solchen Leiden.

So sann ich denn darauf, ihn eher zu zerstreuen. Wir machten einen Spaziergang hinaus in die Hafenanlagen, kamen an den noch so schön gepflegten Blumenbeeten beim Musikpavillon vorbei und sahen an den Spitzen und äußersten Zweigen der Bäume das Laub schon herbstlich sich verfärben. Stocker wurde immer einsilbiger, je weiter wir gingen. Wir gelangten zuletzt auf die Rheinbrücke, wo der grünschimmernde Abfluß des Bodensees in mächtiger Strömung durch die steinernen Pfeiler dahinschießt.

Hier blieb er stehen und schaute den enteilenden Wassermassen nach.

„Man sollte meinen, das müsse sich einmal erschöpfen, das Wasser müsse einmal ausbleiben von der Traufe der Gebirge. Aber das hört nicht auf, so wenig als meine Einsamkeit."

„Haben Sie gar keine Familienangehörigen sonst?"

„Nur einen Sohn ... einen Sohn meiner Frau aus ihrer ersten Ehe — der lebt längst in Südamerika."

Ich war doch sehr überrascht, zu vernehmen, daß er seine Frau als Witwe geheiratet hatte, und konnte mich einer darauf abzielenden Bemerkung nicht enthalten, indes wir weiterschritten, über die Brücke hinaus in die dort frischgepflanzten Alleen.

„Sie war doch meine Jugendliebe, wie ich die ihrige war," versetzte er. „Ihrer Mutter zuliebe — die Baronin Brugg war eine ehrgeizige Frau aus einem alten, aber etwas verblichenen Geschlechte — heiratete sie einen Offizier, den Major von Milberg, sie hat sich geopfert — ich weiß es, es war ja ihre Art, sich zu opfern!" Er stockte wiederum, und ich fürchtete schon, er werde wieder in seine vorherige Schweigsamkeit zurückfallen; aber die Erinnerungen überwältigten ihn und rissen ihn zuletzt mit sich fort.

„Ihr Mann starb schon nach einem Jahre durch einen Sturz vom Pferde beim Manöver. Der Ehe entstammte ein Knabe. Mit 19 Jahren Witwe geworden, blieb sie es noch zwei Jahre, bis sie endlich meine Werbung erhörte und mein Weib wurde. Der höchste Wunsch und Traum meines Lebens war nun erfüllt. Sie hätten sie damals sehen sollen, wie schön sie war! ... Ich hatte ihr versprochen, ihrem Sohn ein guter Vater zu sein, und ich wollte es halten, obschon mir zuerst — warum soll ich's leugnen! — die Existenz des Kindes peinlich war. Ich habe es aber sie nie merken lassen, im Gegenteil, ich strengte mich an, ihr eine noch bessere Stellung zu bieten, als sie vordem sie eingenommen, den Vorurteilen ihrer Mutter zum Trotz ... ich arbeitete, was nur arbeiten heißt, und ich brachte es zu etwas. Wir wohnten in Karlsruhe, und dort erlebte ich im Laufe der Jahre eine Bauzeit, die mir in Hülle und Fülle brachte, was ich zu erreichen mir vorgesetzt hatte. In meinem fünfzigsten Jahre wollte ich abschließen mit meiner Thätigkeit und mir Zeit nehmen, mit meiner Frau zu reisen, besonders in Italien zu reisen. Darauf freuten wir uns immer, aber ich konnte nicht loskommen von meinen Geschäften. Alfred war inzwischen herangewachsen, ein lebhafter, aufgeweckter Junge, den ich selbst immer mehr liebgewonnen hatte, da uns eigne Kinder versagt blieben. Er kam ins Kadettenhaus, wurde Offizier wie sein Vater — ich hatte das von Anfang an nicht gewollt, aber das steckte dem Jungen schon so in den Knochen und war ihm durchaus nicht auszutreiben — und nun kam die Geschichte, die mich von meiner Höhe, gerade als ich sie erreicht hatte, herabschleudern sollte ins Elend. Was soll ich Ihnen schildern, wie das unverhofft, ganz unvermittelt über mich hereinbrach, über mich, der so oft, wenn andre um Hab und Gut kamen, sich einbildete, er hätte an ihrer Stelle klüger, vorsichtiger gehandelt! Ich hatte noch vor der großen Krisis, die im Baugeschäft zu Karlsruhe hereinbrach, mich gewahrt und, wie man sagt, mein Schäfchen geborgen, aber in den Zeiten des Ringens und Kämpfens um den Erwerb kein Auge für Alfred gehabt, der überdies auswärts war ... er war zur Reitschule kommandiert nach Hannover. Wir dachten, es ginge ihm gut, denn wenn er auch viel Geld brauchte, so hatte sein Vater ihm doch auch ziemlich viel hinterlassen. Er kam zuweilen in Urlaub, frisch, flott, in blühender Gesundheit, er nahm an den Rennen teil, errang in der Sportswelt einen Namen und, wie das so geht — er kam in den Strudel hinein, in den so viele hoffnungsvolle junge Männer hineintaumeln, um dort Kopf und Kragen zu verlieren. Es war im Winter, ich sehe ihn noch unvermutet eines Abends in mein Zimmer treten, blaß, aufgeregt, verstört. Ein gehetztes Wild, gehetzt von Wucherern, falschen Spielern, und Gott weiß von wem sonst ... von betrogenen Ehemännern! Meine Frau war damals schwer krank, sie durfte nichts erfahren von dem, was vorging. Anfangs glaubte ich, es sei nicht so schlimm, es sei ihm noch zu helfen, es gäbe noch einen Ausweg: er hatte sich aber glücklich bis zum äußersten Rand des Abgrunds fortreißen lassen, ehe er sich überhaupt seinem Stiefvater, seiner Mutter entdecken wollte. Die Frage hieß jetzt einfach: entweder ewige Brandmarkung des Namens seines Vaters und seines eignen, Dienstentlassung mit Schmach und Schande oder eine gewisse Summe aufbringen, eine gewisse Summe, um alles zuzudecken" ... Er lachte heiser auf, in einer Weise, daß ich fast erschrak, faßte sich aber sogleich wieder und fuhr kalt fort:

„Die Zeit drängte ... es hing alles an einem Faden. Die Summe mußte aufgebracht werden, es hätte sonst meiner Frau das Leben gekostet, und vielleicht dem Sohne auch, und ich brachte sie auf, wenn sie auch alles und fast noch mehr, als ich besaß, auf einmal verschlang. Die Ehre der Familie von Milberg war gerettet, was lag an mir! Ich war ja erst 50 Jahre alt, ich konnte ja von vorn anfangen! Aber wie damals meine Frau sich benahm ... da lernte ich sie erst recht kennen! ... nicht bloß wie sie alles einteilte bis ins Kleinste, daß wir wohl entbehrten, aber nicht darbten, sondern wie sie alles mit Sanftmut ertrug, nie klagte, mich aufrichtete, wenn ich unmutig, verdrossen, ja ingrimmig darüber wurde, daß mir fast nichts mehr gelingen wollte, wie früher im ersten Zuge meiner Kraft. Sie ließ mich nicht thatlos werden, sie räumte mir aus dem Weg, was sie nur konnte. O, sie war groß, sie war vornehm in ihrer Art! ... Ich merkte wohl, sie wollte mir auch dankbar dafür sein, was ich an ihrem Sohne gethan. Und daß er sich herauf arbeitete, daß er nicht unterging in der Fremde, war unser gemeinsamer Trost. Er hatte sich nach Chile gewendet und entdeckte in der Nähe von Santiago heiße Quellen, wußte Geldleute zur Anlage einer Kuranstalt dort zu gewinnen, und diese gedeiht so, daß er daran

dachte, mir von seiner Schuld abzutragen. Wie wir gelernt haben, unser Leben einzurichten, wie wir von der Landeshauptstadt wieder hierherzogen in das stille Konstanz, das ging alles nicht so schwer, als es aussah, und zuletzt habe ich, wie Sie wissen, die Reise nach Italien mit meiner Frau doch gemacht, nach Rom, nach Capri, nach Sizilien! Wir haben uns im Laufe der Zeit nur noch fester aneinander geschlossen, wir haben verlernt, unglücklich zu sein, obschon sie in den letzten Jahren kränkelte und schwerhörig wurde; wir lebten zufriedener, behaglicher zusammen als in der Zeit, da wir ein Haus machten und eine Villa allein bewohnten. Ach, daß man nicht daran denkt, das beste Gut, welches man sich gerettet, könne eines Tages verloren gehen. Daß ich sie verlieren mußte, sie . . .!"

Seine Stimme erstarb wie in einem niedergekämpften Schluchzen. Er beschleunigte unwillkürlich seine Schritte und griff aus, als wollte er sich selbst entrinnen. So gingen wir eine gute Strecke weiter, still, wortlos. Die scheidende Sonne streute ihr Gold auf die leise wogende Wasserfläche zu unsrer Rechten. Ein paar Dampfer nacheinander fuhren aus dem Hafen, ein jeder die Zackenlinie dicht geballter Rauchwolken hinter sich lassend.

Er blieb zuletzt stehen und schaute ihnen nach. Die Gegenwart schien wieder Macht über ihn zu gewinnen.

„Merkwürdig," sagte ich da, als ich ihn ruhiger sah, „wie es mit Nietzsche übereinstimmt, was Sie von der Fähigkeit, arm zu sein und vornehm, erzählten." „Ich kenne Nietzsche nicht und von seinem Vorgänger Schopenhauer nur wenig," erwiderte er wieder ganz in dem gewohnten milden Tone. „Diesen Philosophen habe ich schon bedauert, daß er nie eine treue Seele fand, einen Freund, dem er vertrauen durfte unbedingt, nie ein liebendes, selbstlos sich hingebendes, in der Not sich bewährendes Weib. Hat Ihr neuester Philosoph Nietzsche das gefunden?"

Ich mußte leider die Frage verneinen. Stocker blickte noch immer den Dampfern nach, die schon kleiner wurden und deren Rauchsäulen sich rasch verflüchtigten. Plötzlich wandte er sich zum Rückweg.

„Dann kann er auch nicht von der Armut reden, welche die bitterste ist von allen," sprach er; „dann konnte er auch das einzige nicht verlieren, was wirklich unersetzlich ist!"



Paul Heyse.

(Zu seinem siebzigsten Geburtstage, 15. März 1900.)

Die Büchersammlungen deutscher Musensöhne pflegten einst und pflegen auch wohl heute noch nicht sonderlich umfangreich zu sein: außer den unumgänglich notwendigen, sich je nach dem Berufsstudium richtenden „Handbüchern", dem einen oder andern aus der Gymnasialzeit herübergenommenen Klassikerbande und vereinzelt auch wohl einem aus der gleichen Zeit stammenden Lieblingsschriftsteller hat man wohl von jeher auf dem Bücherbrette des deutschen Studentenheims wenig litterarischen Hausrat gefunden. Der deutsche Student ist wenig seßhaft und kann sein Reisegepäck nicht mit übermäßigem Ballast beschweren, ganz abgesehen davon, daß an seine meist nicht überschwere Kasse so viele Anforderungen herantreten, daß er seinen Bedarf an schöngeistiger Litteratur aus dem mehr oder minder fragwürdigen Bestande der ortsüblichen Leihbibliotheken zu decken gezwungen ist. Vor etwas mehr als einem Menschenalter war es, wenigstens an süddeutschen Hochschulen, anders; es gab an denselben damals wohl kaum eine Studentenbibliothek, die, wie bescheiden auch immer, nicht in zierlichen Goldschnittbänden drei Werke der zeitgenössischen Litteratur aufzuweisen gehabt hätte, Scheffels „Trompeter von Säckingen", Wilhelm Hertz' „Gedichte" und Paul Heyses erstes Bändchen „Novellen". Es gehörte um jene Zeit geradezu zum guten Ton in der akademischen Welt, über dieses litterarische Besitztum zu verfügen, und mehr als andre Gegenstände wurden die drei genannten Bücher unter den Kommilitonen als „Dedikationen" ausgetauscht.



Phot. Hofatelier Elvira, München.

Paul Heyse.

Für jeden der drei Dichter war es ein günstiges Zeichen, daß er mit seinen Erstlingsgaben den Weg zu den Herzen des aufstrebenden Geschlechtes zu finden wußte; jeder von ihnen hat denn auch redlich gehalten, was er damals versprochen, und es gilt dies nicht am wenigsten von Meister Heyse, der rüstig und jugendfrisch, in ungebeugter Schaffenskraft am 15. März dieses Jahres sein siebzigstes Lebensjahr vollendet.

Vor einiger Zeit erst hatten wir Gelegenheit, uns an dieser Stelle eingehender mit dem Dichter und seiner Eigenart zu beschäftigen; er hatte in den letzten Monaten des vergangenen Jahres, während er gleichzeitig in Rodenbergs „Deutscher Rundschau" seine Jugenderinnerungen



Franz von Lenbach.

Zum siebzigsten Geburtstage Paul Heyses, 15. März 1900.

Ein Albumblatt.

Björnstjerne Björnson

über Paul Heyse.



Ich bin glücklich in so guter Gesellschaft als Gratulant zum siebenzigsten Geburtstagsfest zu kommen.

Andere wie ich sind berufen dort das Wort zu führen, aber so viel darf ich sagen, dass sein Haus so reich geschmückt mit Phantasiewerken und Familienglück, Familienglück und Fantasiewerken preist seinen Meister und giebt Beispiel.

Aulestad, Norwegen 1900

Björnstjerne Björnson

Wir hatten den berühmten norwegischen Dichter eingeladen, sich über Paul Heyse zu äussern. Björnson sandte uns hierauf obenstehende ebenso liebenswürdige wie charakteristische Zeilen. Die Redaktion.

veröffentlichte, ein Werk, nicht seiner Feder, sondern seines Zeichenstifts erscheinen lassen, und durch die in diesem, dem „Litterarischen München", zusammengefaßten 25 Porträtskizzen den Beweis dafür erbracht, daß in ihm wirklich das zeichnerische Talent schlummere, das man nicht mit Unrecht stets in dem Urheber der so überaus feingestimmten Lebensschilderungen vermutet hatte. Heyse hat sich nach dem Erfolge, den er mit seiner ersten Novellengabe gefunden, auf fast allen Gebieten der Dichtung versucht, er ist als Lyriker aufgetreten, hat die Reihe seiner kleinen Erzählungen durch drei große Romane durchbrochen, mit besonderem Eifer das Drama gepflegt und unsre Uebersetzungslitteratur durch wahre Perlen bereichert. Nach keiner Richtung hin hat sein Genius versagt, und er hat in geradezu glänzender Weise den gegen ihn erhobenen Vorwurf entkräftet, daß es ihm an weitem Blick und der Fähigkeit zur Beherrschung derjenigen dichterischen Form gebreche, die zu ihrer Bewältigung einer gewissen Kraft und eines gewissen Nachdrucks namentlich nach der Richtung des plastischen Gestaltungsvermögens hin erfordere, allein Meister ist er vor wie nach auf dem Gebiete geblieben, wo er seinen ersten Dichterlorbeer geerntet, auf dem der Novelle, auf dem er als einer der Allerersten auch in der Geschichte unsrer Litteratur und darüber hinaus in der der Weltlitteratur fortleben wird.

Was ihm hier seine Stärke verleiht, ist vor allem sein Feingefühl für die künstlerische Form, das ihn nirgendwo im Stiche läßt, ihm aber die ganz besondere Fähigkeit verleiht, innerhalb eines engbegrenzten Rahmens seelische Konflikte zur Darstellung zu bringen, die mehr Menschen- als Menschheitskonflikte sind und mehr den Einzelfall betreffen, als das, was das Einzelwesen mit der Allgemeinheit, mit dem Wogen und Branden der es nur mittelbar berührenden Zeitströmung verbindet. Heyse hat uns in seinen Jugenderinnerungen erzählt, daß ein innerer Trieb ihn ursprünglich mehr als zur Dichtung zur bildenden Kunst hingezogen habe und es in seinen Jünglingsjahren seine stille Absicht gewesen sei, Maler zu werden. Dieser Trieb hat ihn, wie wir nunmehr wissen, auch in späteren Jahren nicht ganz verlassen, allein es ist nicht bloßer Zufall, daß er ihn da, wo er ihn wirklich bethätigt, nicht zu Palette und Malstock, sondern zum Zeichenstifte hat greifen lassen. Heyses Novellen sind gewissermaßen litterarische Crayonblätter, das heißt Darstellungen, die deshalb so intensiv auf uns einwirken, weil sie, von tiefem Stimmungsgehalt erfüllt, uns durch die Art und Weise, wie sie an uns herantreten, geradezu zwingen, Fühlung mit diesem ihrem Gehalte zu gewinnen. Daher die spontane Wirkung, welche diese kleinen Meisterwerke der intimen Erzählungskunst bei ihrem ersten Hervortreten gerade auf die akademische Jugend ausübten; sie fanden in dieser das, was man ihren „geborenen" Leserkreis nennen möchte, genau so wie bei gleicher Wirkungsweise die so ganz anders gearteten Hertzschen und Scheffelschen Poesien.

Heyses Dichtung ist in hervorragendem Sinne Kunstdichtung, sie setzt zu ihrem Genusse ein feines litterarisches Verständnis voraus, gleichwohl entbehrt sie nicht der Natürlichkeit und Wärme. Verstattet sie uns auch nicht einen Einblick in die Tiefe eines ringenden Dichtergemüts, so fühlen wir uns doch unwillkürlich zu dem liebenswürdigen Poeten hingezogen, der uns, wenn er vielleicht auch dem „Allzumenschlichen" aus dem Wege geht, doch stets „Menschliches" zu bieten weiß.

Die Jugend von heute mag andre Ziele verfolgen als das heranwachsende Geschlecht, das sich einst an Heyse, Scheffel und Hertz begeisterte, andre, aber gewiß keine höheren, denn an keine Generation sind wohl seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts größere Anforderungen herangetreten. Gerade das dürfte den Stolz des nunmehr siebzigjährigen Poeten bilden, dem wir an der Schwelle des Greisenalters keinen besseren Wunsch entgegenbringen können, als den, daß er sich stets die jugendliche Frische wahren möge, mit der er sich vor mehr als einem Menschenalter die Herzen der deutschen akademischen Jugend gewann.

L. H.





Nach einer phot. Aufnahme.

Eine botanische Seltenheit.

Eine botanische Seltenheit.

Einem Freunde unsers Blattes zu Jutan im Staate Nebraska danken wir die photographische Aufnahme von Maisstauden, wie sie in solcher Höhe noch nirgends gefunden worden, denn unsre Stauden sind ungefähr „drei Mann hoch". Der Mais ist gewachsen in unmittelbarer Nähe von Jutan, zwischen den Städten Omaha und Lincoln.



Pariser Gesellschaftstoiletten.

(Aufnahmen von Reutlinger in Paris).

Paris, Februar 1900.

Bei den Gesellschaftstoiletten des laufenden Winters macht sich als hervorstechender Zug der tiefe Kleiderausschnitt bemerkbar, und es verschlägt dabei nichts, ob das Kleid zum Ball oder zum Diner getragen werden soll. In dieser Hinsicht ist unverkennbar, trotz der nichts weniger als freundlichen Blicke, die augenblicklich von hüben und drüben über den Kanal ausgetauscht werden, englischer Einfluß in Paris zur Geltung gelangt. Es läßt sich nicht leugnen, das low-cut gown hat seine besonderen Vorzüge und verleiht den Veranstaltungen, bei denen es getragen wird, den Charakter einer gewissen Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, was jedenfalls der Grund ist, weshalb es sich auch auf hiesigem Boden mehr und mehr als allgemeine Abendtoilette einbürgert. Das Kleid, das zum Diner getragen wird, hat in diesem Jahre beinahe ausnahmslos lange Aermel, doch bestehen diese stets aus einem leichten Stoffe, Chiffon, Gaze oder Spitzen. Ist die Taille aus gemusterter Seide hergestellt, so werden Aermel aus gleichem Stoffe, jedoch nur bis zum Ellbogen, getragen und mit einem schwarzen Sammetbande, einer Straßschnalle und einer 7 bis 8 Centimeter langen Spitzenkrause abgeschlossen. Der viereckige Kleiderausschnitt ist weniger beliebt als der runde und hält sich in einfacherer Form, im Rücken vielfach ziemlich weit hinaufgehend. Der runde Ausschnitt hat seinen besonderen Reiz, erfordert aber, wo er diesen geltend machen soll, eine tadellose Hals- und Schulterbildung; wo die Natur sich in dieser Hinsicht kärglich erwiesen hat, muß eine Kragengarnitur aushelfen, die sich flügelartig breithin nach den Schultern erstreckt und dadurch den vorhandenen Mangel deckt. Der Schein des Breitschulterigen muß bei der getragenen langen Taillenform unbedingt aufrecht erhalten werden, weil sonst das Verhältnis zwischen Schulter- und Taillenlinie gestört werden, das heißt die Taille als zu lang und darum unschön erscheinen würde. Wegen des zur Verwendung kommenden vielen und reichen Besatzes duldet die Schulterabgrenzung keine allzu starke Hervorhebung.





Besatz und Garnierung haben selten noch eine so große Rolle gespielt wie bei den diesjährigen Gesellschaftstoiletten; die in einfachen und schönen Linien gehaltenen und dadurch der Gunst der natürlichen Körperbildung besonders entgegenkommenden Kleider erhalten durch sie den Charakter des Reichen und Prächtigen, ohne nach dieser Richtung hin ein schönheitswidriges Uebermaß zu erkennen zu geben. Beliebt ist immer noch das Bestreben, verschiedene Arten von Spitzen oder Stickereien nebeneinander zu verwenden. Im Stil behauptet sich das ausklingende Rokoko, allerdings mit dem Bestreben, auf eine frühere Phase und namentlich die Watteau-Zeit zurückzugehen.

Als ein ganz reizendes Kostüm der letzteren Art möchten wir unsern Leserinnen im Bilde ein aus den Ateliers Leuder hervorgegangenes wahres Kunstwerk vorführen, freilich keine Gesellschaftstoilette, sondern ein Deshabillé, aber ein typisches Muster für eine Richtung der gegenwärtigen Mode, die ihren Ausdruck noch mehr als in den Wintertoiletten in den Kostümen der bevorstehenden Frühjahrsmode finden dürfte. Sein Stoff ist gelbe Seidenmusseline auf einer Unterlage von safranfarbigem weichen Satin. Die Musseline ist reich mit erhabener Applikatur bedeckt, blaue und rosafarbige Hortensienblüten mit ihren Blättern darstellend. Der Schleierüberwurf hat die Form einer sogenannten Voile d'Angleterre. Gürtel und Busenschleife sind aus himmelblauem Seidensammet gefertigt, die Aermel aus Seidenmusseline. Etwas Leichteres und Duftigeres als diese Boudoirtoilette mit ihrem reichen und dabei doch diskreten Wechsel in den Stoffen und ihrer ebenso diskreten Farbenharmonie läßt sich kaum denken.

Aus eben derselben Künstlerwerkstätte ist eine der schönsten Balltoiletten der laufenden Saison hervorgegangen. Ueberkleid aus weißem Tüll auf einer Unterlage von rosa Satin. Der Tüll ist über und über mit matt-rosafarbigen und






matt-grünen Flittern bedeckt. Die Aermel bestehen aus Netzwerk von Perlen auf einer Unterlage aus vergoldetem leichten Haargewebe.

Eine Art Seitenstück zu dieser prachtvollen Balltoilette hat Marchesi geliefert. Das aus weißem Satin hergestellte Kleid ist ganz und gar mit gelber Guipure bedeckt. Der Abendmantel besteht aus schwarzem Sammet mit Kragen aus weißem Fuchs.

Nicht minder vornehm mutet eine Balltoilette aus dem Atelier Desprez an. Das Kleid ist aus weißem Tüll gefertigt auf einer Unterlage von cremefarbigem Satin; das Tablier besteht aus cremefarbigem Seidenmusseline; der Tüll ist vollständig mit blauen Pailletten bestickt, der Gürtel aus blauem Seidensammet hergestellt.

Durch vornehme Einfachheit zeichnet sich eine Abendtoilette von Marix aus, ein Prinzeßkleid aus brochiertem weißen Satin

Reich und farbenprächtig ist eine Gesellschaftstoilette aus dem gleichen Atelier. Das Kleid aus weißem Satin ist vollständig mit einem Gewebe schwarzer Tüllstickerei und schwarzem Flitterbesatz bedeckt, während die Busenschleife aus türkisblauem Seidensammet hergestellt ist.

Wie man sieht, überall Reichtum und Eleganz, überall aber auch das Bestreben, durch einen gewissen Zug zum Einfachen einen vornehm-harmonischen Eindruck zu erzielen.

Zephirine.



Der „Kiepenkerl“ zu Münster in Westfalen.

Die Wahrzeichen, die eine alte, ehrwürdige Stadt als typische Merkmale vergangener Zeiten und Geschlechter darbietet, müssen leider immer mehr der modernen Einrichtung der Stadtpläne weichen. Insbesondere hat die Beseitigung von Bauwerken, Statuen und andern historischen Gegenständen schon seit einem halben Jahrhundert das Antlitz der alten Stadt Münster bedeutend verändert. Wie nun in dem Fürstenberg-Denkmal und in dem Annetten-Standbilde vorzugsweise die ideale Richtung bekannter Größen aus vergangenen Zeiten vor die Seele geführt werden, so versetzt uns das von dem Altmeister Schmiemann erdachte und ausgeführte Denkmal, das nunmehr auf dem Neuen Fischmarkte seine Aufstellung gefunden, in jene altmünsterischen Verhältnisse des Marktbetriebes zurück, die von so origineller Natur waren, daß sie mit der Hauptperson, dem „Kiepenkiäl“, in Poesie und Prosa oft ihren Dichter oder Schriftsteller fanden. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Verschöuerungsvereins, auf einem der Marktplätze ein wirklich volkstümliches Standbild zu errichten, das auch zugleich den praktischen Zweck eines Laufbrunnens mit einschließen sollte. So führt denn das Schmiemannsche Kunstwerk, nach plattmünsterischer Benennungsweise „de Kiepenkiäl“, einen charakteristischen Marktgängertypus aus längstvergangenen Zeiten in die Erinnerung, als die Dampfwagen noch nicht die welterobernde Handelsmacht geworden waren und die Umgebung Alt-Münsters noch ein romantisches Bild gemütlichen Stilllebens darbot. In dieser Zeit ist's gewesen, wo der „Kiepenkerl“ dem dortigen Wochenmarkt sein Gepräge verlieh. Er kam als Bote aus der Umgegend, um landwirtschaftliche und Jagderzeugnisse zum Markt zu bringen. Man pflegte zu dieser Mission einen Mann mit angeborenem Mutterwitz, der sowohl mit den Handelspraktiken als mit dem Menschenverkehr vertraut war, zu wählen. Da er mit diesen Eigenschaften gewöhnlich auch allerlei Kenntnisse in Anwendung von Hausmitteln gegen Krankheit bei Menschen und Vieh und dergleichen verband, so war er bald der Mittelpunkt, um den das Marktpublikum sich sammelte.

Das nach Schmiemanns Modell gefertigte Standbild aus Bronze erfüllt die daran geknüpften Erwartungen in überraschender Weise. „Der Kiepenkerl“ erscheint uns, nach dem Marktbogen schauend, in seiner den obigen Andeutungen durchaus entsprechenden Physiognomie, eine kurze, von der linken Hand gehaltene Pfeife tragend, mit der Rechten gestützt auf einen naturwüchsigen Knotenstock, angethan mit einem Kittel, einem darüber geknoteten Halstuche, mit Schnürschuhen, leinenen Gamaschen und einer Schirmkappe, auf dem Rücken eine „Kiepe“ tragend, die Eier, Butter, einen Schinken, einen Hasen und einige angehängte Rebhühner enthält, zu seinen Füßen einen bereits abgesetzten Korb mit Fischen, — kurz so, wie man sich ihn in der Erinnerung an vergangene Zeiten vorstellt.

Hans Breuer.



Der „Kiepenkerl“ zu Münster i. W.

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Es ist eigentümlich, daß fast um dieselbe Zeit, da Ibsen das Schlußwort zu der großen Dekalogie seiner soziologischen Dramen gesprochen, auch Tolstoj mit einem Werke hervortritt, das wie ein Abschiedswort an den Leser anmutet. „Wenn wir Toten erwachen“ nennt Ibsen seinen dramatischen Epilog; „Auferstehung“ hat Tolstoj das jüngste und allem Ermessen nach auch wohl das letzte Werk seiner Feder überschrieben. Hier wie dort klingt durch die Titelbezeichnung der Gedanke an das Erlöschen des menschlichen Daseins hindurch, und unwillkürlich scheint sich daran die Frage nach dem, was dann sein wird, anzuknüpfen. Aber wie die Frage von den beiden großen Dichtern und Denkern anders gestellt wird, so lautet in dem einen und dem andern Falle die Antwort auch anders. Wenn wir Toten erwachen, sagt Ibsen, das heißt wenn wir, die wir im Lebenskampfe der großen Gesellschaftslüge erlegen sind, zum Bewußtsein unsrer Lage gelangen, gewahren wir unser ganzes Leben wie auf einer Leichenstreu hinter uns liegen. Haben wir von einem Leben in Schönheit und Sonnenschein geträumt, so ist das eben nur ein Traum gewesen. Und doch kann dieser Traum sich verwirklichen, aber nicht in dem Reiche des Römers und nicht in dem des Galiläers, sondern erst in einem künftigen dritten, wann die Ideale der beiden vorigen sich verschmolzen haben und die morschen Stützen der gegenwärtigen Gesellschaft durch die festen Pfeiler der Wahrheit und Freiheit einer künftigen sozialen Konstruktion ersetzt sind. Auch für Tolstoj giebt es ein kommendes Reich, aber dieses kommende Reich ist nicht ein drittes, sondern das des Galiläers, das, in seinem ersten Aufblühen zu Tode getroffen, seiner Entfaltung noch erst harrt und uns, dem jetzt lebenden Geschlechte, die Aufgabe zuweist, diese Entfaltung herbeizuführen. Der einzige Sinn des menschlichen Lebens besteht für ihn darin, daß der Mensch der Welt diene, indem er mitwirkt an der Begründung des Gottesreiches. Das aber kann nur geschehen durch die Anerkennung der Wahrheit und ihre Bekennung durch jedes Einzelwesen. Wie grundverschieden die beiden fast gleichaltrigen großen Idealisten ihrem ganzen Wesen nach auch sind, so haben sie doch vieles miteinander gemein, ja mehr, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Unerbittlich in ihrem Kampfe gegen die Verlogenheit und Ungerechtigkeit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse, werden sie in mancher Hinsicht unwillkürlich dem gleichen Ziel entgegengetrieben. Beide verfallen, sobald ihr Kampf nicht bloß auf Abwehr gerichtet ist, einer mehr oder minder ausgesprochenen anarchistischen Richtung. Nach Ibsen muß der von der Fäulnis der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse angekränkelte Wille des Einzelwesens zu gesunden suchen, und zwar dadurch, daß sein Träger vor allem das unverjährbare Recht der Persönlichkeit geltend macht, sei es auch mit Preisgabe der Bande, die ihn an seine verblendeten, ihr Glück in der Hingabe an die Gesellschaftslüge suchenden Mitmenschen fesseln. Ein einziger in Freiheit gefaßter Entschluß vermag das Gesundungswerk einzuleiten und dem Schwachen das Gefühl der Stärke zu verleihen. Wenn aber Ibsen die Befreiung des Einzelwesens von jedem kollektivistischen Zwang nur gesellschaftlich erstrebt, fordert Tolstoj sie auch auf politischem Gebiet. Eine seiner Grundideen ist die, daß jeder Widerstand nicht nur zwecklos, sondern direkt verwerflich ist. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ist nach ihm ein Gedanke, der ebensosehr dem Geiste des Christentums wie dem der gesunden Vernunft widerstrebt. „Wer bist du, der du dich gegen die Gewalt auflehnst? Du, der du in einem bedeckten Hause lebst und dein Dasein hinbringst in Freude alle deine Tage. Wasche erst selbst deine Hände und reinige dich von der Gewalt; gieb allen Wohlstand auf, der über den des gewöhnlichen Arbeiters hinausgeht, und dann vielleicht magst du davon reden, die Gewaltthätigkeit andrer zu unterdrücken.“ Nach seiner Ansicht stammt der Gedanke, Gewaltthat gegen Gewaltthat zu setzen, nicht aus dem Christentum, sondern aus dem Feudalwesen, das sich erst entwickeln konnte, nachdem das Christentum durch seine Entwicklung zur Kirche seine erste schwere Niederlage erlitten hatte. Er meint, es sei besser, ein Kind von einem brutalen Unhold töten zu lassen, als sich selbst durch gewaltsames Einschreiten gegen ihn in Unrecht zu setzen. Folgerichtig erklärt er sich auch gegen alle Steuern und staatlichen Abgaben, da diese nur mit Gewalt beigetrieben werden können, alle Gewalt aber von Christus verboten ist. Regierung und Staat sind nach ihm Rauch und hohler Schall. „Es giebt,“ äußerte er sich einmal gegen einen Besucher zu einer Zeit, da er im Begriffe stand, an die Abfassung der „Kreuzersonate“ zu gehen und das Buch vom „Reiche Gottes“ noch ungeschrieben war, „gar kein solches Ding wie einen Staat oder eine Regierung. Alles das ist Schwindel. Was soll ein Staat denn sein? Menschen kenne ich; Bauern und Dörfer habe ich vor Augen; aber eine Regierung, eine Nation, ein Staat, was sind das weiter als schöne Namen, um damit die Ausbeutung anständiger Menschen durch unanständige Beamte zu maskieren, wie man mit den tönenden Schlagworten von Mobilisierung und Krieg die Ermordung friedfertiger Menschen zu beschönigen sucht. Aehnlich wie die Vertreter des modernen wissenschaftlichen Anarchismus denkt sich Tolstoj die Vereinigung der Einzelwesen als nicht über eine Zusammenschließung zu einzelnen Gruppen etwa nach Art bäuerlicher Dorfschaften hinausgehend. Das Leben des Menschen soll sich nach ihm nicht über den Stand des ländlichen Arbeiters erheben; er soll in natürlichen Verhältnissen zu seinen Mitmenschen leben, mit ihnen den Acker bestellen, Korn bauen und sich und seine Familie in Einklang mit dem Willen Gottes setzen, der das von Christus enthüllte Lebensgesetz ist. Eines der Heilmittel gegen die Schäden der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse erblickt er in der Nationalisierung des Grunds und Bodens, wie der Engländer Henry George sie vorgeschlagen hat. — Alles das muß man sich vergegenwärtigen, wenn man Tolstojs jüngsten Roman verstehen will (der in gewandter und lückenloser Uebersetzung von A. Heß im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist und in dieser bereits in zweiter Auflage vorliegt). Der große russische Idealist legt in dem Werke, das als ein Abschiedsgruß an seine Leser zu betrachten ist, noch einmal die gesamten Strebungen seines Lebens dar, dabei ähnlich, wie er es bereits in seinem Jugendwerke „Die Kosaken“ gethan, zu großem Teil den eignen geistigen Entwicklungsgang schildernd. Er trägt uns die Bekehrungsgeschichte eines jungen Welt- und Lebemannes vor, der, idealistisch veranlagt, in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens gerissen wird, bis die Erkenntnis eines begangenen schweren Fehltritts ihn zu seinem besseren Selbst zurückführt und er sich durch ein ernstes Werk der Sühne zur Läuterung und „Auferstehung“ durchringt. Der junge Fürst Dmitri

Nechljudow hat als leichtfertiger lebenslustiger Reiteroffizier ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen verführt, das als Waise einer Leibeigenen bei zwei seiner Tanten, älteren unverheirateten Damen, auf dem Lande fast wie deren Ziehtochter aufgewachsen war. Der Verführer war in die Welt gezogen und hatte sich um sein Opfer, die kleine Katjuscha oder die Maslowa, wie sie nach dem Namen ihrer Mutter genannt wurde, nicht mehr bekümmert. Erst spät, nachdem er längst aus dem Militärdienste ausgeschieden war und er versucht hatte, seinem Leben eine ernstere Richtung zu geben, sollte er wieder an seinen Fehltritt erinnert werden. Er war als Geschworener ausgelost worden, um über den Fall einer Moskauer Prostituierten zu urteilen, die des Giftmords angeklagt war. Diese Prostituierte aber war niemand anders, als die inzwischen von Stufe zu Stufe gesunkene Katjuscha. Durch ein bloßes Versehen, eine Unklarheit der Geschworenen über die ihnen vorgelegten Fragen, wurde die Unglückliche, die thatsächlich unschuldig und deren Unschuld durch die Verhandlungen so gut wie erwiesen war, zu Zwangsarbeit und Verschickung nach Sibirien verurteilt. Dmitri hält sich für den allein Schuldigen, Katjuschas Elend und Schande sind in seinen Augen nur sein Werk. Eine tiefe Wandlung vollzieht sich in seinem bisher schwankend und unentschlossen gewesenen Charakter. Er will sein Verbrechen sühnen und schreckt in dieser Hinsicht vor keinem Schritte zurück. Nachdem seine Bemühungen, eine Revision des Prozesses herbeizuführen, erfolglos geblieben, folgt er der Verurteilten nach Sibirien, ernstlich gewillt, das zu thun, was früher schon seine Pflicht gewesen, sie zu heiraten. Aber Katjuscha lehnt dieses Opfer ab; auch in ihr ist eine Wandlung vorgegangen, ihr Herz hat sich dem Jugendgeliebten wieder zugewandt, allein mit der wiedererwachenden Liebe zieht auch eine höhere Lebensauffassung in ihr Inneres ein. Der geliebte Mann darf sein Geschick nicht an sie, die Gesunkene, ketten, und sie bleibt bei diesem Entschluß auch dann noch, als auf Dmitris unablässiges Bemühen die Begnadigung für sie erwirkt ist. Durch den Verkehr mit verurteilten politischen Verbrechern ist eine Läuterung ihres Wesens vor sich gegangen. Um dem geliebten Manne jeden in ihren Augen verfehlten Schritt unmöglich zu machen, entscheidet sie endgültig über ihr Geschick: sie erklärt sich bereit, einem der verurteilten Nihilisten, der ihr seine ehrliche Neigung zugewandt, als Ehefrau zu folgen. Dmitri Nechljudow gelangt damit auf den Standpunkt, der bereits über ein Menschenalter der des Grafen Leo Tolstoj ist. — Der Roman „Auferstehung" ist ein Tendenzwerk, ein flammendes j'accuse gegen die derzeitige Gesellschaftsverfassung und vor allem gegen das russische Gerichts- und Gerichtsverwaltungswesen. Zugleich aber ist er ein Kunstwerk von hohem, unvergleichlichem Werte, vielleicht das bedeutendste, das der geniale Dichter bisher geschaffen. Mit einer unendlichen Feinheit und psychologischen Vertiefung sind namentlich die beiden Hauptcharaktere gezeichnet. Nach einer nur oberflächlichen Inhaltsangabe könnte man versucht sein, den Helden des Romans für eine schematische Figur zu halten, ohne individuelles Gepräge, so hingeworfen, wie der Inhalt der tendenziösen Erzählung es erfordert. Nichts würde indes verfehlter sein, denn nur selten noch ist in einer Dichtung ein Charakter so sorgfältig begründet und so folgerichtig entwickelt worden wie der Nechljudows. Der Held des Tolstojschen Romans handelt, so befremdend uns auch zuzeiten seine Schritte anmuten mögen, stets nur unter dem Gesetz einer unerbittlichen Notwendigkeit. Wenn auf irgend einen, so trifft auf ihn das Wort „Das Kind des Mannes Vater" zu. Der Idealist, zu dem wir ihn sich, wenn auch mit mancher Abirrung von seinem Wege, entwickeln sehen, hat im Keime schon von seinen Jugendtagen in ihm gesteckt. Schon als Schüler ist er von den Ideen Herbert Spencers und Henry Georges angeregt worden. Durch den Tod seines Vaters selbständig geworden, macht er durch die Grundauffassung an die ererbten Leibeigenen sofort einen Versuch zur Verwirklichung seiner utopistischen Träumereien, und wenn ihn auch später wieder der Strudel des gesellschaftlichen Lebens in seine Kreise reißt und er lange Zeit ein ziel- und planloses Leben führt, zieht es ihn doch immer wieder in den Bannkreis der Vorstellungen von der Grausamkeit und Ungerechtigkeit des privaten Grundbesitzes zurück. Die Erschütterung, in die er durch das Zusammentreffen mit der Jugendgeliebten im Saale des Schwurgerichtshofs versetzt wird, drängt ihn nicht wie einen völlig Unvorbereiteten in eine neue Lebensbahn, sondern weist ihn nur, wenn auch unter dem Zwange bestimmter Verhältnisse, auf einen Weg zurück, der ihm seiner ganzen Charakteranlage nach vorgezeichnet war, und den er nun Schritt für Schritt so zurücklegt, wie er es thun muß, wenn er seine Persönlichkeit nicht verleugnen will. Nicht minder trefflich ist der Charakter der Maslowa durchgeführt. Auch hier tritt uns ein durch die Natur der gegebenen Verhältnisse bedingter Entwicklungsgang entgegen. Die vaterlose Tochter der Leibeigenen hat eine über ihre Sphäre hinausreichende Erziehung erhalten, und wenn danach ihr Fall nur noch um so jäher erscheint, wird dadurch doch andrerseits wieder die Brücke zu ihrem späteren moralischen Wiedererwachen geschlagen. Mit einer poetischen Feinheit ohnegleichen werden uns die inneren Kämpfe und das geistige Ringen des tief gesunkenen Wesens geschildert, wie es sich anfangs trotzig und haßerfüllt gegen den Vernichter seines Lebensglücks auflehnt, wie dann das alte Liebesgefühl sich wieder zu regen beginnt, wie es angesichts des heldenhaften Opfers, das Dmitri sich auferlegt, immer stärker und stärker wird und schließlich in das edelmütiger Resignation übergeht. Die Darstellung ist hier von einer derartigen Zartheit und Innerlichkeit und dabei von einer derartigen poetischen Kraft durchglüht, daß wohl schwerlich ein Leser sich ihrem geradezu bestrickend wirkenden Reize entziehen kann. Und dabei eine Milieuschilderung, wie sie eindrucksvoller nicht zu denken ist. Das russische Gerichtswesen, das Leben und Treiben in den Gefängnissen und Gefangenendepots, die Ueberführung der Verurteilten nach ihrem Deportationsorte, das Leben in Sibirien und dazwischen wieder Scenen aus der russischen großen Welt, das alles steht in greifbarer Deutlichkeit vor uns. Wenn je ein Kunstwerk nach „menschlichen Dokumenten" gearbeitet worden ist, ist es Tolstojs jüngster Roman, ein Werk, seinem Inhalte nach so idealistisch wie kaum ein andres der Weltlitteratur, seinem äußeren Gewande nach eine der konsequentesten Schöpfungen des modernen Realismus. — Hat Tolstoj in seinem Roman „Auferstehung" wirklich sein letztes Wort zu uns gesprochen, so hat er sich uns dabei noch einmal in seiner ganzen Eigenart gezeigt. Diese aber dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, wenn wir das Werk richtig beurteilen wollen. Wie er sich schon in seinem autobiographischen Werke „Meine Beichte und meine Religion" dargestellt, tritt er vor uns hin, eine der merkwürdigsten Erscheinungen unsrer Zeit, eine Erscheinung, wie sie nur in dem Lande der unvereinbaren Gegensätze sich entwickeln konnte, Realist und Mystiker, Rationalist und trotzdem Nachfolger des Nazareners, russischer Graf, Soldat, Dichter, Volkspädagoge und der Philosoph, der die Lehre von der absoluten Verwerflichkeit des Widerstandes verkündigt! Und bei all diesen seltsamen Widersprüchen ein Charakter, so lauter und rein, so kindlich und mannesmutig wie nicht leicht ein zweiter, so ganz und gar von edler Menschlichkeit durchdrungen, daß thatsächlich etwas von dem Glorienscheine eines Sehers auf ihn fällt.

Von allen Gästen, die der Büchertisch uns bringt, ist

der Humor einer der seltensten; um so herzlicher heißen wir ihn willkommen, vorausgesetzt, daß er sich nicht als ein trügerischer Geselle naht, der das nicht zu halten vermag, was sein heiteres Gewand und seine neckischen Attribute versprechen. Der gesunde und lebensfrische Humor, sagt Börne, atmet frei und stöhnt nicht mit enger Brust; er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern die Erde zu verklären. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, möchten wir mit dem großen Humoristen sagen, um beide gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Ein frischer Hauch dieses gesunden, sich frei der Brust entringenden Humors weht uns aus einer kleinen Sammlung Münchener Humoresken entgegen, die Maximilian Krauß unter dem Titel „Dös giebt's" im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart hat erscheinen lassen. Den kleinen Erzählungen geht ein Geleitwort von Benno Rauchenegger voraus, wohl weniger, um dem Büchlein den Weg zum Publikum zu ebnen, als um dem Leser die ihn vielleicht etwas befremdend anmutende Titelbezeichnung zu erklären. Mit Recht hebt der Verfasser des Geleitworts hervor, daß es dem Urheber der Humoresken gelungen sei, die Naivität und die Gemütsart des Müncheners mit Humor zu erfassen und in verschiedenen, aus dem Leben gegriffenen Scenen darzustellen. Man amüsiert sich in der That köstlich, wenn man den Herrn Soundso in seiner Urwüchsigkeit, in seinen vorurweltlichen Anschauungen, in seinem ungenierten Handeln beobachtet und die daraus hervorgehenden Verlegenheiten, Enttäuschungen oder vermeintlichen Erfolge entstehen sieht. „Gar oft," meint Rauchenegger, „möchte man dabei zu der Frage versucht sein, ob diese oder jene Personen und Verhältnisse wirklich existieren; wer jedoch den Münchener gründlich kennt, muß mit dem Verfasser sagen: ‚Dös giebt's'." Und das dürfte nicht nur für den Boden Münchens zutreffen. Der behäbige deutsche Kleinbürger lebt so, wie er uns von Krauß in seinen Humoresken geschildert wird, nicht nur in der großen Isarstadt, er ist mit nur geringen Abweichungen von seinem Typus allerwärts in Deutschland anzutreffen und allerwärts als ein Gegenstand für die launige Darstellung, der nichts besonders heilig ist, weil ihr alles gleich heilig ist, und die uns auf die häßliche Puppe nur aufmerksam macht, „weil in ihr ein schöner Schmetterling vorhanden ist".

Ein Werk von eigenartig fesselndem Reiz ist das „Hessische Trachtenbuch" von Ferdinand Justi (Marburg, N. G. Elwert), mit dem die in Marburg bestehende Historische Kommission für Hessen und Waldeck in sehr dankenswerter Weise ihre Publikationen eröffnet. Nach der bis jetzt vorliegenden, acht Foliotafeln in lithographischem Farbendruck und viereinhalb Bogen Text umfassenden ersten Lieferung wird dasselbe sich nicht unwesentlich von der Mehrzahl der vielen vorhandenen Kostüm- und Trachtenwerke durch den Umstand unterscheiden, daß es gewissermaßen nur dokumentarisches Material darbietet. Die Trachten und Trachtenstücke aus den Ortschaften Eisenhausen, Selbach, Elnhausen, Bottenborn, Wommelshausen, Kaldern, Steinperf und Mornshausen im Gebiet der oberen Lahn sind von dem Herausgeber direkt nach der Natur aufgenommen worden, und zwar da, wo es sich um vollständige Trachtenbilder handelt, jedesmal mit Feststellung und unter Namhaftmachung der betreffenden Persönlichkeit, die Modell zu der in Aquarellfarben ausgeführten Aufnahme gestanden hat. Die einzelnen Trachtenstücke erscheinen durchgängig in Dreiviertel ihrer natürlichen Größe, so daß sie mit Leichtigkeit als Vorlage für die betreffende Art der Handarbeit genommen werden können. Es ist somit Gewähr für absolute Zuverlässigkeit geboten, und die wie Faksimiles künstlerischer Studienblätter anmutenden Tafeln haben den vollen Wert wissenschaftlicher Aktenstücke. Es ist das um so erfreulicher, als die Tage unserer Nationaltrachten, in denen doch ein gutes Stück Volkstum steckt, gezählt sind. Selbst in dem an interessanten und malerischer Trachten so reichen Oberhessen giebt es Ortschaften, in denen die farbenheitere Kleidung von ehedem durch förmliches Uebereinkommen, gleichsam durch Gemeindebeschluß, abgeschafft worden ist; so trugen in dem oben erwähnten Wommelshausen im Jahre 1881 wenigstens alle Bewohnerinnen noch die originelle Volkstracht, im Jahre 1899 dagegen nur noch einige wenige ältere Frauen. Es vollzieht sich dabei allerdings ein Prozeß, der nicht erst von heute oder gestern datiert, denn die Tracht der ländlichen Bevölkerung ist von jeher in Deutschland wie anderwärts bei allem zähen Festhalten an einzelnen aus ältester Zeit überkommenen Zügen im großen und ganzen der Entwicklung der städtischen Tracht gefolgt und hat sogar deren Modelaunen mitgemacht, nur hat sich naturgemäß auf dem Lande der Entwicklungsgang langsamer und mehr in allgemeinen Umrissen vollzogen. Die Bauerntracht zeigt die zu irgend einer Zeit stehengebliebene Mode, die sich nur dadurch von der städtischen entfernt, daß sie den Anforderungen der ländlichen Arbeit gemäß verändert ist. Die Mode wird in der ländlichen Tracht fest und bildet sich zur Volkstracht. Den durch die französische Revolution herbeigeführten Wandel hat letztere nirgendwo mitgemacht, daher der Uebergang in die modernen Verhältnisse ohne jede Zwischenstufe und gewissermaßen sprungweise über mehrere Generationen hinweg erfolgt ist. Sehr interessant ist das, was der Herausgeber in seinen einleitenden Ausführungen über den Wechsel der Tracht oft auf engbegrenztem Landgebiete ausführt. An ethnographische Einflüsse wie etwa die Erhaltung slavischer oder gar keltischer Bevölkerungsenklaven inmitten germanischen oder germanisierten Gebietes ist hier überall nicht zu denken, wogegen eine Beeinflussung durch staatsrechtliche oder konfessionelle Verhältnisse vielfach offen zu Tage liegt. So gehört die eigenartige Schwälmer Tracht ursprünglich der 1450 an Hessen gefallenen Grafschaft Ziegenhain an, von der sie sich im Verlauf der Zeit weiter bis nach der Grenze der oberhessischen Tracht ausgedehnt hat. In dem Jahre, in dem der Siebenjährige Krieg begann, wurde von Beamten des Landgrafen von Hessen und des Bischofs von Mainz die Grenze des mainzischen Amtes Ameneburg festgesetzt und abgesteint, und als im hessischen Gebiet später die neue schwarze Tracht Eingang fand, blieb die ältere bunte im mainzischen bestehen, selbst nachdem 1802 das ganze Amt an Hessen übergegangen war, so daß heute noch die Verschiedenheit beider Trachten das Schibboleth zwischen der protestantischen und der katholischen Bevölkerung des Kreises Kirchhain bildet. Aehnliche Verhältnisse kommen auch in andern Teilen Deutschlands, wie unter anderm im Markgräfler Land des südlichen Schwarzwalds vor. Sehr zu wünschen wäre es, daß da, wo hinfort von berufener Hand deutsche Trachtenbilder gesammelt werden, die Einrichtungen des hessischen Trachtenbuchs zum Muster genommen würden. Das auf diese Weise geordnete Material würde wesentlich das Studium derjenigen Momente erleichtern, welche die Trachtenkunde als vollberechtigtes Glied in den Kreis der ethnographisch-historischen Hilfswissenschaften einreihen.





A. Dall' Oca-Bianca

Unsre Kleinen.



Die Verlobung im Hause Thurn und Taxis.

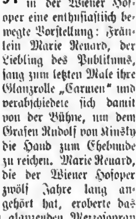
Prinz Karl Ludwig von Thurn und Taxis verlobte sich im Februar mit der Infantin Maria Theresia von Portugal. Die Infantin, am 26. Januar 1881 geboren, ist eine Tochter des Herzogs Miguel von Braganza und der Herzogin Elisabeth, geborenen Prinzessin von Thurn und Taxis, einer Schwester des Fürsten Albert. Der Bräutigam ist der zweite, am 19. Oktober 1863 geborene Sohn des Prinzen Maximilian von Thurn und Taxis und der Prinzessin Eugenie, Tochter des Herzogs Tascher de la Pagerie.


Phot. G. Schmidbauer, Regensburg.

Prinzessin Maria Theresia von Portugal und ihr Bräutigam, Prinz Karl Ludwig von Thurn und Taxis.

Prinz Georg von Bayern auf Wache.

Am 31. Januar bezog Prinz Georg von Bayern, ältester Sohn des Prinzen Leopold aus dessen Ehe mit der Erzherzogin Gisela von Oesterreich, zum ersten Male die Wache im Königlichen Residenzschlosse zu München. Der Prinz, am 2. April 1880 geboren, also gegenwärtig zwanzig Jahre alt, wurde bisher à la suite des Infanterie-Leibregiments geführt, ist diesem aber vor kurzem thatsächlich eingereiht worden. Auf unserer Abbildung ist der junge Prinz aus seiner Umgebung sofort herauszuerkennen.



Marie Renard.

Am 29. Januar gab es in der Wiener Hofoper eine enthusiastisch bewegte Vorstellung: Fräulein Marie Renard, der Liebling des Publikums, sang zum letzten Male ihre Glanzrolle „Carmen“ und verabschiedete sich damit von der Bühne, um dem Grafen Rudolf von Kinsky die Hand zum Ehebunde zu reichen. Marie Renard, die der Wiener Hofoper zwölf Jahre lang angehört hat, eroberte das Publikum nicht bloß durch ihren glänzenden Mezzosopran und ihre liebliche Bühnenerscheinung, sondern auch durch


Momentaufn. von M. Dietrich, München.

Prinz Georg von Bayern zum erstenmal auf der Residenzwache in München.



Marie Renard.

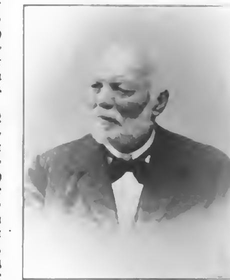
den gewissenhaften Fleiß ihres Rollenstudiums. Marie Renard, welche eigentlich Pölzl heißt, ist in Graz geboren und hat am 18. Januar dieses Jahres ihren 36. Geburtstag gefeiert.

Die Familie Bazaine.

Verschollen, von der Mitwelt vergessen, ist in ihrem Heimatlande Mexiko Madame Bazaine gestorben, die Witwe des einst vielgenannten Marschalls, der lange Zeit als der beste Degen Frankreichs galt und dann als „Verräter" gebrandmarkt und verurteilt wurde. Die nun Verblichene war eine Kreolin, die Bazaine heiratete, während er in Mexiko unter der Regierung des Kaisers Maximilian den Oberbefehl führte. Viel genannt wurde sie, nachdem das Unheil über ihren Gemahl hereingebrochen war. Nach der Uebergabe von Metz, am 27. Oktober 1870, des Verrats angeklagt, wurde Bazaine nach langwierigem Prozeß am 10. Dezember 1873 zum Tode verurteilt, aber auf das vom Kriegsgericht eingereichte Gnadengesuch vom Präsidenten Mac Mahon zu zwanzigjähriger Haft begnadigt, die er auf der Insel St. Marguerite bei Cannes verbüßen sollte. Von hier entwich er am 10. August 1874 mit Hilfe seiner Gemahlin. Bazaine nahm nun mit seiner Familie Wohnung in Madrid, wo er in dürftigen Verhältnissen lebte, und noch vor seinem Tode, am 28. September 1888, kehrte seine Gattin nach ihrer Heimat Mexiko zurück, wo sie nun verstorben ist. Unser Bild giebt eine Aufnahme aus der Zeit wieder, da Bazaine in Versailles als Untersuchungsgefangener weilte. Rechts neben ihm sehen wir die Gattin mit den beiden Kindern, dahinter den mit der Ueberwachung des Marschalls betrauten Offizier; links einen Freund Bazaines, den damaligen Obersten Magnan, mit seinem Sohne. Von der Familie Bazaines ist nur noch die Tochter am Leben; der Sohn starb unlängst als Offizier in spanischen Diensten.

Geh. Hofrat Theodor von Muncker.

Zu Bayreuth verschied am 14. Februar der langjährige Bürgermeister dieser Stadt, Geheimer Hofrat Ritter von Muncker, über die Grenzen seiner amtlichen Wirksamkeit bekannt durch seine rege Anteilnahme an der Begründung von Richard Wagners Bühnenfestspielen. Im Jahre 1822 geboren, war Theodor von Muncker seit 1851 im Gemeindedienste von Bayreuth thätig und wurde 1860 zum Bürgermeister erwählt. Sein besonderes Verdienst aber bestand darin, daß er die Errichtung der Bühnenfestspiele für Bayreuth sicherte. An der Platzfrage drohte das Projekt zu scheitern, und Richard Wagner gedachte bereits die Stadt zu verlassen, da gelang es Muncker, den Ausgleich herbei-



Phot. O. Brand, Bayreuth.

Theodor von Muncker.



Die Familie Bazaine.

zuführen, dank welchem in der Folge die fränkische Stadt zu einer Weltberühmtheit wurde. Mit der Familie Richard Wagners verband den Verblichenen enge Freundschaft.

Das Denkmal auf der Dusenddüwelwarf bei Hemmingstedt.

Die Dithmarscher feierten am 17. Februar die Wiederkehr des Tages, da vor 400 Jahren ihre Vorvorderen in Verteidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit die dänischen Streitkräfte vernichteten, durch Einweihung eines Denkmales. Dasselbe erhebt sich auf der Dusenddüwelwarf genannten Bodenerhebung, von welcher der Angriff auf das Dänenheer ausging, und besteht in seinem Hauptteile aus einem auf dithmarscher Boden gefundenen erratischen Block, der ein Gewicht von mehr als 30000 Kilo hat. Die eine Seite des Denkmals trägt die Inschrift „17. Februar 1500—1900“, die andre die Worte, mit welchen einst die Dithmarscher auf die dänische Garde losstürmten: „Wahr' di, Gard', de Buer de kummt.“

Alexander Jarays Giordano Bruno-Büste.

Am 17. Februar waren es dreihundert Jahre, daß der große Poet und Philosoph Giordano Bruno auf Geheiß der Inquisition auf dem Campo dei Fiori bei Rom verbrannt ward. Ein Vorkämpfer für die freie Weltanschauung, fürchtete er nicht den Tod, und die welthistorischen Worte, die er seinen Richtern nach seiner Verurteilung zurief, lauteten: „Es verursacht euch vielleicht größere Furcht, das Urteil auszusprechen, als mir, es zu empfangen!“ Diesen Moment erfaßte der Künstler und brachte ihn in seinem Werk zum Ausdruck. Als Vorlage zu der idealisierten Bruno-Büste diente dem Künstler ein älterer Kupferstich, der wiederum auf einen in der St. Petersburger Kaiserlichen Bibliothek befindlichen Holzschnitt zurückgreift. Der Schöpfer des Kunstwerkes, Alexander Jaray, ist im Jahre 1870 zu Temesvar in Ungarn geboren. Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien trat er in die Wiener



Giordano Bruno.



Phot. Th. Backens, Meldorf.

Das Denkmal auf der Dusenddüwelwarf bei Hemmingstedt.



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Erbprinz Friedrich zu Wied und seine Familie.

Kunstakademie ein und arbeitete unter Hellmer, um dann Meisterschüler bei Zumbusch zu werden. Im Jahre 1894 übersiedelte er nach Berlin, um hier selbständig zu schaffen. Für seine lebensgroße „Somnambule“ — ein Weib, das mit geschlossenen Augen sich tastend an einer Mauer entlang bewegt — bekam Jaray den Michael Beerschen Rom-Preis, und auch seinem „Fries über der Thür eines Krankenhauses“ wurde ein Preis zuerkannt. Gegenwärtig arbeitet er an einer überlebensgroßen Gruppe: „Vae victis“, die den Künstler wiederum von einer ganz neuen Seite — nämlich von der monumentalen — zeigen wird. Die Giordano Bruno-Büste modellierte Jaray anläßlich der am 18. Februar zu Berlin stattgehabten Giordano Bruno-Feier. **St. E.**

Erbprinz Friedrich zu Wied und seine Familie.

Unser reizvolles Gruppenbild zeigt uns den Erbprinzen Friedrich zu Wied neben seiner Gemahlin und dem Söhnchen in der Wohnung des hohen Paares zu Potsdam. Prinzessin Pauline von Württemberg, einzige Tochter des regierenden Königs Wilhelm II. aus seiner ersten Ehe mit der 1882 verstorbenen Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont, vermählte sich am 29. Oktober 1898 mit dem Erbprinzen Friedrich zu Wied, Leutnant in dem in Potsdam stehenden 3. Garde-Ulanenregiment. Am 17. August 1899 wurde dort dem hohen Paare ein Söhnchen geboren, das in der Taufe den Namen Hermann erhielt. Diesen Namen führt der kleine Prinz nach seinem Urgroßvater väterlicherseits.

Feodor von Milde.

In Weimar verschied der Kammersänger Professor Feodor von Milde, Ehrenmitglied der dortigen Hofbühne. Durch Franz Liszt, der ihn im Mai 1848 in Wien bei Gelegenheit eines Konzerts kennen gelernt, wurde Milde für das großherzogliche Theater gewonnen. Besonders glänzend war das weimarische Hofopern-Ensemble in den Jahren 1850 bis 1880, dank zumeist den Leistungen des nun verewigten Künstlers, der besonders in den Baritonrollen Mozartscher und Wagnerscher Opern Glänzendes leistete. Feodor von Milde war dabei einer der letzten bedeutenden Vertreter des Schöngesangs; auch als Liedersänger hatte er einen bedeutenden Ruf.



Feodor von Milde.

Staatsminister Ernst Ludwig Herrfurth.

Am 14. Februar verschied in Berlin Ernst Ludwig Herrfurth, während der Jahre 1888 bis 1892 preußischer Minister des Innern. Geboren am 6. März 1830



Die neue Pr…

zu Oberthau im Kreise Merseburg, studierte er 1848—51 in Jena und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, wurde 1858 Regierungsassessor, später Regierungsrat in Arnsberg und 1873 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen. Bald rückte er hier zum vortragenden Rat auf, wurde 1881 Ministerialdirektor, ein Jahr darauf Unterstaatssekretär, und am 2. Juli 1888 Minister des Innern. In dieser Stellung vertrat er im Winter 1889—90 im Deutschen Reichstage das in geänderter Form wieder vorgelegte Sozialistengesetz, doch ohne Erfolg. Dagegen gelang es ihm, das Zustandekommen der neuen Landgemeindeordnung für die sieben östlichen Provinzen wie für die Provinz Schleswig-Holstein durchzusetzen. Gegenüber den Steuerreformplänen des Finanzministers Miquel verhielt er sich ablehnend und nahm, als er hiermit nicht durchdrang, am 9. August 1892 seinen Abschied. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit, mit Arbeiten auf den Gebieten der Humanität und seiner Fachwissenschaften beschäftigt.



Staatsminister Ernst Ludwig Herrfurth

Der Mauereinsturz in Breslau.



Phot. E. van Delden Nachf., Breslau.

Der Mauereinsturz in Breslau.

Von einer schweren Katastrophe, die zum Glück kein Menschenleben gefordert, wurde in Breslau am 25. Februar das Haus Berliner Straße 53 betroffen. Das von fünfzehn Parteien bewohnt gewesene, nunmehr einer Ruine gleichende Haus ist im Jahre 1865 erbaut worden. Es bildet mit seiner westlichen Giebelwand den Abschluß einer langen Häuserfront, da zwischen diesem Hause Nr. 53 und dem nächsten, Nr. 51 52, welches Eigentum der Breslauer Molkereigenossenschaft ist, ein kleiner Garten angelegt ist. An der Giebelwand entlang befand sich die Ausfahrt für die Milchwagen, welche aber nun nach dem Zusammenbruche der Giebelwand versperrt ist. Die Hausbewohner hatten sich, durch bedrohliche Anzeichen gewarnt, rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Durch den Mauereinsturz war in den einzelnen Etagen je ein zweifenstriges Hinterzimmer freigelegt und vollständig mit dem gesamten Inventar vernichtet worden; von unten bis oben klaffte ein einziger großer Schacht, da auch die Dielungen, beziehungsweise Balkenlagen mit in die Tiefe gerissen worden waren. Eingestürzt ist fast die Hälfte der Giebelwand und ein kleiner Teil der Hinterfront; auch der stehengebliebene Teil der Giebelwand stürzte später nach.



...cke in München.

Die neue Prinzregentenbrücke in München.

In der Konkurrenz um die Erlangung von Entwürfen zum Wiederaufbau der am 14. September durch Hochwasser zerstörten Prinzregentenbrücke fiel die Entscheidung auf die von der Baufirma Sager & Woerner in München eingereichten Pläne, deren architektonischer Teil vom Architekten Theodor Fischer herrührt. Die Brücke besteht der Hauptanlage

nach aus einem flachen elliptischen Bogen von 65 Meter Spannweite, dessen Anfangspunkte von starken, vierseitigen Postamenten markiert werden, die zu figürlichem Schmucke bestimmt sind. An die dem flachen Bogen entsprechenden mächtigen Widerlager schließen sich nach beiden Seiten hin mehrere Meter hohe Uferschutzmauern an, die im Falle eintretenden Hochwassers gegen etwaige Hinterspülung der Widerlager hinreichend Schutz bieten. Die Fahrbahn der Brücke einschließlich der Trottoirs beträgt 18 Meter und wölbt sich mit den Balustraden in schwacher, kaum merklicher Krümmung über den Brückenbogen.

Der Eiswettlauf um die europäische Meisterschaft in der hohen Tatra.

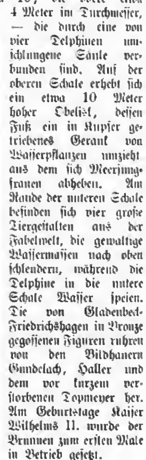
Der im Sommer von zahlreichen Sommerfrischlern umwohnte und von vielen Touristen besuchte Csorbasee in der hohen Tatra war am 3. und 4. Februar der Schauplatz eines europäischen Wettkampfes. Auf der 50 Centimeter dicken Eisfläche dieses 1351 Meter über dem Meere gelegenen Hochgebirgsees, von welcher aus sich eine herrliche Fernsicht über schneebedeckte Fichtenwälder, auf die hochragenden, in blendend weiße Schneemäntel gehüllten Gipfel des Tatragebirges darbot, versammelten sich die Vertreter der hervorragendsten europäischen Eissportvereine. Sowohl diese als das gewählte Publikum, das von nah und fern herbeigeströmt war, wußten, daß kein andrer als Peter Oestlund die schöne Silbervase erringen würde, die der Budapester Eislaufverein für diesen Anlaß gestiftet hat. Diese, einen Wert von 1000 Kronen repräsentierende Vase trägt in ungarischer, deutscher und englischer Sprache die Inschrift: „Europa-Meisterschaft 1900“. Oestlund, der im vorigen Jahre in Berlin und vor zwei Jahren in Davos im Schnelllaufen auf dem Eise die Weltmeisterschaft errang, hat auch auf dem Csorbasee die Weltrekords für schnelles Eislaufen auf den Distanzen von 500, 1000 und 1500 Meter eingehalten. Den Fachmännern imponierte der schöne Stil seiner Gangart. Trotz seiner langen Schritte sind seine Tempi immer gleichmäßig. Das wirkt um so überraschender, als sein Start etwas schwerfällig beginnt. Ihm zunächst stehen, wie auf unserm Bilde, Greve aus Amsterdam und der Finnländer Wathe. Rußland und Frankreich waren durch Vollenweider und Robichon vertreten. Ersterer ist ein sehr reicher Mann, der, nur seiner Sportleidenschaft fröhnend, die Welt durchstreift. Ungarn stellte seinen Champion für 1900, Andor Béczely, einen noch sehr jungen Mann, der sich in Anbetracht der europäischen Konkurrenz sehr gut gehalten hat. In allen Rennen um die Europa-Meisterschaft blieb Oestlund Sieger.



Die Sieger im Eiswettlauf auf dem Csorbasee.

Der neue Monumentalbrunnen in Hannover.

Vor dem Gebäude der Flußwasserkunst zu Hannover, einer Schöpfung des Architekten Professors H. Stier, erhebt sich seit kurzem ein prächtiger Monumentalbrunnen, dessen architektonischer Teil ebenfalls von dem genannten Baukünstler herrührt. Der Aufbau zeigt zwei Granitschalen, — die untere etwa 15, die obere etwa 4 Meter im Durchmesser, — die durch eine von vier Delphinen umschlungene Säule verbunden sind. Auf der oberen Schale erhebt sich ein etwa 10 Meter hoher Obelisk, dessen Fuß ein in Kupfer getriebenes Gerank von Wasserpflanzen umzieht, aus dem sich Meerjungfrauen abheben. Am Rande der unteren Schale befinden sich vier große Tiergestalten aus der Fabelwelt, die gewaltige Wassermassen nach oben schleudern, während die Delphine in die untere Schale Wasser speien. Die von Gladenbeck-Friedrichshagen in Bronze gegossenen Figuren rühren von den Bildhauern Gundelach, Haller und dem vor kurzem verstorbenen Dopmeyer her. Am Geburtstage Kaiser Wilhelms II. wurde der Brunnen zum ersten Male in Betrieb gesetzt.



Dr. Jean von Schlumberger,

Präsident des Landesausschusses für Elsass-Lothringen.

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde durch Reichsgesetz der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen als Volksvertretung des Reichslandes errichtet. Während dieser ganzen Zeit steht Dr. Jean von Schlumberger, dessen Porträt wir heute bringen, als gewählter Präsident an seiner Spitze. Herr von Schlumberger, einer der größten und reichsten Industriellen des Landes, in Gebweiler (Oberelsaß) wohnhaft, steht im einundachtzigsten Lebensjahre. Seit 1870 unermüdlich in versöhnendem Sinne thätig, genießt er das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung; seine Wohlthätigkeit ist sprichwörtlich im Lande, und noch heute ist der hochverehrte Greis rastlos auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens thätig. Der Kaiser zeichnete ihn durch Verleihung des erblichen Adels, hoher Orden und durch die Ernennung zum Staatsrat aus. Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg verlieh ihm vor einigen Jahren den Ehrendoktor, und in zahlreichen gemeinnützigen Vereinen ist er

Phot. R. F. Wunder, Hannover.

Der neue Monumentalbrunnen in Hannover.

Ehrenpräsident. Wenn die Namen der Besten des Landes genannt werden, steht der Präsident, wie ihn der Volksmund einfach nennt, in erster Reihe. Das Porträt, dessen Abdruck



Erwin Emerich: Dr. Jean von Schlumberger, Präsident des Landesausschusses für Elsaß-Lothringen.

unser Bild darstellt, ist von dem 1876 in Straßburg geborenen, hochbegabten Maler Erwin Emerich in Karlsruhe gefertigt. Es giebt, wie dies auch bei den andern von dem jungen Künstler hergestellten Porträts, des Statthalters Fürsten Hohenlohe-Langenburg und der Unterstaatssekretäre von Schraut und Freiherrn Zorn von Bulach, der Fall ist, Gesicht und Haltung überaus charakteristisch wieder. Der photographische Abdruck ist in der rühmlich bekannten Kunstanstalt Manias in Straßburg hergestellt.

Die neueingeführte Feldhaubitze.

Unsre Abbildungen zeigen uns ein Schießen mit der neueingeführten Feldhaubitze auf dem Corpsübungsplatze bei Metz. Seit kurzem hat die deutsche Feldartillerie neben dem neuen Feldgeschütz auch eine Haubitze, um gegen feld-



Fertig zum Schuss.

mäßige Verschanzungen wirken zu können. Dieselbe ist um ein geringes schwerer als das neue Feldgeschütz, aber immer noch leichter als das alte Feldartilleriematerial, so daß das Haupterfordernis, die Beweglichkeit, den mit ihr ausgerüsteten Batterien gewährleistet bleibt. Auch die Bedienung beider Geschütze ist im großen und ganzen dieselbe. In dem einen Bilde sehen wir die Bedienung des Geschützes. Die beiden Geschütze im Vordergrunde haben die für das Steilfeuer nötige Erhöhung, während die Geschütze im Hintergrunde noch teilweise die Flachbahnerhöhung genommen haben. Das andre Bild zeigt uns das Geschütz fertig zum Schuß. Die Bedienung ist aus den Radgeleisen herausgetreten, der Kanonier hat die Abzugsschnur in der Hand, um auf das Kommando: „Feuer!"



Zum Feuern richtend.



Die Femlinde in Dortmund.

genau wie beim Flachbahngeschütz durch Ziehen an der Schnur das Zündhütchen der Kartusche zu entzünden. Namentlich dieses Bild zeigt die frappierende Aehnlichkeit mit dem Flachbahngeschütz: Lafettierung, Richtvorrichtungen, Seilbremse und Sporn zum Hemmen des Rücklaufs sind deutlich zu erkennen. Die Wirkung des Geschützes, sowohl mit Flachbahnschuß gegen alle Ziele, wie die Minenwirkung mit dem Steilfeuer (hoher Bogenschuß) gegen eingedeckte Ziele ist eine so kolossale, daß sie alle Erwartungen der Truppe übertroffen hat.



Die erste Buchdruckerpresse Johann Gutenbergs.

Im Hinblick auf das bevorstehende große Gutenberg-Jubiläum, das in den Tagen vom 23. bis 26. Juni in Mainz gefeiert wird, ist gewiß unsre Abbildung interessant, welche die erste Buchdruckerpresse veranschaulicht, deren sich Gutenberg bedient haben soll. Die Presse ist nach jenen, aus dem Jahre 1441 herrührenden Fundstücken rekonstruiert, die sich in der Bibliothek des Buchhändler-Börsenvereins zu Leipzig befinden.



Die Femlinde in Dortmund.

Der Femlinde in Dortmund, deren Alter auf mehr als sechshundert Jahre geschätzt wird, droht ernste Gefahr durch den bevorstehenden Umbau des Bahnhofes. Schon im Jahre 1847, beim Bau der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, befand sich der Baum, unter dem einst der Hauptstuhl der heiligen Feme auf Roter Erde stand, in gleicher Gefahr, aber König Friedrich Wilhelm IV. bewahrte ihn nebst den darunter befindlichen steinernen Sitzen der Freischöffen vor der Vernichtung. Seitdem ragt die Linde als ein Wahrzeichen Dortmunds, als ein ehrwürdiger Zeuge der geschichtlichen Vergangenheit inmitten des modernen Getriebes der Eisenbahn auf einem Erdhügel zwischen den Schienengeleisen in die Höhe. Sie bildet mit ihrer Umgebung gewissermaßen ein Sinnbild des westfälischen Industriebezirks, worin sich Uraltgermanisches und echt Modernes vielfach berühren. In der Eingabe, welche die Dortmunder Bürgerschaft zur Erhaltung des Baumes an die Behörde gerichtet hat, heißt es: „Das Fallen der Femlinde wäre um so mehr zu bedauern, als nach allgemeiner Ueberzeugung der geplante Bahnhofsumbau bei der stetigen Zunahme des Verkehrs seinem Zwecke doch nur für fünf bis zehn Jahre genügen würde und einer gründlicheren Umgestaltung der Bahnhofsverhältnisse wieder weichen müßte. In diesem Falle wäre dann die Femlinde ganz umsonst geopfert."



Alexander Hessler.

In Straßburg, wo er viele Jahre erfolgreich gewirkt, starb am 9. Februar der in der Bühnenwelt wohlbekannte Theaterdirektor Alexander Heßler. Zu Torgau 1833 am 16. Juli geboren, wurde er Buchhändler, widmete sich aber bald der Bühne. Die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen für Deutschland weckte in ihm den Gedanken, dort die deutsche Kunst wieder zu beleben, und es gelang ihm, den damaligen höchsten Beamten des Reichslandes, den Oberpräsidenten von Moller, für seine Pläne einzunehmen. Am 27. Februar 1872 wurde er zum Direktor der deutschen und französischen Theater in Elsaß-Lothringen, in den Städten Straßburg, Kolmar, Metz und Mülhausen ernannt. Heßler blieb in dieser Stellung fast ein Jahrzehnt, und diese Periode war die Glanzzeit seines Lebens. Bald nach der Abberufung jenes



Die erste Buchdruckerpresse Johann Gutenbergs



Alexander Hessler.

Gönners, des Oberpräsidenten von Möller, ging auch er von Straßburg weg, wurde aber 1886 zurückberufen und leitete nochmals drei Jahre lang das Straßburger Theater, 1889 trat er endgültig zurück. Mit einer Gesellschaft Dilettanten machte er sich nun an die Darstellung des Herrigschen Lutherfestspiels, das er mit seiner Truppe in den verschiedensten deutschen Städten zur Aufführung brachte. Im vergangenen Jahre wirkte er als artistischer Leiter bei der Begründung des elsässischen Dialekttheaters in Straßburg mit.

Emanuel Lasker.

Die Freunde des „königlichen Spiels" haben gewiß mit Interesse vernommen, daß Emanuel Lasker, trotz seiner 32 Jahre einer der bedeutendsten Schachmeister der Gegenwart, an der Universität Erlangen auf Grund einer mathematischen Abhandlung zum Doktor der Philosophie promoviert ist, und daß ihm am gleichen Tage die goldene Medaille, die ihm der große Londoner Schachklub verliehen, überreicht wurde. Am 24. Dezember 1868 zu Berlinchen in der Mark Brandenburg geboren, ist Emanuel Lasker von Beruf Mathematiker, aber bereits als Student pflegte er mit Eifer das Schachspiel, und schon in jungen Jahren glückte es ihm, mit berühmten Meistern zu konkurrieren. In dem engeren Londoner Meisterturnier von 1892 wie im New Yorker internationalen Turnier von 1893 blieb er Sieger, und ebenso überwand er 1894 Steinitz, den unlängst von so tragischem Geschick betroffenen Schachmeister.



Phot. Schumanns Nachf., Nürnberg.

Dr. Emanuel Lasker.



Adele Sandrock als Hamlet.

Wie Sarah Bernhardt hat neuerdings auch die deutsche Tragödin Adele Sandrock den Shakespeareschen Hamlet in den für ihre Gastspiele bestimmten Rollenkreis aufgenommen. Anfänglich wegen dieses Schrittes vielfach angefochten, hat die Künstlerin doch gerade in der erwähnten Rolle große und unbestrittene Triumphe gefeiert. Adele Sandrock ist übrigens nicht der erste weibliche Hamlet auf der deutschen Bühne; die unter dem Namen Felicita von Vestvali bekannt gewordene ehemalige Sängerin und nachmalige Schauspielerin (mit ihrem richtigen Namen Anna Marie Stegemann) glänzte seit 1868 eine Reihe von Jahren in der gleichen Rolle, daneben freilich auch als Romeo und Petruchio. Aber auch diese hatte als Hamlet-Darstellerin eine Vorgängerin gehabt, die mit ihr eigentümlicherweise



Aufn. von Hofphot. Baumann, München.

Adele Sandrock als Hamlet.



Aufn. von Photogr. Stilting & Sohn, Barmen.

Bismarck-Standbild in Barmen.

den gleichen Vornamen führende Felicitas Abt, die Gattin des für die deutsche Theatergeschichte nicht unwichtigen Wanderprinzipals Abt.

Das Bismarck-Denkmal in Barmen.

Das jüngst in der Stadt Barmen enthüllte Bismarck-Denkmal ist ein Werk des Berliner Bildhauers Hugo Lederer. Auf einem dreieinhalb Meter hohen, aus schwedischem Granit hergestellten Sockel erhebt sich die Figur Bismarcks in der Interimsuniform der Halberstädter Kürassiere. Den Mantel geöffnet, hält der Altreichskanzler in der Linken den Pallasch, während die Rechte herabhängt; den linken Fuß vorsetzend, schreitet die kraftvolle Gestalt scheinbar dahin. Das Antlitz giebt die markigen Züge des Verewigten lebenswahr wieder. Auf den Stufen des Sockels zu Füßen des Reichskanzlers ruht Klio, die Muse der Geschichte, mit abgelegtem Helm und Schwert; mit ehernem Griffel trägt sie die Großthaten des gewaltigen Reichsschmiedes ins Buch der Geschichte ein. Die Kosten des Denkmals, das sich auf dem Platze vor dem alten Rathause erhebt, wurden durch freiwillige Beiträge aufgebracht, die mehr als 110000 Mark ergaben.



Für müßige Stunden.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp).

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XVI.

Von **Ed. Pelsch-Manskopf** in Frankfurt a. M.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIII:

W. 1. Ke7–d8
S. 1. f7–f6
W. 2. Ld7–f5
S. 2. Kd5–e5, e6
W. 3. Db4–e5, Lf5–e4 matt.

A.

S. 1. f7–f5
W. 2. Db1–e1
S. 2. Kd5–d6
W. 3. De3–d4 matt.

B.

S. 1. Kd5–e5
W. 2. Db4–c5†
S. 2. Ke5–e4, f6
W. 3. Ld7–f5, De5–d4 auch e4 matt.

Aufgabe XVII.

Von **Hans Stang** in Neustadt a. A.

(„Sammler".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIV:

W. 1. Lf4–e1
S. 1. Kd5–e5
W. 2. Le1–b2
S. 2. Ke5–d5
W. 3. Sf2–d3
S. 3. e4×d3
W. 4. e3–e4 matt.

A.

S. 2. Ke5–f5, f4 (f6), d6–d5
W. 3. Sf2–g4 †)
S. 3. beliebig
W. 4. Te7–f7 bezw. Lb2–a3 matt.

Aufgabe XVIII.

Von **Gotthard Heinrich** in Radowitz b. Leiperode.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XV:

W. 1. Dc8–d8
S. 1. Kd4–e3
W. 2. Sd6–f5†
S. 2. Ke3–f3, e4 (e6 ×f5)
W. 3. Dd8–a8, d3 matt.

A.

S. 1. Kd4–e5
W. 2. Dd8–e7† und
W. 3. Lg3–e1, De7×a7 matt.

B.

S. 1. La7–c5
W. 2. Dd8×f6† und
W. 3. Df6–e3 (×e5) matt.

C.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Dd8–a5 und
W. 3. Lg3-f2, Da5-c3 matt.

Partie Nr. XV.

Kürzlich durch Briefwechsel gespielt. (Nach der „Nationaltidende".)

Nordisches Gambit.

Weiß: Møller in Kopenhagen. — Schwarz: Hemme in Christiania.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	11. Th1–e1[3])	Dd8–e7[4])
2. d2–d4	**d5×d4**	12. e4–e5	Sf6–h5
3. c2–c3	**d4×c3**	13. e5×d6	c7×d6
4. Lf1–c4[1])	**c3–b2**	14. Td1–d5[5])	Sh5–f6
5. Lc1×b2	Sg8–f6	15. Td5–g5!	Ta8–c8
6. Sb1–c3	Sb8–c6	16. Ke1–b1[6])	Sc6–e5[7])
7. Sg1–f3	Lf8–b4	17. Sf3×e5	Sf6–d5
8. Dd1–e2	d7–d6	18. Lc4–b5†	Ke8–d8[8])
9. 0–0–0	Lb4×c3	19. Se5×f7†	Le6×f7
10. De2×c3	Lc8–e6[2])	20. Dc3–d2	De7–c7
		21. Tg5×d5	Aufgegeben.

[1]) Eine namentlich von dänischen Spielern empfohlene und geübte Fortsetzung, bei der Weiß im Interesse beschleunigter Entwicklung zwei Bauern opfert. Die Verteidigung gegen den Angriff ist für Schwarz durchaus nicht leicht.

[2]) Schwarz könnte hier recht gut rochieren, um 11. e4–e5 mit Sf6–e8 zu beantworten.

[3]) 11. e4–e5 ist nicht so stark, wie es den Anschein hat, es folgt Sf6–e4 (12. Dc3–e2 d6–d5 13. Lc4–b5 0–0 14. Lb5×c6 b7×c6 15. De2×e6 Ta8–b8 16. Lb2–d4 Dd8–e7) mit guten Aussichten für Schwarz.

[4]) Jetzt mußte unbedingt die Rochade erfolgen; der Textzug kompromittiert das schwarze Spiel.

[5]) Weiß manöveriert mit diesem Turm ausgezeichnet.

[6]) Notwendig, um die volle Beweglichkeit der Figuren zu bewahren. Es ist beachtenswert, wie schnell das schwarze Spiel jetzt zusammenfällt.

[7]) Falls Th8–g8, so am kräftigsten 17. Dc3–b3 (Sc6–d8 18. Sf3–d4 Tc8×c4 19. Sd4×e6).

[8]) Auf Ke8–f8 folgt 19. Se5–d7† und 20. Dc3×g7† (beziehungsweise Matt!).

Partie Nr. XVI.

Beratungspartie, gespielt zu Moskau am 5. (17.) September 1899.
Nach der „Moskauer Deutschen Zeitung".)

Wiener Partie.

Weiß: M. Tschigorin. — Schwarz: Lewitzki und Nenarokow.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	11. Sg1–f3[4])	Dd8–d7
2. Sb1–c3	Sg8–f6	12. a2–a3	0–0–0
3. f2–f4	d7–d5	13. a3×b4[5])	Le6–d5[6])
4. d2–d3[1])	e5×f4!	14. De4–e2	Td8–e8
5. Lc1×f4	Lf8–b4	15. Lf4–e3	Ld5×f3
6. e4–e5	d5–d4	16. De2×f3[8])	Sc6–d4
7. e5×f6	d4×c3	17. Df3–f2[9])	Te8×e3†
8. Dd1–e2†	Lc8–e6	18. Ke1–d1	Dd7–g4†
9. b2–b3	g7×f6[2])	19. Kd1–c1	Dg4–f4!!
10. De2–e4[3])	Sb8–c6	Weiß giebt die Partie auf.[10])	

[1]) Dies ist minder gut als die üblichere Fortsetzung 4. f4×e5.

[2]) Schwarz hat nun alle seine Figuren im Spiel und ist im Besitze eines Mehrbauern, während die Stellung von Weiß eine gedrückte ist, da alle seine Figuren unthätig sind.

[3]) Ein unglücklicher Versuch, sich Luft zu schaffen, der den verbündeten Führern der schwarzen Steine späterhin Gelegenheit zu einer glänzenden Opferkombination giebt.

[4]) a2–a3 sollte hier sofort geschehen.

[5]) Dieser wunderschöne Zug macht den Beratenden alle Ehre. Meister Tschigorin unterschätzte seine Gegner und muß nun büßen.

[6]) Auch bei 13. Lf4–e3 Le6–d5 14. De4–h4 Td8–e8 15. Ke1–f2 Dd7–e7 ist Schwarz im Vorteil.

[7]) Der Schlüssel zur Kombination.

[8]) Auch bei 16. g2×f3 Sc6–d4 17. De2–f2 Te8×e3† 18. Ke1–d1 Th8–e8 19. Ta1×a7 Kc8–b8 20. Ta7–a5 Dd7–e7 21. Lf1–h3 Te3–e2 22. Df2×d4 Te2–e1†, beziehungsweise 22. Df2–f1 De7–e3 ist das weiße Spiel rettungslos.

[9]) Schwarz dirigiert das Spiel, und Weiß hat keine Wahl in seinen Zügen.

[10]) Schwarz behandelte das Spiel in großem Stil und bewies, daß man auch gegen Tschigorin a la Tschigorin gewinnen kann.

Partie Nr. XVII.

Gespielt im theoretischen Turnier der Berliner Schachgesellschaft am 28. November 1899.

Königsläufergambit.

Weiß: A. Bauer. — Schwarz: W. Kunze.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2–e4	**e7–e5**	13. Sf3×g2	h7–g6
2. f2–f4	**e5–f4**	14. Lc1–g5	Dd8–d7
3. Lf1–c4[1])	Sg8–f6[2])	15. Lg5×f6	g7–f6
4. Sb1–c3[3])	Sb8–c6	16. Sf3–h4	Kg8–g7
5. Sg1–f3	Lf8–b4	17. Dd1–f3	Dd7–e7
6. 0–0	d7–d6	18. Sh4–f5†[6])	g6×f5
7. Sc3–d5	Lc8–g4?[4])	19. Df3–g3†	Kg7–h6
8. c2–c3	Lb4–c5†	20. Tf1–f4	De7×e4
9. d2–d4	Lc5–b6	21. Tf4×e4	f5×e4
10. Kg1–h1	0–0	22. Dg3–h4†	Kh6–g7
11. h2–h3	Lg4–h5[5])	23. Ta1–f1	f6–f5
12. Sd5×f4	Lh5–g6	24. Dh4–g5†	Aufgegeben.

[1]) Dies die für dieses Turnier vorgeschriebene Eröffnung.

[2]) Diese Verteidigungsart findet jetzt starken Anklang.

[3]) Auf 4. (oder 5.) e4–e5 erhält Schwarz mit d7–d5 ein gutes Spiel.

[4]) Bei Sf6×d5 8. c4×d5 Sc6–e5 9. Tf1–e1 0–0 10. Sf3×e5 d6×e5 11. Te1×e5 Lb4–d6 stand Schwarz vorzüglich.

[5]) Wieder kein guter Zug. Schwarz mußte auf f3 abtauschen oder nach d7 zurück. Freilich hatte Weiß jedenfalls das besser entwickelte Spiel.

[6]) Ein wohlberechnetes, glänzendes und durchschlagendes Springeropfer.

Karten-Problem.



Werden diese Karten in der richtigen Reihenfolge gelesen, so ergeben dieselben ein bekanntes Citat von Goethe.

Umstellrätsel.

Als im besten Rufe stehend
Schwerlich, leider, du mich nennst,
Wenn du auch vorübergehend
Heitre Launen an mir kennst.

Süßer Ahnungen Gefühle
Rege ich ja häufig an,
Aber meines Wesens Kühle
Hält doch wieder sie im Bann.

Niemals wird es mir gelingen,
Rings das Leben zu erneun,
Mögen andre es vollbringen,
Die sich längeren Daseins freun.

Nimm mein Haupt und laß die Zeichen,
Welche übrig, klug sich drehn,
So wirst du es leicht erreichen,
Einen Mann vor dir zu sehn,

Der, um vieler Durst zu stillen,
Sehr erfolgreich thätig ist,
Und die Kasse sich zu füllen
Dabei keineswegs vergißt. M. Sch.

Scherzrätsel.

Wer wohl dies Rätsel rät!
Wenn in ein Turngerät
Man legt ein Ei hinein,
Wird's gleich ein Vogel sein. F. M.-S.

Silbenrätsel.

Die ersten Drei, der Ruhe und dem Frieden
Von alters her, oft als Geschenk, geweiht,
Verleugnen diesen Zweck, wenn sie entschieden
Als Waffe in der Hand den grimmen Streit,
Den mancher, freilich notgedrungen, führte
Zur Wahrung seines schwer bedrohten Rechts,
Das ihm der Gegner, dem es nicht gebührte,
Entriß schon vor dem Anfang des Gefechts.
Die Vierte wird geehrt in allen Landen
Wo Ruhmeslohn dem tapfern Manne winkt;
Das Ganze liegt in unsichtbaren Banden,
Die zu zerreißen selten ihm gelingt. G. St.

Wechselrätsel.

Mit G hängt es an manchem Baum,
Mit M lag's lange einst im Traum. F. M. S.

Trennungsrätsel.

„Väterchen, es stürmt und schneit
Und der Weg zum Klub ist weit,
Bitte, laß die L'hombrekarten
Heut vergeblich auf dich warten."

„Nein, mein Kind, das geht nicht an,
Die Partie stört' ich ja dann,
Und man soll nie ein Versprechen
Ohne trift'ge Gründe brechen;

Doch laß mich nur ruhig fort,
Ich — getrennt das Rätselwort." —
Kaum ein Monat war vergangen,
Als mit ernsterem Verlangen

Töchterchen sich zaghaft näh'rt —
Wird's verweigert, wird's gewährt?
Ach, sie hat ihr Herz vergeben
Und wo wär' noch Glück im Leben,

Wenn der Vater nun verneint!
Doch er wird — das Wort vereint,
Denn es muß ihm ja gefallen,
Er, der Herrlichste von allen! M. Sch.

Anagramm.

In freundlich hellen Farbentönen,
Wie sie der Frühling neu beschert,
Versuch' ich damit auszusöhnen,
Daß süßer Duft mir nicht gewährt;

Doch wenn mein Köpfchen abgerissen,
Ein Blättchen anders nur gestellt,
So willst du nichts mehr von mir wissen
Und bebst zurück vor jener Welt

Der Finsternis, voll Angst und Grauen,
Die nach dem goldnen Sonnenlicht
Kein Menschenkind begehrt zu schauen,
Wenn einst das Aug' auf Erden bricht. M. Sch.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Ein Philologe, der am meisten
Fürs Studium der Geschichte glüht,
Möcht' wissen, was sein Schatz zu leisten
Vermag auf diesem Weltgebiet.

Das Bräutchen sein Examinieren
Läßt ruhig über sich ergehn
Und sich nicht leicht aufs Glatteis führen,
Weil sie ihm Rede weiß zu stehn.

Nur einmal, als er von dem Kämpfen
Der Polen mit den Russen spricht,
Muß sie ihr Selbstbewußtsein dämpfen,
Denn ach! sie denkt des Namens nicht

Von dem Gen'ral, der seinem Kaiser
Die Schlacht gewonnen dann und dort —
„Sieh, Liebchen, nun bin ich doch weiser,
Dir aber fällt wohl ein das Wort

Wenn ich dir sage: laß die Zeichen
Vorn und am Schluß nur stehn zu zwein
Und sich die Hand einander reichen,
Dann hörst du, wen ich lieb' allein.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Des Zahlenrätsels „Ballfächer“: Man bezeichne die Buchstaben im Fächer von links nach rechts mit den fortlaufenden Zahlen 1—12. Nun hat jeder Buchstabe seine bestimmte Zahl Werden nun alle Zahlen unten im Schema dementsprechend in Buchstaben verwandelt und statt der Punkte die Vokale gesetzt, so erhält man die Worte: „Auf zum Tanz, Prinz Carneval ist nun da!“

Des Umstellrätsels: Rubens — Buren.

Des Worträtsels: Auswendig.

Des Repertoire-Rätsels: Basantasena.

Des Silbenrätsels: Gadebusch.

Briefmappe.

H. v. R. in B. Wird uns willkommen sein, doch konnten wir eine „umgehende“ Erledigung nicht zusichern.

M. L. in F. Die Thee-Spardose „Triumph“ ermöglicht ein ganz genaues Abmessen für jegliche Portion Thee, von einer Tasse an, und bildet zugleich einen gefälligen Schmuck für Buffett oder Wandbrett.

Langjähriger Abonnent in D. Sind noch zahlreich vorhanden. Genaue Auskunft erteilt Ihnen die kirchliche Behörde Ihrer Heimat

K., 798. Alles das finden Sie ausführlich behandelt in dem trefflichen Werk von General Dr. Albert von Pfister „Das deutsche Vaterland im 19 Jahrhundert“ (ein Band von 740 Seiten, elegant gebunden M. 8.—, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Anna in Livland. Vielleicht erhalten Sie Auskunft vom Letteverein in Berlin.

O. L. in K. Sie erhalten genaue Anleitung durch das Buch „Der Wasserarzt für Haus und Familie“ von Dr. med. Wagner (Minden i. W., Wilhelm Kohler). Zahlreiche Abbildungen dienen zur näheren Veranschaulichung

E. G. Reval. An den Bürgermeister unter Beifügung der Briefmarke für Antwort.

E. M. in O. Die Künstlerpostkarten mit farbigen Ansichten der Heimstätten berühmter Personen in Wien sind im Verlag von Philipp & Kramer daselbst erschienen. Es sind darin bedeutende Künstler, Tonmeister und Dichter vertreten.

L. K 100. 1. und 2. Mögen Sie sich direkt an die Leitung einer Technischen Hochschule wenden. 3. Unseres Wissens neben Berlin noch Darmstadt und Karlsruhe, doch dürften weitere nachfolgen. 4. Nein.

M. Schm., Freiberg. Dankend empfangen.

Anonymus in B. Nach der künstlerischen Seite ist unser Urteil von dem Ihrigen nicht weit entfernt, aber an den Thatsachen läßt sich doch nicht rütteln.

Max B. in Hbg. Ein Verzeichnis spannend geschriebener Romane und Novellen von Robert Byr, Johannes von Dewall, August Niemann, Anton von Perfall, Gregor Samarow und vielen andern zu ganz ungewöhnlich niedern Preisen erhalten Sie auf Verlangen von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart kosten- und portofrei. Ihre Adresse wollen Sie gefälligst genau angeben.

A. T. in Cz. Nur von einem Fachmann werden Sie zuverlässige Auskunft erhalten können.

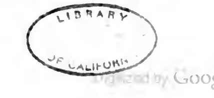
E. R in R. Das vielgenannte „Volkslied von Transvaal“ Dichtung und Musik von Frau C. F. van Rees, ist, für Singstimme und Klavier gesetzt, im Verlage von B. Schotts Söhne in Mainz erschienen. Das Heft bringt sowohl den deutschen wie den holländischen Text.

Martha H. in Z., Rudolf F. in Wien, H. B in München C. St. in F., Ludwig J. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Franz H. in St. J. Das Gewünschte ist vielleicht durch die Firma Schleüßner in Frankfurt am Main (Geschäft für Optik und Feinmechanik) zu erfahren.

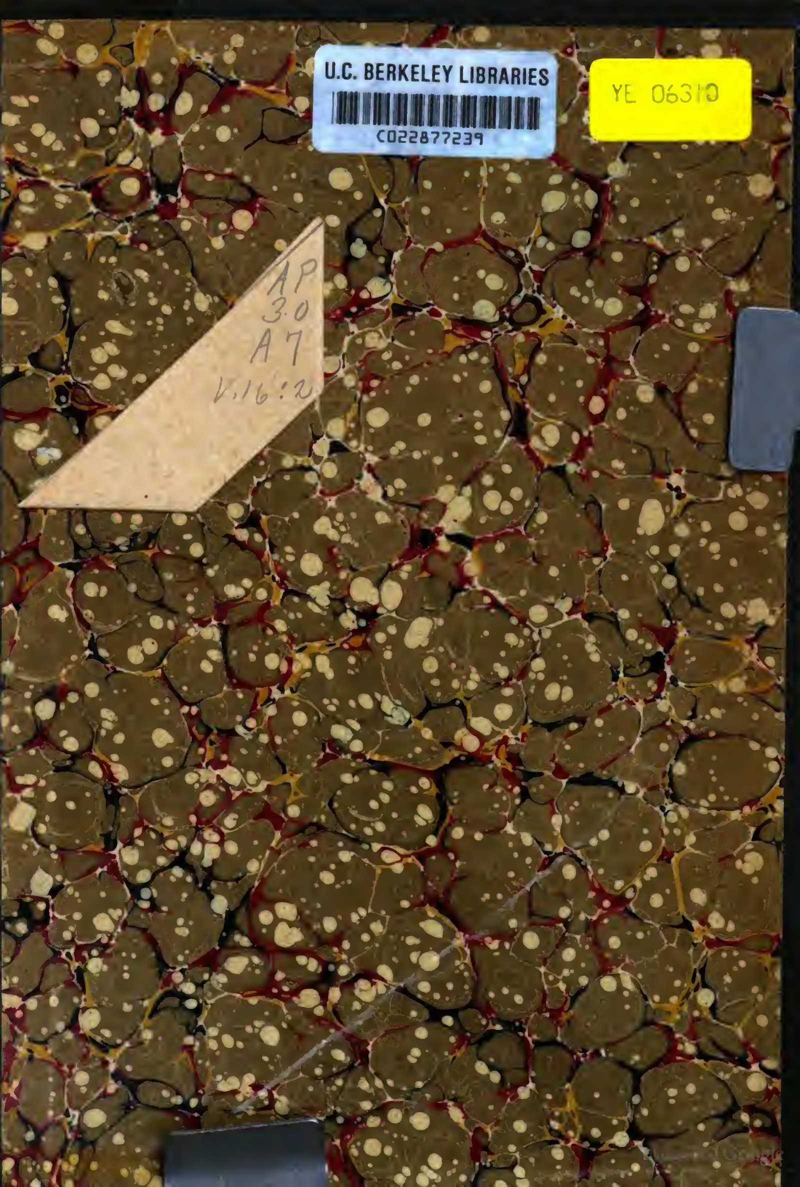
E. F. in G. Zum schnellen Herausfinden der Noten empfiehlt sich der von König & Comp. zu Köln hergestellte „Blitz-Musikalienordner“ aufs beste. Er ermöglicht durch einfache und sinnreiche Anordnung das Herausgreifen der Tonstücke von 24 Komponisten, falls man nicht durch Unterbringen zweier oder mehrerer Stücke in einem Fache diese Zahl noch erweitert. Uebersichtlich hat man die Titel und Verfasser der Tonstücke auf dem Deckel des Notenordners.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022877239
YE 06310
AP
3.0
A7
v.16:2

